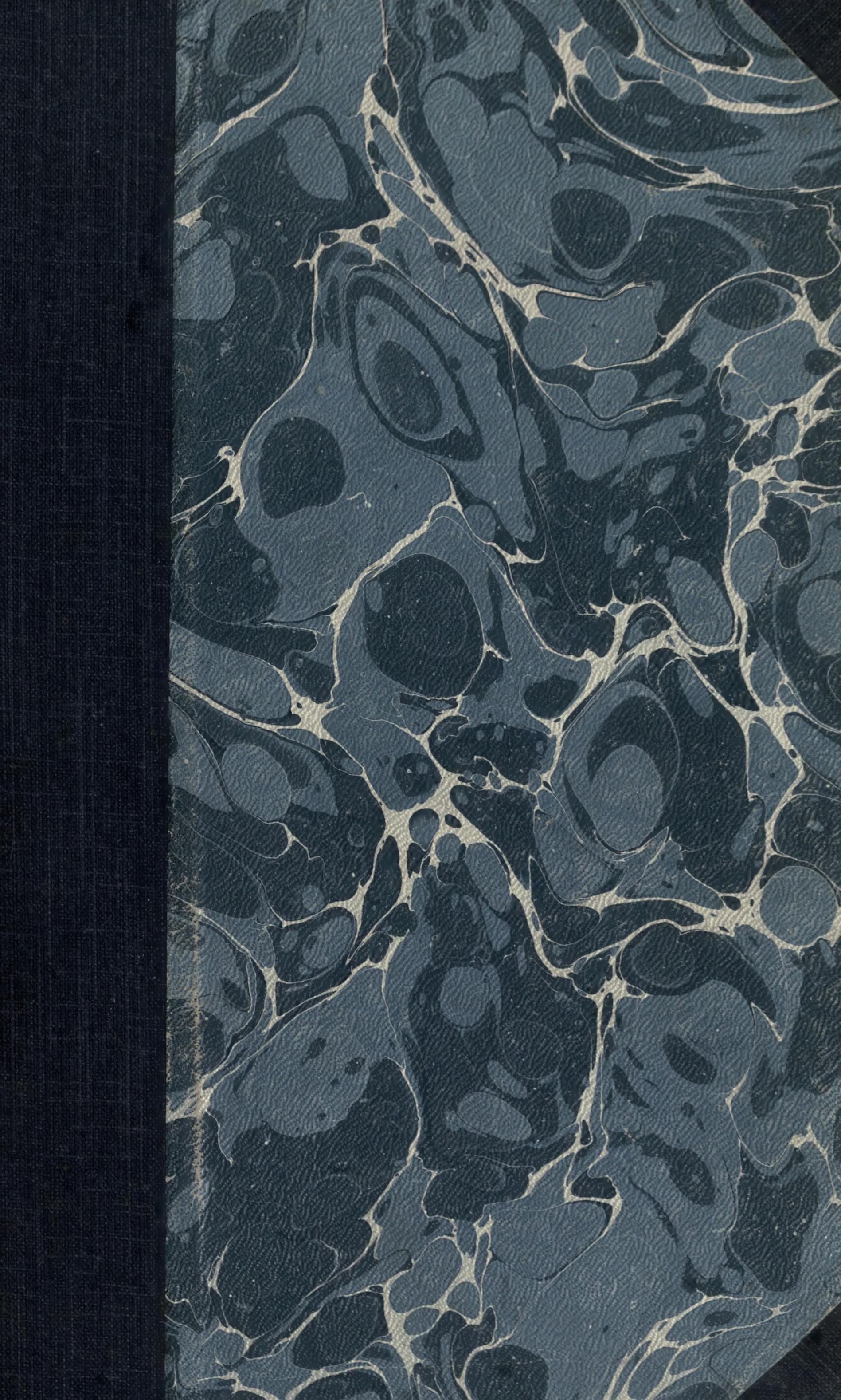
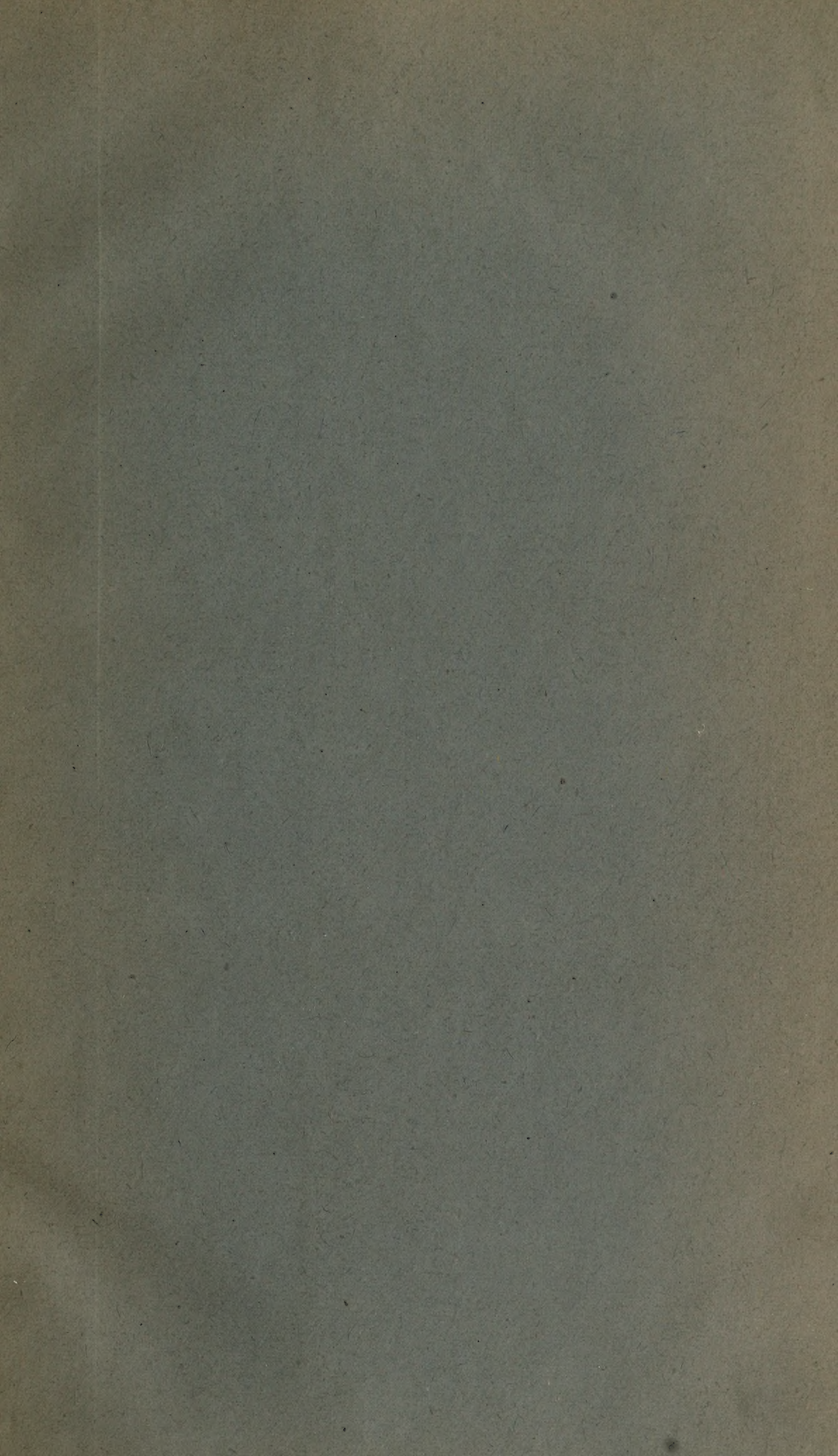
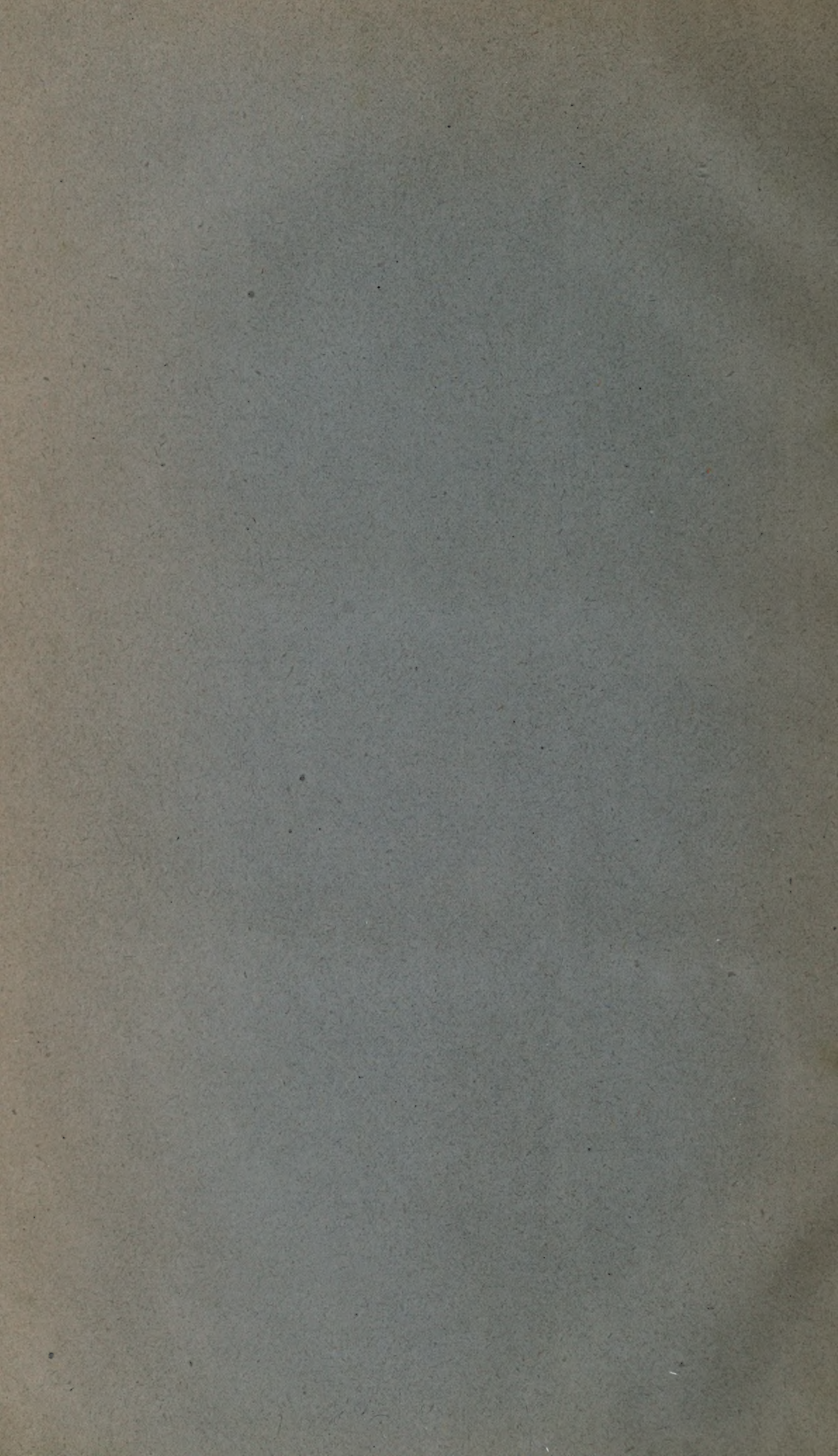






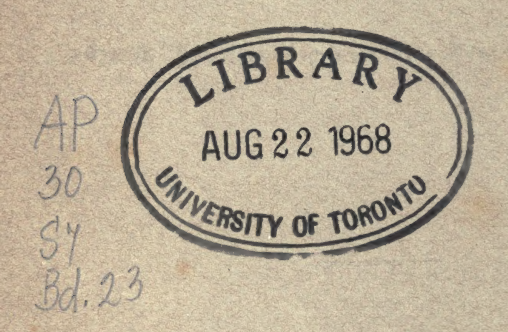


Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Dreiundzwanzigster Band.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1882.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.



Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt des dreiundzwanzigsten Bandes.

Recensionen.

Miscellen.

P. P.

Alle in den „Stimmen aus Maria-Laach" **genannten und recensirten Bücher, Broschüren und Bilder** des **In- und Auslandes** sind in der unterzeichneten Buchhandlung theils **vorräthig**, theils durch dieselbe in kürzester Zeit zu beschaffen, und werden einlaufende Bestellungen alsbald ausgeführt.

Freiburg (Baden).

Literarische Anstalt.

Zur Charakteristik des officiösen Staatssocialismus.

Anarchie und Despotismus, Revolution und Dictatur sind die beiden Extreme, zwischen denen die Völker Europa's unruhig hin- und herschwanken, seitdem sie die feste Grundlage des Christenthums verlassen haben. Diese ewige Pendelschwingung von einem Extrem in das andere zeigt sich nicht bloß im äußeren Verlauf der Völkergeschichte, sondern auch im Reiche der Ideen. Bald ist es die Idee der unbeschränkten Freiheit, welche Alles beherrscht und der Zeit ihre Signatur aufdrückt, bald tritt wiederum die Idee der bindenden Gewalt des Staates, Unterwerfung gebietend, in den Vordergrund. Selbstverständlich ist im Reiche der Ideen der gänzliche Umschwung ein viel langsamerer, als in der äußeren Geschichte, weil dieselben längere Zeit gebrauchen, um die breiten Massen zu durchdringen, und selbst nur allmählich durch neuauftauchende verdrängt werden können.

Bis vor Kurzem war es die Idee des freien, von jeder höheren Autorität losgelösten Individuums, welche alle Gebiete zu beherrschen schien. Aus dem gänzlichen Abfall von Gott und der göttlichen Weltordnung folgt von selbst das Rousseau'sche Princip: „Alles, was von der Natur kommt, ist gut." Hieraus ergibt sich weiter der Grundsatz: man befreie das menschliche Individuum von jeder künstlichen Fessel und überlasse es sich selbst in der freiesten Entfaltung seiner natürlichen Kräfte und Triebe. Dieß war der Grundgedanke, von dem aus man die gesammte gesellschaftliche Ordnung construirte und dem unbewußt alle Gebiete der Wissenschaft und Praxis huldigen mußten. Auf dem politischen Gebiete hat er uns die Volkssouveränetät und den reinen Rechtsstaat, in der Philosophie die Kant'sche Autonomie der Vernunft, in der Nationalökonomie das sogen. Manchesterthum gebracht.

Der materialistischen Zeitströmung entsprechend wurde das volkswirthschaftliche Gebiet am meisten von den neuen Ideen angesteckt. Hier machte sich ein förmlicher Leibniz'scher Optimismus breit. Nicht ohne

Salbung wissen die Physiokraten zu schildern, wie die Natur vom Schöpfer so eingerichtet sei, daß jedes Individuum nur seinen natürlichen, egoistischen Trieben und Anlagen zu folgen brauche, um unbewußt zur Herstellung der socialen Harmonie, ja der besten Weltordnung mitzuwirken. Daher galt es als oberstes Problem der Nationalökonomie, die das volkswirthschaftliche Leben beherrschenden Naturgesetze aufzufinden, und jede Einmischung des Staates in die Volkswirthschaft wurde als ein unbefugter Eingriff in diese Naturgesetze und eine schädliche Störung derselben gebrandmarkt. Diesen Ideen zuliebe wurden die schützenden Wälle, welche eine verständigere Zeit um die socialen Institutionen gelegt, beseitigt und dem Individuum der freieste Spielraum zur Entfaltung seiner Naturtriebe geöffnet.

Und das Resultat? Wir wollen gewiß nicht läugnen, daß die Entfesselung der selbstsüchtigen Leidenschaften uns vielleicht um einige Erfindungen auf materiellem Gebiete reicher gemacht und dem Luxus neue Hilfsquellen eröffnet hat. Aber die Schattenseiten daneben! Das großartige Massenelend, die stets wachsende Unsicherheit der immensen Mehrheit des Volkes in Bezug auf die elementärsten Lebensbedingungen! Und vor Allem die unabsehbaren Massen der „Enterbten", welche sich mit Dynamit und Pulver bewaffnen und drohend den Tag blutiger Vergeltung verkünden. Kein Wunder, daß augenblicklich das Manchesterthum mit seinen Naturgesetzen sich immer mehr zurückzieht und daß selbst die extremsten Anhänger der „classischen" Nationalökonomie mit Hand an's Werk legen, um das durch ihre Lehren schadhaft gewordene sociale Gebäude auszubessern.

Aber, fast ohne es zu merken, sind wir durch die Wucht der Reaction in das gegentheilige Extrem getrieben worden. Lautete früher der Wahlspruch: „Freies Individuum, Selbsthilfe" — so ist heute die Parole: „Solidarität und Staat". Ja, der Staat gilt heute als die Panacee für alle Gebrechen der Gesellschaft. Der Staat soll die atomisirte Gesellschaft, den formlosen Sandhaufen von Individuen wieder zu einem gegliederten Ganzen zusammenfassen, durch seinen allmächtigen Hauch beleben und zum vollkommenen Erdenglück hinführen. Um das Individuum von der freien Concurrenz, diesem allgemeinen Kampf um's Dasein, zu erlösen und seine Existenz zu retten, hält man es für nöthig, einseitig die Solidarität im Staate zu betonen, und läßt schließlich das Individuum ganz im Staate aufgehen.

Am stärksten und einseitigsten findet diese Solidarität ihren Aus-

druck im socialistischen Volksstaat, wie ihn die deutschen Socialdemokraten erstreben. Der socialistische Staat ist, folgerichtig durchgeführt, nichts als eine große, einheitlich organisirte und für Alle obligatorische Productivgenossenschaft. Er ist der einzige Eigenthümer aller Productionsmittel; er bestimmt das Maß und die Gattung des zu Producirenden, um so der Productionsanarchie zu steuern; er organisirt die Arbeit und vertheilt das Arbeitspensum an einen Jeden, ohne Jemanden zu gestatten, sich den gemeinsamen Lasten zu entziehen. Er vertheilt die Producte nach Maßgabe der geleisteten Arbeit. Er ordnet und regelt endlich die gesammte Erziehung des Volkes. Eine größere Gewaltherrschaft über das Individuum ist kaum denkbar; dieselbe wird auch um kein Haar dadurch gemildert, daß sie nicht durch einen einzelnen Menschen, sondern durch die Gesammtheit des Volkes ausgeübt wird.

So weit wie die Socialisten gehen nun allerdings die Übrigen, welche sich ebenfalls den Kampf gegen das individualistische Manchesterthum zum Ziele setzen, nicht. Aber das kann heute wohl kaum mehr zweifelhaft sein, daß Viele von ihnen die Bedeutung des Staates für das gesammte sociale Leben in ungebührlicher Weise betonen und ihm eine Rolle zutheilen, welche mit der berechtigten individuellen Freiheit unverträglich ist. Es ist offenbar eine leichte, aber gewiß nicht die rechte Art, gegen die Ausschreitungen der Freiheit des Individuums dadurch zu kämpfen, daß man sie ganz oder zum großen Theil vernichtet.

Diejenigen, von denen wir reden, nennen sich selbst Staatssocialisten. Der Name soll wohl andeuten, daß zwischen ihnen und den Socialisten eine gewisse Ideenverwandtschaft bestehe. Und in der That, sie wollen den „berechtigten Kern" im Socialismus von der schädlichen Umhüllung befreien und jenen bewahren, diesen aber entfernen. Die Absicht ist gewiß zu loben. Aber das ist gerade die heikle Frage, worin der „berechtigte Kern" bestehe, den Fürst Bismarck im Socialismus fand.

Eine genaue Begriffsbestimmung des Staatssocialismus zu geben, ist natürlich heute noch eine schwierige Aufgabe. Wir haben es eben mit einer großen, weitverbreiteten Bewegung und Geistesrichtung zu thun, welche die verschiedenartigsten Elemente in sich begreift und, weil sie der Gegenwart angehört, der Unbestimmtheit und beständigen Wandelbarkeit alles noch im Werden Begriffenen unterworfen ist. Außerdem scheinen selbst die Hauptvertreter des Staatssocialismus, mit dem Reichskanzler an der Spitze, sich sehr unklar zu sein über die ganze Tragweite und Bedeutung ihrer Tendenz. Wollen wir versuchen, aus den unbestimmten

und verschwommenen Umrissen an der Hand der öffentlichen, staats-socialistischen Kundgebungen einige charakteristische Merkmale herauszuheben, so glauben wir folgende namhaft machen zu müssen.

Der jetzt hoffähige Staatssocialismus hat mit dem Socialismus das gemein, daß er die Lösung der großen socialen Frage in ihrem vollen Umfange fast oder ganz ausschließlich vom Staate erwartet. Wir glauben nicht, daß nach den Hauptvertretern der neuen Richtung das Christenthum eine große Rolle zu spielen bestimmt sei. Höchstens wird verlangt, daß die christliche Fahne auf dem Staatsgebäude wehe und wohlangebrachte Inschriften dem Wanderer das praktische Christenthum verrathen. Im Übrigen ist der Staat das Alpha und Omega. Von ihm erwartet man Heil und Segen, ihm wird die Pflicht und das Recht zuerkannt, die ganze Gesellschaft auf volkswirthschaftlichem und politischem Gebiete ebenso wohl als auf dem höheren Gebiete des Unterrichts und der Religion so umzugestalten und zu reorganisiren, wie es ihm zum Wohl der Gesammtheit nützlich erscheint. Zur leichteren Erreichung ihrer Ziele erstreben die Anhänger dieser Richtung die möglichste Stärkung der Staatsgewalt und deßhalb auch die Erweiterung der Beamten-Bureaukratie und der Militärmacht und die Verstaatlichung von Verkehrsmitteln und ganzen Industriezweigen. Auch das Unterstützungs- und Versicherungswesen soll in immer ausgedehnterem Maße an die Organe der Staatsgewalt übergehen und aus staatlichen Mitteln besorgt werden. Der Staat soll durch Umgestaltung der Productionsverhältnisse und durch progressive Vermögenssteuer der schreienden Ungleichheit in der heutigen Besitzlage abhelfen und das Loos des gemeinen Mannes so aufbessern, daß auch er am Sonntage sich seines Huhnes im Topfe erfreuen mag. So glaubt der Staatssocialismus dem Socialismus die Waffe der staatlichen Fürsorge für jede Noth zu entwinden und ihm dadurch den scheinbar berechtigten Vorwand und den Halt zu entreißen.

Zur Zeit des Kampfes gegen den Fortschritt in der Conflictsperiode soll Fürst Bismarck wiederholt mit Lassalle vertrauliche Abendunterhaltungen gepflogen und von dem geistreichen Gesellschafter Manches gelernt haben. Der „eminent monarchisch" gesinnte Agitator sollte die Arbeiter, in denen der Fortschritt (Schultze-Delitzsch) die Wurzeln seiner Kraft hatte, dem Fürsten dienstbar machen. Zum Entgelt soll er verschiedene arbeiterfreundliche Zusagen erhalten haben, unter anderen auch das später gewährte allgemeine directe Wahlrecht. Daß die Zusagen sich enge an

die Ideen und Pläne des Arbeiterkönigs anschlossen, ist mehr als wahrscheinlich. Lassalle's Intimus und Testamentsvollstrecker, Lothar Bucher, wurde Geheimrath beim Reichskanzler. Braß, ein anderer Socialist, wurde Redacteur der „Nordd. Allg. Zeitung" und soll Liebknecht aufgefordert haben, socialdemokratische Artikel für das freiwillig gouvernementale Organ zu schreiben. R. Meyer, der bekannte Geschichtschreiber der Emancipations-Bewegung, will sogar wissen, durch Herrn Geheimrath Bucher sei dem Vater der Internationale, K. Marx, eine Redacteurstelle bei dem „Preußischen Staatsanzeiger" angeboten worden. Wie dem auch sei, so viel scheint gewiß, daß dem Reichskanzler reichlich Gelegenheit geboten war, sich mit Lassalle'schen Ideen bekannt zu machen, und es mußte ihm um so leichter sein, sich mit dem „berechtigten Kern" derselben zu befreunden, als Lassalle seine Pläne innerhalb des nationalen Rahmens und zunächst auf dem Wege der reformatorischen Gesetzgebung des preußischen Staates verwirklichen wollte[1].

Die auswärtige Politik und später der Culturkampf lenkten die Aufmerksamkeit von den volkswirthschaftlichen Reformen ab. Aber der in Folge der Gründerjahre und religiösen Wirren immer drohender zu Tage tretende wirthschaftliche Bankerott, sowie die von Jahr zu Jahr höhergehenden Fluthen der Socialdemokratie mahnten wieder dringend an den wirthschaftlichen Ausbau des neuen Reiches im Innern. Ganz natürlich besann sich Fürst Bismarck wieder der früher empfangenen Anregungen. Von Neuem sollten die Arbeiter durch Verheißungen von arbeiterfreundlichen Reformen um die Regierung geschaart werden. Auf diese Weise hoffte man einerseits der dem Kanzler von jeher wenig sympathischen „republikanischen" Fortschrittspartei die Lebenswurzeln zum guten Theil zu entziehen und andererseits die Socialdemokratie zu spalten und positiv zu bekämpfen. Beides mußte natürlich — und darum handelte es sich wohl zumeist — auf eine Stärkung der Staatsgewalt und des monarchischen Princips hinauslaufen. Unter der Firma des praktischen Christenthums konnte es dem Reichskanzler nicht schwer fallen, eine starke Partei für seine Ideen zu gewinnen, um so mehr, da dieselben mit den in Preußen seit jeher traditionellen Begriffen von dem Wesen und den Aufgaben des Staates übereinstimmten. Zudem hatte eine nicht unbeträchtliche Zahl volkswirthschaftlicher Autoritäten durch ihre Schriften weithin den preußischen Boden für die staatssocialistischen

---

[1] Der Emancipationskampf des vierten Standes, Bd. I. S. 67.

Pläne bearbeitet. Wir erinnern nur an Marlo, Robbertus, Dühring, R. Meyer, Prof. A. Wagner und Samter, um von den übrigen zahmeren Kathedersocialisten gar nicht zu reden. Endlich kam noch zur elften Stunde der „Verein für Socialreform", die eigentliche Partei der „Staatssocialisten", mit den Predigern Todt und Stöcker an der Spitze, welche selbst vor einem Jahre erklärten, abdanken zu können, seitdem der Reichskanzler in ihr Fahrwasser eingelenkt und ihre Arbeit übernommen habe.

Im Gesagten ist nun auch der wesentliche Unterschied zwischen Socialismus und Staatssocialismus zur Genüge angegeben. Letzterer will ja den ersteren bekämpfen und die heutige Gesellschaftsordnung mit ihrem Privateigenthum und ihren Ständen im Wesentlichen erhalten. Daher ist er auch in Preußen durchaus monarchisch und nebenbei auch ein Bischen christlich. Der Socialismus dagegen will den extremsten republikanischen Volksstaat und haßt das Christenthum mit dem siebenten Gebote als seinen Todfeind.

Ob nun den Staatssocialisten die Bekämpfung des Socialismus gelingen werde, das ist allerdings eine andere Frage. Wir fürchten, es möchte ihnen ergehen, wie einst jenen katholischen Theologen, welche, um Hegel mit seinen eigenen Waffen zu bekämpfen, theilweise dessen Principien adoptirten und ein gutes Stück Weg mit ihm zusammengingen. In der That, der Staatssocialismus hat zu seiner stillschweigenden Voraussetzung das Princip: der Staat hat das Recht, Alles zu thun, was ihm zum Wohl der Gesammtheit nützlich erscheint. Daraus ergibt sich dann für den Staat auch die Pflicht, von seinem Rechte ausgiebigen Gebrauch zu machen und seine Fürsorge für alle Lebenskreise, so weit es bei der heutigen Gesellschaftsordnung möglich ist, auszudehnen, und zwar nicht bloß auf dem Wege der Gesetzgebung, sondern auch auf dem der Verwaltung, ja selbst durch directe Betheiligung an der Production. Damit stehen wir auf einem Boden, von dem man folgerichtig zum Socialismus gelangen muß. Wir sagen nicht, daß die Anhänger des Systems, von dem wir reden, theoretisch das Princip aufstellen, der Staat sei allmächtig, oder er dürfe wenigstens Alles thun, was ihm zum Gesammtwohle ersprießlich dünke. Manche derselben würden vielleicht beide Sätze mit Entrüstung zurückweisen. Aber ihr praktisches Vorgehen hat wenigstens den zweiten Grundsatz, welcher die Staatsallmacht in milderer Form ausspricht, zur stillschweigenden Voraussetzung. Wann fiele es je unseren Staatssocialisten ein, sich zu fragen: Hat der Staat das Recht,

dieses oder jenes zu thun? Treten sie nicht alle bei jeder Gelegenheit principiell für die Erweiterung und Stärkung der Staatsgewalt und die Ausdehnung und Kräftigung der Bureaukratie ein? Stimmen sie nicht geschlossen für die Verstaatlichungen nicht nur der Verkehrsmittel, sondern auch ganzer Industriezweige, sobald die etwaigen volkswirthschaftlichen Bedenken beseitigt sind? Befürworten sie nicht alle die Erhaltung und Stärkung des Militarismus mit seinen gewaltigen Geld- und Blutsteuern, seiner allgemeinen Wehrpflicht, seinen unzähligen Kasernen, Festungen, Arsenalen und den vielen von ihm gefährdeten Lebensberufen? Ist es nicht eine Thatsache, daß Manche es für unvereinbar mit der Majestät des Staates erklärten, gewisse völkerrechtliche und durch feierliche Königsworte garantirte Rechte zu achten und sich überhaupt durch Verträge zu binden? Haben nicht im Culturkampf die Propheten des Staatssocialismus ebenso wohl als die übrigen Culturkämpfer von den unveräußerlichen Oberhoheits- und Majestätsrechten des Staates über die Kirche geredet und, so lange Aussicht auf Erfolg war, den Katholiken entgegengehalten, die Abschaffung auch nur eines Jota von dem absoluten Kirchenregiment der Maigesetze sei unter der Würde des Staates? Ja, wurde nicht sogar den Katholiken auf ihre Klagen über Verletzungen von verfassungsmäßig und völkerrechtlich garantirten Rechten erwidert, es gebe keine Rechte im Staate, außer denen, welche der Staat anerkenne? War damit nicht das von Kant aufgestellte und seither von den meisten deutschen Philosophen vertretene Princip ausgesprochen, der Staat sei die einzige Rechtsquelle, außer dem Staat gebe es kein Recht? Und stehen wir damit nicht principiell auf dem Boden der Staatsallmacht?

Wir könnten hier noch auf das von den Staatssocialisten befürwortete staatliche Schulmonopol hinweisen und mit Recht folgern, daß, wer dem Staat die Befugniß zuerkennt, den Eltern das Recht der freien Erziehung ihrer Kinder zu nehmen, und nicht nur das Maß, sondern auch die Gattung der gesammten nationalen Erziehung von der Elementarschule bis zur Universität hinauf nach Belieben zu regeln, folgerichtig auch dem Staat das Recht der Bevormundung auf allen andern, tieferstehenden Gebieten zuerkennen muß. Doch der angeführte Beichtspiegel genügt, um unsere Staatssocialisten bei aufrichtiger Selbstprüfung zu überzeugen, daß sie dem Staat praktisch das Recht einräumen, Alles zu thun, was ihm zum Wohl der Gesammtheit nützlich erscheint. Wie wahr diese praktische Anerkennung ist, beweist auch die Haltung der Staats-

socialisten den verschiedenen Verstaatlichungs-Projecten der Regierung gegenüber.

Nehmen wir zum Beispiel das Tabakmonopol. Die Art und Weise, wie über dasselbe im Reichstage und in der Presse debattirt wurde, ist recht bezeichnend für die in den weitesten Kreisen herrschenden Ideen von der Staatsgewalt. Worüber wurde hauptsächlich gesprochen? Darüber, ob die Einführung des Monopols mehr wirthschaftliche Vortheile als Nachtheile dem gesammten Staat, besonders aber diesem oder jenem Landstrich bringen werde. Auch die politischen Bedenken des Monopolprojectes wurden eingehend erörtert. Die Rechtsfrage dagegen, ob der Staat das Recht habe, das Monopol einzuführen und viele Tausende zu expropriiren, wurde meist nur im Vorübergehen gestreift, ja von officiöser Seite als ganz selbstverständlich vorausgesetzt. Und doch hätte unseres Erachtens diese Frage an erster Stelle erledigt werden müssen. Es handelt sich ja nicht um die Einführung eines Monopols auf einem Gebiete, dessen sich die Privatthätigkeit noch nicht bemächtigt hat, sondern um die Beseitigung einer bestehenden, ausgedehnten Privatindustrie. Hat nun der Staat das Recht, das Monopol ohne Einwilligung der Betroffenen einzuführen, die vorhandene Privatindustrie zu vernichten und Tausende auf dem Zwangswege zu expropriiren, bloß aus dem Grunde, weil dieß für die Gesammtheit nützlich ist oder wenigstens der Regierung nützlich erscheint? Wer diese Frage bejaht, der dürfte auch nichts mehr dagegen einwenden, wenn es dem Staat einfiele, morgen sämmtliche Waldungen, übermorgen sämmtliche Eisenbahnen, die nächste Woche sämmtliche Verkehrsmittel und nach 14 Tagen sämmtliche Bergwerke zu verstaatlichen, vorausgesetzt, daß er die Überzeugung von der Nützlichkeit dieser Maßregeln gewonnen habe und die Mehrheit der Volksvertreter ihr Amen dazu sage. Man kann nicht einwenden, der Staat gewähre ja den vom Monopol Getroffenen eine Entschädigung. Selbst wenn diese Entschädigung eine genügende wäre, so dürfte die Expropriation nur im Falle der Nothwendigkeit stattfinden. Damit der Staat zu einer Zwangs-Enteignung berechtigt sei, muß dieselbe entweder zum Bestand und zur Sicherheit der Gesammtheit dringend nothwendig sein, oder aber es muß wenigstens einem verhältnißmäßig geringen Privatinteresse ein so schwerwiegendes und dringendes Bedürfniß der Gesammtheit gegenüberstehen, daß man die Enteignung als moralisch nothwendig erklären kann. Mathematische Grenzen lassen sich hier natürlich nicht ziehen. Aber an dem genannten Princip muß man fest-

halten. Wo man dasselbe verläßt, betritt man den Boden des Socialismus und befindet sich auf einer Bahn, wo ein Ende der Expropriationen sich gar nicht absehen läßt.

Doch diese gesammte Rechtsfrage spielte, wie gesagt, eine vollständig untergeordnete Rolle. Der Beweis der dringenden Nothwendigkeit des Tabakmonopols für das Wohl der Gesammtheit wurde kaum ernstlich versucht und wäre wohl schwer zu erbringen gewesen. Dagegen wurden die volkswirthschaftlichen Vortheile und Nachtheile gegeneinander abgewogen. Ist dieß nicht ein Beweis, daß man dem Staat das Recht einräumt, Alles zu thun, was ihm für sich selbst oder für die Gesammtheit nützlich erscheint? Und mit Hilfe dieses gefährlichen Grundsatzes läßt sich leicht der ganze platonische Idealstaat aufbauen und auch das letzte Recht der Individuen, Familien und Gesellschaften beseitigen. Das „Gesammtwohl" ist ein unersättliches Danaidenfaß. Auf Grund des Gesammtwohles wollen ja auch die Socialisten ihre Organisation durchführen. Nach ihrer Ansicht ist es für das Gesammtwohl nützlich, daß die Arbeitsmittel ausnahmslos in den Besitz der Gesellschaft übergehen und gemeinschaftlich benutzt werden. Wenn nun das Gesammtwohl dem Staat das Recht zu Allem gibt, so könnte man es den Socialisten nicht verargen, wenn sie die Kammermehrheit eines Landes benützen wollten, mit dem Privateigenthum an Arbeitsmitteln gründlich aufzuräumen.

Darin hat der Staatssocialismus allerdings Recht, daß er dem Staat nicht bloß die Rolle eines Polizisten oder Nachtwächters zuweist, der nach den Spitzbuben zu fahnden und den Staatsbürgern den ruhigen Schlaf zu ermöglichen hat. Auch nach dem hl. Thomas und den katholischen Philosophen und Theologen soll die Staatsgewalt in positiver Weise für das Wohl der Gesammtheit Sorge tragen. Aber damit ist ihr nicht das Recht eingeräumt, Alles zu thun, was zu diesem Wohle nützlich und dienlich scheint. Es gibt zahlreiche *natürliche* Rechte der Individuen und Familien, welche der Staat nicht gegeben hat und deßhalb auch nicht nach Belieben aufheben darf, um das Gesammtwohl zu befördern. Ebenso gibt es *positive*, historische Rechte, welche im Laufe der Zeit entstanden sind und die der Staat ebenfalls nach Möglichkeit zu achten und zu schützen hat. Endlich hat Gott unmittelbar selbst die *Kirche* als vollkommene, selbständige Gesellschaft zum ewigen Heil der Menschen eingesetzt und mit den dazu nöthigen Rechten und Gnadenmitteln ausgerüstet. Der Staat hat sie als solche anzuerkennen und in der Erfüllung ihrer göttlichen Sendung nicht nur nicht zu hindern, son=

dern zu schirmen und zu unterstützen. Es gibt somit zahlreiche Rechte, welche die Befugnisse der Regierung beschränken und über die sie sich nicht unter dem Vorwand des Staatswohls hinwegsetzen darf. Thut sie es doch, so huldigt sie praktisch der Staatsallmacht, und der Socialismus braucht sich nur ihrer Principien zu bemächtigen, um auch mit dem Privateigenthum und den übrigen Resten der heutigen Gesellschaftsordnung fertig zu werden.

Der Staat hat sich ferner bewußt zu bleiben, daß er in seiner Sorge für das Wohl der Gesammtheit der persönlichen Initiative möglichst den Vortritt zu lassen hat. Er soll erst dort eingreifen, wo es sich um Erreichung von Gütern handelt, welche ihrer Natur nach den privaten Kräften unzugänglich sind und ein directes öffentliches Interesse bilden. Er soll, so weit es angeht, Allen die freie Entwicklung möglich machen oder, was dasselbe sagt, er soll die Bedingungen setzen, damit alle socialen Lebenskreise in seinem Bereiche sich frei und ungehemmt entfalten können. Die Staatsgewalt soll gewissermaßen als neutrale Macht über den verschiedenen socialen Gruppen stehen, sie alle schützend und ihnen die Mittel und Vorbedingungen der freien Selbstbethätigung gewährend. Sie hat somit eine schützende und ergänzende, bezw. nachhelfende Aufgabe. Diese Aufgabe soll die Staatsgewalt auf dem Wege der Gesetzgebung, und nur so weit es die Ausführung derselben nothwendig erheischt, auf dem Wege der Verwaltung und der präventiven und strafenden Polizei lösen.

Die oberste Staatsgewalt ist also nach der heutigen Lage wohl berechtigt, im Wege der Gesetzgebung den Handwerkern, welche sich erfahrungsgemäß gegen die Übermacht der Concurrenz nicht zu wehren vermögen, durch eine schützende Organisation (Innungen oder Zünfte) die Bedingungen der gesicherten und gedeihlichen Existenz zu verschaffen, ihnen in ihrer Gesammtheit die freie Selbstbethätigung zu ermöglichen. Aber es versteht sich von selbst, daß diese Organisation nicht der directen staatlichen Verwaltung zu unterstellen ist; das wäre eine unnütze und deßhalb auch ungerechtfertigte und schädliche Bevormundung. Es ist eine ganz schiefe Auffassung des Staates, wenn man ihm alle möglichen Aufgaben zur directen Besorgung überweist. Und dieß gilt auch von den Gebieten, wo an und für sich das gesetzliche Eingreifen des Staates berechtigt ist.

In dieser Überweisung der verschiedensten Lebensaufgaben an die Staatsgewalt mit ihren Beamtenlegionen besteht auch einer der haupt-

sächlichsten Charakterzüge des Staatssocialismus. Nach den Anhängern dieser Richtung soll der Staat nicht bloß Versicherungs- und Unterstützungskassen aller Art gesetzlich anordnen, sondern dieselben durch Staatsbeiträge zum Theil unterstützen und die Verwaltung in seine eigenen Hände nehmen. Er soll weiterhin selbst als Producent auftreten, ganze Industriezweige in Beschlag nehmen, die Privatproducenten theilweise aus dem Felde schlagen, um dann auf die Regelung der Löhne und der Arbeitszeit einen maßgebenden Einfluß zu gewinnen. Auch in Bezug auf die Verkehrsmittel soll er sein Eigenthumsrecht und seine Thätigkeitssphäre immer mehr ausdehnen. Wir halten das für eine ganz ungesunde Tendenz, welche mehr, als man glaubt, die Selbstthätigkeit und Energie des Volkes lähmen und dasselbe daran gewöhnen wird, sich im Bewußtsein der eigenen Unfähigkeit in jeder Noth und Gefahr des Leibes und der Seele an den Vater Staat zu wenden. Daß diese ganze Richtung den Bestrebungen des Socialismus sehr dienlich und förderlich ist, liegt auf der Hand. „Alles," sagt A. Schäffle[1], „was die Massen als ein Ganzes abrichtet, was centralisirt, was öffentliche Zusammenfassung der Einzelkräfte im größten Maßstabe in sich schließt, das hat etwas dem Socialismus durchaus Verwandtes. Die angeführte Stelle (aus Marx, über die stets zunehmende Concentration der Kapitalien) zeigt, wie klar und unerschrocken der Letztere auf die Schulung durch moderne Kapital- und Staatswirthschaft rechnet. Man möge also ihm gegenüber vor Allem nicht ruhig auf die Bajonette und jene politische Concentration rechnen, die gerade der Socialismus eventuell am allermeisten und ausgiebigsten als Mittel seiner ersten Einführung zu benutzen gezwungen ist."

Es bedarf wohl keines ausführlichen Beweises, daß die von den Staatssocialisten befürwortete Centralisation namentlich in Bezug auf die Verstaatlichungen und die Einmischung der Staatsverwaltung auf allen Gebieten des geistigen und materiellen Lebens eine Gefahr für die politische und religiöse Freiheit enthält. Die Verstaatlichung der Verkehrsmittel und ganzer Industriezweige, sowie die Errichtung von Staatskassen zur Unterstützung und Versorgung der Kranken, Armen, Wittwen und Waisen möchte in rein monarchischen Staaten politisch weniger bedenklich sein. In constitutionellen Staaten dagegen, wo die Bezeichnung der höchsten, gesetzgebenden Gewalt den allgemeinen Wahlen

[1] Quintessenz des Socialismus, 1879, S. 10.

anheimfällt, stellt sie die politische Freiheit vollständig in Frage; denn in solchen Staaten ist die politische Freiheit wesentlich durch die Freiheit und Unabhängigkeit der Wahlen bedingt. Wer diese angreift, untergräbt die Grundlage der politischen Freiheit. Man denke nur an das sogen. französische System, wie es unter dem dritten Napoleon gehandhabt wurde.

Bedarf es nun eines langen Beweises, daß der Staatssocialismus mit seiner centralisirenden Tendenz und seinen Verstaatlichungen einen großen Theil der Wähler in directe Abhängigkeit von der Staatsregierung bringt? Man denke nur an die zahlreichen Legionen, welche die Verstaatlichung der Eisenbahnen dem ohnehin schon so zahlreichen Beamtenstand bereits zugeführt hat und noch zuführen wird. Und wie unendlich wird erst der Beamtenstand sich vermehren, wenn ganze Industriezweige in den directen Staatsbetrieb übergehen werden, wenn die Arbeiter in der Tabakindustrie und in den Bergwerken sich als Staatsbeamte fühlen werden? Wer dieses unabsehbare Heer von Beamten überschaut und bedenkt, daß die Staatssocialisten gar keine Grenzen anzugeben wissen, wo die Verstaatlichungen aufhören sollen, der wird in dem staatssocialistischen Gebahren eine ernste Gefahr für die politische und damit auch für die religiöse Freiheit erblicken. Denn die religiöse und die politische Freiheit hängen heute auf das Innigste zusammen. Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur nach Frankreich und Belgien hinüberzublicken. Auch unsere katholischen Beamten aus der Blüthezeit des Culturkampfes könnten uns hierüber manches Interessante erzählen.

Aber wie? Haben wir denn nicht die feierlichsten Verheißungen von den berufenen Vertretern der Regierung, daß man die Wahlfreiheit wie die zarteste Treibhauspflanze schützen und pflegen werde? Wir wollen hier gewiß keine Zweifel an der Aufrichtigkeit dieser Versprechungen erwecken. Aber sind nicht auch die Männer der Regierung aus Lehm gebaut? Können nicht auch an sie Versuchungen herantreten, denen sie nicht gewachsen sind? Es können Umstände kommen, wo der Sirenengesang gar zu verführerisch in die Tiefe lockt. Es gilt dieß namentlich von kritischen Momenten, wo der Wahlerfolg entscheiden soll, ob das Staatsruder und die fettesten Staatspfründen in den bisherigen Händen verbleiben oder an Andere übergehen sollen. Was aber noch entscheidender ist, die jetzt am Steuerruder befindlichen Männer werden über kurz oder lang den Weg alles Fleisches gehen; dann treten Staatsmänner an ihre Stelle, welche entweder die Verheißungen vergessen haben oder

aber ihren Vorgängern kein Recht zuerkennen, die Nachfolger durch Versprechungen zu binden.

Übrigens, selbst den besten Willen der Regierung für alle Zukunft vorausgesetzt, wer will genau entscheiden, wie weit die berechtigte Wahlfreiheit sich erstrecke und wo die Agitation beginne? Wurde doch ein Beamter wegen der bloßen Unterzeichnung eines Wahlaufrufes gemaßregelt. Die Beamten sollen den Entstellungen der Regierungsvorlage und den gegen die Regierung ausgestreuten Verleumdungen entgegentreten. Aber wo hören die sachlichen Kritiken auf und wo beginnen die Entstellungen? Was sieht die Regierung als eine Verleumdung und eine Entstellung an? Hier sind tausend Klippen, an denen die Wahlfreiheit kläglich scheitern oder wenigstens schwer geschädigt werden kann. Wir wundern uns deßhalb, daß manche Abgeordnete so leichten Herzens für die Verstaatlichungen stimmen und dadurch die Freiheit der Volksvertretung untergraben helfen.

Noch ein Bedenken gegen unseren officiösen Staatssocialismus bleibt uns zu erörtern. Vielleicht ist es das schwerwiegendste von allen. Wir meinen dessen einseitigen Appell an die Staatsgewalt mit Übergehung der Kirche. Alles Heil wird vom Staat erwartet. Der Staat soll uns jetzt das Glück bescheren, welches uns das Manchesterthum mit seinem freien Spiel der wirthschaftlichen Kräfte nicht verschaffen konnte. Aber wir fürchten, an dieser Außerachtlassung des religiösen Factors, besonders der katholischen Kirche, werden die vielen staatssocialistischen Reformpläne des Reichskanzlers und seines Gefolges armselig scheitern. Auch in der socialen Frage gilt das Wort: „Wenn der Herr das Haus nicht baut, arbeiten die Bauleute umsonst.“ Es gibt einmal sowohl für den Einzelnen als für die gesammte Gesellschaft auch in irdischer Beziehung kein wahres Heil, außer in Christus. Gerade das ist ja der Grund der ewigen Unsicherheit und der nie endenden Umwälzungen in den modernen Staaten, daß sie die christliche Grundlage verlassen haben und nun die Gesellschaft eine Beute der niedrigsten, selbstsüchtigen Parteileidenschaften geworden ist.

Wir wollen freilich nicht alle Staatssocialisten als gleichschuldig verurtheilen. Es gibt unter den sogen. conservativen Protestanten die verschiedensten Schattirungen und Nüancen. Im Großen und Ganzen aber vermögen uns all die schönen Redensarten von dem „praktischen Christenthum“ und dem „christlichen Staat“ nicht zu täuschen über die Thatsache, daß unsere officiösen „Christlich-Socialen“ der Kirche nur die unter-

geordnete Stellung einer Polizeianstalt zur Aufrechthaltung des Gehorsams und der Steuerwilligkeit der Unterthanen zuweisen. Sie verkennen gänzlich den ersten und wichtigsten Factor zu einer gedeihlichen Neubelebung und Reorganisation der Gesellschaft. Das Christenthum hat uns die ganze Civilisation geschenkt, deren die abendländischen Völker sich über ein Jahrtausend erfreuten. Es hat heute noch dieselbe Kraft, wie ehedem. Freilich, das sogen. „reine Evangelium" hat sich bisher fast nur im Niederreißen und Umstoßen stark erwiesen. Wir begreifen, daß Staatsmänner, welche nur dieses „Evangelium" kennen und von der katholischen Kirche nicht mehr wissen, als weiland Dr. Falk, auf das Christenthum wenig Vertrauen setzen. Aber noch steht die katholische Kirche da, fest auf dem Felsen gegründet, groß und mächtig, reich an Mitteln und Triebfedern zu großen socialen Neuschöpfungen. Noch immer — und darüber darf kein praktischer Staatsmann sich die Augen verschließen — ist sie die erste moralische Macht der Welt. Wem es daher wahrhaft ernst ist mit der Lösung der socialen Frage, von dem müssen wir verlangen, daß er die Kirche in ihren göttlichen, auch durch völkerrechtliche Verträge garantirten Rechten schütze und ihr in Erfüllung ihrer socialen Mission die freieste Hand lasse. Wie viele herrliche Anstalten besaß die katholische Kirche in Deutschland, bevor die Stürme des Culturkampfes über sie hereinbrachen, Anstalten, in denen geräuschlos, aber in wahrhaft praktischer und überaus segensreicher Weise an der Lösung der socialen Frage gearbeitet wurde. Was ist heute aus den zahlreichen Ordensniederlassungen geworden, wo die christliche Charitas in der Verborgenheit ihre herrlichsten Triumphe feierte? Manche sind vernichtet, andere durch die hemmendsten Gesetze und Verordnungen gelähmt. Wo sind jetzt die trefflichen Erziehungsanstalten der religiösen Genossenschaften, denen die katholischen Eltern so gern ihre Kinder zu einer gottesfürchtigen Erziehung anvertrauten? Alle stehen leer und die Lehrkräfte wurden gezwungen, in der Fremde die Duldung zu suchen, welche sie daheim nicht fanden. Wie sieht es mit der Seelsorge aus? In wie vielen Gemeinden nimmt die religiöse Verwahrlosung in Folge des Priestermangels in erschreckender Weise zu! Der Züricher „Socialdemokrat" rühmte sich vor einiger Zeit der Fortschritte, welche gegenwärtig der Socialismus in dem früher ihm fast unzugänglichen Rheinland und Westphalen mache. Die zunehmende religiöse Verwilderung wird ohne Zweifel in der Zukunft noch mehr als bis jetzt der Socialdemokratie den Boden ebnen. Denn der Mangel an Seelsorgern wird mit jedem Tage fühl-

barer werden, weil die Anstalten zur Heranbildung des Klerus vernichtet und zahlreiche Berufe zum Priesterstand durch den Culturkampf geknickt sind. Was ist ferner aus den vielen herrlichen Vereinen und Congregationen geworden mit ihrem segensreichen Einfluß auf die geistige und materielle Hebung der verschiedensten Stände des Volkes? Sehr viele wurden unterdrückt oder sind durch den Mangel an ausreichenden Hilfskräften lahmgelegt.

Wer hat all diese Anstalten und Vereine vernichtet? Wer hat durch die Austreibung der Ordensgenossen und die Verhängung des Sperrgesetzes dem katholischen Volke für jedes Jahr die schwersten pecuniären Opfer und Verluste auferlegt? Kann es denen, welche mit dem Aufgebot aller ihrer Kräfte seit Jahren an diesem Zerstörungswerke gearbeitet haben und dasselbe nach Möglichkeit fortzusetzen suchen, wirklich ernst sein mit der Unterstützung der Nothleidenden, mit der wirthschaftlichen und religiös-sittlichen Hebung des Volkes, von denen sie so salbungsvoll zu reden wissen? Oder sollte man nicht vielmehr auf die Vermuthung kommen, daß bei vielen all diese Manipulationen mit der socialen Frage in erster Linie nur eine politische Machtfrage seien und die hineingeflochtenen religiösen Anmuthungen nur als Verzierung und als Deckmantel für die Staatsallmacht dienen sollen?

Wir wiederholen: Wer bei fortdauernder Knechtung der Kirche durch Gesetz und Polizei die sociale Frage zu lösen und bessere Zeiten herbeizuführen sucht, der täuscht sich, und mögen ihm auch Unzählige als einem praktischen Staatsmann Weihrauch streuen. Wird nicht von allen Seiten zugegeben und von vielen Staatssocialisten selbst nachdrücklich hervorgehoben, daß der tiefste Krebsschaden, welcher am Marke der heutigen Gesellschaft nagt, die immer mehr überhandnehmende Gier nach maßlosem Gewinn und Genuß und die stetig wachsende Gewissenlosigkeit und Unredlichkeit ist? Wo ist die Quelle des modernen Agiotagen-Unwesens und Gründerthums, der betrügerischen Bankerotte, des schmachvollen Wuchers, und wie die landläufigen Diebstähle im Großen alle heißen mit ihren ruinirten Existenzen, ihren wirthschaftlichen Krisen und Selbstmorden? Nehmen diese Verbrecher nicht in gleichem Maße zu, als die Religiösität abnimmt? Und woher das rothe Gespenst, das heute in den europäischen Staaten unheimlich umherschleicht, das Thron und Altar zugleich bedroht und dem ein gekröntes Haupt nicht mehr gilt, als der Spatz auf dem Gartenzaun?

Nur unbegreifliche Verblendung sieht nicht ein, daß Gottentfremdung

und Irreligiösität die tiefste Wurzel all der Übel ist, welche die gesammte Gesellschaft so schwer bedrohen, und daß somit die erste Vorbedingung zur Anbahnung besserer Zustände die Wiederbelebung und Stärkung der religiösen Gesinnung im Volke ist.

Victor Cathrein S. J.

Zur Weltanschauung alter Culturvölker.

Unter den Wissenschaften, welche unser Jahrhundert mit den großartigsten Erfolgen gefördert hat, gibt es mehrere, welche ihm zugleich erst ihr Dasein verdanken. Unter diesen ragt die vergleichende Sprachwissenschaft hervor. Trotz ihrer Jugend hat sie sich bereits die Sympathien aller gelehrten Kreise erworben. Denn die Arbeiten, welche in ihrem Dienste von den besten Kräften mit unverdrossenem Eifer übernommen und ausgeführt wurden, waren mit ebenso glänzenden als wichtigen Resultaten gekrönt. Diese kamen nicht nur den Philologen von Fach zugute, sondern zogen auch mit Recht die Aufmerksamkeit der Historiker, Philosophen und Theologen auf sich, welche alle der jungen Wissenschaft manches neue Licht zu verdanken haben. Allerdings war, wie bei allem Menschlichen, so auch hier der Mißbrauch nicht ausgeschlossen. Es wurde bereits in den ersten Bänden dieser Zeitschrift (Bd. I. S. 405 ff.; Bd. II. S. 224 ff., 406 ff., 519 ff.) gezeigt, wie der kaum erstandene Darwinismus auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft „Freibeuterei“ getrieben hat. Gegenwärtig wird in der sogenannten „vergleichenden Religionswissenschaft“, die freilich als Wissenschaft sich ihr Existenzrecht erst noch zu erobern hat, mit wirklichen oder angeblichen Resultaten der vergleichenden Sprachwissenschaft nicht selten Mißbrauch getrieben. Aber davon wollen wir heute absehen, um uns einzig an einigen Früchten zu laben, welche dieselbe erst in allerjüngster Zeit zur Reife gebracht hat.

Drei Wörter sind es, deren richtiges Verständniß uns — Dank den Bemühungen moderner Linguisten — die tiefsten Einblicke in das Geistesleben dreier der ältesten Culturvölker eröffnet. Wir werden durch sie in die graue Vorzeit zurückversetzt und sehen, mit welchen Gedanken und Gefühlen die alten Inder bereits tausend Jahre vor Christus und

noch früher zum Himmel aufschauten und diese Erde betrachteten, auf welche Weise sie Ursache und Zusammenhang des Universums sich erklärten, welche Ideen zur Beurtheilung der sichtbaren und unsichtbaren Welt für sie maßgebend waren. Das Gleiche nehmen wir bei den Eraniern (dem alten Perservolke) und den alten Ägyptern wahr, nur mit dem Unterschiede, daß wir sicher sind, bei letzterem Volke mit unseren Beobachtungen bis in eine noch entferntere Vergangenheit zurückzuschreiten. Jene drei Wörter geben uns einen und denselben Begriff, und zwar einen derartigen, daß dessen Tragweite für die gesammte Weltauffassung sofort in die Augen springt: es ist der Begriff der Ordnung.

1. Beginnen wir mit den alten Indern. Bei ihnen begegnet uns das Wort *rita*.

Über die etymologische Bedeutung desselben äußert sich der berühmte Indologe Max Müller [1] also: „*Rita* ist ein Particip des Wortes *ri*, welches den Sinn entweder von eingefügt, passend, festgesetzt, oder von gegangen, Gang, beim Gehen innegehaltener Weg haben mag. Ich ziehe meinerseits die zweite Ableitung vor.“ [2] Damit stimmt der gelehrte Vedist Alfred Ludwig vollkommen überein, wenn er sagt: „Das Wort (längst von Professor Roth in seiner vedischen Bedeutung richtig erkannt) *rita* (persisch arta, ‚wahr, gut‘, baktrisch areta) bedeutet auch im Veda [3]

---

[1] Allgemein anerkannt sind die hohen Verdienste dieses Gelehrten, die er sich um die Erforschung der heiligen Bücher der Inder, aber auch überhaupt um die Sanskrit-Literatur und um die vergleichende Sprachwissenschaft erworben hat. Wir werden uns darum wiederholt auf die Resultate dieser seiner Studien zu stützen haben. In der vergleichenden Religionswissenschaft hingegen und insbesondere in seinen religionsphilosophischen Anschauungen kann Max Müller eine gleiche Autorität nicht beanspruchen, und wir behalten uns vor, die letzteren später einmal eingehender zu besprechen.

[2] F. Max Müller, Vorlesungen über den Ursprung und die Entwicklung der Religion, mit besonderer Rücksicht auf die Religionen des alten Indien. Zweite unveränderte Auflage. Straßburg 1881. S. 274.

[3] Veda ist bekanntlich der Name für die heiligen Schriften des alten Indien. Der ganze Veda umfaßt vier Sammlungen, die aus verschiedenen Zeiten stammen: den *Rig*-Veda, den Yajur-Veda, den Sâma-Veda und den Atharva-Veda. Der bei weitem wichtigste ist der Rig-Veda, jene Sammlung von über tausend heiligen Hymnen, die ihren Ursprung bis in die Khandas-Periode (d. i. etwa vor 1000 v. Chr.) hinaufleiten und in der Mantra-Periode, also ungefähr zwischen 1000 und 800 v. Chr., zu jener Sammlung vereinigt wurden. S. Max Müller a. a. O. S. 173 ff. Ausführlicheres bei Weber, Akademische Vorlesungen über indische Literaturgeschichte. Berlin 1852.

‚richtig, wahr, gut‘ (ursprünglich, was seinen [natürlichen und daher richtigen] Gang genommen hat) von der Verbalwurzel *ri*, ari, arî, ‚gehen‘.“[1]

Max Müller ist der Ansicht, daß *ri*ta zunächst gebraucht wurde, um die geordnete Bewegung der Sonne und der übrigen Himmelskörper zu bezeichnen. Das Wandeln, das Fortschreiten, die große tägliche Bewegung der Sonne oder der Pfad, den sie täglich vom Aufgang bis zum Untergang innehält, sei im prägnanten Sinne als die rechte Bewegung, als der gerade Weg betrachtet worden[2]. Der Rig-Veda ist in der That reich an Stellen, an denen *ri*ta zur Bezeichnung des Weges gebraucht wird, den die Sonne und ihr vorauseilend die Morgenröthe täglich zu machen haben. So lesen wir über die Morgenröthe: „Diese, die Tochter des Himmels, ward erblickt in Licht gekleidet ganz und gar von Osten; richtig geht sie nach dem Pfade der Ordnung, als eine Kundige verfehlt sie die Himmelsgegend nicht.“[3] Ganz ähnlich heißt es anderswo: „Bunt ist sie, sehr hoch; indem sie sichtbar macht ihren Körper von Osten aus, geht sie richtig nach den Weg der Ordnung; gleichsam kundig, verfehlt sie die Weltgegenden nicht.“[4] Eine andere Stelle lautet: „Aufgegangen ist die Morgenröthe, die Himmelgeborene, auf dem richtigen Pfad; ihre Größe offenbarend ist sie gekommen; Nachstellung und das verhaßte Dunkel hat sie verscheucht.“[5] Der Aufgang der Sonne bewirkt, daß der Pfad des *ri*ta mit Strahlen umgeben wird: „Der Ordnung Pfad ward bespannt mit Strahlen.“[6]

Auch der Lauf der Flüsse ist ein Weg des *ri*ta, ein richtiger Weg

---

[1] Alfred Ludwig, Die philosophischen und religiösen Anschauungen des Veda in ihrer Entwicklung. Prag 1875. S. 15. — Hier wie auch in dem größeren Werke desselben Verfassers: Der Rig-Veda oder die heiligen Hymnen der Brâhmana (Prag 1876—1881. Bd. III. S. 284), setzt Ludwig *ri*ta in Parallele zum lateinischen rīte und rītus. Dagegen bemerkt Max Müller: „Man hat häufig versucht, das sanskritische *ri*tu, Jahreszeit, und *ri*ta, festgesetzt, regelmäßig, besonders nach seiner Anwendung auf den Lauf der Himmelskörper und die Ordnung der alten Opfer, zu identificiren mit dem lateinischen rīte, heiligem Brauche gemäß, und rītus, die Form und Art religiöser Ceremonien. Aber lateinisches rī entspricht niemals sanskritischem *ri*, welches thatsächlich eine Kürzung von ar oder ra ist und deßwegen im Lateinischen durch or, er, ur und seltener durch re vertreten wird. Dagegen scheint es ohne Schwierigkeit möglich, das lateinische ordo mit unserer Wurzel ar oder ri zu verbinden, und Benfey hat gezeigt, daß ordo, ordinis einer Sanskritform *ri*-tvan entsprechen würde“ (a. a. O. S. 283). Im Griechischen entspricht ἄρτι-ος (ἀρετή) der Form arti, ariti.

[2] A. a. O. S. 274.

[3] Rig-Veda, I. 124, 3.

[4] Rig-Veda, V. 80, 4.

[5] Rig-Veda, VII. 75, 1.

[6] Rig-Veda, I. 136, 2.

ein Weg der Ordnung[1]. Himmel und Erde haben ihr *rita*[2]. So dürfen wir denn wohl mit Ludwig sagen: „Was wir zunächst unter *rita* zu denken haben, ist der regelmäßig normale Verlauf derjenigen Veränderungen in der sichtbaren Welt, die das Gedeihen von Menschen, Thieren und Pflanzen bedingen . . . Das *rita* durchdringt die ganze Welt; der Lauf der Flüsse, die Bewegung der Gestirne, der Wechsel der Jahreszeiten sind seine Manifestationen.“[3]

Die alten Inder sahen und betrachteten die Ordnung des Weltalls nicht gedankenlos. Woher diese Ordnung? war eine Frage, die sich mit Nothwendigkeit ihrer Vernunft aufdrängte. Dieselbe Vernunft war auch mit der Antwort bereit. Und zwar bedurfte es nicht eines tiefen, philosophischen Nachdenkens, um die Ordnung auf einen Ordner zurückzuführen. Der Ordner aber, zu welchem die Ordnung des Weltalls hinleitete, war die Gottheit, welcher die alten Inder die Hervorbringung und Beherrschung der ganzen Welt zuschrieben. Diese Stellung nimmt Varuna (Varu*n*a) im Götterkreise der alten Inder ein. Wie er als Gott des allumfassenden Himmels gedacht wird, zu dessen Bereiche Sonne, Mond und Sterne, die Erde mit ihren Bergen und Flüssen und dem sie umgebenden Luftraum gehören: so gilt er auch als der Schöpfer der ganzen von ihm umschlossenen Welt[4]. „Die größten kosmischen Functionen,“ sagt der jüngst verstorbene, um die vedischen Studien hochverdiente Muir, „werden dem Varuna zugeschrieben. Im Besitze unbeschränkter Macht hat dieses göttliche Wesen Himmel und Erde ausgemessen und erschaffen; es erhält sie und ist überall als oberster Lenker zugegen.“[5] In einem Hymnus des Rig-Veda heißt es von ihm: „Ich bin König Varuna; mir wohnen bei die ersten Göttereigenschaften; des Varuna Willen folgen die Götter; ich herrsche über das Volk der obersten Sphäre . . . . Durch meine Macht besteht dieß Weltenpaar, weit, tief und schöngestaltig, . . . kundig schuf ich alle Wesen, Himmel und Erde, und erhielt sie.“[6] Varuna ist deßhalb auch der Urheber der Ordnung im Weltall. Seinen Satzungen ist es zu danken, daß Sonne, Mond und Sterne die richtige Bahn wandeln, daß Tag und Nacht in stetem Wechsel sich folgen, daß die Ordnung der

---

[1] Vgl. Rig-Veda, II. 28, 4.

[2] Vgl. Rig-Veda, I. 185, 6; III. 54, 3.

[3] Die philosophischen und religiösen Anschauungen des Veda. S. 16. 17.

[4] Vgl. Alfred Hillebrandt, Varuna und Mitra. Breslau 1877. S. 70 ff.

[5] Contributions to a Knowledge of the Vedic Theogony and Mythology (Journal of the Royal Asiatic Society, 1865, p. 80).

[6] Rig-Veda, IV. 42, 2. 3.

Jahreszeiten niemals gestört wird. Über die Bahn der Gestirne sagt ein Sänger des Rig-Veda: „Breit hat König Varuna den Pfad für die Sonne nachzugehen gemacht . . . . Jene Gestirne, die in der Höhe angebracht sind, Nachts sind sie sichtbar; wohin doch sind sie des Tages gegangen? Unverletzt sind des Varuna Gesetze; leuchtend wandelt der Mond in der Nacht.“[1] Wiederholt ist von den Gesetzen des Varuna die Rede, durch welche er die Ordnung des Weltalls aufrecht hält. Ein Sänger des Rig-Veda preist Varuna in den Worten: „Auf dich sind wie auf einen Berg gestellt deine unerschütterlichen Gesetze, o Unbethörbarer.“[2] Sehr häufig erhält Varuna das Epitheton: „dessen Gesetze fest sind“[3]. Selbst wenn Varuna in Verbindung mit Mitra, dem alten Sonnengotte, besungen wird, wobei das hohe Himmelszelt als ein lichtdurchflossenes gedacht wird, an dem die Sonne ihre Bahnen wandelt, erscheinen beide als das Princip der Ordnung des Universums. In dieser Eigenschaft werden sie gepriesen als „die beiden, die beherrschen den Raum auf dem Himmel und auf der Erde“[4], als „die beiden Könige, der großen Ordnung Hüter“[5]. Sie werden angerufen mit den Worten: „Auf eurem Pfade der Ordnung, Mitra und Varuna, möchten wir wie zu Schiffe über die Wasser, so über die Gefahren hinwegkommen.“[6] An andern Stellen wird der Ausdruck sogar gehäuft, indem der Sänger die beiden Gottheiten z. B. anredet: „Der Ordnung entsprechend, in der Ordnung geboren, Mehrer der Ordnung“[7], oder: „Die vermöge der heiligen Ordnung sind Mehrer der Ordnung, Fürsten des Lichtes der Ordnung, als diese rufe ich Mitra und Varuna.“[8] Auch dort, wo die Mythologie mit ihrem Schlingwerk die großen, reinen Ideen dichter umrankt, leuchten diese dennoch deutlich genug hervor, um erkennen zu lassen, wie tief und kräftig sie in den Herzen der alten Inder Wurzel geschlagen hatten. Dieß möge jene Stelle beweisen, an der Mitra und Varuna als die Kinder der großen Göttermutter Aditi also gefeiert werden: „Euch zwei als Schützer des Alls, als Götter selbst unter den Göttern zu verehren, als Ordnungsmäßige von heiliger Kraft verehre ich. So sind denn Mitra und Varuna mit starker Geisteskraft wie Wagenlenker, die von Alters her trefflichen Kinder, die am rechten Wandel festhalten.

---

[1] Rig-Veda, I. 24, 8. 10. [2] Rig-Veda, II. 28, 8.
[3] Vgl. Hillebrandt a. a. O. S. 74.
[4] Rig-Veda, VII. 64, 1. [5] Rig-Veda, VII. 64, 2.
[6] Rig-Veda, VII. 65, 3. [7] Rig-Veda, VII. 66, 13.
[8] Rig-Veda, I. 23, 5. Vgl. auch V. 63, 1; I. 163, 5.

Die beiden Allwissenden, Großen hat zur Ausübung ihrer Göttermacht die Mutter, die große, *rita*-reiche Aditi geboren. Die Mächtigen, Mitra und Varuna, die Allherrscher, die Götter, die Asura, die Ordnungsvollen verkünden hehr die hohe Ordnung .... Die herab vom hohen Himmel wie auf Heerden schauen, die ordnungsvollen Allherrscher sind zur Anbetung eingesetzt. Die beiden Ordnungsvollen haben sich niedergelassen zur Allherrschaft, die fest die Satzungen haltenden Herrscher traten die Herrschaft an."[1] Auf ähnliche Weise werden auch sonst in der Mythologie der alten Inder viele göttliche Potenzen „durch *rita* vom Himmel her geboren" genannt, so daß Himmel und Erde, Götter und Menschen dem Einflusse des *rita* unterstellt sind[2].

Im Ideenreiche vernunftbegabter Wesen ist der Schritt von der physischen Ordnung zur moralischen nicht gar groß. Und so darf es uns nicht Wunder nehmen, daß wir im Veda neben den zahlreichen Stellen, an welchen *rita* als die Ordnung der physischen Welt auftritt, auch vielen anderen begegnen, wo *rita* das Ordnungsgemäße in der moralischen Welt bezeichnet. Ja wir dürfen schlechthin sagen: auf diesem Gebiete ist *rita* der Begriff des moralisch Guten, an*rita* der des moralisch Bösen. Der Pfad des *rita* ist auch hier der richtige Pfad, d. h. der Pfad der guten Handlung. In diesem Sinne sagt ein vedischer Dichter: „Ich folge dem Pfade des *rita* auf rechte Weise."[3] Von Übelthätern dagegen heißt es, sie träfen nicht auf den Weg des *rita*[4]. Varuna, der Gründer und Behüter der Gesetze, nach denen die physische Ordnung im Kosmos sich abspielt, ist auch der Urheber der moralischen Satzungen, durch die er die Menschen zu einem rechten Wandel anleitet. Varuna, und häufig auch hier wieder neben ihm Mitra, wacht sodann über die Aufrechthaltung der Ordnung: er sieht die Gedanken, Worte und Thaten der Menschen, er schirmt und belohnt die Guten, straft aber die Bösen mit schwerer Fessel und Ungemach aller Art[5]. Dieser Glaube spricht sich an vielen Stellen des Rig-Veda, besonders in den an Varuna (und Mitra) gerichteten Hymnen aus. So heißt es von Varuna und Mitra: „Aufspürer vieler Gottlosigkeit sind Mitra, Varuna, Aryaman, weil in der Ordnung Hause aufgewachsen sind die kräftigen Söhne der

---

[1] Rig-Veda, VIII. 25, 1—3. 7. 8.

[2] Vgl. Alfred Ludwig, Die Mantra-Literatur und das alte Indien. Prag 1878. S. 289.

[3] Rig-Veda, X. 66, 13. [4] Vgl. Rig-Veda, IX. 73, 6.

[5] Vgl. Hillebrandt a. a. O. S 75.

Aditi, die Unbethörbaren. Diese, die Unbethörbaren, Mitra und Varuna, machen durch ihre Fähigkeiten selbst den Thoren einsichtig, und um so mehr wohleinsichtige Geisteskraft führen sie wandernd auf glücklichem Pfade sogar durch Bedrängniß. Diese ohne Unterlaß auf Himmel und Erde achtend, führen den Unverständigen."[1] In einem Hymnus an Varuna fleht der Sänger, sich seiner Schuld bewußt, um Gnade und schließt dann mit dem Versprechen: „Gleichwie ein Sklave will ich dem Gnädigen dienen, sündenrein dem strengen Gotte; es erleuchtete der edle Gott die Verblendeten; dem Weisen hilft der noch weisere Gott zu Reichthum."[2] Anderswo heißt es: „Der die Lüge erblickt, der sündenlose Varuna von jeher, der Zauberreiche, der lasse uns los."[3] Oder der Sänger bittet: „Wie sehr wir auch als Menschen deinen Wandel (deine Satzungen), o Varuna, Tag für Tag verletzen, du mögest doch nicht dem vernichtenden Schlage des Feindes, nicht dem Grimme des Zürnenden uns überantworten. Wie der Wagenlenker das angebundene Roß, so lösen wir zur Gnade, Varuna, deinen Sinn mit Liedern."[4] Ein anderes Sündenbekenntniß lautet: „Was dem Verschwägerten wir, dem Befreundeten, o Varuna, oder jemals dem Bruder oder dem, der fortwährend Hausgenosse, oder dem Fremden an Bösem gethan, Varuna, das löse. Was wir Spieler beim Spiele Schlechtes gethan haben, sei es erhärtet oder daß wir es nicht wissen, all das wie lockere Bande löse, o Gott. So mögen wir dir, Varuna, lieb sein."[5] Die Hoffnung auf Schutz und Belohnung spricht sich in folgenden Versen eines anderen Hymnus aus: „Glücklich mögen wir sein in deinem Wandel, mit guter Sorge, Varuna .... In deinem Schutze, dem viele Helden zu Gebote stehen, des weithin Gebietenden, Varuna, Führer, laß uns sein; laßt uns euch gefallen, unbethörbare Söhne der Aditi, zum Freundschaftsbündnisse, o Götter .... Wie eine Kette löse von mir die Sünde. Mögen wir mehren, Varuna, des Gesetzes Brunnen."[6] Diese ethische Seite des Begriffes *rita* hebt Max Müller hervor, wenn er sagt: „Wenn die alten Dichter des Veda heute lebten und wenn sie modern zu denken und eine moderne Sprache zu reden hätten, so möchte ich sagen, daß ‚eine ewige

---

[1] Rig-Veda, VII. 60, 5—7.
[2] Rig-Veda, VII. 86, 7.
[3] Rig-Veda, VII. 28, 4.
[4] Rig-Veda, I. 25, 1—3.
[5] Rig-Veda, V. 85, 7. 8.
[6] Rig-Veda, II. 28, 2. 3. 5. „Des Gesetzes Brunnen" erklärt Ludwig als „das Gesetz selber, das Leben in erster Instanz bedingend und durch Erhaltung erstarkend". Commentar zur Rig-Veda-Übersetzung. Erster Theil. Prag 1881. S. 86.

Macht, unabhängig von uns, die auf Rechtschaffenheit hinwirkt', ihnen keine ganz unpassende Wiedergabe dünken dürfte, die sie nicht selbst für ihr *rita* anzuwenden geneigt wären."[1]

Noch erübrigt uns, eine Bedeutung von *rita* in's Auge zu fassen, welche die Ausstrahlungen dieses Begriffes wie in einem Brennpunkte sammelt. Wir sahen, *rita* durchdringt Himmel und Erde, die gesammte physische und moralische Welt. Gefestigt wird *rita* durch das Zusammenwirken von Göttern und Menschen. Diese göttliche und menschliche Thätigkeit vereinigt sich aber beim Opfer; an das Gelingen desselben ist nach indischen Begriffen die Fortdauer der Lebensbedingungen für den geordneten Weltlauf geknüpft, und so bezeichnet *rita* auch schlechthin Opfer[2]. Ludwig sagt: „Das Opfer ist mit *rita* bezeichnet worden, da dieses ganz besonders den Zweck hatte, die Weltordnung zu erhalten, und in seiner zwischen Göttern und Menschen vermittelnden Stellung direct als die verkörperte Weltordnung bezeichnet werden konnte."[3] Vergegenwärtigen wir uns, wie zahlreich die Opfer und wie eng dieselben mit dem kosmischen *rita* verknüpft waren, indem Opfer beim Sonnenaufgang, zu Mittag und beim Sonnenuntergang, sodann beim Neumond und beim Vollmond, endlich bei den einzelnen Jahreszeiten und dem Wechsel der Jahre dargebracht wurden, so werden wir einigermaßen begreifen, wie sehr die Idee des *rita* die ganze Denk- und Handlungsweise der alten Inder beherrschen mußte. Wir werden aber auch nicht mehr Anstand nehmen, der von Ludwig gegebenen Definition beizupflichten, wenn er sagt, *rita* sei „das Gesetz der Bedingungen des physischen, religiösen und moralischen Lebens und Gedeihens als in unauflöslichem Zusammenhange stehend gedacht und vorgestellt."[4]

2. Die Eranier und die Inder sind die zwei Völker des ursprünglich arischen Stammes, welche noch eine geraume Zeit vereint blieben, nachdem bereits eine Abtrennung aller andern Zweige dieses Stammes stattgefunden hatte. Im Sanskrit der alten Inder und im Zend der Eranier finden sich viele gemeinsame Wörter und Ausdrücke, darunter auch solche, die bloß diesen zwei Völkern gemeinsam sind. Es ist nun von namhaften Gelehrten der Neuzeit darauf hingewiesen worden,

---

[1] A. a. O. S. 282.

[2] Vgl. Rig-Veda, I. 105, 4; 128, 2; X. 31, 2; 70, 2; 110, 2.

[3] Die Mantra-Literatur und das alte Indien. S. 285.

[4] A. a. O. S. 291.

daß sich im Zend ein Wort findet, welches lautlich oder wenigstens begrifflich dem sanskritischen *rita* (arta) entspricht.

„Das Wort," sagt Max Müller, „welches im Zend dem sanskritischen *rita* entspricht, ist asha. Lautlich mag asha von *rita* weit abzuliegen scheinen, aber *rita* ist eigentlich arta, und der Übergang von sanskritischem rt in zendisches sh ist möglich." [1] Gegenüber der Thatsache, daß asha im Zend bisher gewöhnlich durch Reinheit übersetzt wurde, wie die Parsis das Wort auch heute noch nehmen, bemerkt Max Müller [2] mit Darmesteter, dieses sei eine secundäre Entwicklung des Wortes. Erst wenn man ihm den Sinn zuschreibe, den *rita* im Veda habe, erhielten viele Stellen im Avesta ihren eigenthümlichen Charakter.

Das Avesta, bekanntlich die Sammlung der heiligen Schriften der Anhänger Zarathustra's (des Zoroaster), redet so oft und in so mannigfachen Verbindungen vom asha, daß es unmöglich ist, hier die verschiedenen Nüancirungen seiner Bedeutung auch nur übersichtlich darzulegen. Jedoch sei hervorgehoben, daß asha im Avesta noch weit häufiger im moralischen Sinne gebraucht wird, als *rita* in den Veden der Inder. Und doch sahen wir, wie im Rig-Veda diese Bedeutung eine sehr weitgehende Anwendung fand. Fraglich kann nur dieses sein, ob asha in gleicher Weise wie *rita* die ganze moralische Ordnung bezeichnet, oder ob es auf das liturgische Gebiet zu beschränken sei. Letzteres ist zwar von vorneherein schon unwahrscheinlich, sobald man zugibt, daß *rita* und asha begrifflich sich decken, wie Darmesteter es thut, indem er nachweist, daß sie vollkommen synonyme Begriffe seien, und aus den nachgewiesenen Analogien zum Schlusse gelangt, asha entspreche ganz und gar dem *rita* und bezeichne den Begriff „einer kosmischen und religiösen Ordnung" [3]. Dennoch will Darmesteter diese „religiöse Ordnung" eben nur als eine liturgische aufgefaßt wissen. Dem gegenüber hat, unseres Erachtens mit siegreichem Erfolge, ein anderer französischer Gelehrter, Robiou, dargethan, daß eine solche Einschränkung unberechtigt ist, daß vielmehr asha im Avesta die ganze moralische Ordnung bezeichnet und daß gerade diese Auffassung praktisch mit der Tradition der Parsis übereinstimmt [4]. Ist aber diese Anschauung richtig, so legt das Avesta an tausend und tausend Stellen ein lautredendes Zeugniß ab, daß die Ordnung der gesammten physischen und moralischen Welt ein Begriff ist, der den alten Eraniern

[1] A. a. O. S. 286. [2] A. a. O. S. 287.

[3] Ormazd et Ahriman, leurs origines et leur histoire (Bibliothèque de l'École des Hautes-Études, 29e fascicule, 1877), p. 14—16.

[4] Revue des questions historiques. Tome 27e, 1880. p. 44 sqq.

familiär war, wie kaum ein anderer, und wir dürfen dann Wort für Wort unterschreiben, was Max Müller über das asha im Avesta sagt. Seine Worte lauten: „Wie im Veda, so folgt im Avesta das Weltall dem asha, sind die Welten die Schöpfung des asha. Die Gläubigen beten, so lange sie auf Erden sind, für die Aufrechterhaltung des asha, während sie nach dem Tode zu Ormazd (Ahura-Mazda, oberster Gott der zarathustrischen Religion) in den höchsten Himmel, den Wohnort des asha, gelangen. Die frommen Verehrer schützt asha, die Welt wächst und gedeiht durch asha. Das höchste Gesetz der Welt ist asha, und das höchste Ideal der Gläubigen ist, ein ashavan zu werden, asha angehörig, d. i. rechtschaffen.“ [1] Es würde uns zu weit führen, wollten wir auch nur die vorzüglichsten Belegstellen aus dem Avesta hier anführen. Doch können wir es uns nicht versagen, einen Augenblick bei einem jener drei Gebete zu verweilen, welche sowohl beim Gottesdienste als auch im ganzen Privatleben der Eranier eine so bedeutsame Rolle spielten. Über diese Gebete sagt Spiegel, einer der gründlichsten Kenner des eranischen Alterthums, dieselben seien nicht bloß in der Liturgie wichtig, sondern sie bildeten auch für den Laien sehr gebräuchliche Gebete, so daß man sie in dieser Beziehung mit dem Vater unser und dem Ave Maria vergleichen könne [2]. Eines dieser Gebete ist das ashem-vohu (auch ashem vahista genannt), welches eine kurze Lobpreisung der Ordnung und ihres Urhebers enthält. Spiegel übersetzt noch das asha in diesem Gebete, wie durchgehends im ganzen Avesta, mit ‚Reinheit‘. Fassen wir aber das asha als ‚Ordnung‘, so lautet die Übersetzung: „Ordnung ist das beste Gut. Heil ist, Heil ihm: nämlich dem besten Ordner der Ordnung.“ Wie groß die Werthschätzung dieses Gebetes bei den Anhängern der mazdayaçnischen Religion war und wie sehr sein Inhalt geehrt wurde, geht aus einem Fragment des Khorda-Avesta [3] hervor, wo es heißt: „Es fragte Zarathustra den Ahura-Mazda: Ahura-Mazda, Himmlischer, Heiligster, Schöpfer der mit Körper begabten Welten, Reiner! Worin allein (ist enthalten) dein Wort, welches alles Gute, alles, was von der Reinheit stammt, aussagt? Ihm antwortete Ahura-Mazda: Das Gebet

---

[1] A. a. O. S. 287.

[2] Friedrich Spiegel, Avesta, die heiligen Schriften der Parsen. Zweiter Band. Leipzig 1859. S. LXXXII.

[3] Khorda-Avesta, d. h. das kleine Avesta, nennen die Parsen die Sammlung ihrer kleineren heiligen Schriften, nämlich aller außer Yaçna, Vispered und Vendidad.

ashem, o Zarathustra. Wer das Gebet ashem ausspricht mit gläubigem Sinne, aus dem Gedächtnisse, der preist mich, den Ahura-Mazda, er preist das Wasser, er preist die Erde, er preist die Kuh, er preist die Bäume, er preist alle Güter, die von Mazda geschaffenen, die einen reinen Ursprung haben."[1]

Bei oberflächlicher Lesung des Avesta dürfte man versucht sein, zu glauben, die Eranier hätten sich die Frage nach dem Ursprung des asha, der Ordnung, in anderem Sinne beantwortet, als ihre früheren Stammesgenossen, die alten Inder. Während diese nämlich die Ordnung dem höchsten Gotte, dem Weltenschöpfer, zuschrieben, scheint es, daß die Zarathustra-Gläubigen dieselbe von einem untergeordneten Genius, einem der Amesha-çpenta (d. h. unsterbliche Heilige) genannten Geister, empfangen zu haben glaubten. Derselbe führt den Namen Asha-vahista (d. h. beste Ordnung). Allein es ist zu bemerken, daß jene Genien ursprünglich nicht als concrete Wesen gedacht wurden. „Schon aus den Namen läßt sich erkennen," sagt Spiegel, „daß nicht die concrete Bedeutung die ursprüngliche ist, wie bei jedem alten Wesen, und die ethische eine übertragene, sondern umgekehrt, der ethische Grundbegriff ist der ursprüngliche und die natürliche Seite erst hinzugetreten."[2] Gerade Asha-vahista trägt sehr ausgeprägt die abstracte Bedeutung an der Stirne, und der Ausdruck kommt auch als Name des Genius nur als Neutrum vor. Selbst im Avesta findet sich Asha-vahista noch in vollkommen abstracter Bedeutung[3]. Noch mehr; Asha-vahista wird noch geradezu als Beiname des Ahura-Mazda gebraucht[4]. Zudem stehen die Amesha-çpenta alle und unter ihnen besonders Asha-vahista in einem derartigen Verhältnisse zu Ahura-Mazda, dem Weltenschöpfer, daß alles, was von ihnen ausgeht, doch schließlich dem Ahura-Mazda zuzuschreiben ist. Die Amesha-çpenta folgen in den Anrufungen des Avesta gewöhnlich unmittelbar auf Ahura-Mazda selbst, als dessen Gehilfen bei der Schöpfung sie gepriesen und als dessen oberste Minister bei Leitung der Welt sie angefleht werden[5]. Dabei verbleibt dem Ahura-Mazda seine in jeder Beziehung bevorzugte Stellung. Wie er die Amesha-çpenta

---

[1] Die Übersetzung nach Spiegel, Avesta. Dritter Band. S. 185.

[2] Fr. Spiegel, Eranische Alterthumskunde. Zweiter Band. Leipzig 1873. S. 30.

[3] Z. B. Vendidad 18, 37.

[4] Khorda-Avesta, Yast 1, 6.

[5] S. Spiegel, Eranische Alterthumskunde. Bd. II. S. 28 ff. Vgl. auch Spiegel, Avesta. Bd. III. S. VII ff.

geschaffen hat [1], so verleiht er ihnen auch, wo es ihnen an Kraft gebricht, solche durch seine Allmacht [2]. Er ist eben der Schöpfer des Alls. Darum führt er die Beinamen: „Schöpfer der bekörperten Welten" [3], „Geber der Güter" [4], oder auch „Schöpfer" schlechthin und „der, welcher geschaffen hat" [5]. Spiegel faßt das Ergebniß seiner Untersuchungen über Ahura-Mazda also zusammen: „Zweierlei haben wir gefunden: einmal, daß Ahura-Mazda als ein durchaus geistiges Wesen aufgefaßt wird; dann, daß er unendlich hoch über allen übrigen Wesen, auch denen der Lichtwelt, steht, welche sammt und sonders als seine Geschöpfe aufgefaßt werden." [6] Der Schöpfer ist aber auch naturgemäß der Gebieter über alle seine Geschöpfe. Darum versteht es sich eigentlich von selbst, daß Ahura-Mazda auch als „Herr alles Geschaffenen" [7] und als „oberster König" [8] gepriesen wird. Wir sind demnach vollauf berechtigt, nach dem Glauben der Zarathustra-Gläubigen auch die Ordnung und die Gesetze der physischen und moralischen Welt auf Ahura-Mazda als ihren Urheber zurückzuführen. In diesem Sinne entspricht Ahura-Mazda durchaus und vollkommen dem vedischen Varuna. Man ist aber noch weiter gegangen. Mehrere der angesehensten Forscher auf diesem Gebiete, wie Roth, Muir und neuestens noch Hillebrandt und Ludwig, haben auch unter anderen Rücksichten eine enge Verwandtschaft und für die arische Periode sogar eine gewisse Identität dieser zwei Gottheiten behauptet. Freilich sind auch sehr beachtenswerthe Stimmen dagegen laut geworden. Schon Windischmann erklärte Ahura-Mazda für einen ausschließlich eranischen Gott [9]. Spiegel stellt die Annahme, daß Ahura-Mazda eine Umgestaltung des Varuna sei, entschieden in Abrede und schließt sich

---

[1] Khorda-Avesta, Yast 1, 37.

[2] Khorda-Avesta, Yast 8, 25.

[3] Vendidad 2, 1. Yaçna 19, 1. Khorda-Avesta, Yast 1, 1.

[4] Vendidad 22, 2.

[5] Yaçna 6, 1; 17, 19. Vendidad 7, 135. Auch die persischen Keilschriften erwähnen in dieser Weise oft den Gott Ahura-Mazda, indem sie ihn als den größten Gott, den Schöpfer Himmels und der Erde, den Spender aller guten Gaben preisen. So z. B. die Inschrift H von Persepolis: „Der große Auramazda, der ist der größte unter allen Göttern, der den Himmel und die Erde erschaffen, der die Menschen erschaffen, der alle Güter den Menschen gegeben unter den lebenden Wesen, der den Darius zum Könige gemacht."

[6] Eranische Alterthumskunde, Bd. II. S. 25. Vgl. Spiegel, Avesta. Bd. III. S. V ff.

[7] Vispered 2, 5. 18. Yaçna 2, 10.

[8] Yaçna 14, 1; 27, 1.

[9] Zoroastrische Studien. Berlin 1863. S. 122.

vollkommen der Ansicht Windischmanns an[1]. Ohne in diese Controverse hier eintreten zu wollen, geben wir dem gelehrten Ludwig das Wort, weil dieser die Hauptgründe, welche für die Verwandtschaft der zwei Gottheiten geltend gemacht werden können, kurz zusammenfaßt. Ludwig schreibt: „Daß Varuna dem Ahura-Mazda des zarathustrischen Religionssystems (und der Eranier überhaupt) eng verwandt, wenn nicht geradezu in dem Alter und der Entwicklung völlig gleichzustellen ist (wie sollte auch dieser Proceß sich zweimal ereignet haben?), kann nach Prof. Roth's Untersuchungen kaum bezweifelt werden. Die enge Verbindung mit Mitra, die dem Varuna besonders anhaftende Benennung Asura, ... die selbst dann noch dem Varuna verblieb, als man im Allgemeinen damit längst schon die götterfeindlichen Dämonen bezeichnete, vor Allem aber die alle menschlichen und göttlichen Verhältnisse beherrschende Macht, die ihm zugeschrieben, der moralische Gehalt, der in ihm verkörpert ist, all dieß findet im zarathustrischen System sein Äquivalent nur in Ahura-Mazda. Es ist daher wohl unzweifelhaft, daß die Arya zur Zeit ihrer Einheit bereits diesen Gott verehrten.“[2] Ob eine weitere Durchforschung des Avesta diese Auffassung bestätigen wird, bleibt abzuwarten. Das Urtheil über die Weltanschauung im Allgemeinen, wie die alten Inder und Eranier dieselbe in ihren ältesten Religionsurkunden ausgeprägt haben, ist davon unbeeinflußt. Die Welt war diesen Völkern ein geordnetes Ganze, welches, wie es aus der Schöpferhand des höchsten Gottes hervorgegangen ist, so auch durch die von der höchsten Gottheit gehandhabte Ordnung, d. h. durch die Gesetze der physischen und moralischen Welt, erhalten und geregelt wird.

3. Es ist eine weitverbreitete Ansicht, die aus der Zeit des classischen Alterthums noch vielfach bis in die Gegenwart herüberreicht, daß die ganze Religion des alten Ägypten auf einer der niedrigsten Stufen gestanden habe. Man hat in ihr nur eine der rohesten Formen der Naturanbetung, selbst eine Art des sogenannten Fetischdienstes sehen wollen. Schon Juvenal hat in der bekannten Satire seinen Spott über die religiösen Anschauungen der Ägypter ausgegossen, indem er schrieb:

„Wer, o Volusius, weiß es denn nicht, Bithynier, welche
Fratzen Ägypten verehrt wahntoll? Krokodile vergöttert's
Hier, und man fürchtet sich dort vor dem schlangenverzehrenden Ibis;
Golden erglänzt das Bild, das dir, Meerkatze, geweiht ist.

---

[1] Eranische Alterthumskunde. Bd. II. S. 25 ff.

[2] Die Mantra-Literatur und das alte Indien. S. 316.

Dort, wo von magischen Saiten ertönt der zerbrochene Memnon,
Wo Staub Theben bedeckt, mit hundert Thoren, das alte,
Dort ehrt Katzen man, hier einen Fisch von dem Flusse, und Städte
Gibt's, wo jeder den Hund anfleht, kein Mensch die Diana.
Greul ist's, Zwiebel und Lauch zu entweih'n mit dem Bisse des Zahnes.
O frommsinniges Volk, dem so in den Gärten die Gottheit wächst!" [1]

Die in diesem Jahrhundert mit so großartigem Erfolge betriebenen Forschungen über das ägyptische Alterthum, welche nach der endgiltigen Entzifferung der Hieroglyphen den Einblick in eine völlig neue Welt eröffneten, haben manche übertriebenen Meinungen und tiefeingewurzelte Vorurtheile beseitigt. Es ist hier nicht unsere Aufgabe, auf diese Einzelheiten einzugehen. Dem Zwecke dieser Zeilen gemäß heben wir nur einen einzigen Punkt heraus. Es ist die Antwort auf die Frage: Gibt es auch bei den alten Ägyptern einen Begriff, der nach Inhalt und nach Ausdehnung der Anwendung dem indischen *rita* und dem eranischen asha entspricht? Le Page Renouf, einer der tüchtigsten Ägyptologen der Gegenwart, sagt darüber: „Die Anerkennung von Gesetz und Ordnung als etwas, was im ganzen Weltall besteht, bildet die Grundlage des ganzen Systems der ägyptischen Religion. Das ägyptische maāt, das gleich dem *rita* im Sanskrit nur von Eindrücken der sinnlichen Wahrnehmung hergeleitet ist, wurde das Wort für moralische Ordnung und Gerechtigkeit. Außer von den Mächten, die die Mythologie anerkennt, sprachen die Ägypter von Anfang an von der Macht, welche die ganze physische und moralische Regierung der Welt leitet, von der jedes Individuum abhängt, und der es Rechenschaft abzulegen hat." [2]

Auch beim ägyptischen maāt hat die Sprachforschung den Schlüssel für das richtige Verständniß hergegeben.

Das Wort maāt ist nämlich von der Wurzel mā abzuleiten, welche ‚gerade vor sich hinstrecken' bedeutet, wie es mit der Hand bei Darbringung eines Opfers geschah. Im Todtenbuche [3] heißt es z. B.: „Ich habe meine

---

[1] Juvenal. Satira XV. 1—11.

[2] P. Le Page Renouf, Vorlesungen über Ursprung und Entwicklung der Religion, erläutert an der Religion der alten Ägypter. Leipzig 1881. S. 233. — Den Begriff des Wortes maāt, das man früher mit ‚wahr' wiederzugeben pflegte, hat zuerst Grébaut richtiger erläutert. Aber erst Le Page Renouf erwarb sich das große Verdienst, die Bedeutung des maāt allseitig klarzulegen. Wir werden im Folgenden uns enge an die Darlegungen dieses Gelehrten anlehnen.

[3] „Todtenbuch" wurde von Lepsius die Sammlung von Texten genannt, welche zum größten Theile in den Gräbern Ägyptens aufgefunden wurden. Diese Texte enthalten Gebete, welche den Verstorbenen in den Mund gelegt werden, jedoch auch beim Begräbnisse von den Leidtragenden zu verrichten waren.

Hand ausgestreckt (mā-na), wie der Herr die Krone."[1] Le Page Renouf[2] macht nun darauf aufmerksam, daß im Ägyptischen wie in den indo-europäischen und semitischen Sprachen der Begriff ‚gerade', ‚recht', ‚rechtschaffen', ‚wahr', ‚Regel', ‚Ordnung' mit dem des Ausstreckens in sehr enger Beziehung stehe. In der That ist nicht zu bezweifeln, daß von der arischen Wurzel ar sowohl das lateinische regula und rectus und das englische rule (Regel) abgeleitet ist, wie auch im Sanskrit *rij* (ich strecke mich, griechisch ὀρέγομαι), *rij*us (gerade, recht, rechtschaffen) und râjis (Linie, Reihe) auf dieselbe Wurzel hinweisen. Aber auch im Zend findet sich ein erezu (gerade, recht, wahr), sowie im Gothischen rak-ja, uf-rak-ja (ausstrecken) und rach-ts (recht, rechts, gerade).

Das ägyptische maāt bedeutet nun als Substantiv zunächst eine feste unbeugsame Regel, sodann aber Ordnung, Gesetz und Gesetzmäßigkeit in der physischen und in der sittlichen Welt. So gebrauchten die Ägypter sehr häufig den Ausdruck ānχ en maāt, welcher so viel bedeutet als ‚nach der Regel lebend oder bestehend', ein Epitheton, welches fortwährend den Gottheiten beigelegt wurde. Ein anderer, sehr oft wiederkehrender Ausdruck ist em ser en maāt. Brugsch gibt ihn in seinem Lexikon mit ‚in calculo veritatis' wieder[3]. Le Page Renouf jedoch hat nachgewiesen, daß die vollkommen genaue Übersetzung ‚gemäß der stricten Schärfe des Gesetzes' ist, da em ser wörtlich dem lateinischen ad amussim entspricht, also ‚nach der Schnur', ‚mit der höchsten Genauigkeit' bedeutet[4]. Ist demnach das substantivische maāt ein Ausdruck für Ordnung und Gesetz im Allgemeinen, so bezeichnet es naturgemäß, wo es adjectivisch gebraucht wird, ordnungsmäßig, gesetzmäßig, recht. Wie im Todtenbuche, so kommt auch auf den Grabinschriften, welche gewöhnlich das Lob der Verstorbenen enthalten, das maāt unzählige Male vor. So lautet z. B. ein Text: „Indem ich das Rechte that und das Böse haßte, war ich für den Hungrigen Brod, für den Dürstenden Wasser, für den Nackten Kleidung, für den, der in Noth war, eine Zuflucht, und das, was ich ihm that, das hat mir der große Gott vergolten."[5] Oder es heißt: „Ich bin ein Sahu, mit Freude am Rechtthun, meine Richtschnur war übereinstimmend mit den Gesetzen des Tribunals der doppelten Gerechtigkeit."[6] Noch größer ist folgendes Lob: „Mein Herz neigte sich schon dem Rechten zu, als ich noch Kind und noch nicht

---

[1] Todtenbuch 40, 2. [2] A. a. O. S. 112 f.

[3] Heinrich Brugsch, Hieroglyphisch-demotisches Wörterbuch. Leipzig 1868 ff.

[4] A. a. O. S. 114.

[5] Dümichen, Kalenderinschriften XLVI.

[6] Transactions of the Society of Biblical Archaeology. Vol. V. p. 459.

über das Rechte und Gute belehrt worden war. Ich versäumte es nicht, den Eingebungen meines Herzens Folge zu leisten, und Gott lohnte mir das mit dem Glücke, das er mir gewährte, weil ich auf seinen Wegen wandelte."[1]

Die Mythologie hat auch bei den Ägyptern solch reine, erhabene Anschauungen in ihrer Weise verunstaltet. Denn maāt wird häufig auch als mythologische Persönlichkeit betrachtet. Als solche soll sie die Tochter des Sonnengottes Rā sein. Aber die hohe Achtung der Ägypter vor der Ordnung, vor dem, was gesetzmäßig und recht ist, verläugnet sich auch auf diesen dunkeln Pfaden des Irrthums nicht. Die Göttin maāt ist nämlich nach ägyptischer Anschauung Herrin des Himmels, Regentin der Welt und Vorsteherin der Unterwelt. In Widerspruch verwickelt sich die ägyptische Götterlehre allerdings dadurch, daß sie von jedem der großen Götter behauptet, er sei neb maāt, d. h. Herr oder Gebieter der maāt, von der Göttin maāt aber wiederum preisend hervorhebt, daß sie keinen Herrn oder Gebieter kenne. Offenbar liegt diesen sich widersprechenden Behauptungen doch der eine Gedanke zu Grunde, daß die Gesetze der Ordnung an Hoheit alles Andere überragen, und zwar so sehr, daß durch die Theilnahme an dieser Hoheit sogar die höchsten Götter geehrt werden sollen.

Inder, Eranier, Ägypter stimmen also darin überein, daß das tausendräderige Getriebe dieser Welt kein Werk des Zufalls, kein Werk blinder Entwicklung ist, nein, daß eine über Alles sich erstreckende Ordnung die ganze Welt und alle ihre Kreise beherrscht — eine Ordnung, die in letzter Instanz auf eine über alles Geschaffene erhabene Macht zurückzuführen ist: die obigen Darlegungen haben uns davon überzeugt. Und noch einmal sei es gesagt, die Zeit, aus der wir unsere Beweise erhoben haben, ist, wenn wir von den heiligen Schriften des Alten Bundes absehen, die älteste, aus der beglaubigte Urkunden auf uns gekommen sind. So werden wir uns denn wohl zum Schlusse die Fragen erlauben dürfen: Wie ist es wissenschaftlich zu rechtfertigen, wenn man von einem unsäglich niedrigen Zustande der Urmenschheit redet, da doch umgekehrt die Völker um so reinere Anschauungen in sittlichen und religiösen Dingen zeigen, je weiter man in die Vergangenheit zurückgeht? Wie kann man von einer steten Vervollkommnung der sittlichen und religiösen Begriffe reden, während urkundlich nachgewiesen werden kann, daß bei den

---

[1] Bergmann, Hieroglyphische Inschriften, pl. VI. 18.

Völkern, über deren älteste Geschichte wir beglaubigte Nachrichten besitzen, durchweg die Volksreligion mit der Zeit mehr und mehr herabgesunken und in Verfall gerathen ist? Mit welchem Rechte endlich darf man gar die Behauptung aufstellen, die Menschheit habe sich aus einem thierähnlichen Zustande erst allmählich emporgearbeitet, da doch die wissenschaftliche Erforschung der ältesten Sprachdenkmale sonnenklar gezeigt hat, daß die menschliche Vernunft von jeher ihre Rechte behauptet, von jeher übersinnliche Begriffe aufgefaßt und durch sie sich zur Erkenntniß und Huldigung einer höheren Macht, der Beherrscherin des Weltalls, erhoben hat?

Aug. Langhorst S. J.

Zur Entstehung des Exercitien-Büchleins.

In der ganzen glorreichen Geschichte der kirchlich-ascetischen Literatur einzig dastehend, dürfte das Exercitien-Büchlein des hl. Ignatius von Loyola wohl mit der „Nachfolge Christi" allein in Bezug auf segensreiche Früchte bei allen Menschenklassen um die Palme ringen. Wir nennen es „einzig dastehend", weil es das einzige ascetische Handbüchlein ist, welches in Folge zahlreicher und heftiger Angriffe durch ein eigenes apostolisches Breve „gutgeheißen, empfohlen und belobt" wurde [1]. Diese apostolische Approbation konnte gerade in jener häresiereichen Zeit bei einem so tief in die dogmatische und mystische Theologie eingreifenden Büchlein nicht hoch genug angeschlagen werden; sie ist aber auch hinwiederum ein Beweis dafür, daß Ignatius nicht seine Weisheit in diesem Büchlein niedergelegt, sondern die Erleuchtungen verzeichnet hatte, die ihm der Geist der Wahrheit für sein und vieler Anderer Heil geschenkt hatte [2].

---

[1] Vgl. „Pastoralis officii" von Paul III., 1548, 31. Juli.

[2] Wir sollten eigentlich — so dürfte es scheinen — an dieser Stelle zuerst beweisen, daß der hl. Ignatius von Loyola überhaupt der Verfasser des Exercitien-Büchleins sei, da selbst diese Thatsache auf's Heftigste angefeindet und mit den seltsamsten inneren und äußeren Gründen bekämpft wurde. Indeß haben wir mehrfache Ursachen, nicht mehr auf diese abgeschlossene Controverse zurückzukommen und eben vielleicht dadurch wieder zu einem Aufflackern längstverglommener Gluthen den unschuldigen Anlaß zu geben. Wem das Zeugniß des hl. Ignatius nicht genügt, dessen Urtheil kann überhaupt bei historischen Fragen nicht mehr in Betracht kommen. Oder

Der übernatürliche Ursprung des Exercitien-Büchleins ist denn auch von keinem Vernünftigen angezweifelt worden. So schreibt P. Orlandini (Lib. I. § 23): „Man mag nun die Zeit in's Auge fassen, zu welcher sie (die Exercitien) von einem völlig unwissenden Manne niedergeschrieben wurden, oder auch betrachten einerseits die reichen Früchte des Heiles, welche sie getragen, andererseits die Verfolgungen, mit denen der Satan sie zu vernichten drohte, bis sie endlich durch die apostolische Machtvollkommenheit gutgeheißen und empfohlen wurden: so bleibt kein Zweifel, daß sie ein übermenschliches Werk, durchaus eine Erfindung des ewigen Geistes sind." Indeß war die ursprüngliche und wahrheitsgetreue Überlieferung bei jenem Historiographen noch viel zu lebendig, um es bei dieser allgemeinen Hindeutung auf den übernatürlichen Ursprung bewenden zu lassen. „Da Ignatius zu Manresa bereits in das innere Heiligthum der himmlischen Philosophie eingetreten und von dem mündlichen Gebet zur Thätigkeit des Geistes (in der Betrachtung) fortgeschritten war, so begann er sich in jenen Erwägungen zu üben, welche er im Büchlein der geistlichen Übungen zusammengestellt hat. Denn er hatte sich theils aus dem, was er durch persönliche Gewohnheit und alltägliche eigene Erfahrung beobachtet, theils aus dem Unterricht, den er vom heiligen Geist empfangen, eine gewisse heilsame Wissenschaft des Gebetes, sozusagen die Kunst der Betrachtung angeeignet und ausgebildet. Indem er dieselbe mit der Zeit vervollständigte und ergänzte, nannte er deren Inbegriff nach dem Muster der Körperübungen: Übungen des Geistes" (l. c.).

Also eine doppelte Quelle für die im Exercitien-Büchlein enthaltenen Lehren und Betrachtungen, ward von Anfang der Gesellschaft festgehalten und gelehrt. Und mit Recht. Für diese Meinung tritt nämlich kein Geringerer ein, als Ignatius selbst. So heißt es in den Aufzeichnungen, welche unser sel. Vater dem P. L. Gonzalez über sein Leben niederzuschreiben erlaubte, am Schluß[1]: „Nach dieser Erzählung frug ich

---

wie will man anders beweisen, daß Dante seine unsterblichen Terzinen selbst gedichtet und nicht vielmehr von einem unbekannten älteren Verfasser abgeschrieben hat? Vgl. die Controverse bei P. Pinius, Acta Sanctorum die 31 Julii, §§ VI et VII.

[1] Vgl. das zuerst von P. Pinius in den Acta SS. zum 31. Juli veröffentlichte, 1873 bei Le Clerc in Paris separat erschienene „Acta quaedam P. N. Ignatii de Loyola, primarii secundum Deum institutoris Societatis Jesu, a Ludovico Gonsalvo ex ejusdem ore sancti excepta". Der Heilige machte diese Mittheilungen auf inständiges Drängen seiner geistlichen Söhne im Jahre 1555, also ein Jahr vor seinem seligen Hinscheiden.

(P. Gonzalez) den Pilger (so nennt sich Ignatius in der Autobiographie selbst) über die Exercitien und Constitutionen, damit ich erführe, auf welche Weise er dieselben abgefaßt habe. Darauf antwortete der Pilger: die Exercitien seien nicht in einem Zuge verfaßt, sondern wie er erfahren, daß ihm Dieß oder Jenes genützt habe, so habe er es sich schriftlich angemerkt, weil er glaubte, es könnte auch Anderen nützlich werden. Dahin gehöre z. B. jene Art der Gewissenserforschung unter Zuhilfenahme der verschiedenen Striche, und Anderes dergleichen mehr. Die Methoden der ‚Wahlen' habe er aus der Verschiedenheit der Geister entnommen, welche ihn während seiner Krankheit in Loyola so seltsam bewegt hatten."

Leider ist dieß Alles, was uns der große Diener Gottes über diesen Punkt mitzutheilen für gut fand. Wir glauben indeß, daß auch dieß Wenige im Stande ist, uns an der Hand der Autobiographie des Heiligen einen Blick in die Ökonomie des Exercitien-Büchleins und ein annäherndes Bild der Entstehung zu geben.

Nicht bloß dürfte die erhabene Würde des Büchleins einen solchen bibliographisch-kritischen Versuch rechtfertigen, sondern dieser Versuch selbst wird auch unserer Ansicht nach Manches zur allseitigeren Erkenntniß der Exercitien beitragen. Es könnte freilich auf den ersten Blick wohl scheinen, als ob unsere Hochachtung und Liebe zu dem Buche nur wachsen müßten, je ausschließlicher sein übernatürlicher Ursprung hervorgehoben und erwiesen würde; dem, dünkt uns, kann in Wirklichkeit aber nicht so sein. Wie Gott es zu geben vorgezogen, so wird es auch wohl besser gewesen sein; und Gottes sanfte Art liebt es nun einmal, seiner Geschöpfe Mitwirkung auch bei der Heiligung des Nebenmenschen in Anspruch zu nehmen. Er reißt nicht den wilden Ölbaum der Natur bis auf die letzte Wurzel aus, sondern schneidet nur die Auswüchse ab, um auf den gesunden Stamm den Edelzweig der Gnade mit Früchten des Heils und Erbarmens zu pfropfen. So auch bei den Exercitien. Ignatius, seine Anschauungen, sein Charakter und seine Erfahrungen sind und bleiben die Grundlage auch der Exercitien; allein der heilige Geist bereitete sich gerade diesen Mann mit diesen Anschauungen und diesem Charakter zu seinem Werke vor; er ließ ihn diese Erfahrungen machen und gab ihm die Weisheit von oben in das Herz, gleichwie der Gärtner sich seine Wildlinge sorgfältig aussucht und zur Veredlung heranzieht, wenn er besonders reiches Gedeihen, volle Blüthen und süße Früchte bezweckt. Gerade dieser Durchgang der übernatürlichen Absichten

und Offenbarungen Gottes durch das individuelle, menschliche Herz des hl. Ignatius, also das Durchlebte derselben, muß uns diese Exercitien auch menschlich viel näher bringen und ihr Verständniß bedeutend erleichtern.

Es soll daher in den folgenden Blättern unsere Aufgabe sein, ohne dem Texte der Autobiographie irgendwie Zwang anzuthun oder ihn nach vorgefaßtem System zu zerlegen, den Läuterungsproceß des hl. Ignatius nach seinen eigenen Mittheilungen zu verfolgen und darzulegen. Wir werden auf solche Weise manchen trefflichen Gesichtspunkt, ja fast überraschende Einblicke in die innere Ökonomie der Exercitien thun, die von allen Kennern hauptsächlich wegen ihrer gewaltigen Consequenz und Logik gepriesen werden.

Um uns in die richtige Stimmung zu versetzen, theilen wir wörtlich dasjenige mit, was Ignatius in der mehrfach erwähnten Autobiographie selbst der Geschichte seiner Bekehrung vorausschickt.

„1. Bis zu seinem 26. Jahre war er den Eitelkeiten dieser Welt ergeben; besondere Freude gewährte ihm das Hantiren der Waffen, indem er sich von einem gewaltigen eitlen Verlangen leiten ließ, durch sie dereinst sich Ehre zu erwerben. Wie er sich nun in der Veste von Pampelona befand, welche die Franzosen belagerten, und Alle der übereinstimmenden Meinung waren, man solle sich auf die Bedingung freien Abzuges nur ergeben — denn halten konnten sie sich durchaus nicht mehr —, da brachte er beim Commandanten so viele Gründe vor, daß er diesen, der Meinung aller übrigen Edelleute zum Trotz, überredete, die Festung dennoch zu vertheidigen. Und sein Muth war wirklich so groß, daß er durch die eigene Begeisterung und Kampflust auch den anderen Edelleuten wieder Vertrauen einflößte. Als nun der Tag erschienen war, für welchen man die Schlacht erwartete, legte er einem seiner Waffengefährten, mit dem er häufig in Turnieren gefochten, seine Sündenbeicht ab [1], und Jener ihm. Im Kampfe aber hielt er auf das Wackerste

[1] Die Gewohnheit, bei Abgang eines Priesters auf dem Schlachtfelde einem seiner Kameraden zu beichten, stammt aus den ältesten Tagen des Ritterthums. So lesen wir z. B. in dem aus dem 12. Jahrhundert stammenden Rittergedicht: „Wilhelm von Orange", wie der Held Wilhelm seinen zum Tod erschöpften, furchtbar zerschlagenen Neffen Vivian unter einem Baume fand und also anredete: „,Um der Liebe Gottes, schöner Neffe, sage mir, lebst du noch?' — ,Ja, mein Onkel, aber kaum noch — mein Herz ist gebrochen in meiner Brust.' — ,Neffe, so sage mir die Wahrheit, hast du dich gespeist mit dem geweihten Brode, das der Priester am Altare gesegnet?' — ,Ich habe nicht davon gekostet; aber ich weiß wohl, daß Gott mich heimgesucht, als ihr kamet, und ich danke dem Herrn dafür.' — Wilhelm legte nun die Hand an seine Almosentasche und entnahm ihr ein Stück Brodes, das auf dem Altar von St. Germain gesegnet war. ,Neffe,' sprach er, ,beichte deine Sünden. Ich bin dein Onkel, Keiner ist dir näher, es sei denn Gott. Ich werde dir in seinem

Stand, selbst als die Mauern bereits gestürzt waren, bis endlich eine Kugel ihm das eine Bein ganz zerschmetterte.

„2. Und weil das Geschoß zwischen beiden Beinen dahinfuhr, so verwundete es auch das andere sehr schwer. So geschah es denn, daß, als er fiel, auch die übrige Besatzung der Veste sich den Franzosen ergab. Sobald diese sich der Burg bemächtigt hatten, benahmen sie sich ihm gegenüber sehr gut und behandelten ihn durchaus freundlich. Nach 12 bis 15 Tagen, die er noch in Pampelona verweilte, wurde er in einer Sänfte nach dem Schlosse Loyola gebracht. Dort angekommen, fühlte er sich sehr krank und elend; von verschiedenen Ortschaften wurden Ärzte und Chirurgen gerufen, und diese waren der Ansicht, das Bein müsse wieder auseinandergenommen und die schlechtverwachsenen Knochentheile besser eingefügt werden. Sie behaupteten nämlich, dieselben seien entweder wegen des fehlerhaften ersten Einlegens oder aber wegen einer etwaigen Erschütterung und Verrenkung während der Reise in einer verkehrten Lage und könnten so unmöglich heilen. So erduldete er denn diese Tortur von Neuem an seinem Körper und sprach während derselben — wie er es denn auch bei den übrigen, sei es früheren oder späteren, zu halten pflegte — kein Sterbenswörtlein, noch gab er irgend ein anderes Zeichen des Schmerzes — es sei denn, daß er die Fäuste fest zusammenballte.

„3. Unterdessen aber verschlimmerte sich sein Zustand immer mehr; Speise konnte er nicht mehr zu sich nehmen, und alle Anzeichen eines sicheren Todes stellten sich ein. Am Feste des hl. Johannes hatten die Ärzte nur noch wenig Hoffnung für sein Aufkommen, und so wurde ihm denn gerathen, seine Sünden zu beichten. Da er nun am Vorabend des Festes der heiligen Apostel Petrus und Paulus die Sacramente empfangen hatte, sprachen sich die Ärzte gegen Abend dahin aus, daß, falls bis Mitternacht keine Wendung zum Bessern eintrete, man ihn durchaus als einen verlorenen Mann ansehen könne. Gegen den hl. Petrus pflegte er stets eine andächtige Gesinnung zu hegen, und so geschah es denn durch die Güte Gottes, daß er sich gegen Mitternacht etwas wohler fühlte und darauf so rasch in der Besserung voranschritt, daß man ihn nach einigen Tagen außer Todesgefahr glaubte.

„4. Wie nun die Knochen anfingen, sich zu festen und aneinanderzuwachsen, zeigte es sich, daß einer derselben, den man unter dem Knie gelassen,

---

Namen reden. Bei dieser letzten Taufe will ich dein Pathe sein.' . . . Und er setzte Vivian aufrecht, schlang seinen Arm, so sanft er konnte, um den Hals des Neffen, und der Jüngling begann zu beichten, ohne irgend etwas auszulassen und zu verschweigen von dem, was ihm einfiel.“ Leider steht uns der alte Text nicht zu Gebote, und da die uns vorliegende Übersetzung von einem Protestanten herrührt, möchten wir über die Natur des „gesegneten Brodes“ nicht entscheiden. In Betreff der „Beichte“ aber dürfte Folgendes zu bemerken sein: Bei solcher Selbstanklage ward nicht an sacramentale Lossprechung gedacht; wohl aber konnte gehofft werden, daß Gott auf solchen Act der Verdemüthigung hin, welche in dem speciellen Sündenbekenntniß liegt, um so leichter die Gnade einer vollkommenen Reue verleihe und so nöthigenfalls ohne priesterliche Beihilfe die Verzeihung der Sünden herbeiführe.

über den andern hervorragte, wodurch nicht allein das betreffende Bein verkürzt wurde, sondern wegen des hervorstehenden Knochenwulstes auch ein häßliches Aussehen annahm. Da er nun immer noch vorhatte, in der Welt zu bleiben, konnte er solches unmöglich dulden und erkundigte sich bei den Chirurgen, ob jener Knochen ausgesägt werden könne. Geschehen könne es freilich, meinten jene, allein die Schmerzen würden bedeutend heftiger sein, als alle früheren, eben weil schon Alles heil sei und man für die Operation Zeit[1] nöthig habe. Er bestand nichtsdestoweniger darauf, dieses Martyrium erdulden zu wollen, um seinen Willen zu haben, wobei freilich sein älterer Bruder der Verwunderung und des Staunens kein Ende fand und behauptete, er getraue sich niemals den Muth zu, einen solchen Schmerz erdulden zu wollen. Der Kranke indeß trug Alles mit der ihm gewöhnlichen Geduld.

„5. Nachdem nun das Fleisch und der vorstehende Knochen fortgenommen waren, versuchte man Mittel, damit das Bein nicht so kurz bleibe. Zu diesem Zwecke wandte man sowohl Einreibungen als auch Maschinen an, auf welchen das Bein mehrere Tage hindurch unter anhaltendem und schwerem Schmerz gestreckt wurde. Doch gab ihm schließlich der Herr die Gesundheit, und er kam insofern ohne weiteren Schaden aus all den Quälereien heraus, daß er nach Wiedererlangung der übrigen Kräfte nur den einen Übelstand verspürte, auf dem kranken Bein nicht leicht auftreten zu können. So sah er sich denn gezwungen, noch immer das Bett zu hüten."

Man gestatte uns hier eine, wie uns däucht, nicht unwichtige Bemerkung. Bei einem Heiligen, der sich nach langem Sträuben entschließt, über sein vergangenes Leben selbst Aufschluß zu geben, scheint es uns keineswegs eine Übertreibung, anzunehmen, daß dieser Heilige bei Auswahl des Mitzutheilenden seine wohlerwogene Absicht hegte, zumal es sich ja — wie hier — gleichsam um ein geistliches Testament an seine vielgeliebten Brüder und Söhne in der Gesellschaft Jesu handelte. Sehen wir uns nun diese fünf einleitenden Paragraphen der Autobiographie selbst nur oberflächlich an, so springt es in die Augen, ja befremdet auf den ersten Augenblick sogar, mit welcher Art von Energie und Nachdruck der Heilige über seine Kühnheit, seine Tapferkeit und jegliche Art von soldatischer, ritterlicher Männlichkeit redet. — Er allein räth von der Übergabe der Stadt ab — er überzeugt den Commandanten — er gibt den Kameraden Muth — mit ihm fällt die Stadt — er weiß Schmerzen auszuhalten, wie kein Anderer — er läßt sich durch nichts abschrecken, seinen Willen durchzusetzen — und dabei beseelt ihn das

---

[1] Im Lateinischen steht hier das doppelsinnige spatium, was entweder, wie wir im Text übersetzten, Zeit bedeutet oder aber auch räumlich aufgefaßt werden kann. Dann würde der Sinn sein: „zum Aussägen des Knochens ist Raum nöthig, nämlich das Entfernen gesunden Fleisches 2c." Beides gibt einen annehmbaren Sinn.

größte Verlangen — Ehre, viel Ehre als Soldat und edler Ritter zu erlangen. Ob die Heilung in der Apostelnacht eine wunderbare gewesen, das wird nicht gesagt, ist auch hier für den Heiligen ganz von nebensächlicher Bedeutung. Worauf es ihm an dieser Stelle einzig ankommt, ist dieß: der Leser soll in kurzen, lebhaften Zügen vom Charakter des Pilgers und dessen geistiger Physiognomie unterrichtet werden, damit er im Stande sei, das Folgende richtig aufzufassen und zu beurtheilen. Ignatius will, der Leser soll bei Beurtheilung des geistigen Läuterungsprocesses sich auf den richtigen Standpunkt stellen und den richtigen Maßstab anlegen. Darum hebt er mit einem, fast der eitlen Ruhmrednerei in der Form sich nähernden Nachdruck seinen Charakter als den eines edlen, über Alle tapferen und Furcht verachtenden Soldaten und Ritters hervor. Nicht, ob sich die Übergabe der Stadt vom Standpunkte der Ehre rechtfertigen lasse, sondern ob eine Vertheidigung über das Maß des Gebotenen hinaus noch möglich, das ist für den jungen Ritter die Frage. Nicht, ob eine Operation Schmerzen verursache, oder ob sie nöthig sei zur Erhaltung des Lebens, sondern ob sie überhaupt möglich und von ihr eine Verschönerung des Körpers zu erwarten sei — fragt er die Ärzte.

Also — und das ist vor Allem festzuhalten —: Ignatius ist ein edler, idealer oder, wie man dazumal sagte, ritterlicher Charakter, dem das Ideal, die Ehre als Leitstern des Lebens dient; ein Herz, das im Dienste seines Fürsten und im Hinblick auf seinen Adel nicht mit der erbärmlichen Nothwendigkeit des gewöhnlichen niederen Lebens, sondern mit dem weiten Maße der Ziemlichkeit, des sich Passenden — kurz, des großherzigen Edel- und Opfersinns mißt. Ignatius ist nicht der Krämer oder Handelsmann, wie ihn Spanien in die Colonien entsendet, sondern der altcastilische Ritter aus dem Geschlechte der Campeador und Ferdinand.

Ein jeder Stand hat seine eigene Geistesphysiognomie, seinen Ideenkreis, seine Urtheile und Vorurtheile. Freilich haben heutzutage nach der langsamen Nivellirungs- und Melirungs-Arbeit der letzten revolutionären Jahrhunderte die alten, festen Grenzlinien, welche die Stände abschlossen, sich immer mehr verloren, und damit verloren auch die charakteristischen, ausschließlichen Normen jedes einzelnen Standes viel von ihrer markirten Eigenthümlichkeit — wir haben heutzutage mehr den Zeitgeist, als den Kastengeist — mehr die Volksidee, als die Standestradition. Beim Ausgange des Mittelalters war dem meistens noch nicht so. Es

gab speciell noch eine gewisse Summe von Anschauungen und Urtheilen, die zu einem Edelmann und Ritter ebenso nothwendig gehörten, als die Kenntniß und Befolgung der Grammatik zu dem Amte eines Scholarchen. Der ritterliche Geist war keine leere Phantasterei, sondern eine Summe von Grundsätzen und Lebensregeln, die ihren Besitzer von Jedem, der nicht Ritter war, unterschieden. Wir wollen hier keineswegs die volle Physiognomie dieses Ritterthums geben, wie es sich aus den einfachsten und edelsten Anfängen begeisterter Heerfolge bis zum leersten Formelwesen späterer Zeiten entwickelt hat. Das Allgemeine dürfen wir als bekannt voraussetzen — und das Besondere, worauf es hier ankommt, wurde bereits erwähnt — es ist die allgemeine, ideale Geistesrichtung, welche in vorkommenden Fällen mehr nach dem sich Ziemenden, der Standesehre und dem Ritterdienste Entsprechenden, als nach dem unumgänglich Nothwendigen fragt; welche die Großmuth als Standespflicht betrachtet. Dieß Alles konnte zu seiner Zeit Ignatius als selbstverständlich voraussetzen; darum sagt er bloß: „Ich war mit allen Fehlern und Vorzügen ein junger Ritter und Edelmann." Heute fällt es uns Kindern des realistischen und materialistischen Zeitalters schon schwer, uns unaufgefordert und ohne längere Reflexion in ein solches junges Rittergemüth hineinzudenken, das Leben und die Welt mit seinen Augen zu betrachten, und doch ist dieß durchaus vonnöthen, um den richtigen Gang der „Bekehrung" des hl. Ignatius zu erfassen.

Schon das Wort „Bekehrung" bedarf einer genaueren Bezeichnung. Bei Ignatius haben wir es keineswegs mit einer Bekehrung Sauls zu Paulus oder eines Aurelius zu Augustinus u. dgl. zu thun. Ignatius war auch vor seiner Krankheit kein ausgesprochener Sünder, und er würde wahrscheinlich unter dem gewöhnlichen Laufe der Dinge seine Seele auch in der Welt gerettet haben. Aber, wenn wir ein naheliegendes Beispiel gebrauchen wollen, er bekehrte sich vom Söldner im Heere Christi zum edlen Freiwilligen. Doch greifen wir nicht vor und kehren jetzt wieder zum Text der Lebensbeschreibung zurück.

„Da er nun auf die Lesung der leeren und erlogenen Bücher von den Großthaten berühmter Männer über die Maßen versessen war, so verlangte er einige derselben zum Zeitvertreib, sobald er sich wieder etwas kräftiger fühlte. Indeß fand sich in jenem Schlosse kein Buch der Art vor, und so brachte man ihm denn eines mit dem Titel: ‚Leben Christi', und ein anderes: ‚Blume der Heiligen' mit Namen, beide in der Muttersprache.

„6. Durch wiederholtes Lesen gewann er mit der Zeit einige Begeiste-

rung[1] (affectum) für die dort behandelten Gegenstände. Bisweilen lenkte er auch seinen Geist von dieser Art Lesung ab zur Betrachtung jener Dinge, die er früher gelesen, oft auch wieder zu jenen eitlen Gedanken und Ideen, die er bislang zu hegen gewohnt war, und Vieles dergleichen — wie es ihm eben einfiel. Unter allen war es besonders ein Gedanke, der sein Herz hauptsächlich erfüllte, so daß er sich sofort darin gleichsam untertauchte und verlor und zwei, drei, ja vier Stunden darin verweilte, ohne daß er selbst es bemerkte.

„Der Gedanke bestand darin, daß er sich fragte, was er wohl vorzüglich zum Dienst (zur Ehre) einer gewissen erlauchten Dame thun würde; wie er wohl zu jener Stadt reisen könnte, in welcher die Dame sich aufhielt; mit welchen Worten er sie anreden, welche Scherzworte und witzigen Bemerkungen er zur Unterhaltung beibringen wollte[2], besonders welche Art von kriegerischer Übung er ihr zu Ehren ausführen würde. Diese Gedanken rissen ihn derartig hin, daß er nicht einmal einsah, wie das Alles, was er zu erreichen trachtete, über seine Kräfte sei, da jene Frau von überaus erlauchtem und hohem Adel war (denn sie war weder Gräfin noch Herzogin; ihr Stand war vielmehr erhabener, als Alles dergleichen).

„7. Inzwischen war die göttliche Barmherzigkeit auch thätig und ließ in diese (weltlichen) Gedanken andere sich einmengen, die aus der neuen Lesung stammten. Denn während er das Leben Christi unseres Herrn und der Heiligen las, dachte er bei sich und schloß, mit sich selbst redend, also: ‚Wie, wenn ich auch das thäte, was der hl. Franciscus gethan? Wie, wenn das, was der hl. Dominicus?‘ Und so überdachte er Manches bei sich und stellte sich immer sehr harte und schwierige Dinge vor. Während er dieses that, däuchte es ihm, als fühle er wohl einige Leichtigkeit, dieselben zu vollbringen, und zwar ohne allen anderen Beweggrund, als weil er in seinem Herzen also urtheilte: ‚Der hl. Dominicus hat dieß gethan, also werde ich es auch thun; dieß hat der hl. Franciscus vollführt, also will ich es auch vollführen.‘ Derartige Gedanken hielten ziemlich lange an; darauf kamen andere Dinge dazwischen, und es folgten abermals jene eitlen, weltlichen Träumereien, die auch ihrerseits wieder geraume Zeit andauerten. Diese

[1] Wir glauben, das Wort affectum mit Begeisterung wiedergeben zu sollen; am eigenthümlichsten würde freilich der Ausdruck hier durch „einige Erwärmung“ übersetzt, da Begeisterung etwas zu stark klingt für den Anfang. Indeß würde „Liebe“, „Andacht“, „Freude“ zu schwach sein, da Ignatius als Christ und Katholik wohl immer „Andacht“ und freudige Liebe zu Christus und den Heiligen gehabt haben wird. Aber was er durch die anhaltende Lesung gewann, war ein verständnißinnigeres Umfassen dieser geistlichen Dinge, Worte und Thaten auch vom rein menschlichen, speciell vom ritterlichen Standpunkt aus — also eine Hinneigung des ganzen, selbst natürlichen Menschen zu den „Großthaten“ Christi und der Heiligen.

[2] Im spanischen Original steht anstatt des lateinischen Ausdrucks joci et sales das Wort „motes“. Mote ist sehr schwer in seinem ganzen Begriffsreichthum wiederzugeben, es bedeutet eben das Alles, was die Unterhaltung zu einer anziehenden, geistreichen, witzsprühenden, anregenden, erheiternden, scherzenden macht.

Reihenfolge der Gedanken beschäftigte lange seinen Geist — die einen über Gott, die andern über die Welt, und hielten ihn so sehr umfangen, daß er sich ihrer schließlich vor Müdigkeit entschlug und den Sinn auf andere Dinge kehrte.

„8. Zwischen jenen Gedanken war indeß ein Unterschied. Während er sich mit den weltlichen abgab, fühlte er sich von großem Wohlbehagen gefangen; allein sobald er müde davon abließ, empfand er Trauer und Trockenheit. Dachte er hingegen an die Pilgerfahrt nach Jerusalem und wie er sich mit bloßen Kräutern nähren und andere Strengheiten üben wolle nach dem Beispiel heiliger Männer, so verspürte er das Behagen nicht bloß während er darüber thatsächlich nachdachte, sondern auch dann noch, wenn er bereits aufgehört hatte. Er selbst merkte indeß diesen Unterschied nicht, noch achtete er darauf, bis ihm eines Tages die Augen der Seele gleichsam geöffnet wurden und er anfing, sich über diese Verschiedenheit zu wundern, da er so durch eigene Erfahrung erkannte, wie aus der einen Art von Gedanken ihm Traurigkeit, aus der anderen Freude im Herzen zurückblieb. Dieses war der erste Vernunftschluß (ratiocinatio), welchen er über geistige Dinge machte.

„9. Als er später[1] in die geistlichen Übungen eingetreten war, empfing er hierdurch das erste Licht, um das zu verstehen, was er die Seinigen über die Verschiedenheit der Geister gelehrt hat. Da er auf diese Weise die verschiedenen Geister, welche ihn bewegten, den Geist Gottes auf der einen, den Geist Satans auf der anderen Seite, erkannt und ein nicht unbedeutendes geistiges Licht aus der Lesung jener frommen Bücher empfangen hatte, begann er mit größerem Ernst über sein früheres Leben nachzudenken, und auch das zu erwägen, welcher Buße er wohl bedürfe, um die begangenen Sünden zu sühnen. Bei diesem Gedanken kam ihm das fromme Verlangen der Nachahmung jener heiligen Männer fast ganz wie von selbst und ohne anderes Nachdenken, als bloß, daß er sich versprach, mit Hilfe der göttlichen Gnade dasjenige zu thun, was jene gethan hatten. Indeß wünschte er nichts mehr zu thun, als sofort nach seiner Genesung in's heilige Land zu ziehen und sich dabei so viel Geißelungen und Fasten aufzuerlegen, als ein von Gott entflammter, großherziger Sinn zu verlangen pflegt. Durch solche Verlangen wurden jene eitlen Gedanken immer schwächer und kamen bald gänzlich in Vergessenheit."

Unterbrechen wir hier die Erzählung durch einen kurzen Rückblick. Ein neuerer, sonst überaus scharfsinniger und verdienstlicher Schriftsteller findet den Heiligen „wie in den übrigen Ereignissen, so namentlich hinsichtlich dieser wichtigen Übergangsperiode seines Lebens sehr wortkarg.

---

[1] Der hl. Ignatius bemerkt also hier ausdrücklich, daß er erst später, d. h. in Manresa, „in die Exercitien eingetreten sei". Wenn daher in Nachstehendem bereits einzelne Theile der Exercitien an den Aufenthalt in Loyola angeknüpft werden, so kann dieß nur von keimartigen ersten Ansätzen, von einer persönlichen Vorbereitung des Heiligen verstanden werden.

Er sagt nicht, wie in ihm der Gedanke entstanden sei, sein Leben zu ändern, oder die Heiligen, deren Leben er las, nachzuahmen"[1]. Führte Genelli nicht anderweitig Stellen aus der Autobiographie an, so möchte man wohl auf den Gedanken kommen, daß ihm dieselbe unbekannt geblieben sei. Uns scheint nach dem eben mitgetheilten, mit ängstlicher Sorgfalt übertragenen Texte gerade das Gegentheil der Fall, und wir möchten sagen, daß die Hagiographie, mit Ausnahme der Bekenntnisse des hl. Augustin, wohl kaum ein Document aufzuweisen habe, das mit solcher psychologischen Genauigkeit und lichtvollen Klarheit den entscheidenden Wendepunkt im Leben einer Seele darstellt. Um dieß richtig zu verstehen, dürfen wir aber das oben Gesagte über den natürlichen Charakter des hl. Ignatius keinen Augenblick außer Acht lassen. Kommen wir zum Einzelnen.

Ignatius liegt körperlich gefesselt, aber geistig frisch und frei auf seinem Lager. Er hat sich mit Gott ausgesöhnt, aber er will als Ritter und Soldat in der Welt bleiben. Da ihm die Zeit lang wird, verlangt er die gewöhnliche Modelesung seines Standes und seiner Tage — Romane von irrenden Rittern, wie Amadis von Gallien, die Großthaten Esplandians, des Amadis von Gräcien 2c., wie sie zum Theil in dem „großen, anmuthigen Gericht aufgezählt werden, welches der Pfarrer und der Barbier in der Büchersammlung des scharfsinnigen Junkers von der Mancha anstellten". Ignatius kannte und liebte diese Bücher, wie die Mehrzahl seiner Standesgenossen. Nach dem Inhalt, den Grundsätzen und Thaten dieser Helden richteten die spanischen Edelleute wo nicht ihr Leben, so doch oft ihre Gespräche ein; die Helden dienten ihnen vorkommenden Falls als Muster und Beispiel. Dieß letztere wird uns der hl. Ignatius späterhin von sich selbst ausdrücklich bestätigen, und es ist hier zum besseren Verständniß durchaus von Wichtigkeit. Die Lesung der Bücher soll also neben der Unterhaltung gleichsam eine Erneuerung des rechten Rittergeistes für den Reconvalescenten sein. Doch siehe — das Unglaubliche geschieht — im Schlosse Loyola, im Familiensitz eines spanischen Edelmanns findet sich nicht einmal ein Exemplar des Amadis! Dafür treibt wahrscheinlich die Dame des Schlosses etwas weit Besseres in ihrer Kemenate auf — ein Leben Christi und eine Heiligen-Legende[2].

---

[1] Genelli, Leben des hl. Ignatius von Loyola. Innsbruck 1848. S. 14.

[2] Es ist wohl der Mühe werth, die Frage aufzuwerfen, welches jene zwei Bücher, besonders das erste, gewesen seien. Bartoli denkt an das Leben Christi von Ludolph

An die Lesung dieser Bücher geht nun Ignatius mit seiner ganzen ritterlichen und gläubigen Natur. Er gewinnt allmählich einige Begeisterung für das Gelesene. Warum? Weil seine ideale, nach dem Großen strebende, opferfreudige Natur auch hier Helden und Ritter des Geistes findet. Wie er sich früher bei den Thaten der fahrenden Ritter wohl hundertmal zu ähnlichen mag hingezogen gefühlt und zu sich selbst gesprochen haben: „Diese Heldenthat des Ritter Phöbus, oder jenes Abenteuer des Palmerin von England möchte ich auch bestehen" — aus keinem anderen Grunde, als weil jene berühmten Muster und Spiegel der Ritterschaft so gehandelt — so steht er jetzt staunend und bewundernd vor den Strengheiten eines hl. Franciscus und eines hl. Dominicus, und sein ritterlicher Sinn fragt sich: „Quid si ego hoc agerem quod fecit B. Franciscus? Quid si hoc, quod B. Dominicus?" Und, wunderbar, mit welchem Nachdruck uns Ignatius zu erklären sucht, wie diese ersten frommen Verlangen durchaus keinen anderen Beweggrund hatten, als das Bestreben, nicht hinter jenen großen Vorbildern der Selbstüberwindung und Tugend zurückzustehen! Im Gefolge Christi seines Herrn sah er diese edlen Ritter Großes vollbringen — und den ritterlichen Grundsatz: „Nulli cedere virtute" („Keinem an Tapferkeit und Muth nachstehen"), vom zeitlichen Königsdienst auf den geistlichen Gottesdienst übertragend, steht Ignatius gleich mit ebenen Füßen auf dem Weg zur höchsten Vollkommenheit. Was für ein feiger Ritter müßte das sein, welcher der Aufforderung seines Fürsten zur Heerfolge nicht gehorchte? — aber der echte Ritter will mehr. Nicht das bloß Nothwendige thut er, um dem Vorwurf der Feigheit zu entgehen — ignavus eques —, sondern er wird sehen, was Jene vollbracht, die sich hervorgethan im Dienste ihres Königs — insignes in omni servitio

---

von Sachsen. Leider bringt er für seine Ansicht keinen Beweis bei. Einen wichtigen Fingerzeig zur richtigen Lösung fanden wir indeß bei Falk (Klosterdruckereien; vgl. „Katholik", 1876, Juli, S. 87). Dort wird aus dem Katalog der von J. Luschner und Ulrich Belch im Kloster zu Monserrato in Spanien gedruckten Bücher (1499 bis 1500) eine Vita Christi erwähnt, welche in einer Auflage von 600 Exemplaren verlegt wurde. Zeit und Ort stimmen sehr glücklich zusammen, um es wahrscheinlich zu machen, daß eines dieser Exemplare sich in dem nicht zu entfernten Schlosse zur Zeit des hl. Ignatius fand. Leider fehlt es uns augenblicklich an Hilfsmitteln, den vollen Titel des Buches oder seinen Autor zu erfahren. Daß es sich um eine Übersetzung Ludolphs von Sachsen handelt, wird indeß dadurch wahrscheinlich gemacht, daß zu Zeiten der hl. Theresia eine Übersetzung des Buches in Spanien bestand und beliebt war. Vgl. Leben der hl. Theresia, von ihr selbst geschrieben. Aachen 1868. S. 587. — Über den Verfasser der Legende haben wir keine Andeutung.

sui Regis aeterni —, er wird nicht bloß seine Person stellen zu Mühe und Kampf, sondern nach dem Beispiele seiner Ideale gegen seine eigene Sinnlichkeit und gegen seine fleischliche und weltliche Liebe ankämpfen wollen. „B. Franciscus hoc fecit, faciam igitur et ego — fecit hoc B. Dominicus, faciam igitur et ego.“ Diese so starke und kräftige Schlußfolgerung des „faciam igitur et ego“ ist durchaus zu beachten und von der größten Tragweite. Nicht an erster Stelle der Lohn im Himmel, die Sühne der Sünden sind für den Soldaten entscheidend, die großen Werke christlicher Ascese auszuführen, sondern der Gedanke ritterlichen Wetteifers, oder, wie er es später nennt, „animus generosus a Deo incensus“, „ein hochherziger, großmüthiger, von Gott entflammter Sinn“.

Wer ohne die Kenntniß dieses „großmüthigen Sinnes“ an die Bekehrungsgeschichte herantritt, wird sie nicht verstehen, weil er ihre natürliche Grundlage, ihr eigenstes „Fundament“ nicht gefaßt. Aber auch für das Verständniß der Exercitien, d. h. des eigensten Kerns derselben, der sogen. zweiten Woche, ist diese Kenntniß der Großmuth die nothwendigste Vorbedingung.

Hier müssen wir etwas weiter ausholen. Der erste Theil der geistlichen Übungen trägt als unterscheidende Charakteristik, daß er sich an den durch den Glauben erleuchteten Verstand wendet, um die strenge Pflicht zum Gegenstand seiner Betrachtungen zu machen, und die Erreichung des schuldigen Guten als Ziel hat. Die kürzeste Formel der ersten Woche ist das sogen. Fundament. Die Vernunft sagt uns, daß der Mensch als Gottes Geschöpf und Eigenthum nur zur Ehre seines Schöpfers und zum Gehorsam gegen seinen Herrn da sein kann, daß im Dienste dieses Herrn und in Vollbringung seines Willens des Menschen einziges Gut und Glück, im Ungehorsam dagegen sein einziges Unglück besteht, daß also Alles, was sonst noch auf Erden ist, weder das Endziel des Menschen noch sein Gut sein kann — daß mithin diese Mitgeschöpfe nur insofern wirklichen Werth für ihn haben, als sie ihm nützlich sind, sein wahres, einziges Gut überhaupt und dann auch leichter und sicherer zu erlangen. Das ist die ganze erste Woche. Der Mensch muß die Gebote halten, wenn er vernünftig sein will. Als Richtschnur seiner Handlungen hat ihm die Frage zu gelten: „Ist dieß oder jenes von Gott geboten?“ — „führt mich dieß oder jenes zu Gott hin?“ Also die drei Worte: „Vernunft, Pflicht, nothwendiges Glück“, das ist der starke, mächtige Grundaccord der ersten Woche, und wenn

selbst am Ende des Fundamentes ein anscheinend höherer Ton durchklingt, so läßt er sich doch auf einen der drei zurückführen. Es ist nämlich sehr bemerkenswerth, daß nach dem spanischen Original am Schluß der Literalversion des Fundamentes das Wort „magis“ steht, d. h. wir müßten unter den Handlungen und Geschöpfen diejenigen auswählen, welche uns mehr zum Ziele führen. Indeß wer hier an Großmuth als Motiv denken wollte, würde sofort den soliden Boden verlieren, da bei der ganzen ersten Woche die eigenthümliche Kraft der Überzeugung in dem Schraubengange der Vernunft liegt.

Ist die Pflichterfüllung erst gesichert, ist das Streben nach dem Nothwendigen einmal zur Norm geworden, so führen uns die Exercitien weiter von der Vernunft zur Großmuth — vom Nothwendigen zum Besseren — von der Pflicht zur Liebe. Ein neuer Accord wird angeschlagen: Liebe, Großmuth, Vollkommenheit! Ohne diesen ist das Verständniß der weiteren Exercitien ebenso unmöglich und ihre Wirkung ebenso nichtig, als Verständniß und Frucht der ersten Woche bei einem Menschen, der keinen Verstand hätte. Das ist so wahr, daß der hl. Ignatius ausdrücklich verbietet, einem Exercitanden die folgenden Wochen der geistlichen Übungen mitzutheilen, wenn er nach Vollendung der ersten Woche kein Verlangen nach höherer Vollkommenheit, keine Großmuth des Herzens empfindet, über die Pflicht hinaus auch das Passende und Bessere aus Liebe zu thun. Nach dem eben Gesagten ist dieß ganz natürlich und trotzdem muß es immer und immer wieder hervorgehoben werden. Sehr weise und überaus wohl zu beherzigen sind daher jene Vorschriften und Rathschläge, welche das sogenannte Directorium über die Art und Weise ertheilt, wie die Betrachtungen der zweiten Woche zu geben und zu machen sind. Bei unserem heutigen Geschlecht ist Vorsicht doppelt nothwendig. Natürlich großmüthige, edelgesinnte Charaktere sind immer seltener geworden, auch bei den sog. Frommen hat sich ein geistiger Philister- und Krämersinn eingenistet, dem ohne viele Mühe das Verständniß der Ritterlichkeit, des Großsinns nicht aufgeht. Selbst unbewußt legt die Mehrzahl auch der Besten an die Handlungen den Maßstab des Nutzens, des Lohnes und Verdienstes an; das ist ja an sich recht gut und vernünftig — ja, aber auch nur klug und vernünftig, und gehört daher in die Gedankensphäre der ersten Woche. Wenn nun nach reiflicher Prüfung die zweite Woche dennoch begonnen wird, so kann bei den verschiedensten Gelegenheiten nicht oft und nachdrücklich genug darauf hingewiesen werden, und der Exercitand

selbst kann es sich nicht zu häufig wiederholen, daß er bei seinen Vorsätzen nicht nach der Pflicht, sondern nach der Liebe, nicht nach dem Nothwendigen und bloß Vernünftigen, sondern nach dem zu fragen hat, was sich einem edleren, dem Herrn persönlich näher tretenden, in seinem Dienst sich auszeichnen wollenden Soldaten geziemt; daß ihn zu dem, was er sich hier vornimmt, keineswegs die Pflicht zwingt, sondern die Großmuth drängt; daß er nicht will, weil er muß, sondern weil er will. „Si vis perfectus esse“, sagt ja der göttliche Heiland. Dieses Bewußtsein hat nicht bloß die innere Wahrheit für sich, sondern es ist erfahrungsgemäß auch durchaus von wohlthuender Wirkung für das Herz des Exercitanden. Die Überzeugung, mehr zu thun, als streng verlangt wird, hebt den Charakter und die Freudigkeit des Handelns; die harte Pflicht hat gerade bei großmüthiger Charakteranlage oft etwas Drückendes, Einengendes, der freiwillige Entschluß zu einem Werk der Vollkommenheit dagegen öffnet und erweitert das Herz. Zudem ist es von Wichtigkeit, diesen Standpunkt für die zweite Woche durchaus festzuhalten, um den minder großmüthigen, ängstlichen Charakter nicht gleich zu entmuthigen. Kann er sich gleich bei den ersten Exercitien oder in den ersten Tagen auch noch nicht zum Höchsten entschließen, das ihm die einzelnen Betrachtungen als Ideal zeigen — er weiß dann doch wenigstens, daß für ihn das Höchste nicht strenge Pflicht und das minder Vollkommene doch wenigstens schon ein Zeichen seiner Liebe zu Gott ist. Er wird einerseits demüthig vor dem nicht erreichten Ideal stehen, andererseits aber doch wegen des guten Anfangs nicht völlig entmuthigt das Streben nach Vollkommenheit überhaupt fahren lassen. Es gibt viele fromme und aufrichtige Seelen, welche mit einem wahren Schrecken an die Exercitien denken. Die bisherige Erfahrung hat ihnen in diesen Exercitien nur eine jährlich wiederkehrende Geistestortur gezeigt. Da ist die erste Woche mit ihren ewigen Wahrheiten und allen ihren Schrecken. Trotzdem nun diese Seelen schon längst aufrichtig sich mit Gott ausgesöhnt haben, meinen sie, es müsse der ganze Reinigungsprozeß noch einmal mit all seinen Ängsten und Scrupeln durchgemacht werden. Darüber verlieren sie dann die eigentliche Frucht dieser ersten Woche oft zum größten Theil und kommen mißmuthig, zweifelnd, gehetzt und zermartert in die zweite Woche. Wird nun nicht alle Sorgfalt darauf verwendet, das eingeengte, furchtsame Gemüth zu erweitern und zu ermuthigen, so können die Betrachtungen vom Reiche Christi und den beiden Fahnen durchaus nicht den richtigen Erfolg haben. Der Exercitand wird in seiner ernsten

Stimmung auch diese Betrachtungen von der schroffen Seite auffassen, nicht den Hauptnachdruck darauf legen, wie er sich in der Nachfolge seines Königs auszeichnen will, sondern ob er überhaupt ernstlich entschlossen sei, Christum zu folgen. Wie weit entfernt dieser Gedanke vom Zweck der Betrachtung und dem Geiste des hl. Ignatius sei, wird Jeder nach dem Gesagten zur Genüge erkennen. Bei Ordenspersonen aber ist darauf hinzuweisen, daß die Großmuth in der Heerfolge des ewigen Königs sich in der Beobachtung der Regeln und Gelübde zu zeigen hat. Denn ein religiöses Herz wird aufathmen, zu neuem Eifer in Erfüllung seiner Berufspflichten sich angeregt fühlen, wenn es klar erkennt, wie gerade diese Berufspflichten, die es einmal und für immer aus Großmuth und Liebe für seinen König auf sich genommen, jene nähere und vollkommenere Hingabe und Nachfolge ausmachen.

Sehen wir uns nun näher die beiden Gedankenreihen an, welche den hl. Ignatius beschäftigen, so finden wir in ihnen die ersten, wenn auch groben und unförmlichen Umrisse der beiden Grundbetrachtungen der zweiten Woche, „das Reich Christi" und „die zwei Fahnen".

Das „Reich Christi" oder, wie Ignatius sagt, „der Aufruf des Königs", liegt mehr verborgen auf den ersten Blick und ist wirklich auch erst aus den mit Stillschweigen übergangenen Zeit- und Person-Umständen zu erklären.

Man rufe sich in's Gedächtniß, mit welchen Ideen Ignatius an die Lesung des Lebens Jesu und der Heiligen geht. Es sind die Gedanken, wie sie die zahlreichen Ritterbücher mit einer fast sclavischen Treue wiederholen und zum Ausdruck bringen. Kaiser Karl und seine Paire mit ihrer Begeisterung für den Herrscher, ihrem Gehorsam gegen seine leisesten Wünsche — kurz, ihre großmüthige Heeresfolge und die in derselben vollbrachten Heldenthaten und Abenteuer sind eines der frappantesten und bekanntesten Beispiele. Der Aufruf eines Königs oder Helden an die Ritter und Edlen seines Reiches kehrt fast in jedem dieser alten Gedichte wie der späteren Romane wieder[1]. Statt vieler anderen

[1] Nichts liegt näher, als die irdische Erscheinung des Gottmenschen und seine von ihm gegründete Heilsordnung, kurz, sein Verhältniß zu den Menschen unter dem Bilde eines Fürsten aufzufassen, der ein ihm zugehöriges, aber vom Feind entrissenes Reich wiedererobern will. Das Alte und Neue Testament sind ja voll ähnlicher Bilder. Aber auch die späteren Literaturen des Abendlandes bieten oft die herrlichsten Ausführungen oder Anpassungen dieser Idee auf ganz fremdartige Verhältnisse. Wir

führen wir an dieser Stelle denjenigen an, welchen wir zufällig in einem der verbreitetsten französischen Heldenbücher des Mittelalters, dem „Wilhelm von Orange“, finden.

Wilhelm hat seinem Könige Ludwig die größten Dienste erwiesen, er hat Abenteuer bestanden für ihn, wie kein Zweiter, und doch! — alle Hofleute und Ritter sind reich mit Lehen bedacht, nur Wilhelm hat keine Hufe Landes erhalten. Von Anderen aufgestachelt, empfindet der Held doppelt diese Vernachlässigung und er geht zu Hof, um dem König seine Forderung zu stellen. Unterdessen fällt ihm aber ein, daß es doch unziemend ist für einen wahren Ritter, auf diese Weise von seinem Könige Recht zu heischen; denn mag Ludwig auch noch so nichtssagend sein, Wilhelm ist sein Vasall und hat Karl dem Kaiser gelobt, seinen Sohn gegen jedweden Feind zu schirmen. Als Ludwig nun erklärt, er habe kein Lehen für Wilhelm, da fordert dieser Spanien, d. h. die den Saracenen gehörigen Provinzen Südfrankreichs als Lehen. Darauf lächelt der König und meint, das sei doch ein sonderbares Lehen, das noch in der Gewalt der Feinde sei; allein da Wilhelm es wünsche, so wolle er ihn durch einen Handschuh — kraft kaiserlicher Oberhoheit über alles Land — mit Spanien belehnen. Vor dem ganzen Hofe, allen Grafen, Baronen, Edlen und Rittern empfängt nun Wilhelm den symbolischen Handschuh. Dann sprang er auf einen Tisch, erhob seine Stimme und redete also zu den Umstehenden:

„Höret mich, edle Mannen von Frankreich. Bei Gott! ich kann mich rühmen, ein ausgedehnteres Reich zu besitzen, als dreißig meiner Paire. Aber es ist noch nicht erobert. Ich sage also zu den armen Rittern, die nur ein hinkendes Pferd und zerrissene Kleider haben, daß, wenn sie bisher im Dienste nichts gewonnen haben, ich ihnen Geld und

---

erinnern hier nur an das herrlichste unserer altdeutschen Literaturdenkmäler, den sächsischen Heliand. Der heilige Christ ist das „Friedenskind Gottes“, der „Könige Bester“, der „Geborenen Stärkster“. Zum Manne erwachsen, sammelt er begleitende Jünger, zieht durch dichte Wälder von Burg zu Burg, von Gau zu Gau. Die Apostel sind sächsische Recken, wortweise Helden, und ihre Treue zum Heiland ist wie die rührende Treue der Degen geschildert. Der Herr selbst erscheint als ein reicher, mächtiger, milder deutscher Volkskönig, umgeben von seinen treuen Mannen im Gefolge unzähliger Schaaren. Er zieht am Jordan vorbei, an dessen Ufern hochgehörnte Burgen ragen und muthesfrohe, treufeste Helden und starke Weigande sich zu seiner Heeresfolge entschließen. Daß bei einem Ritter wie Ignatius die Auffassung des Heilandes als eines für Gottes Ehre streitenden Königs vorherrschen mußte, ist selbstredend, denn auch ihm mußte „Jüngerschaft und Heerbannstreue ganz dasselbe scheinen“.

Güter, Rosse aus Spanien, Schlösser, Land und Vesten gebe, wenn sie mit mir den Wechselfällen des Krieges sich aussetzen wollen, vorausgesetzt, daß sie mir helfen, das Land zu erobern und die wahre Religion daselbst herzustellen. Und zu den armen Knappen sage ich dasselbe, und dazu sollen sie noch zu Rittern geschlagen werden."

Bei diesen Worten riefen Alle:

„Herr Wilhelm, bei Gott, eilet Euch; derjenige, welcher kein Pferd hat, Euch zu folgen, wird zu Fuß mit Euch gehen!"

Von allen Seiten eilten nun Ritter und Knappen herbei und bewaffneten sich, wie sie konnten. Bald standen 30 000 Mann bereit; sie schwuren dem Grafen Wilhelm Treue, ihn niemals im Stich zu lassen in der Noth und sollte man sie in Stücke hauen.

In dieser Episode haben wir ein lebendiges Stück echtesten, ursprünglichsten Ritterthums; einen natürlichen Ausdruck jener hochherzigen Ideen und Gesinnungen, welche Jahrhunderte lang die edelsten Geister bewegt, die Kreuzzüge hervorgerufen und eben erst den genuesischen Edelmann zur Entdeckung einer neuen Welt getrieben. Dieselben mußten aber noch mächtiger emporlodern, als zu Anfang des 16. Jahrhunderts die Türken in ungezählten Haufen immer weiter vordrangen, jeden Widerstand daniederwarfen und das ganze Abendland zu überschwemmen drohten; 1521 fiel Belgrad, 1522 Rhodus, ein anderes Bollwerk der Christenheit, mit der Blüthe der christlichen Ritterschaft. Was Wunder darum, daß gerade damals diese hochherzige Gesinnung in den Exercitien Ignatius', in der Betrachtung vom „Reiche Christi", durch einen ähnlichen „Aufruf", wie wir ihn oben in der Geschichte des Grafen Wilhelm von Oranien gefunden, sich aussprach? Ist deßhalb die engste Verwandtschaft zwischen dieser Art Scenen aus den Ritterbüchern und jener Betrachtung durchaus nicht zu läugnen, so muß hinwiederum wohl auf die Weise geachtet werden, in welcher der hl. Ignatius sich jener menschlichen Ideen bediente. Wie der Schluß des „Fundamentes" leise hinüberklingt in die zweite Woche durch sein „eligendo quae **magis** conducunt ad finem", so resümirt die erste Betrachtung dieser zweiten Woche in ihrem ersten Theile noch einmal kurz und anschaulich alles Voraufgehende unter dem Bilde „des Aufrufs eines zeitlichen Königs". Nicht ein gewöhnlicher Fürst oder Herr hält diesen Aufruf an Standesgenossen oder Ritter, die ihm, streng genommen, keine Heerfolge schulden, wie wir es eben Wilhelm von Oranien thun sahen — sondern ein von Gott erwählter König, dem alle christlichen Fürsten und Unterthanen

Ehrfurcht und Gehorsam schulden. Dieser Fürst könnte einfach den Großen seines Reiches und den gewöhnlichen Unterthanen befehlen, mit ihm zu ziehen; denn sie schulden ihm Gehorsam. Das war der Geist der ersten Woche. Jetzt aber stellt der König das, was er als Pflicht heischen könnte, nur als Ziel seiner Wünsche hin. Deßhalb nennt ihn der hl. Ignatius auch einen milden und großherzigen König „regi tam liberali ac humano", und leitet aus diesen beiden Quellen, dem schuldigen Gehorsam der Untergebenen einerseits und der milden, freisinnigen Art des Aufrufs andererseits, gerade die Nichtswürdigkeit und Verächtlichkeit jener Ritter her, die sich zu solcher Heerfolge nicht entschließen wollen. Wenden wir den ersten Theil dieser Betrachtung auf das geistliche Leben an, so haben wir thatsächlich die erste Woche, bloß zur höheren Vollkommenheit eines edleren Motivs erhoben. Die Nachfolge Christi — die Eroberung des Reiches Gottes ist uns strengste Pflicht — als Pflicht haben wir sie in der ersten Woche erkannt und angenommen, also aus dem Motiv des gläubigen und vernünftigen Gehorsams, gerade wie der heutige Soldat oder der Söldner in den Krieg zieht; die vorliegende Betrachtung aber erhebt uns schon zum Beweggrund der Liebe, der Begeisterung, wenn auch die Nachfolge selbst sich nur in dem bescheidenen Maß des Nothwendigen hielte. Wie uns am Ende des Fundamentes das „Mehr", d. h. die Vollkommenheit, unter dem Gesichtspunkt der Vernünftigkeit gezeigt wurde, so wird uns zu Anfang der jetzigen Betrachtung das Nothwendige vom Standpunkt der Großmuth und Liebe vorgeführt. Dabei aber verweilt der hl. Ignatius nicht. Daher der zweite Theil der Betrachtung: die Anwendung.

Da heißt es im zweiten Punkt kurz: Alle, die ein gesundes Urtheil und Verstand haben, müssen sich ganz dem Könige, Christo, zur Verfügung stellen. Damit ist die Parallele mit dem ersten Theile erschöpft. Der dritte Punkt erweitert nicht bloß die Motive, sondern auch den Gegenstand, den Grad der Heerfolge, er fügt zum Nothwendigen, das alle Vernünftigen leisten müssen, das Freiwillige, das Außergewöhnliche, was diejenigen auf sich nehmen, welche sich auszeichnen wollen in ihrer Begeisterung und Liebe zu Christo, ihrem König.

In der Autobiographie nimmt Ignatius mit Rücksicht auf seinen Charakter und seine damalige Stimmung nur diesen letzten dritten Punkt in Betracht. Er sieht bei seinen Lesungen die großen Heiligen, Dominicus, Franciscus 2c., gleichsam als erlauchte Fürsten edlen Stammes und

hoher Gesinnung, ihrem obersten Heerführer alles das leisten, was er unter den „praeclariora munera“, den „ganz besonderen Geschenken und Beiträgen“, versteht. Und wie er dieses recht beherzigt, da greifen ihn diese Beispiele bei der schönsten Seite seines ritterlichen Charakters, bei der heiligen Eifersucht, an, sich von Niemanden an Großmuth übertreffen zu lassen. Was er also Dominicus und Franciscus thun und unternehmen sieht, das will auch er thun, und zwar aus keinem anderen Motiv, als um sich nicht von jenen an Ritterlichkeit besiegen zu lassen. Es ist auch nützlich, zu bemerken, daß, wie zum ersten Male beim hl. Ignatius selbst die Stimmung dieser Betrachtung „de vocatione regis“ aus der Lectüre hervorging, er auch will, daß die Lesung des Lebens Christi und der Heiligen dem Exercitanden als „sehr nützlich“ angerathen werde, und sich beeilt, diese Bemerkung, als außerordentlich wichtig, gleich nach der Betrachtung selbst seinem Büchlein einzufügen.

Auffälliger als die Betrachtung „de vocatione regis“ ist in der oben mitgetheilten Stelle der Autobiographie die berühmteste der Betrachtungen des Exercitien-Büchleins, „über zwei Fahnen“, im ersten Keime enthalten.

Mag man diese Betrachtung nun etwa als eine Art drittes Fundament auffassen, insofern sie zum apostolischen Leben auffordert, wie die vocatio regis zur höheren Vollkommenheit überhaupt und das Fundament der ersten Woche zum gewöhnlichen, jedem Menschen und Christen Nothwendigen — oder mag man, was uns einzig richtig erscheint, in derselben nur einen weiteren Ausbau der Betrachtung „de vocatione“ erblicken, so nämlich, daß derjenige, welcher dem „Ruf“ zum Kriege gefolgt ist, hier thatsächlich in das Lager und in den Kampf geführt wird: so bleibt doch in beiden Fällen dasjenige die Hauptsache, was Ignatius in der dritten Vorübung, dem Gebete, als Frucht und Zweck hervorhebt. Er läßt uns aber beten um Erkenntniß einerseits der Betrügereien des bösen Rädelsführers[1] und andererseits des wahren Lebens, welches uns der oberste und wahre Führer zeigt, sowie um die Gnade, ihm zu folgen.

Betrachten wir nun vom Standpunkt dieses Gebetes aus die mitgetheilte Gedankenfolge, wie sie in ihrer Doppelreihe den Kranken zu Loyola so lange Zeit gefangen hielt, so werden wir in ihr leicht die

[1] Des Teufels, den Ignatius zum Unterschied von Christus, dem „obersten und wahren Herzog“ („summus et verus dux“), nur „malum caput“, so viel wie Hauptmann oder Häuptling von Banditen, nennt.

Quintessenz der Betrachtung von zwei Fahnen finden, insofern sie für den damaligen Zustand des hl. Ignatius praktisch von Wichtigkeit war. Die ersten Fallstricke der Emissäre Satans, die Reichthümer, hatten für den Ritter, der all sein Glück im Schwerte trug, wenig Gefahr. Sehr gefährlich dagegen waren die der zweiten Art: die Ehren. Und es ist in der That staunenswerth, wie betrügerisch und mit allen Mitteln des Zaubers der „böse Rädelsführer" das Herz des Kranken zu umstricken und in sein Lager zu ziehen sucht. Daher die erste Gruppe: der Frauendienst. Es wäre nicht bloß gegen die geschichtliche Wahrheit, sondern auch gegen den tieferen Sinn und die hohe Bedeutung dieser Stelle, wollte man in die Beziehungen des Ritters zu jener hohen Dame auch nur das mindeste Unehrbare oder Leichtsinnige hineintragen; nicht die mindeste freiwillige läßliche Sünde durfte bei diesem Gedanken sichtbar werden oder im Vordergrund stehen, sonst wäre der Gedanke ja keine Betrügerei (fraus) mehr gewesen, sondern eine offene Versuchung (tentatio), womit wir es in dieser Betrachtung nicht zu thun haben. So nennt denn auch Ignatius diese Gedanken nicht schlecht, sondern leer und weltlich (inanes et saeculares). Allein so unschuldig diese Gedanken auch scheinen mögen, sie sind dem Herzen gefährlich, sie sind Rosenketten, die bald zu Eisenbanden werden. Wie der Ritter die Farbe und Fahne seiner weltlichen Dame trägt und sich ganz in ihren Dienst begibt, ist er in höchster Gefahr, die Farbe und Fahne der „Frau Welt" und ihres Fürsten zu tragen und in seinen Dienst zu treten. Gott, der mit dem aufrichtigen Herzen seines Ritters milde und hohe Absichten hatte, erleuchtete ihn daher endlich über die Natur jener Gedanken und zeigte sie als Betrügerei des bösen Rädelsführers. Er gab ihm auch die Erkenntniß des „wahren Lebens". Hier ist es so rührend, wie einfach die göttliche Gnade vorangeht, wie ruhig sie auf das wahrheitsliebende Gemüth wirkt. Die ganze Offenbarung, von der für den hl. Ignatius und in ihm für so viele Seelen so unaussprechlich Großes abhing, geschieht in der denkbar einfachsten und sanftesten Weise: die Gedanken an seine Dame befriedigen und beruhigen das Herz nicht, sie sind keine Nahrung des Lebens; anders die Gedanken an Christus und seine Getreuen und die Sehnsucht, sich auszuzeichnen in seinem Dienst: hier ist Freude, anhaltende Kräftigung der Seele — wahres Leben. Freude, Ruhe, Schönheit und Liebenswürdigkeit — das ist ja auch die Signatur des Lagers Christi und des Heerführers selbst „speciosus et amabilis".

Haben wir so die ersten Anfänge und Grundgedanken der zweiten Woche in dem ersten Bekehrungsstadium des hl. Ignatius wiedergefunden, so muß doch Eines festgehalten werden. Es fehlt an dieser Stelle noch der einheitliche Mittelpunkt, die belebende und Alles in's richtige Licht setzende Sonne. Erst später, nachdem Ignatius noch viele, zum Theil harte Seelen-Läuterungsprozesse durchgemacht hatte, wurde er hierauf durch den Mund einer frommen, schlichten Person hingewiesen. „O möchte dir doch eines Tages mein Herr Jesus Christus erscheinen!" Und wirklich erschien Christus in verschiedenster Weise seinem treuen Ritter — d. h. diesem ging durch himmlische Erleuchtung das rechte Verständniß des Erscheinens Christi in der Zeit und für einen jeden Menschen insbesondere auf. Dann erst, als sich um die Person des Gottmenschen Alles sammelte und ordnete, konnte Ignatius uns die Exercitien geben, wie sie heute vorliegen. Doch greifen wir der Erzählung nicht vor, kehren wir vielmehr zum Wortlaut der Biographie zurück.

Mit dem festen — wenn auch noch allgemeinen Entschluß, die Heiligen nachzuahmen, selbst ein Dominicus oder Franciscus zu werden, war die innere „Bekehrung" zum Abschluß gekommen. Es handelt sich ferner um die Befestigung des Entschlusses und dessen Ausführung. Darum erzählt der Pilger weiter:

„10. Solcherlei fromme Verlangen wurden nicht wenig durch nachfolgende Erscheinung befestigt. Als er in einer Nacht wachte, sah er ganz offenbar ein Bild der allerseligsten Gottesmutter mit dem heiligen Jesuskinde, bei dessen — eine gute Weile andauerndem — Anblick er eine überwallende Tröstung empfing. Auch erfaßte ihn dabei ein solcher Ekel über das vergangene Leben und besonders gegen jederlei fleischliche Begierde, daß es ihm schien, als ob alle Gedankenbilder dieser Richtung seinem Geiste förmlich entschwunden seien. Und thatsächlich hat er von jener Stunde bis zu der Zeit des August 1555, als dieses geschrieben wurde, auch nicht die geringste Zustimmung in diesem Punkte gegeben. Daraus mag man schließen, daß jenes Gesicht göttlich war, obgleich er selbst es nicht zu behaupten wagt und, ohne irgend etwas hinzuzufügen, nur das als wahr versichern kann, was schon gesagt wurde. Indeß merkten sein Bruder und die übrigen Hausgenossen sehr leicht aus dem, was äußerlich zu Tage trat, welche innere Wandlung des Geistes stattgehabt habe.

„11. Inzwischen fuhr er, unbekümmert um Alles, mit der Lesung fort und bewahrte Alles treulich, was er sich im Geiste vorgenommen hatte. Alle Zeit aber, welche er dem Umgang mit den Hausgenossen widmete, füllte er mit göttlichen Dingen aus und war auf diese Weise ihren Seelen nicht wenig nützlich. Wie er nun das größte Vergnügen an der Lesung dieser Bücher fand, kam ihm der Gedanke, Einiges davon auszuwählen und in Form eines Auszuges abzuschreiben, was ihm im Leben Christi und der

Heiligen von größerer Wichtigkeit schien. Er durfte bereits zeitweise das Bett verlassen, und so begann er mit großem Fleiße ein Buch zu schreiben, in welchem 300 Blätter in Quartform zusammengeheftet waren. Die Worte Christi waren darin mit rother Dinte, die der allerseligsten Jungfrau mit blauer geschrieben; das Papier war äußerst glatt und auch mit Hilfe des Lineals mit Strichen versehen; die Buchstaben sehr fein ausgeführt, denn er hatte gelernt, mit außerordentlicher Schönheit zu schreiben und zu zeichnen. Während er an diesem Buche arbeitete, brachte er die Zeit theils mit Schreiben, theils mit Beten zu. Kein größerer Trost konnte ihm dazumal werden, als wenn er den Himmel und die Sterne betrachtete, was er denn auch oft und lange Zeit hindurch that, eben weil er daraus einen großen Muth und Antrieb schöpfte, Gott zu dienen. Inzwischen erneuerte er auch oft sein Vorhaben und wünschte, schon vollständig hergestellt zu sein, um die Reise anzutreten.

„12. Während er dann nachdachte, was er wohl beginnen solle nach seiner Rückkehr von Jerusalem, um das ganze Leben in Buße hinzubringen, kam ihm der Gedanke, in die Karthause von Sevilla einzutreten, aber Niemanden zu sagen, wer er sei, damit man ihn weniger achte, und dort einzig von Kräutern zu leben. Erinnerte er sich aber dann der Bußübungen, die er auf seinen Reisen durch die Welt zu unternehmen verlangte, so nahm der Wunsch, Karthäuser zu werden, wieder ab, da er fürchtete, dem gegen sich selbst gefaßten Hasse nicht freien Lauf lassen zu dürfen. Indeß gab er einem nach Burgos reisenden Diener den Auftrag, sich dort über das Institut und die Regel der Karthäuser zu erkundigen. Was ihm darüber gemeldet wurde, gefiel ihm; allein er nahm sich die Sache nicht besonders zu Herzen, theils wegen des angegebenen Grundes, theils auch, weil die in kurzer Frist zu unternehmende Reise ihn ganz in Anspruch nahm und das Andere erst nach seiner Rückkehr ernstlich in Frage kam. Als er sich daher einige Kraft gesammelt hatte, schien ihm die Zeit des Abschiedes gekommen, und er sprach zu seinem Bruder: ‚Herr, der Herzog von Najara weiß, wie dir bekannt ist, daß ich wieder gesund bin; es dürfte gut sein, daß ich mich zu ihm begebe.' Der Herzog hielt sich damals in Navarreta auf. Der Bruder aber, welcher mit einigen anderen Hausgenossen die Ahnung hatte, daß er eine große Veränderung vorhabe, führte ihn zuerst in ein Zimmer, dann in ein anderes, und beschwor und bat ihn auf das Beweglichste, er möge doch nicht sich selbst verderben, sondern bedenken, welch große Hoffnungen die Menschen auf ihn gesetzt hätten und wie er sich durch seine Großthaten berühmt machen könne, und Vieles dergleichen, was Alles dahin abzielte, ihn von seinem frommen Vorhaben abzubringen. Darauf antwortete (der Pilger) seinem Bruder immer in einer Weise, daß Jener zufrieden war und doch der Wahrheit kein Zwang geschah, worauf er bereits damals mit dem zartesten Gewissen zu achten pflegte."

Mit dem Abschied von Loyola schließt für den hl. Ignatius der erste Theil seines neuen Lebens und zwar der angenehmste und leichteste.

Allein Gott hatte ihn nicht bloß zu einem Heiligen, sondern zu einem Apostel bestimmt, die Exercitien waren ihm nicht für sich allein, sondern für das Heil Vieler gegeben, und daher mußte er, einmal für sich zur Vollkommenheit bekehrt, auch eine bittere und schmerzliche Wiedergeburt durchmachen, um, „in Allem versucht und erfahren, Allen nützlich sein zu können".

Die Erwähnung jenes Buches, worin Ignatius die Worte Jesu Christi, der seligsten Jungfrau und der Heiligen eintrug, und die Umständlichkeit, mit welcher der sonst so wortkarge Soldat dieses Buch, die Zahl, Form und Beschaffenheit der Blätter, das Liniennetz, die Schönheit und Farbenverschiedenheit der Buchstaben beschreibt, läßt auf den großen Werth schließen, welchen der Heilige diesem Buch beilegte und wie tief dieß Buch ihm in's Herz gewachsen. Wir haben es zweifelsohne mit dem Codex zu thun, welchem der heilige Verfasser seine später in Manresa niedergeschriebenen Exercitien anvertraute. Denn später wird erzählt, wie eben dieses Buch den Pilger überall begleitete und dieser darin seine Erleuchtungen und Erfahrungen einzeichnete. Bei seiner Abreise von Loyola enthielt es also wahrscheinlich nur die oben angeführten Auszüge aus dem Leben Christi — vielleicht auch noch einige persönliche Vorsätze. Ob diese kostbare Reliquie noch in irgend einem Archive sich befindet, wissen wir nicht und konnten auch bei den Bollandisten darüber keinerlei Andeutung finden. Wir werden dem Buche in der Erzählung des hl. Ignatius noch öfter begegnen.

Der Entschluß des Heiligen, eine Wallfahrt in's gelobte Land unter Bußübungen und Entbehrungen zu machen, paßt so recht zu dem Charakter Ignatius'. Wie ein Heimweh zog es seit den Kreuzzügen das Herz jeden Ritters zu den geweihten Stätten, uud auch der christliche Held wollte durch eine solche Pilgerfahrt sich zu dem langen und beschwerlichen Kreuzzug gegen die Welt und die Häresie im Besonderen stärken.

(Schluß folgt.)

W. Kreiten S. J.

Die römische „Frage“.

(Fortsetzung.)

IV. Das piemontesische Rom eine sociale Gefahr.

Unser Erdtheil ist ein Vulkan der Revolution geworden. Das Wort des alten Herakleitos von Halikarnaß „Πάντα ῥεῖ“ können wir heute übersetzen: „Alles wankt.“ Fast jede Hauptstadt Europa's ist ein Mittelpunkt der Weltverschwörung.

Aber dort unten im lachenden Süden hat der Rechtsumsturz sein drohendstes Denkmal errichtet in dem „einigen Italien“, dem Königreiche der Revolution. Ein Sumpf von Verrath, Vertragsbrüchen, Felonie, Ungerechtigkeiten und Verbrechen mußte durchwatet werden, bis endlich das beato regno stand; und das schreiendste Denkmal revolutionären Übermuthes ist der sacrilegische Raub der ewigen Stadt, ist das piemontesische Rom. Da nun die Reiche durch die nämlichen Mittel erhalten werden müssen, durch welche sie entstanden sind, ist Italien, und insbesondere seine neueste Hauptstadt, eine sociale Gefahr für den Erdtheil, ja für die Welt geworden.

Darum spricht der Heilige Vater Leo XIII. in seiner Encyklika vom 15. Februar 1882 in ebenso milden als ernsten Worten von den Schöpfern und Trägern der italienischen Revolution: „Jene, welche die christliche Wahrheit hassen, sinnen auch stets auf das Verderben des Staates. Ihre Lehren sind am geeignetsten, um die Gemüther in gewaltsame Aufregung zu versetzen und um die verderblichsten Leidenschaften zu wecken. In den Dingen menschlicher Einsicht und Wissenschaft verschmähen sie das himmlische Licht des Glaubens; wenn aber dieses erlischt, dann fällt der menschliche Geist in viele Irrthümer, schaut nicht mehr die Wahrheit und kommt leicht dazu, daß er einem seichten und groben Materialismus anheimfällt. Sie verachten in der Sittenlehre das ewige und unabänderliche Naturgesetz, sie verachten Gott, den obersten Gesetzgeber und Richter. Wenn aber diese Grundlagen einmal wanken, dann hat auch das menschliche Gesetz sein Ansehen verloren, dann wird das Thun und Lassen der Menschen nur durch die Willkür und die Launen des Eigenwillens bestimmt.“ — Die hieraus für die staatliche Gesellschaft fließenden Übel faßt der Papst in den

Worten zusammen: „Im Staatsleben wird durch die zügellose Freiheit, die von der Revolution gepredigt und angestrebt wird, die Zuchtlosigkeit erzeugt, und der Schrankenlosigkeit der Freiheit folgt der Rechtsumsturz, das größte und schlimmste Übel des Staates. Niemals ist in der That die Lage eines Staates elender gewesen, als in jenen Ländern, wo diese Menschen und ihre Lehren, wenn auch nur für kurze Zeit, zur Herrschaft gelangt sind. Lägen nicht Beispiele noch aus neuerer Zeit vor, so könnte es unglaublich erscheinen, daß Menschen in Lasterhaftigkeit und Frechheit so tief sinken, in Mord und Brandstiftung ihre Orgien feiern konnten, während dieß Alles, wie zum Hohn, im Namen der Freiheit geschah."

Die allgemeine Erfahrung, daß keine moderne Revolution frei vom radikalen Socialismus ist, bewährt sich auch in Italien. Ja gerade es ist eine der hauptsächlichsten Hochburgen des gesellschaftlichen Umsturzes geworden, und das piemontesische Rom trägt an sich die drei Kainszeichen der Socialdemokratie: die Läugnung des Königthums, des Eigenthums und der Religion. Die Unthat vom 20. September 1870 hatte darum einen eminent socialistischen Charakter: in Pius IX. wurde der König gestürzt, das geweihteste Eigenthum für „allgemeine Zwecke" eingezogen, der Papst gehöhnt und geknechtet, also die Grundlagen aller menschlichen Gesellschaft umgestürzt.

Seitdem sind die Grundsätze der Socialrevolution in der neuen Hauptstadt immer siegreicher obenan gekommen, die ehemaligen Sprüchlein des politischen Liberalismus als nutzlose Kinderspielwaaren aufgegeben worden, und die italienischen Gemäßigten unwiderruflich vom Steuerruder verdrängt.

Folgerichtig ist Rom, das einst so fromme und friedliche Rom, ein Hauptsitz des rothen Socialismus geworden.

Man hat dieß am 9. Februar 1882, dem Jahrestage der Proclamation der römischen Republik von 1849, wieder gesehen. In Rom fand die Hauptfeier dieses politischen und socialistischen Festes statt. Mehrere große Versammlungen, unter ihnen die bedeutendste vom republikanischen „Vereine der Menschenrechte", wurden daselbst gehalten; mehrere Abgeordnete der Linken wohnten der genannten Hauptversammlung bei, den Vorsitz führte der socialistische Castellani. Der republikanische Abgeordnete Bovio schilderte in seiner Rede den Ursprung und das Ende der römischen Republik: Das wortbrüchige Papstthum und die durch Niederlagen gedemüthigte Monarchie machten die römische

Republik zur Nothwendigkeit, aber die Coalition beider überlebten Elemente machte auch der Republik ein Ende; jedoch sei letztere als Ideal gestürzt, und Ideale sterben nicht. Das Papstthum zeige sich unvereinbar mit der Freiheit und Nationalität; es sei ein Anachronismus, aber 1870 sei dieser gefährlichste Feind gestürzt. Die Monarchie habe nun zwar von der römischen Republik den Einheitsgedanken geerbt, aber diesen Gedanken in ein System der Centralisation verkehrt; andererseits sehe sich aber auch die Monarchie durch die Centralisation zu Reformen gezwungen und trete so in eine zweite Periode, in welcher sie durch Reformen die Republik zwar vereiteln möchte, aber vor zwei großen Proben stehe, vor dem allgemeinen Stimmrecht und der constituirenden Versammlung. Diese beiden werden die Lösung der socialen Frage und den Volksstaat herbeiführen. Somit beginne jetzt der Kampf zwischen der Republik von 1849 und der Monarchie von 1860. „Wir Alle sind bereit,“ rief Bovio, „an dem Kampfe theilzunehmen; wir sehen bloß die ersten Scharmützel vor uns; jetzt handelt es sich um die Wahlreform, bald kommt das allgemeine Wahlrecht und die allgemeine Volkssouveränetät auf's Tapet, weiter die Constituante und die Revision des Arbeitsrechtes und des Laienstandes.“ Klingt nicht aus diesen Sätzen das social-demokratische Programm „Republik, Allgemein-Besitz und Religionslosigkeit“ schrillend durch? Und diese Rufe erklangen am nämlichen Tage in Bologna, Jesi, Pisa, Fano, Ferrara, Foligno, Neapel 2c.[1] Commandirt aber war die Sache von Rom aus. Durch das Sacrilegium an der Stadt der Päpste ist die „Lösung der socialen Frage“ im Sinne der Weltrevolution unsäglich nahe gerückt. Die zahlreichen „antiklerikalen Vereine“ Italiens verkünden in ihren 16 Artikeln ganz offen das Programm dieser Weltrevolution. So heißt es im fünften Artikel: „Die antiklerikale Liga anerkennt keine Bevorzugung der Fürsten; sie empfiehlt allen ihren Anhängern die Vereinigung gegen den Klerikalismus, gegen die politischen und socialen Mächte, welche das Volk unterdrücken.“ Den ersten Punkt dieses Programms, den republikanischen Radikalismus, haben wir bereits im vorigen Artikel, wenn auch nur kurz, behandelt, indem wir zeigten, wie gefahrdrohend das piemontesische Rom den Monarchien und überhaupt den Staaten Europa's sei. Wir gehen darum gleich zu einem andern Ziele der Weltrevolution über.

---

[1] „Germania“, 17. Februar 1882.

1. Das piemontesische Rom ist eine Gefahr für das Eigenthumsrecht.

Neben dem Königthum bekämpft der rothe Socialismus das Privateigenthum; und unläugbar hat er diese Partie seines Programms am gründlichsten studirt, am lockendsten mundgerecht gemacht und am muthigsten selbst gegen gelehrte Gegner vertheidigt. Zugleich führt er genau Buch über die Beispiele des modernen Staates auf dem Gebiete des Eigenthumsrechtes, wobei er stets zurückkommt auf den Satz Virgils: „Dimittit corvos, vexat censura columbas", und über den Mißbrauch des liberalen Ökonomismus, unter dessen Herrschaft noch die sämmtlichen Staaten des Erdtheils stehen.

Auch Italien ist seit den letzten zwei Jahrzehnten schauerlich von socialistischen Ideen und Bünden durchsetzt, der Ruf nach Verallgemeinerung des Privateigenthums erschallt in jenem Lande laut und öffentlich.

Den hauptsächlichsten Anstoß aber zu dem lodernden Socialismus hat das Königreich „Italien" selbst gegeben. Durch Einbruch in den Besitz fremder Staaten, durch ungerechten Krieg und noch schlechtere Mittel hat Piemont sechs Fürsten depossedirt, ebensoviele selbständige Staaten sich ohne Weiteres angeeignet und diese Ungerechtigkeiten als patriotische Großthaten in die Welt posaunt. Wenn nun fremder Staatsbesitz angesichts der Nationalitäts-Grille hinfällig ist, dann ist fremder Privatbesitz angesichts der hungernden und ausgesogenen Massen um kein Haar heiliger; wenn sechs Staaten zu Piemonts Gunsten in die Unità Italiana verallgemeinert werden durften, so muß dieß zu Gunsten der Enterbten, welchen es um Sein und Nicht-Sein geht, auch in Betreff der sämmtlichen Arbeitsmittel gelten.

Und endlich gar der Raub des Kirchenstaates und der heiligen Stadt am Tiber! Diese That trägt das Stigma des Sacrilegiums an sich. Jeder Socialist kann der Regierung sagen: Wenn die Socialdemokratie den Kapitalisten auch die letzte Lira und dem Grundbesitzer die letzte Vigna zu Gunsten des Volksstaates einzieht, und wenn ihr Heuchler uns des Diebstahles anklagt, so ist unsere That hundertmal weniger schuldvoll, als die eurige; denn was **wir** verallgemeinern, ist weltliches Gut; ihr aber habt das heilige Gut der Kirche und der Armen weggenommen, nicht zur Sättigung der Hungernden, sondern zur Füllung eurer unersättlichen Taschen und zur Vermehrung des allgemeinen Elends.

Noch nicht genug! Piemont hat nach der Besitznahme Roms auch die dortigen Klöster, ja sogar die internationalen Anstalten, wie z. B. das Germanicum und die Propaganda, entweder ganz eingezogen oder im Vermögen wesentlich beschädigt, und so dem Oberhaupte der Kirche die Mittel zu seiner Regierung geraubt. Denn in diesen Klöstern wohnten die Theologen, Kanonisten und sonstigen Diener der Curie, welchen die dornenreichsten Geschäfte der geistlichen Weltverwaltung oblagen, die aber als Ordensleute dem Papste nichts kosteten, da sie in ihren Klöstern lebten. Seitdem Rom und seine Klöster piemontesisch geworden sind, muß der geplünderte Papst auch jene unentbehrlichen Religiosen unterhalten, richtiger: die katholische Welt muß beisteuern, weil Piemont nie genug bekommen kann. Ist das nicht ein himmelschreiender Socialismus? Wie kann Piemont die Socialdemokraten verfolgen? Quis tulerit Gracchos de seditione querentes?

Jedoch hat das schuldbeladene Königreich der Revolution auch am Privateigenthume schon genug radikalen Socialismus getrieben. Viele der ausgetriebenen Ordensleute verlangten bei dem Klosterraube wenigstens ihr mitgebrachtes Patrimonium zurück, da sie es dem Gotteshause, nicht den Raubvögeln aus Nordwest-Italien übermacht hatten. Die herrliche Sternwarte des römischen Collegiums war von dem bedeutenden Privatvermögen eines noch lebenden Jesuiten mit Erlaubniß der Obern ausgestattet worden; der Pater verlangte vom Raubstaate sein Eigenthum zurück; — vergeblich. Das Gleiche geschah von Seiten vieler gottgeweihten Jungfrauen in Betreff ihrer von Haus erhaltenen Mitgift; — sie hätten ja die religiöse Armuth gelobt, antwortete der Regierungs-Pharisäismus. Ist das nicht rother Socialismus? Und da soll man sich noch wundern, wenn das früher so loyale Rom jetzt eine Brutstätte des gesellschaftlichen Umsturzes geworden ist!

Eine weitere socialistische Vergewaltigung liegt in der Übersteuerung der Bürger. Nächst Rußland hat Italien die unzuverläßsigsten Beamten, so daß Margotti in seiner „Unità cattolica" eine ständige Rubrik „Raubvögel" (uccelli rapaci) halten konnte. Sodann ist Italiens Verwaltung so künstlich und verwickelt, daß sie einer Überzahl von Beamten bedarf, also auch auf jedes Ding eine Steuer legen muß, um die kostspielige Staatsmaschine in Gang zu erhalten. Außer den Zöllen und dem Tabaksmonopol hat es noch 22 Steuer-Kategorien bis herab zum Eisenbahn-Billet und Sodawasser. Die vielen Verschwörungen und ungerechten Kriegszüge haben ein Heidengeld verschlungen; die

siegreichen Carbonari wollten gebührend honorirt sein und die kurzlebigen Minister kehren nicht wie Cincinnatus zum Pfluge zurück. Dazu kommt die Großmacht-Stellung, welche der kindischen Eitelkeit ebenso gefällt, wie sie dem verarmten Land unerträglich wird. Kurz, das eingestandene Ausgaben-Budget Italiens für 1881 betrug 1426,7 Mill. Francs (Lire), wozu noch das chronische Deficit kam[1].

Zu dieser Übersteuerung hat nun die „Roma Capitale" ganz gewaltig beigetragen. Man darf die Kosten des Cadorna'schen Raubzuges, der Übertragung der Hauptstadt und der ersten nothdürftigsten Einrichtung ohne Übertreibung auf eine Milliarde Lire anschlagen; und jedes Jahr erfordert neue Summen für den Staat und die Gemeinde, da eben die Räume nirgends genügen und die fortschrittliche Verbesserungssucht immer neue kostspielige Pläne ausheckt. Darüber sind die eingezogenen Kirchengüter Roms längst verraucht, wie ein Stearinfleck vor der glühenden Kohle. Also Steuern und wieder Steuern! Anlehen über Anlehen und neue Auflagen zu deren Verzinsung! Wir haben schon früher angeführt, daß die liegenden Gründe zuweilen höher besteuert sind, als ihr Reinertrag aufbringt. Jede Besteuerung ist nun, wie Ad. Wagner richtig bemerkt, eine Art von Zwangsenteignung[2]; und hat diese Expropriation einen gewissen Grad erreicht, so ist sie in der Sache dasselbe, wie der radicale Socialismus, ja in Italien geht sie noch weit darüber hinaus, da das Grundeigenthum statt Ertrag noch positive Vermögenseinbuße mit sich bringt. So tief ist das einst so reiche, blühende, kunstsinnige Land gesunken.

Solchen Zuständen gegenüber sagt nun der ausonische Socialismus:

---

[1] Man vergesse nicht die italienischen Communal-Schulden und -Abgaben. Dem schlechten Beispiele der Regierung im Schuldenmachen sind nämlich die Städte nachgefolgt. Die Gemeindeschulden betrugen 1873 schon 545 129 128 Lire; 1878 stiegen sie auf 741 741 726 Lire, also in fünf Jahren um rund 196 Millionen, oder jährlich um 39. Größtentheils kommt der Zuwachs auf Rechnung der Provinzial-Hauptstädte; die vier Städte: Rom, Florenz, Neapel und Genua, sind bei dem Zuwachse mit 120 Millionen betheiligt. Die Großstädte gaben überhaupt ein Beispiel der Verschleuderung. Von den 8289 Communen Italiens haben 3963 Schulden, 4596 sind frei davon. Mit den Schulden wuchsen natürlich die Gemeindelasten. Im Jahr 1874 betrugen sie 397 Millionen, 1879 schon 502, wuchsen also in den fünf Jahren um 104 Millionen. Im März 1882 betrugen die Gemeindeschulden mindestens 841 Millionen. Die Hauptschuld liegt auch hier wieder an der Regierung, welche den Gemeinden einerseits wichtige Einnahmen entzog, andererseits zwecklose Ausgaben aufnöthigte.

[2] Allgemeine Volkswirthschaftslehre. 2. Aufl. Bd. I. S. 817. Berlin 1879.

„Wir wollen diese Harpyen-Wirthschaft der Consorteria vernichten; fort mit Königthum, Eigenthum und Priesterthum! Wir wollen den social-demokratischen Volksstaat, in welchem jeder Arbeiter seinen Lohn bekommt und die privilegirte Trägheit verhungern darf, in welchem es keine Besitzer, keine stehenden Heere, keine Beamtenkaste, keine Rentner, keine Banquiers und keine Priester, sondern nur Arbeiter, aber wohlbezahlte Arbeiter gibt. Die Paläste, Kasernen, Kapitalien, Fabriken, Maschinen, Magazine, Bergwerke und Gründe sind Nationaleigenthum; alle Bürger sind gleich und frei." Ob eine solche Sprache nicht zünden muß?

Eben der Besitz Roms, der noch von keiner Macht anerkannt ist und jeden Augenblick bestritten werden kann, steigert die Staatsauslagen Piemonts unabsehbar und ist zur blutenden Wunde geworden, welche den gesellschaftlichen Zusammenbruch beschleunigt[1]. Bald ist der letzte Rest des Kirchengutes verkauft; dann erst kommen die großartigsten Deficits und der Staatsbankerott. Bereits seit Jahren gedenkt die Revolution die letzte milchgebende Kuh der Halbinsel zu schlachten, nämlich die Kunstschätze zu veräußern, so daß außer Handlungsreisenden und frommen Pilgern Niemand mehr nach Italien reisen wird.

Die Eingeweihten zweifeln daher nicht an einem nahen Siege der italienischen Socialdemokratie, weßhalb auch die Regierung sich scheut, den rothen Stier an den Hörnern zu fassen[2]. Wirklich hat die socialistische Agitation im Süden großen Erfolg aufzuweisen und dem Hofe einen solchen Schrecken eingejagt, daß Umberto die Veräußerung realer Güter der Dynastie angeordnet hat, um die königliche Familie für alle Fälle zu sichern. Siegesgewiß weist die „Lega" den Vorschlag, sich gegen die Klerikalen mit der Rechten und Linken zu verbünden, kräftig zurück und sagt: „Ein Bündniß zwischen uns und euch ist nur einem auswärtigen Feinde gegenüber denkbar; sonst ewiger Kampf gegen Rechte und Linke!" Zu dem Märchen einer allenfallsigen Vereinigung

---

[1] Nach dem Effectivstande vom 30. September 1880 betrug das stehende Heer (Kriegsfuß) 736 502 Mann, wozu 281 867 Provinzial-Milizen und 697 426 Territorial-Milizen mit 3138 Reserve-Offizieren kamen; also Summa (auf dem Papier) 1 718 933 Mann. — Nach dem endgiltigen Beschluß des Heeres-Ausschusses der italienischen Kammer vom 6. März 1882 wird das stehende Heer um 60 000 Mann vermehrt. Tantae molis erat Romanam condere praedam.

[2] Auch der französische Zukunftsspeculant Clémenceau, Führer der Linken, sagte am 8. März in der Kammer: „Die Republik wird demokratisch und social, oder sie wird nicht sein."

zwischen Katholiken und Socialradikalen sagt die „Lega": „Was euch, ihr Klerikalen, angeht, so seid ihr mehr als unsere Gegner; ihr seid unsere Feinde. Selbst wenn wir versichert wären, daß wir durch eure Bundesgenossenschaft die Vernichtung der Monarchie durchsetzen könnten, so würden wir doch eher unsere Feder und unseren Degen zerbrechen, weil ihr vor den Augen Italiens die Vatermörder seid und vor der civilisirten Welt die Barbarei. Gegen euch Krieg bis auf's Messer, heute, morgen und immer!"[1] Also nicht bloß die Republik, sondern auch den Genossenschaftsstaat und die gesellschaftliche Gotteslängnung! Es geht mit Italien reißend bergab, seitdem es mit Rom den Fluch in sich hineingegessen hat. Ist aber dort einmal die Verallgemeinerung des Eigenthums eingeführt, so wird sie, wie die große Revolution von 1789, ihre Reise um die Welt antreten.

2. Das piemontesische Rom ist eine Gefahr für die Religion und Sittlichkeit der Völker.

Die Atheisirung der Massen ist der dritte Hauptpunkt des socialdemokratischen Programmes. Nichts hat aber in Italien zur amtlichen Ausbreitung der brutalsten Religionslosigkeit mehr beigetragen, als die Wegnahme Roms. Zwar hat die Verschwörersecte von Anfang an ihrem geheimbündlerischen Gotteshasse ziemlich freies Spiel gelassen, selbst in jenen maßlosen Huldigungen von 1848, durch welche Pius IX. zum Idole der Revolution erniedrigt werden sollte; aber erst durch die Unthat vom 20. September 1870 ist zwischen der triumphirenden Secte und der christlichen Mehrheit des italienischen Volkes jede Brücke abgebrochen: die piemontesische Regierung in Rom kann sich einzig auf die Atheisten stützen, benützt die Mittel des modernen Staates, welcher alle Kraft der Nation in seiner Hand vereinigt, gegen die Religion und zieht auf diese Weise ein Geschlecht groß, das unwiderruflich dem rothen Socialismus verfällt, also eine augenscheinliche Gefahr für die ganze europäische Gesellschaft bereitet, denn Völker ohne Religion werden zu Tigerheerden.

Sie führt seit Jahren einen offenen Krieg gegen den Katholicismus, indem sie das tausendfarbige Muckerthum der verschiedenen „christlichen" Secten in der kirchlichen Metropole frei gewähren läßt, ja nicht undeutlich begünstigt. Es wimmelt jetzt daselbst von allen möglichen Predigern des Irrwahns, von pietistischen Stundenhaltern und

---

[1] „Germania", 11. März 1882, M.-A.

Traktätchen-Krämern; wie Pilze schießen die Bethäuser, „Tempel" und Schulen der Irrlehrer aus dem Boden des apostolischen Rom. Darum klagt der Heilige Vater Leo XIII. in seiner Encyklika vom 15. Februar 1882: „Rom, die ehrwürdigste Stadt der Christenheit, steht allen Feinden der Kirche offen und wird durch unheilige Neuerungen entweiht, durch Schulen und Tempel, welche der Irrlehre dienen; ja in diesem Jahre soll Rom sogar die Sendlinge und Häuptlinge derjenigen Secte aufnehmen, welche der katholischen Kirche am feindlichsten ist. [Großer Freimaurer-Congreß.] Sie wollen hier eine Generalversammlung abhalten. Aus der Wahl des Ortes geht zur Genüge hervor, was sie wollen; sie wollen ihrem Hasse gegen die Kirche Luft machen, sie wollen das Papstthum an seinem eigenen Sitze angreifen und die Kriegsfackel auf dasselbe schleudern. Freilich ist kein Zweifel, daß die Kirche über die gottlosen Versuche auch dieser Leute einst triumphiren wird; sicher aber ist und offenkundig, daß sie mit ihren Künsten darnach streben, zugleich mit dem Haupte den ganzen Leib der Kirche zu treffen und, wenn möglich, die Religion zu vernichten."

Das Treiben der Secten ist, gleich dem atheistischen Weltbunde der Freimaurerei, ein wirkliches sociales Unglück in der schönen Halbinsel; denn der Italiener ist entweder Katholik oder Gottesläugner; ist er der einzig wahren Kirche entfremdet, so wird er nicht Lutheraner, Quäker, Methodist oder Herrnhuter, sondern in Sachen des Glaubens Nihilist. Bei seiner kindischen Liebe zum Gelde hört der gemeine Mann wohl die gut bezahlten Sprüchlein der Mucker an, geht um schnöden Lohn in die „Tempel", schickt auch bei seiner sprüchwörtlichen Knauserei seine Kinder in die Schulen der Sectirer, wo sie nicht bloß unterrichtet, sondern auch gefüttert werden, aber im Herzen lacht er über das Treiben und betrachtet den Artikel „Religion" als mühelose Erwerbsquelle, mehrt also schließlich jene religionslose Volksschicht, die nach dem gesellschaftlichen Umsturze verlangt und sich bei jeder Revolution durch Unthaten auszeichnet.

Sodann ist der Liberalismus immer und überall „antiklerikal", aber kaum irgendwo mehr als in Italien, wo die neue Ordnung der Dinge nur durch den Haß gegen Papst und Kirche kann aufrecht erhalten werden. Was bedeutet nun das Parteischlagwort „antiklerikal" Anderes, als Feindschaft gegen die katholische und jede andere positive Religion, d. h. jenen schalen Unglauben, der bei den Einen zur Kälte, bei den Anderen zum Hasse gegen jeden religiösen Glauben führt?

Seitdem daher die Revolution sich am Tiber eingenistet hat, ist die Regierungsthätigkeit gegen die katholische Kirche bis zum Paroxysmus ausgeartet. Soweit die Staatsschulen bestehen, arbeiten sie auf Entchristlichung der Jugend hin, werden nur die erklärten Ungläubigen als Lehrer angestellt, ist das officielle Schulwesen bis zu den Universitäten ein Pflanzstätte des Nihilismus in Sachen der Religion und Tugend geworden; lauter Erscheinungen, welche schließlich nur dem rothen Socialismus Wasser auf die Mühle liefern. In der That hat der gesellschaftliche Umsturz bei der akademischen Jugend Italiens, wohl der bubenhaftesten der Welt, unglaublich viele Anhänger, um so mehr, weil derartige Gesinnung nach oben beliebt macht.

Hat aber der Italiener einmal die Religion verloren, so wird er der widerlichste Lästerer, weil ohnehin sein heißes Blut ihn zu Blasphemien geneigt macht. Bei jeder Gelegenheit bricht die liberale Presse, die officiöse wie die unabhängige, in den ekelhaftesten Ton gegen die geheiligte Person des Papstes und gegen kirchliche Einrichtungen aus. Keine Klage des Papstes über seine Unfreiheit geht vorüber, ohne daß die Schleusen des amtlichen und socialistischen Religionshasses gegen ihn losgelassen werden; keine Heiligsprechung wird gefeiert, ohne daß die Söhne der Finsterniß auf die Religion lästern. Bei der Seligsprechung des Alfons von Orozco schrieb die „Capitale": „Mit Läusen bedeckte Vagabunden und giftmischende Brüder, das sind die neuen Heiligen, deren Verehrung vom Papstthume den Gläubigen zur Pflicht gemacht wird. Die Kirche erstickt im Blute! rief Giordano Bruno aus. Jawohl, sie erstickt im Blute und in Läusen." [1] Andere Blätter durften ungestraft schreiben, Leo XIII. habe durch die Kanonisation vom December 1881 den Schmutz vergöttert, der Schmutz sei das Wesen des Papstthums, das Amt des Papstes sei Unsauberkeit, und Leo XIII. werde enden wie Sulla, von den Läusen verzehrt; dann werde es heißen: „Zum Tiber das Aas! Zum Tiber!" [2] Am 21. December 1881 schrieb die „Capitale" aus Anlaß der bevorstehenden Beatificationen: „Papst Pecci hat an der Fabrication neuer Idole für den Pöbel der Gläubigen Geschmack gefunden."

Auf solche Weise ist der oberste Hirte und die Weltkirche des Erlösers im piemontesischen Rom vogelfrei geworden. Crispi's „Riforma" behauptet, die Kirche treibe Abgötterei, stehe im Widerspruche mit der

[1] „Germania", 25. Januar 1882.

[2] „Germania", 3. Januar 1882.

Menschheit, sei gleichbedeutend mit der Sklaverei. Sie schrieb am 5. Januar 1882: „Die katholische Kirche hat den Papst zum Stellvertreter Gottes auf Erden gemacht und ist damit in gottlosen und schuldbeladenen Widerspruch zu ihrem Ursprunge und zum Menschen selbst getreten, welchem sie göttliche Ehre zuspricht, indem sie ihn mit dem Vater, der im Himmel ist, gleichen Wesens sein läßt." Darum genügt der „Riforma" nicht die Unterdrückung der weltlichen Herrschaft, sie fordert die Beseitigung des Papstthums selbst im Interesse der Menschheit, denn „solange es noch in Italien katholische Patrioten und in Europa katholische Fortschrittler gibt, solange werden der Patriotismus und die Vernunft conspiriren, um diese der päpstlichen Herrschaft zu entziehen; und die Schaar der Gläubigen wird immer mehr decimirt werden".

Ja freilich, die Schaar der Gläubigen und Tugendhaften wird in Italien „decimirt". In breitem Strome ergießen sich aus den Amts- und Redactionsstuben, aus den Schulen und Logen, aus den Reihen der leider herrschenden Partei, die hinter sich den Auswurf der Bevölkerung hat, die schlammigen Fluthen der rohen Religions- und Sittenlosigkeit über das einst so gläubige und sittenreine Land; aber den Nutzen aus dem finsteren Werke zieht weder der König noch seine Consorteria, sondern der Socialismus und das gesellschaftliche Chaos. Die „Lega" hat als Artikel 8 in ihr Programm den Satz aufgenommen: „Die antiklerikale (d. h. socialistische) Liga läßt kein Dogma und keine Art von Ritus oder Cultus zu; sie läugnet jeden Glauben an irgend welche Gottheit, und sie ächtet jede Behauptung eines überirdischen Wesens." Dieß sollten sich die fremden Mucker merken, die so seelenvergnügt sind, wenn sie ein räudiges Schaf aus der Hürde Petri in ihre „Tempel" bekommen.

Jede Revolution macht, wenn sie gelingt, einige Satte und unzählbare Hungernde. In Italien werden nun die Satten selbst nachgerade bange über ihr eigenes Werk, das ihnen Hunderttausende von Hungernden ohne Glauben und Gewissen auf den Nacken hetzt. Die „Correspondance de Rome" (5. Februar 1882) führt einen Satten jener Art an, den blutrothen Revolutionär und Kirchenfeind Raphael Marino, der nach einer Fluth von Verwünschungen doch am Ende bekennen muß: „Wir besitzen innerhalb unserer gegenwärtigen Grenzen ein Italien, das wiedergeboren werden muß. Es ist das Volksitalien, das unter der Last endlosen materiellen und sittlichen Elendes verkommen ist. Dieß ist die wahre Italia irredenta, nicht aber jene, die von unbändigen und

verkehrten Köpfen im Auslande, in Österreich und Frankreich, in der Schweiz und gar im britischen Reiche gesucht wird.“ Dieses inländische Italien zu erlösen, aus seiner Unwissenheit und Sittenlosigkeit zu erheben, ihm die Gefühle seines menschlichen und sittlichen Bestandes einzuflößen, wäre nicht bloß eine religiöse Aufgabe, sondern eine patriotische Pflicht. Aber verzweifelnd ruft er aus: „Ach, diese Unternehmung ist beinahe aussichtslos ohne die Beihilfe der Geistlichkeit.“ Daher kommt Marino zu dem Schlußergebnisse: „Die Geistlichen allein könnten uns helfen. Gibt es Mittel, nicht um das in gewissem Sinn unlösbare Problem aus der Welt zu schaffen, sondern um es nur zu mildern und um das unvermeidliche Verhängniß hinauszuschieben, so besitzt der Klerus dieselben. Mit den göttlichen Lehren und den Offenbarungen von oben, welchen der Menschenwille nicht widerstreben kann, sondern sich unterwerfen muß, ist der Priester allein im Stande, das Volk über das Gewissen und dessen Ursprung, über sein Ziel und Ende, über seine sittliche Würde aufzuklären, ihm die Gefühle von Zucht und Ordnung, von Ehrerbietung vor der Gesellschaft, der Verfassung und anderen Gesetzen einzuflößen.“

So philosophirt ein Feind der Kirche, der jedoch von der Nothwendigkeit derselben für das Volk und von ihrer Unentbehrlichkeit für die Gesellschaft überzeugt ist. Mögen zuerst er selbst und seine Parteigenossen den stolzen Nacken unter das Joch Christi und den widerspenstigen Geist unter das Lehr- und Hirtenamt des Papstes beugen! Denn das Christenthum in Gesinnung, Wort und That ist eine allgemeine Menschenpflicht, ohne welche weder der Einzelne noch die Gesellschaft zur letzten Bestimmung gelangen.

Gewiß, das Priesterthum ist für die Menschheit unentbehrlich; seine Spitze aber ist das Papstthum. Der oberste Priester zu Rom ist der Schlußstein des großen Gewölbes, unter welchem das Menschengeschlecht sein Gesellschaftsleben führt; er trägt und schützt letzten Ortes die Throne, das Eigenthum, die ewigen geistigen Interessen der Völker. Ein Staat, welcher den Schlußstein des socialen Gewölbes antastet, führt über sich selbst und über den Erdtheil das gräßlichste Übel herein, die gesellschaftliche Auflösung.

(Schluß folgt.)

M. Pachtler S. J.

Hauseinrichtung und Haushaltung am Niederrhein um 1555.

Die alten Einrichtungen, welche eine fremde Mode als altfränkisches Zeug in Verruf gebracht hatte, leben wieder auf. Der deutsche Erker schmiegt sich wieder an die Bürgerhäuser, um die Einförmigkeit der bureaukratisch geregelten Straßen zu beleben, und die Hauseinrichtung fängt an, etwas Anderes zu zeigen, als fabrikmäßig gearbeitete Möbel, die eben so glänzend als werthlos sind und die ihre Politur und Haltbarkeit schon verloren haben, ehe die leichtsinnige Mode sie als veraltet bei Seite wirft. Auf alten Schränken glänzen die alten Krüge und Gläser, die einst der Stolz und die Zierde der gemüthlichen Zimmer unserer biederen Vorfahren gewesen sind.

Aber wie war ihre Hauseinrichtung beschaffen, wie führten sie ihre Haushaltung?

Die Einrichtungen fürstlicher Burgen und vornehmer Patricierhäuser in den großen Reichsstädten sind uns bekannt. Meist sind es Ausländer, die davon erzählten und deren Bericht zu uns zurückkommt, denn die Landsleute fanden es nicht der Mühe werth, Dinge aufzuzeichnen, die sie alle Tage sahen. Was zum alltäglichen Leben gehört, wird eben nicht der Aufzeichnung für werth erachtet; je mehr aber etwas gegen unsere Gewohnheiten verstößt, desto häufiger wird es erzählt.

Was ist gewöhnlicher als die Hauseinrichtung und Haushaltung des Mittelstandes, der gerade beim Ausgange des Mittelalters in den Städten so zahlreich und so behaglich lebte? Nur zufällig erfahren wir davon Einiges.

Ein solcher glücklicher Zufall hat uns die bis in's Einzelnste gehenden Nachrichten über die Einrichtung eines deutschen Hauses um 1550 erhalten. Das für die Culturgeschichte so reiche Archiv der alten Stiftskirche des hl. Viktor zu Xanten bewahrt nämlich eine Handschrift[1], in welcher das Inventar des dort 1553 verstorbenen Kanonikus Gerard Berendonck auf das Genaueste angegeben ist. Da die Testamentsexecutoren zugleich alle Einnahmen und Ausgaben verzeichneten, die sie für das Begräbniß und die zeitweilige Fortführung der Haushaltung machten, so gewinnen wir ein vollständiges Bild einer Haushaltung und Hauseinrichtung in einer rheinischen Landstadt während der Jahre 1553—1557, woraus sich leicht allgemeinere Schlüsse für andere Städte und Verhältnisse ziehen lassen.

Versetzen wir uns in's Jahr 1553.

---

[1] Registrum receptorum et expositorum per executores Testamenti quondam Gerardi Berendonck Canonici Xantensis, qui obiit anno 1553 ipso divisionis apostolorum die sc. 15 Julii hora 4ª post prandium. Registratur des Xantener Pfarrarchivs XVI c. Papierhandschrift in schmalem Folio, Currentschrift, deutsch und lateinisch. 200 Seiten. Geschrieben 1553—1557.

Ein Schiff der reichen kölnischen Kaufmannschaft führt uns den Rhein herab. In munterer Gesellschaft suchen wir uns die Zeit zu vertreiben, da der Blick auf die flachen Ufer über die Maßen langweilt. Aber unterhalb Wesel tritt eine Hügelreihe näher heran an den breiten Rheinstrom. Langgestreckt erhebt sich der Fürstenberg auf dem linken Ufer aus der Ebene heraus. An seinem Abhange und auf seinem Gipfel lagen die Befestigungen der alten römischen Castra vetera, zum Theil an der Stelle, wo das alte Birten sich ausbreitete, ehe der Rhein es wegschwemmte. Nach Vertreibung der Römer hausten fränkische Große auf dem Rücken des Berges, vielleicht in den alten römischen Befestigungen. Einige Gelehrte wollten sogar dem grimmigen Hagen von Tronje, der aus dem Nibelungenlied so bekannt ist, hier seine Wohnung anweisen. Den Rittern folgten Benedictiner von Siegburg, unter denen der Hügel den Namen „Berg des hl. Martinus" erhielt, ihnen arme Cistercienserinnen. Sie vergrößerten ihr Kloster in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts durch Neubauten. Der Thurm ihrer Kirche erhebt seinen schlanken Helm und daneben dreht der Wind die gewaltigen Flügel der alten Mühle der Herzoge von Cleve. Auf dem Abhang steht die Mühle der Nonnen. Doch der Rhein treibt unser Schiff weiter. Bald treten hinter dem Fürstenberg zwei gewaltige Kirchthürme hervor. Es sind die beiden Thürme, welche die romanische Westfaçade der Victorskirche einschließen. Allmählich erhebt sich die ganze Kirche aus der Ebene. Wir sehen ihre starken Strebebogen und den edlen, frühgothischen Chor, dann zeigt sich zu ihren Füßen das alte Xanten. Nachkommen der Helden des Nibelungenliedes zu sein, dünkte seinen Einwohnern zu geringfügig, sie suchten sich noch ältere und vornehmere Ahnen. Fände sich auf unserm Schiffe ein Bürger der Stadt oder einer der 48 Kanoniker des Stiftes oder einer seiner 33 Vikare, so würde er uns mit Recht und Wahrheit versichern, daß seit Menschengedenken jedes Kind in Xanten wisse, die Stadt sei von trojanischen Flüchtlingen gestiftet, wie der gelehrte Kanonikus Schoen und der gewandte Dechant Heimerik dieß weitläufig erzählen. Man könne es in ihren schön geschriebenen Büchern auf der Stiftsbibliothek lesen. Auch die Rechtsbücher sagten dasselbe[1].

Inzwischen gelangen wir an die Mündung der Beek. Wo sie sich in den Rhein ergießt, landet unser Schiff. Alle steigen aus, aber sie müssen noch eine gute Viertelstunde gehen, ehe sie die Stadt erreichen. Auf dem Wege sehen sie die Antoniuskapelle, die vor der Stadt liegt und den armen Pestkranken zur Zeit der Seuche Trost bieten soll. Im Innern der Stadt gruppiren sich um die Victorskirche vier Kapellen, die dem hl. Michael, dem hl. Gereon, dem hl. Andreas und dem hl. Bartholomäus geweiht sind. Bald stehen wir auf dem weiten Markte. Ein Bach fließt über ihn hin. Er heißt Sante, für die Gelehrten unter den Einwohnern ein triftiger Beweis, daß ihre Stadt mit dem alten Troja verwandt sei, durch das ja, wie jeder Latein-

---

[1] Vgl. die drei Handschriften des Archives von Xanten: Schoen, historia Xantensis (c. 1460); Heimerici opera I (c. 1490); Rechte ind Gewoente des Bischops Hoffs van Xanten (c. 1463).

schüler weiß, der rothe Xanthus seine Wogen wälzte. Die Vaterstadt werde also vom Dichter des Annoliedes mit Recht „luzzele Troie“, Klein-Troja genannt.

An der Nordseite des Marktes erhebt sich die Michaelskapelle, deren Thurm und hohes Dach, 1478 vollendet, erst vor einigen Jahren (1551) ein neues Kreuz erhielt, das im hellen Sonnenschein erglänzt. Wir gehen auf sie zu. Da öffnet sich unter ihr ein Thorweg. Die gewaltigen, mit eisernen Nägeln verzierten Thürflügel stehen offen. Im Thorweg ist rechts eine Thüre, welche in die Dionysiuskapelle führt, über der sich die Michaelskapelle als zweites Stockwerk erhebt.

Der Thorweg endet auf der „Stiftsfreiheit“ oder Immunität, einem großen Platze, der rings umschlossen ist von den Häusern der Stiftsgeistlichkeit. Sie umgeben die Victorskirche mit ihren Kreuzgängen, dem Kapitelshause, der Schule und den Kornböden des Kapitels.

Links neben dem Ende des Thorweges, an der Westseite der Doppelkapelle des hl. Dionysius und des hl. Michael steht ein großes, steinernes Wohnhaus. Die Fenster seiner Südseite sehen auf den Markt hinaus in die Sante hinein, die Nordseite und der Eingang ist gegen die „Stiftsfreiheit“ gerichtet.

Hier wollen wir um Eingang bitten, indem wir mittels des starken, kunstvoll gearbeiteten Thürklopfers uns anmelden. Man öffnet und wir fragen an um die Erlaubniß, das Haus zu besichtigen.

Der Hausherr, Kanonikus Berendonck, empfängt uns auf's Freundlichste. Schon ehe wir anklopften, sahen wir sein Bild, denn neben seiner Hausthüre und an der Südseite der Kirche besichtigten wir im Vorübergehen die Stationsbilder, die er auf seine Kosten errichten ließ und die vor einigen Jahren fertig geworden sind. In ihnen kniet er dreimal als Stifter, einmal in Lebensgröße. Es ist ein stattlicher geistlicher Herr mit lockigem Haar und gutmüthigem Gesichtsausdruck, geachtet von allen, die ihn kennen, ein eifriger Förderer der Kirche [1] und Freund der Armen. Sein Haus hat zu ebener Erde eine Kapelle und sieben Zimmer, an die sich Küche, Waschhaus, Brauhaus, Holzhaus und Pferdestall anschließen. Oben sind ebenfalls sieben Zimmer.

Das große Zimmer, in das wir eintreten, heißt „die kamer“. Im Kamin, der weit hervortritt, flackert auf dem Eisenrost das offene Holzfeuer munter und frei. Steinkohlen sind noch unbekannt und Holz ist so billig, daß man es nicht zu schonen braucht. Zwei Zangen nebst einem Blasbalg, die unentbehrlichen Hilfsmittel, um die brennenden Holzstücke zu ordnen und ihren Brand zu regeln, fehlen nicht. An den Wänden stehen zwei Schränke (trysoir), ein kleiner und ein großer, neben einem Kleiderkasten (klederkasth), einer Leinwandkiste, einem Schreibtisch (canthoer) und zwei Betten. In der Mitte hängt über dem großen Tisch ein Kronleuchter, der aus Hirschgeweih künstlich zusammengesetzt ist.

---

[1] Die Baurechnung von 1537 gibt ihm den ehrenvollen Titel: zelatus Berendonck.

Der Kleiderkasten bewahrt die Anzüge des Kanonikus, zwei schwarze lange Oberkleider (tabbert), vier graue Röcke (tunicae). Den schwarzen Mantel erhielt Hermann Leuken, der „Maler, Anstreicher und Glaser des hochwürdigen Kapitels". Eine lange Reihe von Jahren steht er in den Baurechnungen der Kirche als rüstiger Arbeiter. Jetzt ist er so alt geworden, daß er nicht mehr arbeiten kann. Die Mitglieder des Kapitels kennen seine treuen Dienste und unterstützen ihn gerne und reichlich. Da sind noch zwei Westen (tunicae pectorales) neben sechs wambosch (Wams) von Damast, Camelot oder Seide. Eine Chorkappe, ein Chorhemd (koerkeel) und zwei Birette dienen dem Kanonikus, wenn er zur Kirche geht. Unten stehen neben dem Schuhzeug einige Bücher. Ihre Titel werden wir später vernehmen.

Die Leinwandkiste enthält 78 Schnupftücher, sechs Hemden und ein 200 Ellen langes Stück Leinwand (doyk oder pannus linneus). Nach Berendonck's Tode empfing Beel, die Magd, davon 22 Ellen, 74 Ellen wurden der Joffer Doed und ihrer Freundin übergeben, um Hemden für die Armen zu machen, der Rest wurde verkauft, die Elle zu $^1/_{12}$ daler. Solcher Stücke Tuch waren mehrere im Hause. Es gab damals eben noch keine solche Industrie, wie wir sie um uns sehen. Statt ihre Kinder zur Fabrik zu schicken, hielten die Eltern sie im Hause zur Arbeit an. Besonders an den langen Winterabenden wurde fleißig gesponnen und gewebt. Weil man den gefertigten Stoff an erster Stelle zum eigenen Bedarf verwandte, suchte man gute, dauerhafte Waare herzustellen. Den Käufern wurde das überlassen, was man selbst nicht brauchte. Weil diese aber die Arbeiter kannten, die das Stück ihnen geliefert hatten, verlangte die Arbeiterehre Sorge, um nur Preiswürdiges herzustellen.

Neben der „kamer" lag die Kapelle der heiligen drei Könige. Es war wohl der Theil der obengenannten Doppelkapelle des hl. Michael, der noch heute zu ebener Erde westlich vom Thorweg der Dionysiuskapelle gegenüber liegt und in dessen Gewölbe das 19. Jahrhundert eine Küsterwohnung hineinzwängte. Dieser Kapelle vermachte der Kanonikus ein silbernes Becken von $10^1/_8$ loet, um aus ihm einen Kelch zu verfertigen, der zu ewigen Zeiten in dem Hause bleiben sollte. Der Goldschmied mußte noch $4^3/_8$ loet hinzuthun, wofür er $2^1/_{10}$ daler berechnete. An der Wand der Dreikönigenkapelle hängt ein Bild der heiligen Dreifaltigkeit, ein Missale liegt auf dem Altare, neben demselben stehen zwei Kasten, die für die Culturgeschichte nicht ohne Bedeutung sind. In dem einen liegen die Altargeräthe, im andern die Urkunden und Siegel. Fast neben jedem der 27 Altäre der Victorskirche waren in ähnlicher Weise Schränke und Kasten aufgestellt, welche die Sachen enthielten, die zu ihm gehörten. Sie wurden als ein so wesentlicher Theil des Altares angesehen, daß die Vikare von ihrer Altarpfründe dadurch Besitz ergriffen, daß sie vor dem Notar des Kapitels ihre Hand legten auf die Ränder des Altares und auf diese Kasten und Schränke. Erst nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts (1757) wurden dieselben, weil sie die Kirche füllten und den Verkehr hemmten, laut Kapitelsbeschluß entfernt. Diese Maßregel erscheint uns so natürlich, daß wir kein Bedenken tragen, dieselbe sofort zu

billigen, und daß wir uns nur wundern, daß eine solche Maßregel nicht schon früher getroffen wurde. Nichtsdestoweniger bezeichnet sie eine grundsätzliche Änderung der Verhältnisse. Bis dahin war die Kirche nur der große Rahmen, in dem jeder Altar und jede Präbende eine juristische Person war, welche durch ihren Inhaber vertreten wurde. Die Verfassung war hierarchisch-republikanisch. Als aber die Geräthe und Urkunden der einzelnen Altäre in gemeinsame Schränke oder in eine Sakristei zusammengebracht und durcheinander geworfen wurden, war das centralisirende Element so stark betont, daß nur ein Schritt dazu gehörte, um die einzelnen Altäre ihrer individuellen Rechte zu entkleiden und die ganze Kirche als Rechtssubject aufzustellen, zu dem die einzelnen Altäre wie Theile zum Ganzen sich verhalten. Das hat ohne Zweifel sein Gutes. Aber für die meisten Altäre war es das Todesurtheil. So lange jeder Altar seine Renten und seinen Rector hatte, war sein Bestand gesichert, höchstens wurde er erneuert, „verschönert". Sobald er aber seine Urkunden, seine Einkünfte und seinen Vertreter verloren hatte, sank er zum überflüssigen Möbel herab. Auf diese Art sind die meisten Altäre aus unsern Kirchen verschwunden. Xanten ist fast die einzige Kirche unserer Gegenden, die alle ihre Altäre gerettet hat. Aber sie werden auch dort nur so lange stehen bleiben, als der historische Sinn der Bevölkerung, die an diesen Altären heranwuchs, der leidigen Nivellirungssucht der Neuzeit das Gleichgewicht zu halten im Stande sein wird. Leider sind nur schon zu viele Stimmen laut geworden, welche die ehrwürdige Kirche ihres fast einzig dastehenden historischen Schmuckes entkleiden wollen. Sie wird dann all ihren malerischen Reiz verloren haben. Der klare Blick über die Architektur, mit dem einige für ihre Sache begeisterte Baumeister uns entschädigen wollen, wird uns den Verlust der mit der Geschichte des Kapitels und der Stadt so eng verknüpften Altäre keineswegs ersetzen. Dieser so gerühmte Durchblick durch die schlanken Säulenreihen wird nicht viel Anderes bieten, als so viele andere ihres Schmuckes beraubte Kirchen, in denen der ungehemmte Durchblick auf die Dauer so ermüdet und langweilt.

Doch kehren wir zum Hause des Kanonikus Berendonck zurück.

Wir kommen zum Speisesaal (sadell). Drei Gemälde hangen an den Wänden, sie stellen dar: die Bekehrung des hl. Paulus, die hl. Magdalena und den hl. Christophorus. Über dem Doppeltisch hängt wiederum ein Kronleuchter aus „Hirschhörnern" (cornu cervinum, een hertzhoern); zwei kleinere Tische, ein großer Sessel, dessen Sitz auch als Lade dient, drei Bänke, ein Waschtisch hinter der Thüre und ein hoher Schrank vollenden die Einrichtung. Der Schrank fesselt unsern Blick. Schon das dunkelnde Eichenholz und die kräftigen Schnitzereien machen es zum Prunkstück. Auf ihm stehen die Kannen, welche heute von Sammlern mit so ungeheuren Summen, bis über 200 Thaler, bezahlt werden. In ihm lag die Tischleinwand[1].

---

[1] In den sadell (triclinium): Item een hoegh Trysoir myt lynen werk (mit leinen Zeug) dair up twe hoegh wynkannen. Item 1 grote vlesch. Item noch II wynkannen. Item II koperne luchter. Item II gelaser (Gläser).

In der Trysoir: Item XIII par laecken (Leintücher) so kleyngh so groit.

Das dritte Zimmer hieß „die grote stafe“ (camera scriptoria). Es war das Wohnzimmer des guten Berendonck, des einzigen ältern Kanonikus, dessen Andenken noch im Xantener Volksmunde lebt. Sein Bild hing an der Wand zwischen zwei andern Tafelgemälden (tafereln), von wo es nach Uedem kam, wo es sich vielleicht noch auffinden ließe. Um den viereckigen Tisch standen zwei Bänke und drei Stühle.

Neben dem Wohnzimmer lag die kleyngh staeff (parva stufa vel hypocaustum). Es war das Wohnzimmer für den Winter und hatte die Aussicht nach dem Markte hin. Zwei kleinere Gemälde (gemaeld tafereelgens) zierten die Wand und einige Bücher lagen auf dem Tische, über den am Abend ein kupferner Kronleuchter sein Licht ergoß. Derselbe ward der Kirche vermacht, um vor dem Altar der hl. Katharina aufgehängt zu werden.

Im folgenden Zimmer steht ein hohes Bett. Rothe Vorhänge, welche von den vier hohen Bettpfosten gehalten werden, umgeben es. Im Ganzen waren zwölf Betten im Hause. Rechnen wir das Bett des Hausherrn, des Dieners und der Magd ab, so bleiben noch neun Fremdenbetten, gewiß der sprechendste Beweis für die freigebigste Gastfreundschaft, die sich auf alle Stände erstreckte. Einen Beweis dieser Gastfreundschaft liefert gleich das folgende Zimmer, das siebente und letzte im Erdgeschoß. Es hieß Moncken kamer. Das arme einfache Bett, das dort stand, gehörte den Franciscanern, die bei Berendonck einkehrten, „weil er ihr Gastfreund war“. Hier betete und wachte der fromme Franciscanerpater, welcher den Kanonikus zum Tode vorbereitete. Ein Stuhl und ein armer Tisch vollendete die Einrichtung. Auf dem Tische lagen einige Bücher. Benutzen wir die Gelegenheit, um die Bibliothek des Kanonikus anzusehen. Sie war nach unsern Begriffen nicht groß, aber einerseits stand ihm die alte, reiche Stiftsbibliothek zu Gebote, für die man vor noch nicht 20 Jahren neben der Kirche neue Räume gebaut hatte, und andererseits waren die Bücher noch sehr theuer.

An eigentlich liturgischen Büchern besaß der Kanonikus: ein Diurnale in Pergament, das für 1 den. = $^1/_{294}$ daler verkauft wurde, vier Bände eines Breviers, das Missale seiner Kapelle und ein Buch für die Ertheilung der vier kleinern Weihen.

Item Wyn (Winand) untfangen I par grauer laecken tot synne kraem (Haushaltung). Item X mappas mensales van pellen (zehn Tischtücher von Gebild). Item quatuor similes detritas mappas, de quibus unam habet Elsa. Item quatuor mantilia longa van pellen myt drumelen. Item aliud mantile parvum pellen. Item III kleyngh Collarii dwelen. Item XXIII tafeldwelgens pellen, de quibus Elsa habet XII. Item IX antiquas mappulas. Item tres mappas mensales simplices, quarum una est fracta. Item VI mantilia longa rond um die tafel gaend. Item superpellicia. Item XX stuck flessen garns, habet Bela famula. Item IV mappas mensales parvas simplices. Item VII mappas simplices ad manus tergendas. Item II Scherduyck. Item XXXI thecas lineas sc. kustyken (d. h. Kissenüberzüge). Dieser kleine Auszug zeigt nicht nur den Stil des Manuscriptes, sondern gibt auch die Zahl und die Namen der damaligen Leinwandstücke.

Für exegetische Studien dienten ihm zwei große Folianten, von denen der erstere einen Theil des alten Testamentes, der andere das neue Testament enthielt; ein Wörterbuch: Mamme (?) tractatus vocabularius und Holkoth, super librum sapientiae.

Dann folgten: Augusti de Ancona de ecclesiastica potestate;

Summa pissella sive supplementum;

Thomas, super primum librum sententiarum;

Rationale divinorum, wohl das bekannte liturgische Werk des Durandus;

Simonis diversa cum aliis;

Simonis quadragesimale;

Quadragesimale Grytz (?);

Passionale sanctorum Simonis discipuli (eine Heiligenlegende);

Gesta Romanorum (legendarische Geschichte der Römer);

Ambrosius de officiis;

(Nider) consolatorium conscientiae.

Tractatus Alberti de Farrarijs.

Die drei letzten werden als kleyne buyck bezeichnet, als grote buyck sind acht genannt.

Wenn es wahr ist, daß man aus der Bibliothek auf den Charakter des Besitzers schließen kann, dann gehörte unser Kanonikus noch vollkommen den Zeiten des Mittelalters an. Dieß finden wir auch in anderer Weise bestätigt. Keine einzige Schrift der Reformatoren, die damals Deutschland mit ihren Büchern überschwemmten, fand Eingang in sein Haus. Dagegen erhält die kirchliche und profane Legendenliteratur neben den streng scholastischen Werken einen ehrenvollen Platz, wie ja auch die Kunst des Mittelalters der Legende einen so großen Spielraum gewährte.

Nun geht's zur Küche. Da haust Gerard Wyntgens, der vertraute Diener, dem der dankbare Kanonikus eine Rente von $5^1/_3$ daler vermachte. Bis in's 13. Jahrhundert hinab findet sich in den Xantener Büchern und Rechnungen wiederholt der Koch erwähnt, so daß die Küchenarbeit früher weit mehr als heute in der Hand der Männer gelegen zu haben scheint.

Neben dem Koche diente noch eine Magd im Hause, welche die Hausarbeit versah. Ihr Lohn betrug jährlich $2^4/_7$ daler, 4 Paar Schuhe und 10 Ellen Leinwand. Da das Paar Frauenschuhe zu $^1/_6$ daler berechnet wurde und eine Elle Leinwand zu $^1/_{12}$ daler, so betrug ihr ganzes Einkommen etwas mehr als 4 daler im Jahre oder $^1/_3$ daler im Monate. Da ein guter Arbeiter leicht $^1/_8$ daler im Tage verdiente, so erhielt er in der Woche fast doppelt so viel als sie im Monat, während heute eine Magd im Monate ungefähr so viel bekommt, als ein Arbeiter in der Woche. Der Lohn für Frauenarbeit ist also im Verhältniß zur Arbeit der Männer bedeutend gestiegen. Das liegt übrigens auch in der Natur der Verhältnisse. Je mehr das selbständige, mehr oder weniger kunstreiche Handwerk über rein mechanische Arbeit sich erhebt, desto mehr muß der Lohn des Mannes steigen, weil er der geborene Träger des Handwerks ist. Je mehr aber umgekehrt der

Mensch nur zum Leiter der Maschine herabgedrückt wird, je mehr bei der Arbeit die Arbeitskraft im Gegensatz zur verständigen Arbeitstüchtigkeit in Berechnung kommt, desto mehr muß sich der Lohn der Frauenarbeit dem Lohne des Mannes nähern, da eine Frau die Maschine so gut leiten kann als ein Mann, und da ihre rein physische Arbeitskraft, besonders in geschwächten Arbeitsklassen, nicht so viel unter derjenigen der Männer steht.

Der Gang vor der Küche war zu einem Ansprachszimmer für arme Leute bestimmt. Ein Schrank, ein kleiner Tisch, eine alte Bank und zwei Stühle bildeten sein Mobiliar.

Noch heute laufen auf dem Lande die Hühner um den Herd herum. Gebildete Leute gestatten nur Katzen und Hunden den Zutritt in's Haus, ja sie erlauben ihnen, bis in's Familienzimmer zu kommen. Meister Gerard folgt noch der alten Mode, denn er hat in der Küche seinen Hühnerstall, den er „Kow“ nennt, und ein anderes Möbel, dae Entenkasth. Auf diesen beiden Käfigen hat er seine Schüsseln aufgestellt. Die beiden Küchentische sind alt und werthlos, wie die beiden Küchenstühle. Neben dem Herd hängt das hölzerne Salzfaß, das ein altvererbtes Recht auf diesen Platz hat, und das Feuerzeug, brantroid, thangen ind blaisballick. Die Ketten und Haken, welche die Kessel über dem Feuer halten und die wir auf dem Lande noch heute finden, nennt er hael und lyngelhael. Auf einer Seite steht ein großer Schrank (schaep, repositorium) mit drei Gefächern, auf denen das reiche Kupfergeschirr glänzt, wie es den Stolz einer niederländischen Hausfrau bildet. Dort stehen kupferne Leuchter, 15 große neben vielen kleineren, Becken, Schüsseln, Kannen und Teller, 36 große, 40 kleine und 26 Staatsschüsseln (moyscottelen). Sicher hat Niemand damals geahnt, daß in späteren Zeiten ein großer Theil solcher Teller und Schüsseln in Salons und Museen und selbst in königlichen Schlössern als seltene Schaustücke ausgestellt würden. Eine kleine Thüre führt in das Waschhaus, in dem das gröbere Küchengeräthe aufgestellt ist. Steigen wir jetzt hinauf in die Zimmer des ersten Stockes, „up den solder“. Da liegt neben der maeght kamer, dem Mägdezimmer, die beghynen kamer, welche für durchreisende Nonnen bereit stand, wie die Moncken kamer zur ebenen Erde die Ordensmänner aufnahm. Das zweite kleinere Fremdenzimmer lag dicht neben der Michaelskapelle. Das größte Fremdenzimmer hieß die Saelkamer. Es war weit und geräumig. Seine werthvollen Wandteppiche (tapeit) wurden der Sacristei der Kirche vermacht. Zwei große Betten[1] mit gelben Vorhängen zeigen,

[1] Eine Stelle des „Registrum“ gibt die vollständige Ausstattung eines Bettes mit den damaligen Namen: Gerith en Henrick off Elsa vurs (vorgenannt) hebn tot oren Deel untfangen die twe bedstede, bedden pollowe (pullvinar), ploymkussen (Flaumkissen, Federbett) en twe tzartzen (lodices, Decken) sc. een ny (neu), die roet und gruyn was, nyt gefoydert, gebeeldet ind een ander aick gebeeld und gefoydert was die roet wyt en groyn was. Etwas weiter unten heißt es: Item een bed verkocht voir II$^1/_2$ daler myt pollow, II ploymkusskens. Item noch een bedde vercocht voir II$^1/_2$ daler.

daß es als Zimmer für vornehmere Gäste galt. Drei weitere kleine Zimmer entsprechen den drei vor der Saalkammer genannten, das eine hieß die Jonghenkamer, das zweite die knechtkamer. In der letzteren wohnte Meister Gerard. Da seine Kleider hier hängen, wollen wir im Vorübergehen bemerken, daß ein vollständiger Anzug auf $3^1/_{10}$ daler zu stehen kam, eingerechnet $^1/_4$ daler für Macherlohn des Rockes, $^1/_6$ daler für die Hose und $^1/_4$ daler für ein Paar Mannsschuhe. Vom braunen Tuch für den Rock kostete die Elle $^1/_3$ daler; vom grünen Tuch der Weste war die Elle ein Weniges ($^1/_{49}$) theurer. Heute würde man für einen solchen Anzug mehr als 25 Thaler zu bezahlen haben. Möge jedoch der Leser noch keinen Schluß über die Preisverschiebung seit 1555 machen. Denn es wäre ein falscher Schluß, wenn man sagen wollte: ein Anzug, der heute 25 Thaler kostet, wurde 1555 zu nur $3^1/_{10}$ daler berechnet, also sind die Preise um das Achtfache gestiegen.

Die Unrichtigkeit wird klar, sobald man annimmt, ein Mann, der in Xanten einen Thaler verdient, zöge nach London und verdiene dort für dieselbe Arbeit ebensoviel. In diesem Falle würde er dort um so schlechter stehen, als alle Lebensbedürfnisse in London theurer sind, als in Xanten. Ob etwas theuer oder billig ist, richtet sich nach dem Tagelohn, und weil er z. B. in Xanten und London verschieden ist, kann in Xanten etwas theuer sein, was in London bei demselben Preise sehr billig ist, weil die Arbeiter dort mehr verdienen. So kann man heute achtmal so viel Silber für denselben Gegenstand fordern, als man 1555 dafür verlangte, ohne daß es darum achtmal so theuer ist, weil nämlich die Arbeiter mehr Silber bekommen, indem die Sätze der Taglöhner gestiegen sind und der Silberwerth bedeutend gefallen ist.

Später wird sich Gelegenheit finden, das wahre Verhältniß der alten Preise zu den neuen zu berechnen.

Gehen wir darum die steilen Stiegen herab, um auch die Nebengebäude zu besuchen. Da ist zuerst das Brauhaus. In ihm steht neben dem Braukessel eine große Bütte mit drei kuyven und dem übrigen Handwerkszeug. Der Kanonikus kaufte das Bier nicht beim Brauer, sondern ließ diesen in sein Haus kommen, um die Gerste, welche er vom Stifte erhielt, zu verarbeiten. Dryeß de Brower mußte 1554 noch einmal brauen und erhielt dafür $^1/_9$ daler. Diese wie andere Notizen, z. B. daß im Holthuys eine große Menge Balken und Bretter lagen, scheinen auf den ersten Blick unbedeutend. Und doch beweisen sie, alle zusammengenommen, daß der echte Sinn der vernünftigen Selbständigkeit damals noch stark war und daß der alte Spruch: „My house is my castle“ („Mein Haus ist meine Burg“), auch in Xanten damals noch galt. In seinem Hause hatte man seinen Vorrath von Leinwand und Tuch; man hatte seine Vorräthe an Bauholz und Getreide; man hatte seine Vorrichtungen für Küche und Keller, so daß man nicht jeden Augenblick genöthigt war, zu Händlern und Läden zu laufen und sich in Abhängigkeit unter die wechselnden Preise zu beugen, oder mit dem eben Vorräthigen sich abfinden zu lassen.

Einen traurigen, wenn auch von Zeit zu Zeit unvermeidlichen Posten in den Ausgaben einer Haushaltung bilden die Begräbnißkosten. Unser Manuscript ist hier um so wichtiger, weil Kanonikus Berendonck ausdrücklich bestimmt hatte: „Die Exequien sollen in anständiger Art gefeiert werden, nach der Sitte der Xantener Kirche, ohne auffallenden Pomp." Seine Notizen zeigen also, wie in Xanten Begräbnisse gehalten zu werden pflegten. Der Todestag war an einem Freitage. Am Samstag lasen acht Priester für den Verstorbenen die heilige Messe und jeder erhielt als Stipendium 1/32 daler. Der Dodengrever erhielt für die Grube vor dem Kreuze am Südportal der Stiftskirche etwas mehr als 1/5 daler. Vier Maurer arbeiteten die Nacht hindurch, um diese Grube auszumauern. Der Meisterknecht erhielt 1/6, jeder seiner Gesellen 1/8 daler Lohn. Dann kam der Sarg, der 1/5 daler kostete.

Sehr interessant sind zwei Verträge über den Grabstein, die hier wörtlich folgen sollen, weil der erstere zeigt, wie vorsichtig dieselben abgefaßt wurden, der zweite aber eine für die Kunstgeschichte wichtige Notiz bietet:

„Item ist vertragen mit Rhaetz Scepp, daß er uns liefern soll einen Stein auf dem Grabe in Breite und Länge und Dicke als wie der Stein, der auf dem Grabe des Portarius in der Kapelle liegt. Er soll nicht minder sein, auch ohne Loch und neu. Ist er anders, so soll der Meister den Stein selbst behalten und uns das Geld wiedergeben. Und er hat ihn zu liefern binnen eines Monates Zeit auf seine Gefahr und Kosten, und er soll ihn liefern an die Beek oder zu Lütingen an's Land. Und wir sollen ihm dafür geben 18 Joachimdaler oder den Werth davon."

Nachdem der Stein angekommen und für gut befunden war, handelte es sich um die Inschrift. Darüber wurde der folgende Vertrag geschlossen:

„Item vertragen mit Meister Arndt van Tricht, daß er das Epitaphium hauen soll mit erhöhten Lettern und auf den Stein einen Bären (der Kanonikus hieß Berendonck) mit dem Wappen und zwei Reihen Lettern. Und er soll haben 4 1/2 daler."

Dieser Vertrag hilft nicht nur, dem biederen Meister seinen ehrlichen Namen wiederzugeben[1]: „Arndt van Tricht", sondern er bietet auch einen neuen wichtigen Fingerzeig für die Herkunft der sogenannten Schule von Calcar, zu der Arndt gerechnet wird. Tricht ist nämlich sein Geburtsort, und es weist auf Utrecht, aus dessen Namen Trajectum im Volksmunde Tricht geworden ist.

Der Transport des Serckstéen vom Rheine nach Xanten und sein Legen auf das Grab kostete je 1/2 daler.

---

[1] Scholten (Auszüge aus den Rechnungen der Victorskirche) liest immer Arnold de Wicht, obwohl auch die Baurechnungen Arnold de Tricht haben. Der Irrthum lag aber sehr nahe, da in den betreffenden Manuscripten tr von W nur schwer zu unterscheiden ist. Aus Scholten nahm Wolff (Die St.-Nikolaus-Kirche zu Calcar, S. 28) seine Notiz, die darum auch Wicht hat. Dagegen bringt Dr. Robert Scholten (Die Stadt Cleve, S. 411) eine Notiz, wonach unser Arnold van Tricht 1552 am Hochaltar der dortigen Pfarrkirche arbeitete.

Am Begräbnißtage lasen 28 Priester für die Seelenruhe des Verstorbenen die heilige Messe gegen ein Stipendium von $^1/_{24}$ daler. Jeder Schüler (es waren deren 84) erhielt beim Begräbniß 1 kruytzer.

Am Mittwoch wurde die Vigil gefeiert und am Donnerstag die Exequien gesungen, während 36 Priester die heilige Messe lasen. Jeder der 21 anwesenden Kanonici erhielt $^1/_8$ daler, 46 Vicare und andere Priester je $^1/_{12}$ daler, 32 andere Personen je $^1/_{24}$ daler, 11 Chorknaben je $^1/_{29}$ daler, 24 Sänger je $^1/_{58}$ daler.

Nach den Exequien war großes Trauermahl. Die Gäste füllten beim Mittagessen sieben und beim Abendessen fünf Tische. Die Küche besorgte als Koch magister Lambertus mit seinem Gehilfen Ägidius. Der Meister erhielt als Lohn $^5/_6$, sein Geselle $^2/_5$ daler. Dafür bereitete er den Gästen 38 Pfund Hammelfleisch, 2 Lämmer, $^3/_4$ Schaf, 112$^1/_2$ Pfund Rindfleisch, einen Hasen, 18 Hühner, 10 Enten, 6 Gänse, 4 Tauben, und verbrauchte dabei 33 Pfund Butter und 11 Quart Milch; Schinken und Schweinefleisch werden nicht erwähnt, weil sie im Hause vorräthig waren. Man sieht, es war ein homerisches Mahl, bei dem ohne Zweifel auch die Armen nicht leer ausgegangen sind. Das Geflügel wurde zum Theil von den Freunden des Verstorbenen geschenkt, wobei wir erfahren, daß die Gewohnheit, Trinkgelder zu geben und zu nehmen, damals wie heute allgemein war. So brachte z. B. die Magd der Frau von Hagenbosch 4 Hühner, 2 Enten und 4 Tauben, wofür sie $^1/_{16}$ daler Trinkgeld erhielt; die Magd von Stockan, welche einen Hasen brachte, empfing $^1/_{12}$ daler. Der Koch berechnete:

1 Pfund Rindfleisch $^1/_{40}$ daler;
1 Pfund Hammelfleisch $^1/_{32}$ daler;
1 Pfund Schweinefleisch und 1 Pfund Schinken, je $^1/_{18}$ daler;
1 Kapaun $^1/_{16}$ daler (heute $^2/_3$ Thaler);
1 Huhn $^1/_{24}$ daler (heute $^2/_5$ Thaler);
1 Ente $^1/_{24}$ daler (heute $^2/_3$ Thaler);
1 Quart Milch[1] $^1/_{72}$ daler;
1 Pfund frischer Butter $^1/_{16}$ daler. Außerdem kosteten:
1 Quart Leinöl $^1/_9$ daler;
1 Pfund Wachs $^1/_7$ daler;
1 Quart Wein $^1/_{16}$ daler.

Hier ist nun der Ort, auf den Geldwerth und die Preise jener Zeit näher einzugehen. Die Beantwortung der Frage, um wie viel heute Alles theurer ist, als um 1555, ist schwierig, aber so interessant, daß der Leser sich einige Zahlen und Berechnungen gefallen lassen muß, die nothwendig sind, um zu sicheren Ergebnissen zu gelangen.

Da ist zuerst festzuhalten, daß nur die alten Xantener Preise und Geld-

---

[1] Codex Heimeric. II fol. 137. Maldrum mensurae oppidi Xanctensis continet 112 quartas Colonienses. Maldrum mensurae capituli continet 117 quartas Colonienses. Da ein Kapitelsmalter = $^2/_3$ Berliner Malter = 146 Liter ist, so enthält ein Kölner Quart, wie es um 1500 in Xanten berechnet wurde, 1$^1/_4$ Liter.

werthe zu Grunde gelegt werden, und auch von ihnen nur die aus der Zeit um 1555. Wie nöthig die Beschränkung auf einen Ort und einen kürzeren Abschnitt ist, zeigt z. B. schon die Angabe der Baurechnung von 1530, wonach eine Mark Kapitelsgeld = 23 alb. ist, dagegen eine Mark kölnisch nur 6 alb. So stieg der Werth des Guldens (flor. aur.) von 1530—1557 in Xanten von 35 alb. auf 52, der Werth des Schildes (scutum antiquum) von 52 alb. auf 79. Im Jahre 1546 waren 4 Malter der Stadt Xanten nur 3 Malter 3 Scheffel 1 Spint Kapitelmaß, während 1 Malter der benachbarten Stadt Rheinberg 1 Malter 3 Scheffel $^1/_4$ Spint Kapitelmaß gab.

Die Grundlage aller Preisberechnungen bildet offenbar der Geldcours, und so ist dieser für die Zeit um das Jahr 1555 zuerst festzustellen. Damals coursirten in Xanten neben einzelnen französischen und englischen Münzen besonders die Geldsorten von Cleve, Köln und Holland. Die Namen und Werthe derjenigen, die am häufigsten vorkommen, sind folgende:

Eine Mark = 24 albus (Weißlinge) = 12 Solidi = 12 . 12 Denare.
Ein Goldgulden (flor. aur.) = 49—52 albus; flor. Horn. = 21 alb.
Ein daler = 49 albus = 30 Stüfer (stuff. brab.).
Ein albus = 12 haller; ein Rad-Weißling (rad. alb.) = 20 haller.

Der Übersichtlichkeit wegen wird es gut sein, wie bisher, alle Preisangaben auf daler zu reduciren und, um einfachere Brüche zu erlangen, kleinere Unterschiede nicht zu beachten. So kostete z. B. ein Huhn oder eine Ente 2 alb., d. h. $^2/_{49}$ daler, wofür der Bruch $^1/_{24}$ daler eingesetzt wurde. Der Mangel mathematischer Richtigkeit wird durch die Übersichtlichkeit reichlich ersetzt. Übrigens wird selbst die mathematische Richtigkeit kaum geopfert, denn alle Preise sind so wandelbare Größen, selbst in Jahresfrist, daß etwas mehr oder weniger für die Frage, deren Lösung hier gesucht wird, gar nicht in's Gewicht fallen kann.

Nach Feststellung des Geldwerthes sind die Tagelöhne zu suchen. An der Victorskirche waren seit Alters drei Meister angestellt, einer für die Steinmetzen- oder Maurerarbeit, ein zweiter als Schreiner und der dritte als Dachdecker. Jeder derselben verdiente um 1555 im Winter $^1/_8$, im Sommer $^1/_6$ daler als Tagelohn. Ihren Gesellen gab man im Sommer $^1/_8$—$^1/_6$ daler. Damals war also $^1/_7$ daler als Durchschnittslohn für Winter und Sommer ein guter Tagelohn eines Handwerkers. Setzen wir dafür heute $^5/_6$ Thaler an, dann ist für die Lohnverhältnisse $^1/_7$ daler in Xanten um 1555 so viel, als $^5/_6$ Thaler heute.

Hätten also die Preise der Lebensmittel damals und heute den Tagelöhnen in gleicher Weise entsprochen, dann würde man damals für $^1/_7$ daler so viel erhalten haben, als man heute für $^5/_6$ Thaler bekommt, oder die Preise müßten sich verhalten, wie $\frac{6}{42} : \frac{35}{42}$, d. h. wie $6:35 = 1:6$; d. h. für 1 daler müßte man damals erhalten haben, was heute 6 Thaler kostet, und was heute 1 Thaler kostet, hätte man damals zu $^1/_6$ daler erhalten müssen, oder 1 daler entspricht 6 Thalern. Sind demnach die alten Daler-Preise für Getreide, Tuch und andere Sachen $^1/_6$ unserer heutigen Thaler-Preise,

dann stand der damalige Arbeiter verhältnißmäßig wie der unsrige. Er stand aber um so viel besser oder schlechter, als diese alten Preise im Vergleich zu den unsrigen weniger oder mehr als $1/6$ betragen.

Wenden wir das auf einige Fälle an. Damals kostete ein Anzug $3 1/10$ daler, der heute über 25 Thaler zu stehen kommt, d. h. der damalige Preis stellte sich zum jetzigen nicht wie 1 : 6, sondern ungefähr wie 1 : 8. Für seinen Anzug von $3 1/10$ daler mußte damals der Meister, der $1/7$ daler verdiente, 21 Tage arbeiten, während er heute 30 Tage arbeiten muß, ehe er ihn verdient. Bedenkt man, daß ein Anzug damals viel dauerhafter war, so stellt sich die Lage des heutigen Arbeiters noch ungünstiger. Eine Ente oder ein Huhn kosteten je $1/24$ daler, heute $2/5$—$2/3$ Thaler, also an zehnmal mehr als damals. Über die damaligen Miethspreise berichtet die Handschrift, daß das große Haus des Kanonikus zu 6 Joachimsthaler auf ein Jahr vermiethet und bald nachher zu 420 daler verkauft wurde. Berechnet man die Rente von 3 daler, mit dem es belastet blieb, zu 5 %, wozu damals in Xanten Renten vergeben wurden, so steigt der Preis auf 480 daler, gewiß wenig für ein Haus mit 14 Zimmern.

Wichtig ist es, die Getreidepreise zu berücksichtigen, da von ihnen der Preis des Brodes abhängt. Die vom Kapitel officiell angesetzten Taxen, die etwas unter denen des sonstigen Verkehrs standen, sind für die Jahre 1550 bis 1557 folgende:

Weizen . .	76.	112.	104.	98.	72.	116.	168.	80 alb.
Roggen . .	60.	84.	84.	80.	49.	74.	160.	52 alb.
Gerste . . .	60.	62.	68.	72.	64.	72.	124.	52 alb.
Hafer . . .	32.	31.	36.	46.	38.	36.	80.	26 alb.
Buchweizen	46.	49.	49.	64.	52.	68.	80.	37 alb.[1]

Die Jahre 1555 und 1556 waren Theuerungsjahre, können also hier nicht in Betracht kommen, während das Jahr 1554, das der fünften Kolonne, als Mitteljahr den Berechnungen zu Grunde gelegt werden kann. Damals kostete also ein Kapitelsmalter Weizen $1 1/2$, Roggen 1, Gerste $1 1/3$, Hafer $3/4$, Buchweizen $1 1/12$ daler. Wird der Tagelohn zu $1/7$ daler angenommen, so verdiente der Meister ein Stiftsmalter Weizen in 10 Tagen, Roggen in 7, Gerste in 9, Hafer in 5, Buchweizen in $8 1/2$ Tagen.

Heute kostet (April 1882) in Xanten ein Berliner Malter Weizen 46 Mark, Roggen 31, Gerste 27, Hafer 18, Buchweizen 32 Mark. Da nun ein altes Xantener Kapitelsmalter $2/3$ Berliner Malter enthält, so würde ein Kapitelsmalter Weizen heute kosten 10 Thaler, Roggen $6 2/3$, Gerste 6, Hafer 4, Buchweizen 7 Thaler, und ein heutiger Arbeiter, der $5/6$ Thaler

---

[1] Die angeführten Getreidepreise stammen aus den Baurechnungen, also aus den Originalurkunden. Die später geschriebenen Getreidepreise im großen Sammelmanuscript des Kanonikus Pels (I. S. 303 f.) stimmen nicht immer mit denen der Baurechnungen überein, weßhalb sie verdächtig und nur mit Vorsicht zu verwerthen sind, wie überhaupt dem ganzen Werk des Pels nicht die Wichtigkeit beizulegen ist, die man ihm oft zugeschrieben hat.

verdient, würde ein Kapitelsmalter Weizen in 12 Tagen verdienen, Roggen in 8, Gerste in 7, Hafer in $4^4/_5$, Buchweizen in $8^1/_3$ Tagen. Die Getreidepreise von damals und heute zeigen demnach im Verhältniß zu den Tagelöhnen keinen so großen Unterschied, als die anderen Preise. Jedenfalls erhellt aus dem Ganzen, daß damals der Handwerksmann viel besser stand, als heute, obgleich er auch damals seit hundert Jahren bedeutend an verhältnißmäßigem Einkommen verloren hatte.

Daß der Arbeiter selbst noch um 1555 besser gestellt sein mußte, als heute, ergibt sich auch klar aus drei anderen Gründen. Erstens daraus, daß das Handwerk damals mehr geehrt und geachtet war, als heute, und eben darum auch mehr eintrug. Zweitens daraus, daß es weniger Arbeitstage gab; 1497 wurde in Xanten nur 271 Tage gearbeitet, es gab also außer den 52 Sonntagen noch 42 Feiertage; 1555 waren sicherlich noch einige hinzugekommen. Drittens daraus, daß alle Stände, und besonders die niedrigen, damals viel besser lebten, und für Kleidung, Nahrung und Feste so viel brauchten, daß wir es heute kaum mehr begreifen, wie dieß Janssen im ersten Bande seiner Geschichte des deutschen Volkes ebenso klar als gründlich nachgewiesen hat.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu den Begräbnißkosten des Kanonikus Berendonck zurück. Ungefähr einen Monat nach dem Tode des Kanonikus, am Tage vor Mariä Himmelfahrt, war große Almosenvertheilung. An zweitausend Arme hatten sich eingefunden, ein Zeichen, daß es damals auch genug Armuth gab. Jeder Arme erhielt ein Brod und einen halben Radalbus = $^1/_{60}$ daler, so daß die Ausgaben an Geld sich auf 370 daler beliefen. Für das Brod waren $9^3/_4$ Malter Weizen, $13^1/_2$ Malter Roggen und $2^1/_2$ Malter Kleien verbraucht worden. Der Bäcker empfing für das Backen je eines Malters Roggen $^1/_7$ daler und für jedes Malter Weizen etwas weniger als $^1/_5$ daler, Alles in Allem $4^1/_{12}$ daler. Noch ein Wort von den Stiftungen Berendoncks, und wir sind zu Ende. Wahrhaft rührend ist der Anfang, womit die Legate des guten Kanonikus beginnen. Er lautet:

„Item seinem Körper erwählte er das Grab vor dem Kreuze unseres Herrn, das er auf seine Kosten vor dem Portal der Xantener Kirche errichten und setzen ließ.

„Item vermachte er dem Papste einen Tournosen.

„Item dem Hochwürdigsten Erzbischof von Köln einen Tournosen.

„Item dem Baufonds des Kölner Domes einen Tournosen.

„Item dem Baufonds der Kirche von Xanten einen Gulden jährlicher Renten."

Das sind klare Proteste gegen die reformatorischen Bestrebungen seiner Zeit. Berendonck hatte in einem seiner Stationsbilder Luther und Calvin darstellen lassen, wie sie Christum verspotten; hier tritt er praktisch auf gegen ihre Lehre, indem er sich auf's Engste an Papst und Kirche anschließt und im Tode seinen kirchlichen Obern ein Zeichen seiner kindlichen Verehrung widmet. Dann heißt es weiter:

Dem Kapitel von Xanten vermachte er eine jährliche Rente von sechs Malter Gerste; sie sollen unter jene Stiftsgeistliche vertheilt werden, die am

Feste der Schmerzen der allerseligsten Jungfrau Maria beim Gottesdienste zugegen sind und der Procession beiwohnen, in der man, wie um Ostern, vor dem Hochamte die silberne Statue der allerseligsten Jungfrau über den Kirchhof trägt.

Eine Rente von 2½ Goldgulden soll dem Kapitel überwiesen werden unter der Bedingung, daß alle Kanonici und Vikare am Charfreitage nach Vollendung des Officium in Procession zu dem vom Erblasser errichteten Kreuze vor der Kirche kommen, um dort das Responsorium Tenebrae zu singen und darnach, wie es Sitte ist, den Leichnam des Herrn zu begraben.

Eine dritte Rente wurde für die Erhaltung des Kreuzes selbst bestimmt. Aus ihren Einkünften wurde die Ausgabe bestritten, von der das Registrum in folgenden Worten redet:

„Item Meister Derrick Scherre von Duisburg hat das heilige Kreuz wieder neu gemalt und aufgesetzt mit den andern Bildern auf dem Berge. Dafür soll er haben 14 daler für seine Arbeit und die Kost.“

Die großartige Kreuzigungsgruppe, die jetzt in hellgrauem Ölanstrich die Naturfarbe des Steines nachahmen will, war also, wie wohl auch die anderen Stationsbilder, ehemals bunt gemalt, und mußte so einen doppelten Eindruck machen.

Kanonikus Berendonck ist nicht die einzige interessante Persönlichkeit Xantens aus jener Zeit. Die Geistlichkeit jenes uralten Stiftes war immer musterhaft. Freilich fehlte es nicht an Ausnahmen; aber wie die Stiftsprotocolle der Reformationszeit zeigen, wurden die Vergehen jedesmal strenge bestraft — ein Beweis für das kirchliche Bewußtsein der Körperschaft. So blieb die Kirche des hl. Victor, des Anführers eines Theiles der thebäischen Legion, eine feste Burg des Katholicismus, an der sich das Andringen der Reformation brach, die, gestützt auf die Macht der Brandenburger, von Nymwegen und Wesel aus die Rheinlande überschwemmen wollte.

Stephan Beissel S. J.

Recensionen.

Der kölnische Krieg, von Max Lossen. Vorgeschichte (1565—1581). XV u. 781 S. Gotha, Perthes, 1882. Preis: *M.* 15.

„Max Lossen“, das ist die kürzeste und knappste Form, in der sich ein Autor dem Publikum vorstellen kann; kein Doctor und kein Professor begleitet als Zierat den Namen, und kein Laut verräth es dem Leser, ob er Katholik sei oder Protestant. Das Buch indessen ist so geschrieben, daß kein Doctor und kein Professor sich dessen zu schämen braucht, wenn er auch noch so sehr Anspruch erhebt auf gründliche Quellenforschung, klare und gefällige Behandlung des Gegenstandes, auf allseitige Durchdringung des geschichtlichen Stoffes mit allen seinen großen und kleinen Verwicklungen. Was den religiösen Charakter betrifft, so scheint der Verfasser sichtlich bemüht, denselben zu umhüllen und zu verbergen; er hütet sich sorgfältig, nach rechts oder links anzustoßen; nirgendwo zeigt sich eine warme Parteinahme für das Recht und die Wahrheit, oder eine Erregtheit gegen das Unrecht, nirgends ein Urtheil, welches den Leser anleitet, auf welche Seite er seine Sympathie oder Antipathie, seine Billigung oder Mißbilligung wenden soll. Alles ist nur kalte Erzählung, worin wohl die menschlichen Leidenschaften, Intriguen und Schwächen geschildert werden, nebst den Interessen der Hauptpersonen, die auf der Bühne erscheinen, der volle Rechtsstandpunkt jedoch gelangt nie oder selten zu genügender Klarlegung. Wir können nicht sagen, daß uns diese eisige Parteilosigkeit besonders anspricht, und wir halten nicht dafür, daß sie dem Historiker als Ideal vorschweben soll; aber es ist begreiflich und sogar einigermaßen entschuldbar, wenn ein Historiker, der Fragen behandelt, welche auch heute noch tief in's Leben eingreifen, bei der Zerfahrenheit der Deutschen unter sich auf dieses Auskunftsmittel verfällt. Es entschlüpfen indessen nicht selten Ausdrücke, Wendungen und Ideen, welche in dem Verfasser einen Protestanten vermuthen lassen. Keinem Katholiken würde es einfallen, das erasmische Zwitterding, welches am cleve'schen Hofe beliebt war, das „Ideal einer im Geiste des christlichen Alterthums von Auswüchsen und Entstellungen gereinigten Kirche“ (S. 15) zu nennen; das verräth protestantische Denkweise, und protestantische Redeart ist es, wenn es (S. 267) von Pighius heißt, „die römische Anschauung von der Kirche sei ihm geläufig gewesen“.

Der kölnische Krieg ist das wichtigste Ereigniß in der deutschen Geschichte, welches zwischen dem Augsburger Religionsfrieden (1555) bis zum Ausbruch des dreißigjährigen Krieges (1618) liegt. Sehr eingehende Studien, namentlich archivalische Forschungen haben den Verfasser überzeugt, daß dieser Krieg nicht

eine für sich abgeschlossene Episode bilde, die ihren Ausgang in dem Liebesroman Gebhards von Truchseß habe, sondern daß er von langen Jahren her vorbereitet und geplant wurde. H. Lossen datirt die Verwicklungen, welche schließlich zu blutigem Austrag, zu einem verfrühten dreißigjährigen Kriege führten, bis auf das Jahr 1567, bis zur Abdankung des Erzbischofs Friedrich IV. von Wied zurück. Die Richtigkeit dieser Auffassung geht auch sonnenklar aus dem mit ungemeinem Aufwand von Detailforschung geschriebenen Werke hervor, von welchem wir bis jetzt nur den ersten, aber wichtigeren und seinem Stoffe nach unbekannteren Theil, die eigentliche Vorgeschichte, besitzen. Die große Zahl und die hohe Stellung der handelnd auftretenden Personen, die vielen und verschlungenen politischen Schachzüge, die zahllosen Intriguen, die hier gespielt werden, die auf- und niederschwankenden Erfolge, dann aber vorzüglich die wichtigen Ziele, um welche hier gestritten wurde, machen diesen Theil äußerst interessant, obwohl er gerade wegen der Fülle der Thatsachen und wegen der Menge der durch einander wogenden Persönlichkeiten die ganze angestrengte Aufmerksamkeit des Lesers in Anspruch nimmt.

Seit der Religionsfrieden von Augsburg den geistlichen Vorbehalt (reservatum ecclesiasticum) zu Gunsten des Fortbestandes der geistlichen Stiftungen aufgestellt hatte, handelte es sich für die Protestanten darum, die bereits ansässigen Religionsgenossen in diesen Stiftern rechtlich zu sichern, also einen für die Stifte ungünstigen Ausnahmezustand zu schaffen, wodurch ihnen der soeben den weltlichen Ständen gewährte Grundsatz, cujus regio ejus religio, beschränkt werden sollte. Weiterhin sollte die Religionsfreiheit, gleichbedeutend mit der Freiheit protestantischer Wühlerei, in den Stiftern eingeführt werden, wiederum in Ausnahme gegen das den weltlichen Ständen eingeräumte Recht; dieses alles nur als Vorstufe zur Beseitigung des geistlichen Vorbehaltes und zur Säcularisation der Bisthümer und reichsunmittelbaren Abteien. Die erste Forderung wollten die Protestirenden auf eine vom König Ferdinand I. dem Kurfürsten von Sachsen gewährte Declaration stützen, daß die Unterthanen geistlicher Fürsten, bei welchen die Augsburger Confession 1555 schon lange in Übung war, durch Niemanden gezwungen werden dürften, von ihr abzugehen. Es ist etwas auffallend, daß der Verfasser für diese Declaration so eintritt, als sei sie rechtskräftig gewesen, und als hätten die Protestanten auf dieselbe wie auf ein Reichsgesetz sich berufen dürfen. Schon der Umstand, daß sie nicht in den Reichstagsabschied gelangte, ist entscheidend gegen sie; am allerwenigsten aber konnten sich die Protestanten auf dieselbe berufen, da diese ja nicht einmal den geistlichen Vorbehalt achteten, und in Folge dessen eine lange Reihe geistlicher Stiftungen säcularisirten, obwohl der Vorbehalt mit Stimmenmehrheit in den Reichstagsabschied kam und darum deutsches Recht wurde; zudem ist der Einwand ganz hinfällig, die Protestanten hätten nicht beigestimmt, weil das zum Theil unwahr ist, anderntheils aber sie kein Recht zur Protestation besaßen.

In der Zeit von dem Augsburger Religionsfrieden bis zum Ausbruch des dreißigjährigen Krieges bewegte sich der Streit zwischen den Katholiken und den Protestanten hauptsächlich um die geistlichen Stifter; jene suchten den

Rechtszustand und die Stifter zu erhalten, diese aber allmählich beide zum Falle zu bringen. Der Verfasser schildert diesen Kampf besonders in Beziehung auf die beiden Bisthümer Köln und Münster. Mit großem Fleiß und Geschick hat er diesem Gegenstand Zeit und Mühe gewidmet, 15 Archive durchforscht, und das Ganze zu einer klaren, bestimmten und gut zusammenhängenden Erzählung verarbeitet. Der Leser gewinnt in der That einen hellen Blick in die damalige Lage der Dinge, in die Gestaltung der Parteien, in ihre Hilfsmittel und Operationspläne, nicht bloß in den genannten Bisthümern, sondern im ganzen deutschen Reich und weit über dasselbe hinaus, einen Einblick, wie ihn noch kein anderes Werk für die gleiche Epoche gewährt.

Im Vordergrund dieses Kampfes steht katholischerseits das Haus Bayern, sein Herzog Albrecht V. und dessen Sohn Ernst, für welchen jahrelang alle Hebel der Diplomatie und reiche Geldmittel in Bewegung gesetzt werden, um ihn auf die beiden Stühle in Köln und Münster zu befördern und durch diesen Besitz das katholische Bekenntniß in jenen Gegenden zu sichern und zu festigen. Der Versuch jedoch mißlingt für jetzt noch im letzten Augenblick, da man schon der Wahl sicher zu sein glaubt, beidemal durch einen „verrätherischen Judas", in Köln auch deßwegen, weil es spürchwörtlich hieß: „Wir haben schon einmal (nämlich 1464) gebayert, wir wollen nimmer bayern", da dies den Kölnern schlecht bekommen sei. Der nächste Band erst wird den Erfolg für beide Sitze schildern. Die Bedeutung Bayerns in diesen Streitigkeiten beschreibt die Ankündigung des Werkes in folgenden Worten: „Wo immer es gelingt, ein geistliches Fürstenthum in die Hände eines bayerischen Fürsten zu bringen, da hat bis auf den heutigen Tag die römisch-katholische Kirche das Übergewicht behauptet; wo Bayern unterliegt, da herrscht meistens heute noch der Protestantismus." Wir möchten aber dem Verfasser darin nicht folgen, wenn er die rein weltlichen Motive des Herzogs, Macht und Ehre seines Hauses, gar zu stark und zu ausschließlich betont, wie er dieses auch andern katholischen Männern z. B. dem ausgezeichneten Bischof von Osnabrück, Johann v. Hoya, gegenüber (S. 241) gethan hat; die religiösen Gründe haben diese Männer in ihren Bemühungen sicher eben so viel bestimmt, wie die Sucht nach Macht und Geld. Ein Heiliger war freilich Ernst nicht, darüber gibt das äußerst interessante Kapitel „Herzog Ernst in Rom" Aufschluß genug, aber sein und seines Vaters Eifer für die katholische Sache war dennoch warm und aufrichtig.

Der Hof von Cleve galt zwar nicht als besonders eifrig oder orthodox katholisch; Herzog Wilhelm war im Gegentheil stark im Fahrwasser erasmischer Verflachung, wobei natürlich die Ideen des Interims (Laienkelch, Priesterehe) in seinen Ländern sehr in Ansehen kamen; in der Münsterer Wahlangelegenheit aber stand er fest und ausdauernd an der Seite der Bayern, und ihm vorzüglich hat es Münster zu verdanken, daß es damals nicht in die Hände eines lutherischen Bischofs, des Heinrich von Lauenburg, Erzbischofs von Bremen, kam. Wilhelm hat sich in dieser Angelegenheit hohes Verdienst um die katholische Sache erworben.

Weit flauer benahm sich der kaiserliche Hof, sowohl unter Max II. als unter Rudolph II. Als Joachim Friedrich von Brandenburg, Erzbischof von Magdeburg, 1570 ein Weib nahm, sein Erzstift lutheranisirte und die erste Bresche in den geistlichen Vorbehalt schoß, rührte Max nicht nur keine Hand dagegen, sondern wehrte es auch, daß Andere etwas thaten (S. 138), weil der Brandenburger als gut kaiserlich galt. Sein Haus hat nachmals den entsprechenden preußischen Dank geerntet. Indessen war doch auch der kaiserliche Hof gelegentlich bemüht, durch Gesandtschaften und andere nicht sehr gefährliche oder kostspielige Mittel, die gefährdete Religion am Niederrhein zu schützen. — Tiefer eingreifend erscheinen noch katholischerseits die spanischen Statthalter in Belgien, Alba, Johann von Oesterreich, Requesens und der Herzog von Parma, sogar öfter und energischer für die bayerischen Ansprüche als selbst für die österreichischen Rivalen. Natürlich tritt auch der Papst Gregor XIII. mehrmals handelnd auf; doch macht es den Eindruck, als sei er bei der mißlichen Lage, in welcher er sich befand, nicht ganz sicher und selbständig in seinen Entschließungen, gehemmt durch eine öfter zu Tage tretende kleine Rivalität zwischen dem Kaiser und Albrecht von Bayern, dann auch deßwegen, weil man in Rom die Lage in Deutschland nur schwer verstand und weil man namentlich die so wichtige Personalkenntniß nicht genügend besaß.

Unter die katholischen Vorfechter müssen wir noch einen sehr merkwürdigen, aber höchst sonderbaren Mann rechnen, den Kurfürsten Salentin von Köln, Vorgänger des Gebhard Truchseß. Salentin wird meistens als ein zwar vorwiegend rauher Kriegsmann geschildert, dabei aber als ein entschiedener Vorkämpfer der katholischen Sache. Aus H. Lossen dagegen gewinnt man ein vielfach anderes, und wir glauben, richtigeres Bild. Durch und durch Kriegsmann, gibt sich dieser Charakter Salentins überall, in seiner Kleidung, seinem Aufzug und in seinen Sitten kund; immer und überall erscheint er reiterisch geputzt; in seinen Reden ist er weder fromm noch auferbaulich, noch sehr wählerisch. Er war Laie und wollte es bleiben, sträubte sich daher gegen jede Weihe: „kein Schmier oder Salbe", pflegte er zu sagen, „soll ihm auf den Kopf kommen; für die Konfirmation gedenke er keinen Gulden nach Rom zu schicken". Katholisch freilich war er und blieb es; aber wie viele Mühe kostete es den Papst, ihn endlich zur professio fidei nach dem Tridentinum zu bewegen? Dürfte man alle Äußerungen des redeseligen Mannes als baare Münze nehmen (S. 478), so hätte es ihn nicht viel gekostet, zu heirathen, was er nach seiner Abdankung wirklich that, das Kurfürstenthum Köln, nach dem Beispiel des Brandenburgers Albrecht, zu säcularisiren, dabei aber katholisch zu bleiben. Indessen war er doch ernstlich und ausdauernd bemüht, sich in Köln eine verlässige katholische Nachfolge in der Person des Ernst von Bayern zu sichern, was ihm jedoch mißlang. Münster dagegen wollte er dem lutherischen Heinrich von Lauenburg zuwenden, unter der Ausrede, er halte ihn für katholisch, könne übrigens dem Manne nicht in's Herz sehen, während doch sonst die ganze Welt wußte, daß derselbe bereits heimlich ein Weib genommen, obwohl er sich Erzbischof von

Bremen nannte, und sonst überall lutherischen Gottesdienst einführte. Als die Candidatur für Münster wegen der Festigkeit Wilhelms von Cleve mißlang, wußte Salentin seinen Heinrich zum großen Unglück von Paderborn als seinen Nachfolger in diesem Bisthum durchzudrücken. Ebenso zweideutig benahm sich Salentin in seinen vielen Praktiken mit den Grafen von Nassau und mit Wilhelm von Oranien.

Wie geringe Anforderungen die Herren Deutschen damals übrigens an die Rechtgläubigkeit ihrer Bischöfe stellten, geht aus dem Examen hervor, welches der junge Heinrich Julius, den sein protestantischer Vater Julius von Wolfenbüttel zu einem Bischof von Halberstadt auferzogen, bestehen mußte. Zum Beweis, daß dieser zu einem tüchtigen Bischof erzogen werde, ließ ihn sein Vater in Gegenwart der halberstädtischen Gesandten aus der lateinischen Grammatik und aus Luthers Katechismus examiniren.

Auf protestantischer Seite ragten die Kurpfälzer als Vorkämpfer hervor, die mit ihnen verbündeten Wetterauer Grafen, das ungemein rührige und diplomatisch geriebene Geschlecht der Nassauer Grafen nebst Wilhelm von Oranien. Hand in Hand mit diesen Kräften arbeitete das sehr wichtige Element ganz- oder halb-protestantischer Kanoniker, an welchen die damaligen Domcapitel reichlich gesegnet waren. Dazu kam noch in allen Kapiteln eine Anzahl Domherren, deren Richtung sich nach persönlicher Zu- oder Abneigung bestimmte, nach der Landsmannschaft, nach verwandtschaftlichen Banden, nach der Neigung des Fürsten, aus dessen Lande sie stammten, nach den Vortheilen, die ihnen von da oder dort her winkten: unzuverlässige, unberechenbare Charaktere, die aber fast regelmäßig den minder katholischen, oft geradezu feindseligen Parteien zufielen.

Alle diese Leute der verschiedensten Schattirungen arbeiteten darauf hin, Männer auf die bischöflichen Stühle von Köln nnd Münster zu bringen, welche der Freistellung der Religion in diesen Stiftern günstig schienen. Doch war nicht einmal die Freistellung das eigentliche und letzte Ziel der Bewegung, noch auch das Wichtigste in der Frage. Die Erfahrung hatte bisher genügend gezeigt, daß die Freistellung der Religion bloß die erste Etappe zu weiteren Schritten war; wurde diese einmal gestattet, so war man der Protestantisirung des Landes in kürzester Frist und weiterhin der Säcularisirung des geistlichen Fürstenthums gewiß. Dafür sorgten die herumlauernden Fürsten, und darin lag die Wichtigkeit aller damaligen Wahlfragen.

Nach gewöhnlicher Ansicht boten Söhne aus mächtigen katholischen Fürstenhäusern auf den bischöflichen Stühlen kräftigern Schutz für die Erhaltung der katholischen Religion und des Besitzthums, als kleine Grafen oder Ritter. Leider aber waren in Deutschland nur noch zwei mächtige Fürstenfamilien vorhanden, Österreich und Bayern. Das Concil von Trient hatte erst unlängst verordnet, die gewählten Bischöfe sollten, wenn sie noch keine Weihen hätten, in gemessener Frist sich weihen lassen, ebenso hatte es die Accumulation der Beneficien und Bisthümer verboten. Gerade in Deutschland war aber die Lage der Dinge so, daß der Papst wegen der soeben erwähnten Gründe sich genöthigt sah, von beiden Punkten, sogar öfter noch als früher, zu dispensiren.

Es ist wiederum diese Macht der Umstände, welche uns verbietet, den Grund der Ausnahme von den heilsamen und weisen Regeln des Concils von Trient jedesmal ausschließlich nur in dem Ehrgeiz und in den Machtgelüsten der betreffenden Fürstenfamilien zu suchen.

Auf die Jesuiten ist Hr. Lossen in der Regel nicht sehr gut zu sprechen. Man muß es uns zu gute halten, wenn wir bei diesem Punkte noch etwas verweilen und ein wenig die Rolle des Cicero pro domo übernehmen. — Schon S. 5 wird es tadelnd erwähnt, daß die Jesuiten den Erzbischof von Köln Friedrich IV. von Wied als „wenig katholisch" bezeichnet hätten, da er doch am kaiserlichen Hof als unzweifelhafter Katholik gegolten habe. Es ist der Jesuit Friedrich von Reiffenberg, der sich dieses Vergehens schuldig macht; Reiffenberg aber schöpfte seine Angaben aus den Berichten der gleichzeitigen Kölner Jesuiten, und diese enthielten eben die Meinung, die man in Köln von dem Erzbischof allgemein hegte. Ist es nun schon im Voraus wahrscheinlich, daß die Jesuiten solche Dinge besser verstanden, als der darin nicht gerade feinfühlige kaiserliche Hof, so waren sie auch an Ort und Stelle, während jener Hof weit entfernt war. Zudem bringt Hr. Lossen selbst Belege, welche für die Katholicität Friedrichs nicht sehr günstig aussehen. — Die Polemik S. 62 gegen den „apologetischen Eifer" des P. Rieß scheint uns ein wenig vom Zaun gebrochen; denn einmal sind die Gründe, welche Rieß für die Wirklichkeit der Verschwörung des Adels und der Ortenburger vorbringt, nicht einmal versuchsweise widerlegt; dann erwähnt ja P. Rieß der Geschichte vom zerschlagenen Siegelring, die Hr. Lossen besonders als unkritisch ihm vorwirft, mit keiner Sylbe. Das erinnert ein wenig an den Kampf gegen Windmühlen. — S. 175 heißt es, die Jesuiten in Köln seien im 16. Jahrhundert den Thomisten und Albertisten der Universität als Neuerer erschienen; die Zusammenstellung der Jesuiten und Thomisten, nebst der Erwähnung, die ersten seien die Neuerer gewesen, zielt offenbar auf die molinistisch-thomistischen Streitigkeiten; diese sind aber erst am Ende des Jahrhunderts in Spanien, und lange nach den Zeiten entstanden, deren Physiognomie Hr. Lossen für Köln beschreibt. — S. 176 werden die Jesuiten beschuldigt, das dem Rath und der Universität gegebene Wort gebrochen zu haben, denn „hinter dem Gehorsam gegen die geistlichen Obern mußte das der weltlichen Obrigkeit gegebene Wort gewöhnlich zurückstehen". Das spielt auf einen Vorfall im Jahre 1595 an. Die Jesuiten hatten in ihren Schulen statt des Verepäus den Alvarez als Grammatik eingeführt, sie begannen ihre Schulen um sieben Uhr statt um sechs Uhr Morgens und hatten endlich den wöchentlichen Ferientag von Dienstag auf Mittwoch verlegt. Das waren die drei großen Vergehen, gegen welche die Universität als eine von ihren Gebräuchen abweichende unbefugte Neuerung klagte; contractlich indessen waren die Jesuiten keineswegs verpflichtet, diese Neuerungen zu unterlassen oder zu beseitigen; als sie daher den Streit dem Rath unterbreiteten, entschied dieser für die Jesuiten und gegen die Universität. Das ist der einfache Verlauf der Sache.

R. Bauer S. J.

Der katholische Glaube vor dem Richterstuhle der Vernunft. Von E. **Barthe**, Canonicus von Rodez. Mit Approbation des hochw. Bischofs von Rodez u. s. w. Autorisirte Übersetzung. 8°. XII u. 316 S. Mainz, Kirchheim, 1882. Preis: *M.* 3.30.

Der gelehrte Domherr von Rodez führt seine Schrift als „philosophische Selbstgespräche eines Gläubigen" ein, der sich über die Wahrheit des katholischen Glaubens vor seiner Vernunft Rechenschaft geben will. Dieses geschieht dadurch, daß drei Fragen zur Beantwortung vorgelegt werden: 1. Verbietet mir die Vernunft die Annahme der antikatholischen Systeme? Die Antwort lautet: Ja; denn die antikatholischen Systeme verwickeln sich in unlösbare Widersprüche. 2. Gestattet mir die Vernunft, katholisch zu sein? Antwort: Ja; weil die Lehren der katholischen Kirche nichts enthalten, was mit der Vernunft in Widerspruch steht. 3. Verpflichtet mich die Vernunft zum Bekenntnisse des katholischen Glaubens? Die Antwort lautet wiederum bejahend, da die offenkundigsten Thatsachen für die Wahrheit und den göttlichen Ursprung desselben Zeugniß ablegen. Dementsprechend zerfällt die Schrift in drei Theile. Der erste ist eine Abfertigung des Atheismus, des Pantheismus, des Materialismus, des Darwinismus, des Positivismus, des Fatalismus, des Skepticismus in der Religion, des Freidenkerthums, der unabhängigen Moral, des Deismus, des Indifferentismus und des Grundprincips des Protestantismus. Der zweite Theil enthält Untersuchungen über die Hauptgeheimnisse unserer heiligen Religion; es handelt sich dabei um den Nachweis, daß diese Wahrheiten der Vernunft nicht widerstreiten. Auch die dunkelsten Geheimnisse, wie Dreifaltigkeit, Menschwerdung, Erlösung, Eucharistie, Erbsünde, werden dabei nicht übergangen. Im dritten Theile kommen die Beweise für die Göttlichkeit der katholischen Religion zur Behandlung. Der hochw. Herr Verfasser macht bei seinem Beweisverfahren keine Trennung zwischen der Göttlichkeit der christlichen Religion und der Göttlichkeit der katholischen Kirche: er hat stets das concrete Christenthum vor Augen, wie es sich in der katholischen Kirche darstellt. Die Beweise scheidet er in zwei Klassen: indirecte, deren er 17 aufzählt, und directe, nämlich die Wunder, die er gruppenweise vorlegt, insofern es solche der intellectuellen, der sittlichen und der physischen Ordnung gibt.

Wie man sieht, ist die Eintheilung im Ganzen wie im Einzelnen klar und übersichtlich. Auch die Beweisführung dürfen wir im Allgemeinen wohl eine gelungene nennen. Denn dieselbe zeichnet sich besonders im ersten und dritten Theile durch innere Kraft, durch Fülle der beigebrachten Beweismomente und auch durch eine verständliche und überzeugende Darstellung der letzteren aus: nur selten laufen minder stichhaltige Argumente mit unter, und die freilich recht skizzenhafte Kürze ist doch meistens der vollen Wirkung nicht sehr hinderlich.

Allerdings zweifeln wir stark — man gestatte uns dieses offene Wort — ob es nicht besser gewesen wäre, wenn der erste und der dritte Theil des Buches stellenweise erweitert, dafür aber der zweite Theil ganz ausgefallen

wäre. Dem apologetischen Zwecke der Schrift geschähe ja streng genommen, wie auch der deutsche Bearbeiter ausdrücklich anmerkt (S. 2), schon durch den dritten Theil allein vollauf Genüge. Der erste Theil mag indessen den meisten Lesern immerhin erwünscht sein, nicht gerade, weil er als Vorstufe für den dritten erforderlich wäre, sondern vielmehr, weil er eine praktisch sehr vollkommene Widerlegung gerade derjenigen Irrthümer liefert, in welche der Unglaube unserer Tage mit Vorliebe sich kleidet. Allein der zweite Theil, die Prüfung der Geheimnisse und Hauptdogmen des Christenthums, kann in so engem Rahmen, wie es hier geschieht, nicht vollkommen befriedigend behandelt werden. Eine unzulängliche Beantwortung der Schwierigkeiten aber wird in den meisten Fällen mehr schaden, als nützen. Dazu kommt, daß bei dieser Art von Untersuchungen die Gefahr ziemlich nahe liegt, den Schleier des Geheimnisses ganz lichten zu wollen, oder umgekehrt, da sich die Unmöglichkeit eines solchen Unterfangens überall fühlbar macht, die dunklen Punkte lieber zu umgehen und die Geheimnisse selbst mehr oder weniger zu verflachen. In der That scheint uns der hochw. Herr Verfasser diese Klippen nicht immer vermieden zu haben. Wir nennen beispielsweise die Erklärungen über die Erbsünde (S. 168—176), bei denen die Schwierigkeit, wie die Erbsünde in den Nachkommen Adams mit dem wirklichen Charakter der Sünde, der Schuld auftreten könne, kaum ernstlich gewürdigt wird. Beim Geheimnisse der allerheiligsten Dreifaltigkeit aber kommen Ausführungen vor, wie die folgenden:

„Das Dogma behauptet die Dreiheit bezüglich der Personen und die Einheit bezüglich der Natur. Ja noch mehr: was es von den Personen behauptet, läugnet es von der Natur. Darin liegt doch nicht mehr Widerspruch, als wenn man von einem gleichseitigen Dreieck behauptet, es habe eine Oberfläche und drei gleiche Seiten. Freilich begreife ich nicht, wie die göttliche Natur drei persönliche Arten des Seins hat, die unter sich verschieden und in der Einheit einer und derselben Wesenheit verharren. Aber das ‚Wie?‘ begreift man hienieden von nichts, nicht einmal von seiner eigenen Substanz“ (S. 110).

Und ferner: „Da Gott von aller Ewigkeit her unendlich vollkommen ist, so ist er auch nothwendiger Weise von aller Ewigkeit her Alles, was er sein kann. Nun kann er dreifaltig in den Personen und eins in der Substanz sein: denn das enthält keinen Widerspruch. Und Alles, was keinen Widerspruch enthält, ist möglich, ja noch mehr, Alles muß, nach Leibniz, als möglich gehalten werden, bis der Beweis der Unmöglichkeit erbracht ist. Gott ist demnach nothwendiger Weise persönlich dreifaltig, jedoch der Natur nach eins; denn sonst wäre er eben nicht Alles, was er sein kann. So wird die Vernunft, nachdem sie einmal den Gedanken dieses Geheimnisses infolge einer Offenbarung in sich aufgenommen, logischer Weise dahin geführt, dessen Existenz zu constatiren“ (S. 115).

Damit hängt eine Auffassung des hochw. Herrn Verfassers zusammen, die man bei der Behandlung verschiedener Geheimnisse durchklingen hört, und die am Schlusse des zweiten Theiles dahin ihren Ausdruck findet, daß „die dunklen Punkte in den katholischen Glaubenssätzen lange nicht so schwierig sind, wie das oft mit natürlichen Wahrheiten zusammenhängende Geheimniß“, und daß speciell die Existenz Gottes durch sich selbst, seine

Ewigkeit ohne Zeitfolge, der Einklang seiner Freiheit mit seiner Unveränderlichkeit, seine Güte mit dem unglücklichen Zustande auf Erden, „für den menschlichen Geist viel unbegreiflichere, viel unergründlichere Geheimnisse enthalten, als Dreifaltigkeit, Menschwerdung, Erlösung, Eucharistie und die übrigen specifisch-christlichen Glaubenswahrheiten" (S. 212).

Weiterer Anführungen wird es nicht bedürfen, um zu zeigen, wie begründet unsere Bedenken sind.

A. L.

Ein Benedictiner-Buch. Geschichte und Beschreibung der bestehenden und Anführung der aufgehobenen Benedictiner-Stifte in Österreich-Ungarn, Deutschland und der Schweiz. Von **Sebastian Brunner.** Mit Illustrationen. Würzburg, Verlag von Leo Wörl. Preis: *M.* 8.

Mit hoher Befriedigung haben wir dieses Benedictiner-Buch des ebenso geistvollen und seeleneifrigen als verdienstvollen Hochwürdigen Herrn Sebastian Brunner gelesen, und wir gestehen, daß wir selten eine Geschichte mit solcher Spannung und so steigendem Interesse verfolgt haben, wie die vorliegende Geschichte der Benedictinerstifte in Deutschland. Fürwahr, wenn zu irgend einer Zeit, so war heute ein solches Buch am Platz. Denn es ruft uns mit der lauten Stimme von tausend und tausend Thatsachen die alte Wahrheit wieder in's Gedächtniß, daß da, wo die Kirche und ihre Orden frei sind, sie die Staaten und die Völker aus allen, auch den größten socialen Gefahren retten. Es ist geradezu unglaublich, wie viel Gutes und Großes der Benedictinerorden in den 1400 Jahren seines Bestehens für das Volkswohl in Österreich und Deutschland überhaupt geleistet hat.

Wenn wir zum Beispiel hören, daß im Stifte St. Margaretha in Brevnov bei Prag zur Blüthezeit vor den Hussitenkriegen 600 Ordenspriester auf den Lehrstühlen den unentgeltlichen Unterricht der Jugend, auf den Kanzeln die Belehrung des Volkes besorgten, daß in demselben Ordenshaus 500 Laienbrüder in den Werkstätten arbeiteten und junge Handwerker unterwiesen, daß die Äbte des Klosters allenthalben mit riesigen Kosten öffentliche Straßen, Volksschulen und Kirchen erbauten, daß sie zur Bestreitung der Kreuzzüge, der Hussitenkriege, des dreißigjährigen Krieges colossale Summen an die Kaiser zahlten, daß sie in manchem Hungerjahre 30 bis 40 000 Arme speisten, so können wir uns des Gedankens nicht erwehren, daß die damaligen Fürsten und adeligen Herren, welche diese Klöster stifteten und beschenkten, es unvergleichlich besser verstanden, die sociale Frage ihrer Zeit zu lösen, als wir. Nach Durchlesung dieses Buches muß sich jedem dieses als Überzeugung aufdrängen: Man gebe der Kirche und den Orden ihr Eigenthum zurück, man lasse sie frei, aber ganz frei nach dem Geiste ihres göttlichen Berufes wirken, und die sociale Frage würde, wenn auch nicht ganz verschwinden, so doch ihre furchtbar drohende Gefährlichkeit für den Bestand der menschlichen Gesellschaft verlieren. Aber das will man nicht; und man will es nicht,

weil eben die Finsterniß das Licht haßt. Von diesem Haß, welcher die Aufhebung der Klöster betrieb und betreibt, finden wir auffallende Beispiele in vorliegendem Buch. So z. B. bei dem Klostersturm unter Kaiser Joseph II., wo die ungläubigen Feinde des Klosters Kremsmünster die Absetzung des ausgezeichneten Abtes Erenbert III. unter falscher Anklage der Geistesschwäche zum Staunen seines eigenen Kapitels durchsetzten; und bei der Aufhebung des Klosters Mehrerau bei Bregenz, wo die Regierungscommissäre selbst am Tage der Aufhebung noch den Bibliotheksaal ausräumen und vor den Augen der expropriirten Mönche einen Volksball veranstalten ließen. Solche Schritte und Mittel gibt nur ein teuflischer Haß ein. Wir stimmen aber auch vollständig dem Herrn Verfasser bei, wenn er pag. 39 sagt: „Diese ganze Klosteraufhebung war ein lärmendes Vorspiel des hintendrein kommenden Socialismus. Heute mir, morgen dir. Könige oder Fürsten, die das Eigenthum ihrer Unterthanen für ihr Eigenthum erklären, die aus angeblich politischen Gründen Länder annectiren, welche nie zu ihren Reichen gehört haben und für die sie keinen anderen Rechtstitel als ihr Vergnügen an Vergrößerung ihrer Macht und ihres Einkommens aufweisen können, derlei Könige oder Fürsten oder Machthaber sind im Unrecht, wenn sie sich über die Pläne und Bestrebungen der Socialisten beklagen." Denn die große Masse handelt nach dem Grundsatz: „Was dem Einen billig ist, das ist dem Andern recht."

Was wir von dem Benedictiner-Buch gesagt haben, gilt auch von dem „Cistercienser-Buch" desselben Verfassers. Beide Bände sind ein ungemein werthvoller Beitrag zur Geschichte unseres Vaterlandes; sie sind eine wahre Fundgrube interessanter Details alter und neuer Culturgeschichte. Ja, dieß wird vielleicht der segensreichste und lohnendste Erfolg der mühsamen Arbeit sein, daß die Lectüre dieser beiden Bände das Herz manches Jünglings bewegen wird, sich einem höheren und edleren Beruf zum Wohl der Kirche, des Volkes und des Staates zu weihen.

Wir wünschen dem Verfasser, den Mitarbeitern und dem Verleger Glück zu diesen beiden vortrefflichen Werken.

Adolph v. Berlichingen S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

S. Alphonsi M. de Liguori Liber de caeremoniis Missae, ex italico idiomate latine redditus, opportunis notis ac novissimis S. R. C. decretis illustratus, nec non appendicibus auctus opera Georgii Schober, C. SS. R. sacerdotis. Ratisbonae, Pustet, 1882. Preis: *M.* 2.40.

In diesem Werkchen wird dem Klerus nicht etwa bloß eine neue Auflage des von P. Haringer im Jahre 1857 in Rom in lateinischer Übersetzung veröffentlichten Büchleins des hl. Alphonsus über die Ceremonien der heiligen Messe geboten, sondern eine ganz neue Arbeit, nämlich eine sorgfältig revidirte und vielfach verbesserte lateinische Übersetzung des italienischen Originals, welches durch sehr zahlreiche Anmerkungen in äußerst dankenswerther Weise, meistens mit den eigenen Worten der officiellen liturgischen Bücher, der Decrete der S. R. C. und der bewährtesten Auctoren, erläutert ist. Ein Blick auf das ausführliche und sehr sorgfältig bearbeitete Wort- und Sachregister liefert den Beweis, daß das Buch weit mehr bietet, als sein Titel verspricht. Jeder Priester, der es braucht, wird dem neuen Bearbeiter Dank wissen.

Le parterre mystique de St-François de Sales. Par le P. Jacques Brucker S. J. 16°. p. 342. Paris, Lefort.

Ein liebes Büchlein, oder, wie der Titel sagt, ein Blumengärtlein voll duftiger, bunter Blüthen. Der Verfasser hat sich nämlich die Mühe genommen, aus den vielen Werken des heiligen Kirchenlehrers die ungemein reichen, poetisch-zarten und oft so zutreffenden Vergleiche aus den verschiedensten Reichen menschlicher Wissenschaft, Geschichte und Sage mit Gegenständen der christlichen Frömmigkeit und Ascese zu sammeln und nach einem übersichtlichen System sachgemäß zu gruppiren. Bei der anerkannten Gründlichkeit der Lehre des großen Fürstbischofs von Genf machen wir den Leser hier nur speciell auf die, wir möchten sagen, Herzlichkeit und Lieblichkeit der Darstellungsart aufmerksam, wie sie in dem gegenwärtigen Büchlein so überraschend zu Tage treten. Mancher Prediger, Katechet und Beichtvater wird dem um die deutsche ascetische Literatur so verdienten P. Brucker für diese Zusammenstellung höchst dankbar sein, weil sie ihnen ohne jegliche Anstrengung eine Fülle oft der treffendsten Gleichnisse und Beispiele bei Erklärung der Tugenden u. s. w. an die Hand gibt. Freilich muß dann der heutige Geschmack und Stand der Wissenschaft etwas sorgfältiger beachtet werden, als P. Brucker unzweifelhaft in Hinsicht auf Privatlectüre dieß gethan hat. Manche der Beispiele aus der Naturkunde können heute nur ein Lächeln des Mitleides für die seltsamen Fabeleien erwecken, wie sie zu den Zeiten des hl. Franz noch gang und gäbe waren, ohne darum der eigentlichen Lehre zu schaden. — Der Anhang einer Auswahl treffender Maximen und Gebete des Heiligen erhöht den Werth des Büchleins und wird Vielen äußerst willkommen sein.

Von demselben Verfasser gingen uns in deutscher Übersetzung zu:

Die Frömmigkeit im Alltagsleben. Von P. Joh. Crasset S. J. Einsiedeln, Gebr. Benziger. Preis: 80 *Pf.*

Das innere Seelenleben. Nach den Schriften Fenelons, Erzbischofs von Cambray. Einsiedeln, Gebr. Benziger. Preis: *M.* 2.30.

Über die Ascese des P. Crasset, sowie über jene des großen Fenelon brauchen wir an dieser Stelle kein Wort mehr zu verlieren. Was Fenelon betrifft, sind wir erfreut, durch die gegenwärtige Sammlung einen längst ausgesprochenen Wunsch Brentano's in seinen Briefen an Bischof Dr. Räß erfüllt zu sehen. Der große selige Bischof von Mainz schrieb ebenfalls an seinen Bruder: „Ich bedauere Jeden, dem Fenelon im Leben nicht begegnet; denn einen gründlicheren, freundlicheren und nützlicheren Führer in den Untiefen des eigenen Herzens wird man schwer finden, und wer erst dahin gekommen, dort und nirgend anders Ruhe zu suchen, für den ist er gewiß ein Bote des Himmels." Wir begrüßen daher die beiden Büchlein mit ihrem auch für Weltleute so praktischen und nützlichen Inhalt auf das Lebhafteste, und hoffen, daß sie sich neben der Philothea des hl. Franz von Sales als beliebte Handbüchlein des christlichen Lebens beim Volke einbürgern werden. Dem zweiten sind als Anhang kurz die nothwendigsten Gebete beigefügt, während das Werk des P. Crasset sich in seinem zweiten Theil als treffliches Gebetbuch im Sinne des hl. Franz von Sales erweist. Die Übersetzungsart des P. Brucker selbst ist aus seinen früheren Arbeiten hinlänglich bekannt. Wir wollen jedoch nicht verhehlen, daß besonders bei P. Crasset einige Stellen einer leisen Umänderung und Milderung bedurft hätten. So halten wir es mindestens für unvernünftig, nicht eher einen Arzt zu consultiren, als bis man absolut gezwungen ist, das Bett zu hüten. Auch die mystische Redeweise des Kapitels über Beschauung wäre besser für Weltleute fortgeblieben.

Das Eine Nothwendige. Von Dr. Paulus Melchers, Erzbischof. 12°. XII u. 304 S. Köln, Bachem, 1882. Preis: *M.* 1.25.

„Das Eine Nothwendige" ist wiederum ein Hirtenwort aus der Verbannung, ein Gruß aus der Ferne, ein ernster und eindringlicher Mahnruf eines liebevollen, aber auch bekümmerten und besorgten Vaterherzens an die der Gegenwart ihres Oberhirten beraubten Kinder. Die bisher erschienenen Schriften des hochwürdigsten Herrn Erzbischofs von Köln, welchen die gleiche Veranlassung zu Grunde lag, behandeln nur je einen einzelnen, für den christlichen Glauben oder das christliche Leben wichtigen Gegenstand — das allerheiligste Altarssacrament, das heilige Meßopfer, den Socialismus im Lichte des Glaubens, die Lehre von der Kirche. „Das Eine Nothwendige" ist umfassender und umfangreicher; es belehrt über die Pflicht, das ewige Heil zu wirken, in so eingehender Weise, daß in 63 Lesungen sowohl die Beweggründe (die sogenannten ewigen Wahrheiten), als auch die Mittel, die Hindernisse und die Art und Weise eines gottgefälligen Wandels zur Sprache kommen. Wir besitzen somit in dieser Schrift eine vollständige Pflichtenlehre, welche dem paränetischen Moment ebenso sehr Rechnung trägt, als dem didaktischen. Das Werk ist gewissermaßen eine Art Volksmission, welche der eigene Oberhirte aus der Verbannung mit seiner verlassenen Heerde abhält. „In der Hoffnung," sagt der hochwürdigste Herr Erzbischof selbst (Vorrede S. X), „daß die Zeit nicht mehr fern sei, wo es der Kirche wieder freistehen wird, auch in unserem Vaterlande in Missionen und Exercitien durch ihre Ordenspriester das Wort Gottes und die Mahnung zur Buße zu verkündigen, übergebe ich diese Ausarbeitung einer ziemlich reichen Auswahl derjenigen

Wahrheiten, welche in Missionen vorgetragen zu werden pflegen, der Öffentlichkeit. Ich thue es mit dem Wunsche, daß sie heilsbegierigen Seelen, welche keine Gelegenheit haben, Missionspredigten beizuwohnen, Ersatz dafür bieten und vielleicht auch Andern als Leitfaden für ihre Betrachtung der Heilswahrheiten einen nützlichen Dienst leisten möge, indem ich Gott den Herrn bitte, diese Schrift und ihre Leser zu dem Ende mit Seiner Gnade segnen zu wollen."

Leonhard Goffine's Handpostille etc., neu herausgegeben von einem katholischen Pfarrer, wieder durchgesehen und mit den neuesten Festen vermehrt von Dr. F. J. Holzwarth. Sechste, umgearbeitete und mit den Festen der rheinländischen Heiligen vermehrte Auflage von Dr. M. J. Scheeben, Professor am erzbischöflichen Priesterseminar zu Köln &c. Gr. 8⁰. XI u. 882 S. Aachen, Jacobi u. Co., 1882. Preis: *M.* 3.

Die wiederholt sich ankündigenden Auflagen der altbewährten Goffine'schen Postille sind der beste Beweis, wie sehr dieses Buch für katholische Familien zur Pflege der sonn- und festtäglichen Hausandacht auch ein wahrer Hausschatz geworden ist. Der darf eben nicht ausgehen, sondern muß immer wieder erneuert werden. Das ursprüngliche Gewand des beliebten Familienbuches und seine kräftige, zu Herzen dringende Einfachheit (s. darüber diese Zeitschrift, 1875, Bd. VIII. S. 480) heimelt gewiß Manchen mehr an, als eine auf unsere Zeit sprachlich mehr berechnete Umarbeitung; Andere werden letztere vorziehen: darum hat auch diese neben jener ihre Berechtigung. Als solche empfiehlt sich speciell die hier genannte von Dr. Scheeben besorgte Ausgabe. Besonders ist sie für die engeren Kreise des Rheinlandes willkommen, weil für die Feste der rheinländischen Heiligen wenigstens ein kurzer Bericht über deren Leben seines Ortes beigefügt wurde. Auch den sonstigen sachlichen Erweiterungen dieser hier in sechster Auflage erscheinenden Bearbeitung kann man sicher den Werth und erhebliche Nützlichkeit für den Gebrauch nicht absprechen; nur ist allmählich so viel bearbeitet und umgearbeitet worden, daß bei manchen Partien kaum mehr die Grundlinien des ursprünglichen Goffine erkennbar sind und so das Interesse sich vermindert, welches an's Original geknüpft ist.

Lehrbuch der Philosophie. Von Dr. Albert Stöckl, Professor der Philosophie an der bischöflichen Akademie in Eichstädt, Mitglied der römischen Akademie des hl. Thomas. Zwei Abtheilungen. Fünfte, vermehrte und verbesserte Auflage. 8⁰. 512 u. 768 S. Mainz, Franz Kirchheim, 1881. Preis: *M.* 12.60.

Mit vollem Recht kann sich der hochw. Verfasser freuen, schon seit Jahren in der Richtung und Intention der Encyklika „Aeterni Patris" unseres Heiligen Vaters gewirkt zu haben. Gehörte er ja seit dem Erscheinen der ersten Auflage dieses Lehrbuches, 1868, zu den regsten und fruchtbarsten Vorkämpfern, welche Heil und Rettung für und durch die Philosophie nur in dem Anschluß an die alterprobten Principien der Scholastik erkannten. Seitdem ist diese Richtung nicht nur von der höchsten kirchlichen Auctorität als der alleinige Weg zu einer Restauration und Fortbildung der Philosophie im christlichen Sinne bezeichnet worden, sie hat sich auch thatsächlich als solcher bewährt. Hiervon legen inmitten so vieler anderer erfreulichen Erscheinungen der letzten Jahre die fünf Auflagen obigen Lehrbuches ein lautes Zeugniß ab. Zugleich spricht sich aber auch hierin deutlich aus, daß der Verfasser es verstan-

den hat, das von ihm Angestrebte glücklich zu erreichen: die alte Philosophie wieder einzubürgern und vor Allem mit ihren Grundsätzen den Verirrungen der modernen abzuhelfen. Bei der weiten Verbreitung und Anerkennung, welcher sich dieses Lehrbuch daher mit Recht erfreut, wollen wir hier nur in Kürze auf die Verbesserungen der fünften Auflage aufmerksam machen. Eine eingehendere Bearbeitung haben vorzüglich, wie der Herr Verfasser auch selbst vorbemerkt, verschiedene Fragen der Social- und Rechts-Philosophie erfahren. Völlig neu sind die wichtigen Darlegungen über Wesen und Bestimmung des Naturrechts (II. S. 524), über den naturrechtlichen Charakter des Privateigenthums (S. 560 ff.). Die klare Behandlung, welche besonders die socialen und wirthschaftlichen Fragen der Gegenwart erfahren, läßt erkennen, wie absolut nothwendig es ist, daß die christlichen Grundsätze der Sittlichkeit und des Rechts auf diesem Gebiete zur Geltung kommen. Es sei uns hier gestattet, zu bemerken, daß die natürliche Gliederung der menschlichen Gesellschaft auch die natürlichsten Anhaltspunkte zur Beurtheilung ihrer rechtlichen und socialen Zustände bietet. Demgemäß empfiehlt es sich am meisten, beim Socialrecht mit der Familie zu beginnen, um sodann auf die Gemeinde, als natürliche Grundlage der sogen. socialen Stände, und von dieser auf den Staat überzugehen. Die Ausführung, welche Grundsätze dem unumstößlichen Naturrecht entsprechend in Ansehung der Schulfrage zu herrschen haben, ist recht zutreffend; doch finden wir dieselbe trotz des Hinweises auf des Verfassers Pädagogik für ein philosophisches Lehrbuch unserer Tage etwas zu knapp gehalten. Möge es dem hochw. Herrn Verfasser vergönnt sein, jetzt nach der allgemeinen und selbst höchsten Anerkennung seiner Bestrebungen auch noch immer reichere Früchte derselben gezeitigt zu sehen!

Die philosophische Wissenschaft. Ein apologetischer Versuch. Von Ernst Commer, Doctor beider Rechte und der Theologie. 8°. 126 S. Berlin, Jansen, 1882. Preis: *M.* 2.50.

Wer bedenkt, wie allgemein heutzutage trotz aller Empfehlungen von competenter Seite bei der größeren Anzahl der Studirenden noch immer eine gewisse Abneigung gegen die philosophische Wissenschaft herrscht und wie wenige sich mit Liebe und Begeisterung dem Studium derselben hingeben, wie viele Vorurtheile durch die Verirrungen so mancher Philosophen gegen dieses Studium entstanden sind — der wird vorliegende Schrift als eine durchaus zeitgemäße, einem wahren Bedürfniß entsprechende begrüßen. Der Herr Verfasser macht darin (wie er sich bescheiden ausdrückt) den „Versuch", alle Bedenken, die sich gegen die so häufig mißkannte Wissenschaft geltend machen wollen, zu zerstreuen; und wir glauben, der Versuch muß durchweg als ein gelungener bezeichnet werden. Das ganze Werkchen zerfällt in zwei Theile. Im ersten (S. 1—82) werden die gegen die Philosophie erhobenen Einwände widerlegt; im zweiten (S. 82—101) wird sodann die Berechtigung der philosophischen Wissenschaft nachgewiesen, und zwar 1. ihre Nothwendigkeit und 2. ihr beständiger Fortschritt. Im ersten Theile sind die erhobenen oder doch möglichenfalls zu erhebenden Einwendungen nach verschiedenen Gesichtspunkten gruppirt, je nachdem der Gegenstand, die Methode oder endlich die Folgen und Umstände des philosophischen Studiums das Object der Anklage bilden. Zum Schlusse folgen dann noch auf 26 Seiten 232 durch den Text zu vertheilende Anmerkungen (meistens Citate aus älteren wie neueren Autoren), die „den Bestand einer festen philosophischen Tradition wenigstens für einzelne Fragen nachweisen sollen". — Dabei ist der Umfang des Werkchens ein solcher, der nicht durch seine Ausdehnung abschreckt, die Lösung der einzelnen Bedenken klar und

zutreffend, die Sprache fließend, zuweilen schwungvoll. Vielleicht hätte die Darstellung, wie der Herr Verfasser selber zugesteht, dem apologetischen Standpunkte und dem praktischen Zwecke des Büchleins gemäß, noch einfacher gehalten werden sollen; auch würde eine Abtheilung in Kapitel mit Absatz und Überschrift noch mehr zur klaren Übersicht beigetragen haben. Sonstige kleine Wünsche, auf die wir uns hier nicht weiter einlassen mögen, sollen das Verdienst des hochw. Verfassers jedoch keineswegs schmälern, und wir können die Schrift im Interesse der Königin aller natürlichen Wissenschaften nur empfehlen. Möge sie recht Viele nicht bloß von ihren Vorurtheilen gegen die Philosophie befreien, sondern auch, wie der Verfasser in seinem Schlußsatze wünscht, der philosophischen Wissenschaft manchen Jünger zuführen!

Abriß der Kirchengeschichte für Obergymnasien. Von Dr. Theodor Dreher, Religionslehrer des königlichen katholischen Gymnasiums zu Sigmaringen. 8°. 108 S. Sigmaringen, Liehner, 1882. Preis: *M.* 1.20.

Der Verfasser hat es verstanden, den so reichen Inhalt, welchen die Geschichte der Kirche Jesu Christi bietet, ganz dem Zwecke des Buches entsprechend in kurzer und dennoch klarer und gründlicher Weise zur Darstellung zu bringen. Durch Abwechslung von Groß- und Kleindruck ist das Wichtige vom minder Wichtigen in der Weise geschieden, daß der Großdruck, ähnlich wie in des Verfassers Lehrbuch der katholischen Religion, ein Buch für sich bildet; die Eintheilung des geschichtlichen Stoffes empfiehlt sich durch ihre Einfachheit. Wie wichtig die Kirchengeschichte für den Religionsunterricht ist, zeigte P. Deharbe sel. Angedenkens, indem er sogar seinem Katechismus einen kurzen Abriß der Kirchengeschichte vorausgehen lassen wollte.

P. Johannes Tetzel, Mönch aus dem Predigerorden. Ein Lebensbild. Dem katholischen Volk gewidmet von Dr. E. Kolbe. Zum Besten des Missionshauses in Steyl. Druck und Verlag der Missionsdruckerei. Adresse: Steyl, postlagernd Kaldenkirchen in Rheinpreußen, 1882.

Es gibt wohl wenig Persönlichkeiten, deren Geschichte so verzerrt und malträtirt worden ist, als Tetzel. Eine solche Darstellung seines Wirkens schien gewissermaßen zum „Einmal eins ist eins“ der protestantischen Geschichtsforschung zu gehören, worauf sich naturgemäß jede weitere Berechnung zu stützen hätte. Darum freut es uns, daß Dr. Kolbe den Muth gehabt hat, wider dieses „Einmaleins“ zu sündigen und dem Volke das Leben des wahrhaft apostolischen Dominicaners in schlichter Weise zu erzählen.

Zu Kampf und Sieg! Weckruf, an die heranwachsende Jugend gerichtet von allen heiligen Knaben und Jünglingen. Nach dem römischen Martyrologium bearbeitet von Dr. J. Praxmarer. Mit oberhirtlicher Druckbewilligung. Mit sieben feinen Holzschnitten. 12°. XVI u. 119 S. Donauwörth, Auer, 1882. Preis: cart. *M.* 1.

Das hübsch ausgestattete Büchlein, welches in 93 kurzen Abschnitten passende Notizen über das Leben und das selige Hinscheiden von über 200 jugendlichen Heiligen zusammenstellt, wird gewiß nicht verfehlen, bei der Jugend Liebe und Begeisterung für ein gottesfürchtiges Leben zu wecken und zu mehren.

Die St.-Matthias-Kirche bei Trier und ihre Heiligthümer. Nebst Anhang I: Über die apostolische Sendung des hl. Eucharius im ersten Jahrhundert, und Anhang II: Die altchristlichen Grabinschriften vom Cömeterium St. Eucharius zu St. Matthias. Festschrift zur Inthronisation des hochw. Herrn Dr. Felix Korum, Bischofs von Trier. Von Ph. Diel, Pfarrer und Diöcesan-Präses des Gesellen-Vereins. 185 S. Trier, Paulinus-Druckerei, 1881. Preis: *M.* 2.

Es war ein sinniger Gedanke, das freudige und hoffnungsvolle Ereigniß, daß Rom dem Stuhle des altehrwürdigen Trier wieder einen Oberhirten gegeben, durch die Darstellung der ersten, gleichfalls von Rom ausgegangenen Bischofssendung und der Übertragung der Matthias-Reliquien von derselben christlichen Hauptstadt nach Trier zu feiern. Was diese älteste Stätte der Cultur im Nordwesten Europa's Herrliches besitzt, hat es von Rom bekommen: daran wieder zu erinnern, thut besonders in der jetzigen glaubensfeindlichen Zeit noth, um das Band mit dem Mittelpunkte der Christenheit immer fester zu schlingen. So passend der Vorwurf der Schrift, so meisterhaft ist die Ausführung. Der Herr Verfasser hält sich in der Behandlung der alten Trierer Tradition gleichweit von Leichtgläubigkeit und Hyperkritik. Mittelmaß beste Straß', besonders zur Auffindung der Wahrheit. Herr Diel tritt nach dem Vorgange des neueren Bollandisten van Hecke mit aller Kraft für die Tradition ein, daß der hl. Petrus bereits Schüler nach Trier und andern jenseits der Alpen gelegenen Städten gesandt. Hierfür bringt er manche Anhaltspunkte aus den Quellen, auch aus den in neuerer Zeit aufgefundenen Werken: der Theophanie des Eusebius (viertes Jahrhundert) und der von Mai edirten Didascalia Apostolorum (drittes Jahrhundert), wie aus den in Trier gemachten Ausgrabungen, während auch nicht ein einziges, wirklich entscheidendes Zeugniß für das Gegentheil angeführt werden kann. Noch sind manche alte christliche Inschriften von Trier erhalten, obwohl sehr viel Altchristliches auch noch in diesem Jahrhundert zerstört worden ist; ja ein berufener Kenner, Dr. Kraus, steht nicht an, zu behaupten, daß die Trierischen Cömeterien unter allen außerrömischen die für die christliche Epigraphik ergiebigsten altchristlichen Begräbnißstätten seien (Roma sotterranea, p. 543). Herr Diel theilt nun die noch erhaltenen Inschriften aus dem Cömeterium des hl. Eucharius mit. Er verfolgt alle Schicksale dieser ehrwürdigen Stätte und der auf ihr erbauten Kirchen vom christlichen Alterthum an durch das Mittelalter und die neuere Zeit hindurch bis auf unsere Tage, und bietet uns so eine interessante und in vielen Punkten auch für den Geschichtsforscher lehrreiche Monographie.

Protestantismus und Socialismus. Historisch-politische Studien von Wilhelm Hohoff. 8°. 179 S. Paderborn, Bonifacius-Druckerei, 1881. Preis: *M.* 1.50.

Als voriges Jahr der glorreich regierende Papst Leo XIII. in seiner Encyklika die kirchliche Umwälzung des 16. Jahrhunderts für das perennirende Revolutionsfieber unseres Jahrhunderts verantwortlich machte, erhoben die protestantischen Blätter darob einen recht unharmonischen Lärm. Die vorliegende Schrift, die Frucht fleißiger Arbeit und großer Belesenheit, bringt nun den Beweis für die Behauptung des Heiligen Vaters und zeigt, daß die Revolutionen sowohl auf theologischem und philosophischem, als auf socialpolitischem Gebiet, welche Europa seit drei Jahrhunderten

heimsuchen, in der kirchlichen Rebellion des 16. Jahrhunderts ihre tiefste Wurzel haben. Der Beweis wird jedoch nicht auf theoretischem Wege erbracht, sondern (und hierin liegt die eigentliche Bedeutung der Hohoff'schen Schrift) auf historischem, durch eine erdrückende Zahl von Zeugnissen aus protestantischen oder ungläubigen Schriften, welche in vernichtender Weise über die Reformation zu Gerichte sitzen. Dabei sind die angeführten Schriftsteller nicht etwa unbekannte Scribenten, sondern durchweg literarische Größen ersten Ranges. Sie alle stimmen mit dem protestantischen Fürsten Pückler-Muskau darin überein, daß die Reformation „der erste Act eines großen Auflösungsprocesses geworden, wovon die französische Revolution der zweite war, und der dritte, mit Strauß, Feuerbach und Anderen als Vorboten, vielleicht nicht allzu lange mehr auf sich warten lassen wird" (S. 166). Die Schrift bringt auch einen wichtigen Beitrag zur Charakteristik der unqualificirbaren protestantischen Geschichtsbaumeisterei über katholische Dinge. Als Zeugen treten auch hier wieder gewiegte protestantische Geschichtschreiber auf. Ein schwerwiegendes Zeugniß für die destructiven Tendenzen der Reformation hätte noch beispielsweise der „Restauration der Staatswissenschaften" von K. L. v. Haller (zweite Ausgabe 1820, Bd. I. S. 95 ff.) entlehnt werden können. Hallers Conversion erfolgte bekanntlich erst im Jahre 1821. Das Urtheil: Karl Marx' „Kapital" sei ein „in der Socialwissenschaft für alle Zeiten epochemachendes kritisches Werk" (S. 86), möchten wir nicht unterschreiben. Das „Kapital" enthält viele werthvolle statistische Angaben über die englischen Fabrikverhältnisse; im Übrigen ist es nichts als ein Gewebe fadenscheiniger Sophismen im Gewande Hegel'scher Dialektik.

Streiflichter auf den heutigen Protestantismus. Von Johannes Hoffmann, Redacteur des „Westphälischen Merkur". 8°. 139 S. Würzburg, Wörl, 1881. Preis: *M.* 1.80.

Die „Katholischen Studien" bringen uns in der angezeigten Schrift aus der Feder des wackeren Redacteurs des „Westphälischen Merkur" einen beachtenswerthen Beitrag zur Beleuchtung des gegenwärtigen Protestantismus. Es ist ein trauriges Bild von Auflösung und vollkommener Zersetzung, auf welches der Verfasser grelle Streiflichter wirft. Daß dasselbe wahrheitsgetreu sei, wird kein Protestant läugnen können. Thatsachen erhärten es, daß der Individualismus das ganze Gebiet des Protestantismus vollkommen beherrscht: die Zerfahrenheit in den theologischen Lehrmeinungen könnte nicht größer sein; aber auch die Kirchenverfassungen, die Kirchendisciplin, sogar die Unionsversuche bieten dasselbe Bild der Uneinigkeit, der inneren Haltlosigkeit und der Verwüstung dar. Als „Achillesferse" des modernen Protestantismus bezeichnet der Verfasser die Thatsache, daß in allen Landeskirchen Deutschlands sämmtliche Prediger einen Amtseid leisten müssen, in welchem es, ähnlich wie in dem oldenburgischen, heißt, der Prediger verspreche, „das Wort Gottes nach dem Inhalte der heiligen Schrift und nach Anleitung der Augsburgischen Confession lauter und rein zu predigen". Daneben constatirt nun der Verfasser die Thatsache, „daß in Oldenburg und anderwärts dieser selbige Eid geschworen wird von strenglutherischen Orthodoxen, von Halb-Orthodoxen, von positiven Unionisten, Schleiermacherianern, Zöglingen der Jenenser Hase u. s. w., vielleicht auch Schenkelianern u. s. w. u. s. w." Diese Thatsache gibt allerdings zu denken. — Die Polemik des Werkes ist eine überzeugende, ruhige und würdige. Nur wenige Sätze möchten wir nicht unterschreiben, z. B. S. 62. 67.

Innsbruck und dessen nächste Umgebung. Eine statistisch-topographische Studie. Für Einheimische und Fremde dargestellt von Dr. F. Gwercher. 8°. 198 S. Innsbruck 1880. Preis: *M.* 2.40.

Tirols Landeshauptstadt bietet mit dem herrlichen Thale, worin sie liegt, des Schönen und geschichtlich Merkwürdigen so viel, daß eine genaue, wahrheitsgetreue Schilderung auch Fremden lieb sein wird. Eine solche finden wir in der vorliegenden Schrift. Beigegeben ist eine sauber ausgeführte Karte. Die Genauigkeit der Beschreibung verliert sich aber bisweilen in's Minutiöse. Was die statistischen Angaben betrifft, so hätten sie nicht, wie meistens in dem Buche geschieht, auf ein Jahr beschränkt werden sollen. Die Zahl der Geburten (344 auf ca. 18 000 Einwohner) ist wohl ein Druckfehler, da sie gar zu gering ist (eine Geburt auf 52 Einwohner).

Geschichte der Stadt Eschweiler und der benachbarten Ortschaften. Von H. H. Koch, Divisionspfarrer. Erster Theil. 8°. XII u. 172 S. Eschweiler 1882.

Diese Schrift verdankt ihre entferntere Veranlassung der Aufforderung des hochwürdigsten Herrn Erzbischofs Paulus von Köln, Monographien über einzelne Pfarreien und Kirchen zu schreiben; den nächsten Anlaß bot der Größerbau der Eschweiler Pfarrkirche, wofür ihr Reinertrag bestimmt ist. Eschweiler, an der uralten Heerstraße zwischen Köln und Aachen gelegen, ursprünglich ein fränkischer Königshof, wird zuerst 830 in einer Schrift Einhards erwähnt und ward im 13. Jahrhundert Lehen der kölnischen Kirche. Erst in neuerer Zeit erhielt es durch Kohlenbergwerke, Galmeigruben und Industrie einen größeren Aufschwung, so zwar, daß seine Einwohnerzahl zwischen 1840 und 1870 beinahe verdreifacht wurde und nun auf 15 610 gestiegen ist. Der Verfasser fügt seiner Geschichte der Stadt noch manche Notizen bei über benachbarte Ortschaften, Burgen, Rittersitze und die Adelsgeschlechter, welche sie im Lauf der Zeit besessen haben. Sein Buch wird, da es mit großem Fleiß aus den Quellen zusammengetragen ist, nicht nur die Insassen des Eschweiler Thales, sondern auch die Geschichtsfreunde des Rheinlandes interessiren.

Geschichtliche Nachrichten über Ruhrort, insbesondere über die katholische Gemeinde daselbst. Von Dr. A. Rösen, Pfarrer. 12°. 82 S. Duisburg, Hoffmann, 1882.

Wiederholt haben wir unsere große Befriedigung ausgesprochen, wenn wir Monographien über Pfarrkirchen und Gemeinden zu empfehlen hatten. Dieselbe Freude empfanden wir bei Durchlesung vorstehender Broschüre, die wir der Feder des durch seine Schrift über die pragmatische Sanction rühmlichst bekannten Dr. Rösen verdanken. Vor 100 Jahren ward in Ruhrort wiederum zum ersten Male der katholische Gottesdienst auf einem Zimmer für drei Familien gefeiert; gegenwärtig sind unter 8574 ortsangehörigen Einwohnern der Stadt 3618 Katholiken, wozu noch gegen 650 Personen aus der katholischen Schiffsbevölkerung kommen, so daß die ganze Gemeinde 4400 Seelen zählt. Dieses außerordentliche Wachsthum der katholischen Pfarrei ist um so auffallender, als die nächste Umgegend protestantisch ist. Ruhrort wird zuerst in einer Urkunde vom Jahre 1371 genannt, 1489 ward es ein besonderes Kirchspiel. Über den Abfall desselben zum Protestantismus fehlen leider alle genauen Nachrichten; keine einzige Person blieb katholisch. Doch war die Stadt bis zu unserem Jahrhun-

dert ohne Bedeutung; 1787 zählte sie nur 728 Einwohner. Erst mit dem Kohlenhandel (1881 wurden über 32 Millionen Centner von Ruhrort verschifft) stieg seine Bedeutung. Aus der Schrift Dr. Rösens ersehen wir, daß daselbst Betriebsamkeit und Energie nicht nur auf commerciellem, sondern auch auf religiösem Gebiete herrschen. Dem allein hat die sonst nicht reiche katholische Gemeinde den herrlichen Neubau und Schmuck der Kirche und die rege Vereinsthätigkeit zu verdanken. Leider hat der Culturkampf auch in Ruhrort zerstörend gewirkt.

Wörl'sche Reisehandbücher.

Nach Jerusalem. Führer für die Pilgerfahrten und Reisen nach und in dem heiligen Lande. Herausgegeben von J. Fahrngruber, vormaligem Rector des österreichischen Pilgerhauses in Jerusalem. Mit vielen Illustrationen, Karten, Plänen und Grundrissen. 16°. 478 S. Preis: geb. *M.* 12.

Süddeutschland mit den anstoßenden Gebieten von Österreich und der Schweiz. Mit 33 Karten, Plänen und Grundrissen. 16°. 500 S. Preis: geb. *M.* 8.

Paris. Ein Führer durch Paris und seine Umgebungen. Mit Karte, Plänen und Illustrationen. 16°. 322 S. Preis: geb. *M.* 6.

Wien. Ein Führer durch Wien und seine Umgebung. Mit Karten u. s. w. 16°. 407 S. Preis: geb. *M.* 9.

Unsere Gegenwart kann in Wahrheit das Zeitalter der Reisen genannt werden. Schon die kolossale Ausdehnung der Wege und Verkehrsmittel beweist das. Gar nicht zu reden von der Unzahl Dampfschiffe und neugebauter Landstraßen, so beträgt allein die Länge sämmtlicher Eisenbahnen über 350 000 Kilometer, von denen mehr als der siebente Theil auf Deutschland und Österreich entfällt, und jährlich wächst das gesammte Netz um 10—20 000 Kilometer neuer Schienenwege. Die Leichtigkeit, Schnelligkeit und Wohlfeilheit der Reisen kommt aber nicht nur den Geschäften zugut, sondern verlockt auch immer größere Menschenmassen zu längeren Vergnügungstouren. Hiermit ist die Nothwendigkeit von guten Reisehandbüchern gegeben. Sie sollen den Reisenden über Alles, das ihn an einem Orte interessiren kann, orientiren, über Fahrgelegenheiten, Kirchen, Hotels, Museen und andere Sehenswürdigkeiten. Einen Mentor sich zu halten, dazu haben die Wenigsten Vermögen, Gelegenheit oder Lust; also muß ein Buch den Führer ersetzen; dasselbe kostet so wenig, daß es leicht an einem Tage seinen Preis durch guten Rath ersetzen kann. Diese Nothwendigkeit und Nützlichkeit eines guten Reisehandbuches hat denn auch in Verbindung mit der enormen und stets zunehmenden Zahl der Reisenden dergleichen Literatur ungemein vermehrt. Doch bei Abfassung derselben hatten sich leider Katholiken fast gar nicht betheiligt, und das war ein großer Übelstand; denn selbst bei gutgesinnten Protestanten macht sich eine unserem Glauben minder günstige Anschauung in der Besprechung katholischer Städte, Einrichtungen, Kirchen, Kunstschätze nur zu oft geltend; auch fällt es ihnen gar nicht ein, so Manches, was den Katholiken sehr interessirt, anzugeben. Es muß z. B. der Katholik auch auf Reisen die sonntägliche Messe anhören; in welchen akatholischen Reisebüchern ist aber der Beginn dieses Gottesdienstes angemerkt? Wo ist dort das kirchliche Leben beschrieben? Wo sind dort die Hotels angegeben, in

denen katholische Zeitungen offenliegen, oder katholische Geistliche ihre Confratres treffen können, oder katholische Vereine ihre Versammlungen halten? Es war darum ein glücklicher, aber freilich auch ein gewagter und schwer durchführbarer Entschluß der Leo Wörl'schen Buchhandlung, auf diesem Gebiete die katholischen Interessen wahrzunehmen und mit den akatholischen, insbesondere mit den Bädeker'schen Reisehandbüchern, welche bis dahin unbestritten die Herrschaft behaupteten, die Concurrenz aufzunehmen. Wie wir wiederholt (über „Rheinlande", die „Schweiz" diese Zeitschrift. Bd. XVIII. S. 236, über „Österreich-Ungarn" Bd. XXI. S. 432) bemerkt haben, hat die Wörl'sche Buchhandlung weder Mühen noch Kosten gescheut, um diese gewaltige Concurrenz nicht bloß was den Inhalt, sondern auch was die äußere gefällige Form betrifft, mit Erfolg bestehen zu können. Unter den oben angeführten Reisehandbüchern zeichnen sich besonders die über Wien und Jerusalem aus. Man sieht es den Verfassern beider an, daß sie ganz in diesen Städten zu Hause sind und darum ihren Stoff vollständig beherrschen. Nicht ein Tourist beschreibt uns das heilige Land, sondern der Rector des deutschen Pilgerhauses in Jerusalem. Auch die Literatur, katholische und protestantische, ist ihm wohlbekannt. Je mehr wir nun das Buch durch Lesung und Studium liebgewonnen haben, um so mehr fühlen wir uns geneigt, dem Wunsche des Herrn Verlegers entgegenzukommen, und was uns mißfallen hat, mitzutheilen. Dasselbe bezieht sich auf zwei Noten. In der ersten (S. 307) sagt der Verfasser, „es wäre recht und billig, daß die Gebeine des hl. Saba zur ursprünglichen Laura zurückgebracht und den heutigen Schülern des Patriarchen wieder überlassen würden". Das mag ja an und für sich „recht und billig" sein, aber der Herr Verfasser hat sicher hierbei den Umstand übersehen, daß die „heutigen Schüler" St. Saba's Schismatiker sind; denn er wird doch wohl nicht wünschen und fordern wollen, die Katholiken sollten ihre heiligen Reliquien, die sie vor der Wuth der Muhammedaner in das Abendland geflüchtet hatten, jetzt den Schismatikern zur Verehrung übergeben, den Schismatikern, die gerade im gelobten Land mit der größten Unverschämtheit, mit Betrug und Gewalt Reliquien und heilige Orte den Katholiken entrissen haben. In der zweiten Note (S. 405) bringt der Verfasser einige Gründe gegen die Echtheit des heiligen Hauses in Loreto, von dem er übrigens mit der größten Achtung spricht. Doch weiß er nichts Anderes anzuführen, als was schon oft vorgebracht und noch öfter widerlegt wurde. Der Haupteinwand wird von den Steinen, aus denen die casa santa gebaut ist, hergenommen; es seien Backsteine, die durchaus nicht in Palästina in Gebrauch sind. Das ward schon vor 300 Jahren durch Protestanten bespöttelt, aber mit Unrecht, denn die Steine des heiligen Hauses sind nicht Backsteine, sondern rothe Hausteine. Schon Raynaudus, ein scharfer Kritiker, bezeugt aus eigener Anschauung, die er bei wiederholtem Aufenthalt in Loreto durch die sorgfältigste Prüfung gewonnen habe, daß das Material der casa santa nicht aus Backsteinen bestehe, und ruft dann aus: „O der gebackenen Dummheit! Sieh, mit welchen Mitteln die festeste Wahrheit angegriffen wird!" (Antemurale adversus fortia ingenia, p. 144.) Ebenso eifrig tritt Benedict XIV. dafür ein, indem er Raynaudus citirt (De festis B. M. V., II. 16). In neuerer Zeit hat Bartolini mit Erlaubniß Pius' IX. die Steine des heiligen Hauses und die von Nazareth chemisch untersuchen lassen und die Identität beider festgestellt; in seinem Werke: Sopra la santa casa di Loreto (Roma 1861), theilt er die Gutachten des Professor Dr. Ratti darüber mit. Auch P. Würgler, Pönitentiar in Loreto, der aber auch in Nazareth gewesen, betheuert in seinem Werke: Loreto (Würzburg 1879, S. 47), daß die Bausteine nicht Ziegelsteine, sondern von derselben Art wie noch jetzt das Baumaterial in Nazareth seien. Doch genug mit den Ausstellungen. Denn unser sehn=

lichster Wunsch ist, daß die Wörl'sche Reisebibliothek immer mehr im katholischen Volk Boden gewinne, damit wir endlich einmal auch auf diesem Felde von dem Banne der gegnerischen Literatur gelöst werden.

Außerdem empfehlen wir folgende **Schriften homiletischen Inhalts:**

Predigten über die Sünden gegen den Glauben. Von Dr. Konstantin Mattner, Priester der Diöcese Breslau. Mit bischöflicher Approbation. 8°. 448 S. Breslau, Görlich, 1881. Preis: *M.* 2.25.

Originelle, kurzgefaßte, praktische **Standes-Predigten** für Ehemänner, Ehefrauen, Jünglinge und Jungfrauen. Für jeden dieser Stände 36 monatliche Conferenzen, mithin drei Jahrgänge. Von Franz Xaver Weninger, Missionär der Gesellschaft Jesu, Doctor der Theologie. Zwei Abtheilungen. 8°. 932 S. Mainz, Kirchheim, 1881. Preis: *M.* 8.

Die großen Pflichten der christlichen Frau. Conferenzreden von Felix Dupanloup, Bischof von Orléans. Autorisirte Übersetzung von Amara George-Kaufmann. 8°. XII u. 308 S. Mainz, Kirchheim, 1881. Preis: *M.* 3.

Predigten von Adrian Gretsch, Benedictiner des Stiftes U. L. F. zu den Schotten in Wien, der Gottesgelehrtheit Doctor. Neue Ausgabe in vier Bänden. Durch Konstantin J. Vidmar, Kapitularpriester desselben Stiftes. Mit Approbation des hochw. Fürsterzbischöfl. Ordinariats zu Wien. Dritter Band: Festtagspredigten. Vierter Band: Fastenpredigten. 8°. 429 u. 403 S. Freiburg, Herder, 1881. Preis: *M.* 7.[1]

Predigten auf die Feste des Herrn, über dessen Heiligthümer und Diener. Von P. Georg Patiß, Priester der Gesellschaft Jesu. Vierte, vom Verfasser verbesserte Auflage. Mit Erlaubniß der Obern. Erster Band der Festpredigten. 8°. 374 S. Innsbruck, Rauch, 1881. Preis: *M.* 3.

Marien-Predigten. Von P. Georg Patiß, Priester der Gesellschaft Jesu. Vierte, vom Verfasser verbesserte Auflage. Mit Erlaubniß der Obern. Zweiter Band der Festpredigten. 8°. 535 S. Innsbruck, Rauch, 1882. Preis: *M.* 4.20.

Predigten von Dr. Wilhelm Molitor, weiland Domcapitular in Speyer. Dritter Band: Predigten für die heilige Fastenzeit. 8°. 379 S. Mainz, Kirchheim, 1882. Preis: *M.* 3.60.

---

[1] Den ersten und zweiten Band der Predigten Gretsch's, welcher zu den vorzüglichsten katholischen Predigern des vorigen Jahrhunderts gehört und dessen Reden sich durch Solidität auszeichnen, hatten wir bereits Bd. XX. S. 330 empfohlen.

Sechs Fastenpredigten über **die letzten Dinge des Menschen.** Von B. H. Grundkotter, Priester der Diöcese Münster. Mit Genehmigung der geistlichen Obrigkeit. 8⁰. 62 S. Dülmen, Laumann, 1882. Preis: 60 *Pf.*

Sonn- und Festtags-Predigten, gehalten von Th. Schmülling, Pfarrer ad St. Servatium in Münster. Aus dem Nachlasse des Verfassers herausgegeben von Heinrich Kömstedt, Präses. Mit kirchlicher Druckerlaubniß. I. Band: Predigten für die Advents- und Weihnachtszeit. III. Band: Predigten für die Oster- und Fronleichnamszeit. 8⁰. 708 u. 657 S. Preis: à Bd. *M.* 6.

Unsere Liebe Frau, in 32 Vorträgen zur Verehrung vorgestellt von Karl Hünner S. J. 8⁰. 359 S. Regensburg, Fr. Pustet, 1882. Preis: *M.* 2.50.

Miscellen.

Statistisches aus und über Frankreich. Die Ergebnisse des letzten Census (1881) in Frankreich haben große Besorgnisse wachgerufen. Ein Artikel über „das Wachsthum der französischen Bevölkerung" in der liberalen Revue des Deux-Mondes (Avril et Juin 1882) schließt mit den Worten: „Finis Galliae!" so wie er bereits im Anfang den Satz enthielt: „Die französische Bevölkerung wächst nur in sehr schwachen Verhältnissen. Folglich ist Frankreich, da es weniger schnell als England, Deutschland, Rußland, die Vereinigten Staaten an Menschen zunimmt, auf dem Weg, ein Staat zweiten Ranges zu werden. Darin liegt eine Gefahr für die Nation, ja es ist die einzige Gefahr." Ohne Zweifel hat der Schriftsteller bei dieser Vergleichung besonders an Deutschland gedacht, da letzteres seinen Rivalen jenseits des Rheines allein in den jüngsten fünf Jahren um weitere zwei Millionen überholt hat. Doch jetzt zu den einzelnen Daten. Das Ergebniß der allgemeinen, von fünf zu fünf Jahren stattfindenden Zählungen ist:

	Bevölkerung:	Zunahme in fünf Jahren:
1831	32 569 223	—
1836	33 540 910	971 687
1841	34 230 178	689 268
1846	35 400 486	1 170 308
1851	35 783 170	382 684
1856	36 039 364	256 194
1861	37 386 313	1 346 949
1866	38 067 064	680 751
1872	36 102 921	— 1 964 123 [1]
1876	36 905 788	802 867
1881	37 321 186	415 398

Die Differenz zwischen den Zählungen von 1831 und von 1881 ergibt ein Wachsthum für 50 Jahre von 4 751 963, also eine jährliche Durchschnittsziffer von 95 039; die Durchschnittssumme der letzten fünf Jahre beträgt aber nur 83 076, während sie für Großbritannien 340 118, für Deutschland 493 360 und für die Vereinigten Staaten 1 155 446 ausmacht. England nimmt also mehr denn vierfach, Deutschland sechsfach und die Vereinigten Staaten gar zwölffach stärker als Frankreich zu. Wodurch erklärt sich nun dieses geringe Wachsthum des französischen Volkes? Nicht durch Auswanderung.

[1] Diese Abnahme rührt von dem Verluste Elsaß-Lothringens her, sowie der bedeutende Zuwachs von 1861 von dem Erwerbe Savoyens.

Diese beträgt für Frankreich jährlich kaum 5000 und wird reichlich durch die Einwanderung aufgewogen, während die Emigration für Deutschland und Großbritannien kolossale Dimensionen angenommen hat. Auch ist die Ursache jenes geringen Wachsthums nicht die größere Sterblichkeit in Frankreich, das im Gegentheil durch die kleine Sterblichkeitsziffer vor den meisten Ländern Europa's sich auszeichnet. Die Ursache ist einzig die geringere Zahl der Geburten, die fortwährend abnimmt, wie folgende Tabellen beweisen:

Zahl der Geburten in Frankreich:

1866	1 006 258	1867	1 007 755	1868	984 140
1869	948 526	1870	943 315	1871	826 121
1872	966 000	1873	946 364	1874	954 652
1875	950 975	1876	966 682	1877	944 576
1878	937 317	1879	936 529		

Es kommen auf 1000 Einwohner

	Heirathen:	Todesfälle:	Geburten:
1801—1810	7,89	28,03	32,05
1811—1820	7,88	25,95	31,67
1821—1830	7,85	25,07	30,09
1831—1840	7,96	24,75	28,93
1841—1850	7,97	23,27	27,04
1856—1865	8,02	23,04	26,07
1876	7,09	22,06	26,02
1877	7,05	21,06	25,05
1878	7,05	22,05	25,23
1879	7,05	21,07	25,01

Wie die Geburtsziffer, so nimmt auch die Zahl der Ehen, welche von 1801—1870 sich ziemlich gleich blieb, in den Tagen der gegenwärtigen Republik ganz bedeutend ab.

Zahl der Heirathen in Frankreich:

1872	352 754	1873	321,238	1874	303,113
1875	300 427	1876	291 393	1877	278 094
1878	279 580	1879	282 776		

Also ein fortwährendes Abnehmen der Heirathen, und zwar in so bedenklichem Maße, daß die Durchschnittssumme der letzten drei Jahre fast ein Achtel weniger Heirathen aufzeigt, als die der Jahre 1856—1865. Diese Verminderung der Ehen rührt von der steigenden Unsittlichkeit und dem Militarismus her. Aber in ihr liegt doch nicht die Hauptursache der Abnahme der Bevölkerungs-Zunahme, da letztere ja auch in den 50 vorhergehenden Jahren stattgefunden, obwohl die Zahl der Ehen sich damals gleich blieb, ja noch etwas gewachsen ist. Der eigentliche Grund ist, wie die Revue des Deux-Mondes aus den beigebrachten Zahlen mit Evidenz beweist, die geringe Fruchtbarkeit der Ehen. Um das sociale Übel voll zu machen, ist hiermit die Einwanderung der Bevölkerung vom Lande in die großen Städte verbunden, so zwar, daß immer mehr Hände dem Ackerbau entzogen und

ruhige Landleute in unruhige, gottlose Pöbelhaufen der französischen Großstädte verwandelt werden. Letztere stellen sich als die Giftbeulen dar, welche die gesunden Säfte des Staatskörpers an sich ziehen und völlig corrumpiren. Während die Gesammtbevölkerung des Staates, wenn auch nur wenig, zugenommen, hat die Gesammtbevölkerung des platten Landes abgenommen, sie ist von 25 877 200 im Jahre 1831 auf 24 945 064 im Jahre 1876 gesunken. Diese Abnahme ist natürlich in der Nähe der großen Städte am größten, im Gebiet der Seine (Normandie wegen Paris und Havre), im Gebiet der Garonne (wegen Bordeaux), im Departement Var (wegen Marseille); leider ist dort auch die Fruchtbarkeit der Ehen geringer, offenbar wegen der sittlichen Corruption, die von diesen Großstädten auf das benachbarte reiche Land gekommen ist und immer mehr um sich greift.

Nach diesen Untersuchungen fährt die Revue des Deux-Mondes fort: „Man darf sich keine Illusion machen, noch sich selbst täuschen; was alle Welt bei sich denkt, muß man laut sagen. Wenn die Fruchtbarkeit der Ehen sich so gemindert hat, so ist das nicht eine natürliche Unfruchtbarkeit, sondern eine gewollte. . . . Das eigentliche Übel wird [obwohl andere Ursachen, wie schlechte Erbschaftsgesetze, steigender Militarismus u. s. w., mitgewirkt haben] doch nur in der stetigen Abnahme der Geburten gefunden. Gegen diese immer mehr um sich greifende Geißel muß man alle Kräfte vereinen." Ja freilich, aber die von der Revue vorgeschlagenen Mittel, z. B. Prämie auf eine große Kinderzahl, Appell an die Vaterlandsliebe, können nicht helfen. Hier reicht nur die Religion aus, aber nicht ein todter, sondern ein lebendiger Glaube. Es handelt sich um ein schreckliches Laster, das, welche Scheingründe man auch dafür bringen mag, in Wahrheit die vom Schöpfer der Natur gewollte Ordnung umstößt, deßhalb, wie die Schrift sagt, in den Augen Gottes „abscheulich", mit schrecklichem göttlichem Fluch belastet ist. Sieht man hiervon ab und bringt nur irdische, sinnliche Beweggründe in Anschlag, so ist es rein unmöglich, den Lauf dieses Lasters, das nach der Erfahrung wie der Krebs um sich frißt, zu hemmen. Aber ein lebendiger Glaube und mit ihm die Furcht vor den Gerichten Gottes und der Empfang der Sacramente hindern wirksam, daß sich das Laster auf die Dauer festsetze. Auch die von der Revue gegebene Statistik beweist solches. Die Bretagne und einige Departements des Innern, in denen noch der Glaube praktisch geübt wird, zeigen nicht die Abnahme der Geburtsziffer, sondern ein größeres Wachsthum der Bevölkerung. Ebenso war es in Frankreich vor der Revolution der Fall. Damals hatte das herrliche Land, wie die Revue zeigt, bezüglich der Größe der Bevölkerung den Primat vor allen gebildeten Nationen der ganzen Welt. Aber die Revolution hat, indem sie Frankreich in innere und äußere Zwiste stürzte und die Gottlosigkeit bis in das Herz des Volkes durchsickern ließ, diesen Vorrang zerstört und die Nation auf die fünfte oder gar sechste Stelle herabgedrückt. Peccatum miseros facit populos!

Aus der Ägyptologie hat man bekanntlich wiederholt Waffen gegen den Offenbarungsglauben zu entlehnen gesucht. Unter Anderem hat man sich

auf den Ausdruck des Todtenbuches nuk pu nuk berufen, um denselben mit den Worten Gottes an Moses „Ich bin, der ich bin“ in Parallele zu setzen und so gewissermaßen die Quelle aufzuzeigen, aus der Moses geschöpft habe. Über diesen Punkt äußert sich der berühmte Ägyptologe Le Page Renouf in seinen zu London gehaltenen Hibbert-Vorlesungen („Über Ursprung und Entwickelung der Religion, erläutert an der Religion der alten Ägypter.“ Autorisirte Übersetzung. Leipzig, 1881) folgendermaßen: „Es wurde wiederholt behauptet, daß Moses seinen Begriff von Gott und die erhabenen Worte: ‚ehyeh asher ehyeh‘ (in der autorisirten Version: ‚Ich bin der ich bin‘) dem ägpytischen nuk pu nuk entlehnt habe. Ich fürchte, daß irgend ein Ägyptolog für diesen Wahn verantwortlich zu machen ist. Die Worte nuk pu nuk sind allerdings an verschiedenen Stellen des Todtenbuches zu finden; auch ist es wahr, daß nuk das Fürwort ich ist, und daß das hinweisende Fürwort pu oft dazu dient, das Subject und Prädicat eines Satzes zu verbinden. Aber der Zusammenhang der Worte muß untersucht werden, ehe wir sicher sein können, einen vollständigen Satz vor uns zu haben, zumal pu gewöhnlich am Ende des Satzes steht. Aufmerksame Betrachtung der Stellen des Todtenbuches, wo diese Worte vorkommen, zeigt nun gleich, daß sie keinerlei geheimnißvolle Lehre über das Wesen Gottes enthalten. An einer derselben sagt der Verstorbene: ‚Ich bin es, der die Wege des Nu kennt‘, an einer andern: ‚Ich bin der Alte auf dem Lande (oder in den Gefilden).‘ ‚Ich bin's, der Osiris ist, der Alte, der verschloß seinen Vater Seb und seine Mutter Nut am Tage der großen Gemetzel.‘ In einer andern Redaction desselben Textes (enthalten in dem 96. Kapitel) verschwinden die Worte nuk pu nuk, weil der Bericht in der dritten Person abgefaßt ist. Es heißt da: ‚Er ist der Stier des Feldes, er ist Osiris, der seinen Vater einsperrte‘ u. s. w.“ — Nur um geziemend zu condoliren, erwähnen wir hier noch, daß der Philosoph des Unbewußten, Eduard von Hartmann, welcher in seinem neuesten Werke („Das religiöse Bewußtsein der Menschheit im Stufengange seiner Entwicklung.“ Berlin 1882) auch in vergleichender Religionswissenschaft macht, natürlich über das nuk pu nuk begierig herfällt, aber bei seinem blinden Eifer, dem Offenbarungsglauben Eins zu versetzen, vom Unglücke ereilt wird. Statt nämlich die Augen gehörig zu öffnen und das nuk pu nuk, das er Gott weiß wo gefunden hat, wenigstens richtig abzuschreiben, declamirt er vom hohen Pfühl über ein nu-puk-nu, einen völlig sinnlosen Ausdruck!

Zur „Quellenforschung" Volkmars.

Nach der „geschichtstreuen Theologie" Volkmars, die mit „rein geschichtlichem Bestreben" angeblich nur „auf urkundlichem Boden" steht, erkannte das Urchristenthum und überhaupt das erste christliche Jahrhundert in Jesus nur einen sündigen Menschen, der gleich Allen sündenbekennend zur Bußtaufe des Johannes gekommen sei. Bei dieser Taufe empfing er den Geist Gottes und ward so Gottessohn, in gleicher Weise, wie wir Alle den Geist Gottes in uns aufnehmen und Söhne Gottes werden sollen. Der Unterschied ist vor Allem der, daß er den Geist Gottes, das Bewußtsein der Sohnschaft zuerst empfangen hat, und alle Anderen nach ihm; er ist der Erstgeborene des Gottesgeistes, der Sohn. Mit dieser Auffassung Christi war die Folgezeit aber nicht zufrieden. Im Anfang des zweiten Jahrhunderts begann die „Vergötterung Jesu", die „Vergottung Jesu", die „Logosvergötterung" (vgl. Marcus und die Synopse der Evangelien, S. 37. 40. 45. 489. 587. 726. — Jesus Nazarenus, S. 45. 48 u. f. 100. 103 u. ö.). Das ist nach Volkmar das Ergebniß der gewissenhaftesten Quellenforschung, das die Anschauung der Schriftzeugen des ersten Jahrhunderts. Wir haben neulich an einigen Beispielen den Lesern vorgeführt, was Volkmar durch das kritische Zauberwort „Lehrpoesie" aus dem Evangelium des Marcus zu machen versteht, sodann die bodenlose Willkür und Frivolität seiner „Evangelienkritik" uns etwas angesehen[1]. Heute wollen wir seine gewissenhafte Quellenforschung ein wenig prüfen.

Volkmar bezeichnet selbst an erster Stelle als Schriftquellen und Schriftzeugen des ersten Jahrhunderts die vier Briefe des hl. Paulus an die Galater, Korinther und Römer, welche den Jahren 55—60 n. Chr. angehören, wie er selbst angibt (J. N., S. 18). Aufgabe und Pflicht einer ehrlichen Quellenforschung wäre es nun gewesen, gerade

[1] Vgl. diese Zeitschrift, 1882, Bd. XXII. S. 122 u. f. 419 u. f.

diese vier Briefe des Völkerapostels, an deren Echtheit kein Mensch auch nur zu zweifeln wagt, genau und gewissenhaft auf ihre Lehre und Anschauung hin über Jesu Person zu prüfen. Volkmar gibt ja vor, die Anschauungen des ersten Jahrhunderts des Urchristenthums über Jesu Person geschichtlich ermitteln zu wollen — was lag also näher, ja was war dringender geboten, als gerade diese um 55—60 n. Chr. durch den von dem verklärten Jesus selbst belehrten Apostel (Gal. 1, 12. 1 Kor. 11, 23) niedergeschriebenen Lehren genau zu erörtern? Will man die Leser wirklich geschichtstreu nach urkundlichen Berichten und laut den Quellen unterrichten, wie kann man bei der Fundamentalfrage des Christenthums, bei der Erörterung über Jesu Person und Wesen die urkundlichen Aussprüche jenes Apostels vernachlässigen, der sein ganzes Evangelium auf eine von Jesus selbst unmittelbar empfangene Belehrung zurückführt? Der Lobhudler Volkmars in der Augsburger „Allgem. Ztg." bemerkt: „Immer mehr dringt die Erkenntniß durch, daß auszugehen ist von den echten Briefen Pauli, 55—59 n. Chr." — gut, wir sind damit einverstanden; sehen wir also zu, was Paulus von Jesu Person weiß und lehrt; stellen **wir** die Quellenforschung an, die Volkmar so unverantlich vernachlässigt.

I.

Die Kernfrage ist diese: Ist Jesus Gott, **wahrer** Sohn Gottes? oder bloßer Mensch, Sohn Gottes in einem uneigentlichen Sinne, wie es jeder Christ heißen kann? Letzteres ist nach Volkmar die urkundlich beglaubigte Ansicht des ersten Jahrhunderts. Auf welcher Seite steht Paulus?

Paulus beginnt sein Schreiben an die Galater: „Paulus, Apostel nicht von Menschen oder durch einen Menschen, sondern durch Jesus Christus und Gott Vater", und gleich darauf heißt es wiederum: „Nicht von einem Menschen habe ich mein Evangelium empfangen oder erlernt, sondern durch die Offenbarung Jesu Christi" (Gal. 1, 12). Hier schon, beim ersten Wort des ersten unbezweifelbar echten Paulusbriefes, muß sich ein besonnener und gewissenhafter Forscher sagen: Eine merkwürdige Gegenüberstellung: nicht von Menschen oder durch einen Menschen, sondern durch Christus Jesus — so denkt und schreibt Niemand, der Jesum für einen bloßen Menschen hält! So schlossen schon die alten Erklärer, und sie haben Recht; denn im gegentheiligen Falle wäre **die** Redeweise logisch und psychologisch ein Unding. Ist so das erste Wort für den

redlichen Forscher schon ein bedeutungsvoller Mahnruf, der ihm wenigstens Aufmerksamkeit abnöthigt, so ergehen im Verlaufe der paulinischen Lehrdarstellungen noch zahlreiche und klare Hinweise, die Jeden zu der Überzeugung führen müssen, Paulus habe von Jesus ein ganz anderes Bewußtsein gehabt, als das angeblich urkundlich erwiesene des Urchristenthums. Christus ist ihm z. B. im Unterschiede von den angenommenen „Söhnen Gottes" der eigene Sohn Gottes; und wenn er die Größe der Liebe und Erbarmung Gottes der sündigen Menschheit gegenüber schildern will, so sagt er: „Gott hat sogar seines eigenen Sohnes nicht geschont, sondern ihn für uns Alle hingegeben; wie hat er uns nicht mit ihm Alles geschenkt?" (Röm. 8, 32.) Welchen Begriff von Jesus Christus setzt aber eine solche Sprache des Apostels voraus? Wäre Jesus ihm, wie Volkmar will, ein bloßer Mensch, ein Sohn, wie es jeder Christ sein soll: der Apostel wäre nie zu dieser emphatischen Betonung der Liebe Gottes gekommen, nie zu der Benennung des eigenen Sohnes, nie zu dem Schlusse, den er als so selbstverständlich hinstellt: mit Christus sei uns Alles geschenkt! Oder denken wir uns für einen Augenblick den Apostel mit der Volkmar'schen Ansicht behaftet — wie in aller Welt sollte er dazu kommen, aus ihr heraus einen solchen Satz nur halbwegs zu erdenken? Ist Jesus ein bloßer Mensch — der nach Volkmar sogar selbst Jugendsünden zu bereuen und zu büßen hat (Marcus und die Synopse, S. 37. 40 u. ö.) — was ist es dann Großes von Gott, daß er einen sündigen Menschen in den Tod hingibt? Wie hat er mit diesem uns Alles geschenkt, so daß dieser Tod der klarste und umfassendste Beleg sei für die der Menschheit zugewandte reichste Gnadenhuld Gottes, der Inbegriff aller Wohlthaten und Heilsgüter? Ist aber Jesus Christus der wahre Sohn Gottes, Gott und Mensch in einer Person, wie es jeder Christ glaubt, dann ist die Sprache des Apostels verständlich, ihre Wärme, die gehobene Betonung des eigenen Sohnes, des Nichtschonens ganz natürlich, der Schluß von dem Größeren auf das Kleinere: „Wie hat er uns mit ihm nicht Alles gegeben?", einzig berechtigt und durchschlagend.

Die gleiche Ansicht finden wir vorgetragen im vierten Kapitel des Galaterbriefes. Ich will sie hier mit den Worten des Protestanten Dorner wiedergeben: „Christus allein ist der Sohn; die Gläubigen sind Söhne Gottes, sofern Christus in ihnen lebt. Dieses höhere Princip ist ihm (dem Apostel Paulus) wahrhaft göttlich nach seinem Wesen. Paulus denkt es als präexistent; Gott habe, sagt er, in der Fülle der Zeiten

seinen Sohn herausgesandt, nämlich aus der unsichtbaren göttlichen Sphäre in die Sichtbarkeit. Paulus muß ferner das Geborenwerden des Sohnes von einem Weibe und sein unter das Gesetz Gethanwerden, kurz sein Erscheinen in Knechtsgestalt bei der ihm zukommenden Hoheit nicht als selbstverständlich angesehen haben, sonst wäre die Erwähnung hiervon völlig leer und bedeutungslos“ (Dr. J. A. Dorner, Christliche Glaubenslehre, Bd. II. 1. S. 277); und: „Mit Recht ist erinnert worden, daß Paulus so nur reden könne, wenn er den Sohn als schon irgendwie vor der Sendung existirend dachte; sein Sein geht seiner Geburt von dem Weibe, die zugleich Heraussendung aus Gott ist, voran, und so heißt hier schon das göttliche Princip, das gesendet wird, Sohn“ (a. a. O., Bd. I. S. 342).

Und wie sehr Paulus von diesem „höheren Principe“ in Christo überzeugt ist, erhellt unwidersprechlich und zugleich mit äußerster Klarheit daraus, daß nach seiner Darstellung Christus den Israeliten in der Wüste Wasser spendete (1 Kor. 10, 4). Halten wir dieses mit der Erzählung des Alten Testamentes zusammen, nach der Jehovah über dem Felsen steht und dem Volke aus dem Felsen Wasser sprudeln läßt, so sehen wir zugleich, daß Paulus eine Wesensgleichheit zwischen Jehovah und Christus ausspricht, daß ihm Christus im vollen und wahren Sinne Gott ist. Zu dem gleichen Ergebnisse führen uns noch andere Äußerungen des Apostels. Die feierliche Formel, welche in der Sprechweise des Alten Testamentes den Act der Gott allein gebührenden Anbetung besagt: den Namen des Herrn (Jehovah) anrufen, wendet er auf Christus an (Röm. 10, 13. 14); die Worte: „Mir sollen sich alle Kniee beugen, spricht der Herr“, werden von ihm auf Christus bezogen (Röm. 14, 11); die Schöpfung der Welt und unser eigenes Dasein führt er in ganz gleicher Weise auf Gott den Vater und auf Jesum Christum zurück: „Wir haben einen Vater, aus welchem Alles ist und wir für ihn; und wir haben einen Herrn Jesum Christum, durch welchen Alles ist und wir durch ihn“ (1 Kor. 8, 6). Oder sind diese Worte etwa nicht klar genug? Auch Dorner bemerkt zu der Stelle: „Wenn Paulus sagt, wir haben einen Herrn Jesum Christum, durch welchen Alles ist und wir durch ihn, wie es zuvor hieß: einen Vater, aus welchem Alles ist und wir für ihn, so muß ‚Alles‘ beide Male dasselbe sein, kann also nicht bei Christus auf die sogenannte moralische Schöpfung beschränkt werden“ (a. a. O., Bd. II. 1. S. 277). Wenn aber Paulus so von Christus spricht, welche Idee Christi lebte dann in ihm?

Ferner, konnte er Christum als bloßen Menschen denken und schreiben: „Die Gnade des Herrn Jesu Christi und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit euch Allen"? (2 Kor. 13, 13.) Gewiß nicht; richtig bemerkt der Protestant Dorner zu dieser bedeutungsvollen Grußweise: „Wenn er dabei der Gnade Christi und der Liebe Gottes zugleich die Christen empfiehlt, so liegt darin eine religiöse Coordination des Christus und des Gottes; denn die Gnade ist nach dem Neuen Testamente göttliches Princip, Christus aber ist gedacht als mächtig, sie auszutheilen; also ist Christus nicht bloß geschöpflich gedacht ... Die sabellianische Denkweise könnte nicht Christus und den heiligen Geist dem Θεός (Gott) coordiniren, wie grammatisch in der Stelle offenbar geschieht ... Die Coordination läßt sich nur so erklären, daß an Christus neben seiner geschichtlichen menschlichen Seite noch ein göttliches, dem Θεός (Gott) und πνεῦμα (Geist) coordinirtes Sein ist" (a. a. O., Bd. I. S. 338). Um Anderes aus den paulinischen Briefen zu übergehen, sei nur noch auf eine Stelle im Römerbriefe hingewiesen, die allein für sich klar genug spricht: Paulus verleiht seinem Schmerze über Israels Unglauben Ausdruck; er ergeht sich in der Erwägung der den Israeliten zu Theil gewordenen Gnadengaben: ihnen gehören die Patriarchen an, „aus ihnen ist Christus dem Fleische nach, der da ist über Alles Gott gepriesen in Ewigkeit" (Röm. 9, 5). Es ist rein unmöglich, der beigefügten Bestimmung: ὁ ὢν ἐπὶ πάντων θεὸς εὐλογητός („der ist über Alles Gott gepriesen in Ewigkeit"), eine andere Beziehung zu geben, als auf Christus; nichts Anderes geht vorher, nichts Anderes folgt nach, Christus allein ist genannt, und selbst die grammatische Structur erlaubt es nicht, in diesem Zusatze einen Ausruf zu erkennen oder eine Anrede, die auf Gott den Vater bezogen werden könnte; und zudem ist von Gott dem Vater im Vorhergehenden nicht die Rede. Selbst rein psychologisch betrachtet, kann sich dieser Zusatz nur auf Christus beziehen; denn, wie Dorner treffend ausführt, „eine Doxologie auf Gott (den Vater) würde zu dem Schmerze über Israels Verwerfung, den Paulus V. 1—5 ausdrückt, nicht passen, wogegen die Worte, auf Christum bezogen, den Israel trotz seiner Hoheit verwarf, diesen Schmerz begründen. Auch der Fortgang der Rede V. 6 mit δέ (aber) paßt nicht zu einer Doxologie auf Gott (den Vater), sondern auf Christum" (a. a. O., Bd. II. 1. S. 278).

Das ist also die Idee von Christus, die uns aus den paulinischen Briefen der ersten Zeit entgegenstrahlt. Und solch klaren Aussprüchen

und Bezeugungen gegenüber wagt Volkmar als Ergebniß seiner Quellenforschung dem deutschen Volke anzukündigen, die „Vergötterung" Jesu habe im zweiten Jahrhundert begonnen, das Urchristenthum habe von Christus als Gott nichts gewußt!

II.

Sehen wir uns eine andere Musterleistung Volkmar'scher Quellenforschung an. Volkmar kann es nicht oft genug betonen, daß um 100 n. Chr. Lucas mit voller bewußter Absichtlichkeit die wunderbare Geburt Jesu aus einer Jungfrau, von der bisher Niemand etwas gewußt, ersonnen und fingirt habe. Nach ihm wollte Lucas die bisher geglaubte rein menschliche Abstammung Jesu „positiv verdecken, überwinden"; er „fand es für nothwendig, daß Jesus nicht als eines Juden Sohn geboren sei"; er „hatte den Trieb, eine jungfräuliche Geburt vorstellig zu machen", und in seiner „dogmatischen Poesie" griff er zur Engelsverkündigung nach alttestamentlichem Vorbilde; „Lucas ist der erste, zwar entschiedene, aber noch nicht geschulte Einführer der umstürzenden Anschauung in das Evangelium, der combinirende Nachfolger (Matthäus) ist der schon geschulte, nicht mehr verlegene Befestiger"; er verhöhnt Lucas „als den armen Mann, der durch sein Dogmatisiren das ursprünglich Menschliche an Christus verlieren oder verstecken muß" u. dgl. m. (vgl. Marcus und die Synopse, S. 41. 72. 260—264. 273—275. 201. 267. 492). Um 73 n. Chr. kennt man Jesus nur als Menschen und weiß noch nichts von seiner Gottheit, so will es Volkmar; um 100 n. Chr. betritt Lucas den „Vergötterungsweg", und siehe da, die ganze Christenheit folgt ihm alsbald; kein Widerspruch erhebt sich, Tausende und Tausende beugen sich in Anbetung, bekennen Christum als Gott, vergießen für ihn freudig ihr Blut. Und diese Umwandlung des christlichen Erdkreises, dieses begeisterte Bekenntniß der Gottheit Jesu Christi, das durch alle Jahrhunderte das unbestrittene Eigenthum des Christenthums war und das kostbarste Juwel und der Inbegriff aller Macht und aller Lebensthätigkeit der christlichen Kirche, dieser Glaube, der so tief und fest wurzelte, daß selbst die von der Mutterkirche im Orient und Occident Abgefallenen ihn zu bewahren sich bemühten — all dieses soll durch eine pure Erfindung des Evangelisten bewerkstelligt worden sein! Welch ungeheuerliche Zumuthung an den gesunden Menschenverstand! Selbst wenn wir Herrn Volkmar zugeben würden, daß das Lucas-Evangelium erst um 100 n. Chr., das Matthäus-Evangelium um

110 n. Chr. abgefaßt sei, so wäre es nach allen psychologischen Gesetzen eine Ungeheuerlichkeit, daß ein in so schlichter und anspruchslos einfacher Erzählungsform abgefaßtes Büchlein[1] eine solche Umwälzung der religiösen Grundanschauungen und einen solch durchgreifenden Erfolg wie mit einem Zauberschlage in einem Nu bewirkt habe. Und doch muthet Herr Volkmar seinen Lesern zu, daß sie diese Ungeheuerlichkeit ganz ruhig als selbstverständlich hinnehmen sollen. Ja, er ist naiv genug, allen Ernstes ihnen zu sagen, lediglich der Umstand, daß das Matthäus-Evangelium an erster Stelle stehe, habe die ganze Christenheit in wirksamster Weise zum Glauben an Christi Geburt aus einer Jungfrau und zum Glauben an Christi Gottheit geführt (J. N., S. 35. 36)[2].

---

[1] Denn daß die Evangelien mit „Pathos“ geschrieben seien, hat bisher nur Volkmars Anpreiser in der Augsb. „Allgem. Ztg.“ ausfindig gemacht.

[2] Man höre nur: „Wer meint nicht, daß die Annahme solcher Jungfrauengeburt allgemein und von Grund aus das Christliche sei, das für alles Christenthum Unentbehrliche? Allem Kirchenglauben scheint sie, sozusagen, angeboren und das dabei Selbstverständliche. Und doch ist dieses nur eine seltsame Einbildung, eine nahezu kindische Selbsttäuschung. Denn worauf basirt diese eigenthümliche Annahme? Sie liegt lediglich an der katholisch hergebrachten Form unserer Sammlung urchristlicher Schriften. Unsere Reformatoren haben Gott für das neue Schrifttestament, welches die altkatholische Kirche selbst als eine Basis aufgestellt hatte, . . . so gedankt, daß sie es auch ohne Weiteres nach der altkatholischen Reihenfolge hinnahmen, also unbesehen das Buch nach Matthäus an der Spitze der Evangelien und des Neuen Testamentes überhaupt beließen. Sobald es einmal nach der chronologischen Wissenschaft der Reformationskirche gehen und es im Neuen Testamente der Kirche Jesu heißen wird: das Evangelium nach Marcus, nach Lucas, nach Matthäus, nach Johannes, dann leuchtet alsbald etwas ganz Anderes ein, nämlich das gerade Gegentheil. Sobald das kürzeste und älteste an die Spitze getreten ist, dann auch zuerst gelesen und vor Allem im Sinn getragen wird: dann weiß Jedermann mit ihm nichts Anderes, als daß Jesus ein Sohn der israelitischen Familie von Nazareth war . . . Folgt dann das zweite umfänglichere nach Lucas zunächst, dann macht das Geheimniß, welches in seiner Vorhalle (gleichviel wie umständlich) erzählt ist, alsbald den Eindruck einer auffallenden Neuerung, und . . . der eigentliche Grund dieser dichterischen Einleitung leuchtet alsbald ein [es ist ein Versuch, Jesum als den Heiland aller Völker recht greiflich zu verherrlichen!]. Mag dann auch der ausführlichste und dritte unter den drei älteren Evangelisten das von Lucas gebrachte Geheimniß recht publik machen und mit möglichst dogmatischer Dürre voranstellen: sein Ansehen tritt alsbald gegen das so viel ältere zurück“ u. s. f. „Man glaubt nicht, wie viel gerade populärer Weise an Präoccupationen liegt! Oder hat die altkatholische Bischofskirche mit ihrer so harmlos aussehenden Voranstellung des Matthäus, als des Hauptevangeliums und des Leitfadens zum Verständniß alles Folgenden, nicht in allereinfachster Weise die ganze folgende Kirche mit der Jungfrauengeburt als einem der ersten Glaubensartikel beherrscht?“

Und bei solchem Gerede hat es die Augsb. „Allgem. Ztg.“ mit ihrer wissen-

Was sagt nun die Quellenforschung zu diesen Aufstellungen? Sind sie schon an und für sich betrachtet eine psychologische Unmöglichkeit, so zerstieben sie vollends, wenn wir uns in den Schriften umsehen, die uns aus der ältesten christlichen Zeit erhalten sind. Um nicht zu weitläufig zu werden, beschränken wir uns auf die eine unläugbare Thatsache, die allein hinreicht, alle jene Volkmar'schen Einfälle als leere Hirngespinnste zu erweisen, auf die Thatsache nämlich, daß die älteste Kirche es als ihr Lebensprincip betrachtete, an der von den Aposteln herstammenden Lehre unverrückt festzuhalten, und daß die älteste Kirche das ausgeprägteste Bewußtsein hatte, in ihrer Lehre mit der der Apostel völlig übereinzustimmen. Bei jenem Princip und diesem Bewußtsein ist die Stetigkeit der Lehre verbürgt, ein radicaler Umschwung ausgeschlossen, und gar erst ein so plötzlicher Umschlag, von dem Volkmar träumt, eine bare Unmöglichkeit.

Ein unverwerflicher Zeuge für dieses in der ältesten Kirche herrschende Princip und Bewußtsein ist der hl. Irenäus, von 177 an Bischof zu Lyon. Volkmar gesteht zu, daß für Irenäus und seine Zeit die Echtheit unserer Evangelien und der Glaube an Christi Gottheit feststand. In der That ist auch beides mit solcher Evidenz in den Schriften des heiligen Bischofes betont, daß dieses in Abrede zu stellen noch Niemanden beigekommen ist. Nun beachte man wohl, was diese Thatsache in sich schließt. Irenäus hatte in seiner Jugend noch mit dem greisen Polycarp verkehrt und war von ihm in der christlichen Religion unterrichtet worden; Polycarp aber war seinerseits ein Schüler des Apostels und Evangelisten Johannes und hatte auch noch andere Augenzeugen der evangelischen Geschichte gesehen und gesprochen. Irenäus berichtet darüber selbst: „Polycarpus ward nicht bloß von den Aposteln unterrichtet und verkehrte mit Vielen, die Christum gesehen hatten, sondern wurde auch von den Aposteln zum Bischof in Smyrna eingesetzt; auch wir haben ihn in früher Jugend gesehen ... er lehrte stets, was er von den Aposteln gelernt hatte und was er auch der Kirche übergab, und das allein ist wahr. Und hierfür legen Zeugniß ab alle Kirchen in Asien und alle, die bisher auf Polycarp gefolgt sind" (adv. haer. 3, 3. 4). Einen noch ausführlicheren Bericht über seinen Verkehr mit

---

schaftlichen Reputation vereinbar gefunden, zu schreiben: „Was mag wohl die römische Kathedra dazu sagen, daß hier die Lehre von der Jungfrauengeburt rein quellenhistorisch (!!) in ihrer Unechtheit als ein Erzeugniß erst des zweiten Jahrhunderts aufgewiesen wird?" Ja, der Haß gegen Rom macht blind!

Polycarp gibt Irenäus im Briefe an Florinus: „Ich sah dich, als ich noch ein Jüngling war, im unteren Asien bei Polycarp, als du im Glanze des kaiserlichen Hofes lebtest und um Polycarps Beifall dich bemühtest. Denn was damals geschehen, habe ich besser im Gedächtnisse, als was sich erst unlängst zugetragen; denn was wir in der Jugend in uns aufnehmen, das verwächst ja gleichsam mit uns selbst und haftet uns fest an; und so kann ich auch jetzt noch den Ort angeben, wo der selige Polycarp bei seinen Vorträgen gesessen, kann angeben seinen Gang und seine Haltung, seine Lebensweise und sein Aussehen, die Reden, die er an die Menge hielt, und wie er von seinem Umgange mit Johannes und mit den Übrigen, die den Herrn gesehen, erzählte und deren Reden anführte, wie er das, was er über den Herrn und über seine Wunderthaten und seine Lehre von denen gehört hatte, die das Wort des Lebens mit eigenen Augen geschaut, vortrug, und zwar in voller Übereinstimmung mit der Schrift“ (Iren. opera, ed. Stieren, I. p. 822). Und Irenäus betont nachdrücklichst, wie sehr er sich bewußt ist, die von Polycarp gehörten Lehren treulichst bewahrt zu haben; er fährt nämlich fort: „Und dieses habe ich damals schon durch Gottes Huld, die mir zu Theil ward, fleißig gehört und es nicht auf Papier, aber in mein Herz verzeichnet, und wiederhole es mit der Gnade Gottes genau in meinem Geiste“ (l. c.).

In seinem Hauptwerke gegen die Häresien geht er darauf aus, die Lehre von Christi Gottheit und seiner Geburt aus der Jungfrau als apostolische Lehre gegen die Gnostiker zu erweisen. Dabei beruft er sich wiederholt in nachdrücklichster Weise auf die Allen vor Augen liegende Gewißheit der apostolischen Lehrüberlieferung, und weist nach, wie die Aufstellungen der Häretiker mit den Lehren der Apostel in Widerspruch ständen. Sehen wir einige Belegstellen. Im ersten Buche, zehntes Kapitel, trägt er die katholische Lehre von Christi Gottheit und seiner Geburt aus der Jungfrau vor, und fährt dann fort: „Diese Lehre und diesen Glauben hat die Kirche, wie wir früher bemerkt haben, empfangen und bewahrt ihn bei ihrer Verbreitung über die ganze Erde mit aller Sorgfalt, gleich als hätte sie eine Seele und ein Herz, und in voller Übereinstimmung predigt und lehrt und überliefert sie ihn, als ob sie nur mit einem Munde spräche. Mögen auch die Sprachen in der Welt verschieden sein, der Sinn und Gedanke der Lehre ist ein und derselbe. Und die in Deutschland gegründeten Kirchen glauben nicht anders oder lehren anders, noch auch die in Iberien, noch die unter den Kelten,

noch die im Oriente, noch die in Ägypten und Libyen, oder die in der Mitte der Erde[1] gelegenen; sondern wie die Sonne in der ganzen Welt ein und dieselbe ist, so leuchtet auch das Licht und die Predigt der Wahrheit überall“ (l. c. p. 120). Dieselbe Gewißheit der apostolischen Lehrüberlieferung hebt er an zahlreichen Stellen des dritten Buches hervor: „Alle, die das Wahre sehen wollen, können die in der ganzen Welt offenbare Lehre der Apostel in jeder einzelnen Kirche sich ansehen, und wir können diejenigen aufzählen, die von den Aposteln als Bischöfe in den Kirchen eingesetzt worden sind, und deren Nachfolger bis auf uns, welche nichts dergleichen, was diese in ihrem Wahnsinne vortragen, gelehrt oder gewußt haben“ (l. c. p. 427). „Nicht wahr, wenn über irgend eine unbedeutende Frage ein Streit entstünde, müßte man nicht zu den ältesten Kirchen, in denen die Apostel gelehrt haben, seine Zuflucht nehmen und von ihnen in Betreff der vorliegenden Frage das annehmen, was gewiß und offenkundig ist? Und falls die Apostel uns keine Schriften hinterlassen hätten, müßten wir nicht der Reihenfolge der Lehrüberlieferung uns anschließen, welche sie den von ihnen eingesetzten Vorstehern der Kirche anvertrauten?“ (l. c. p. 437.) Dann führt er aus, wie selbst bei den barbarischen Völkern der Glaube an die Menschwerdung des Sohnes Gottes, an Christi Gottheit und die jungfräuliche Geburt durch die apostolische Predigt so fest begründet sei, daß sie von den häretischen Träumereien mit Abscheu sich wegwendeten und kraft jener alten Lehrüberlieferung der Apostel die ungeheuerlichen Aufstellungen der Häretiker nicht der geringsten Beachtung würdigten; dann betheuert er nochmals: „So also verhält es sich mit der Lehre, die von den Aposteln herstammt und in der Kirche verbleibt“ (l. c. p. 440). Immer und immer wieder hält er den Gnostikern die unangreifbare Bezeugung der von den Aposteln mitgetheilten Lehren vor, weist die Ausflüchte derselben zurück, als hätten die Apostel außerdem noch eine Geheimlehre, die nur für wenige Auserwählte bestimmt sei, vorgetragen, und zwingt sie, offen einzugestehen, daß ihre Lehre von der apostolischen abweiche; sodann geißelt er deren Anmaßung, weiser sein zu wollen, als die Apostel, u. dgl. (cf. p. 422. 425. 474 etc.). Er betheuert: „Die wahre Gnosis ist die Lehre der Apostel und das uralte Lehrgebäude der auf dem ganzen Erdkreise verbreiteten Kirche und die Gestaltung des Leibes Christi nach der Reihenfolge der Bischöfe, denen jene die einzelnen

[1] D. h. die in Palästina gelegenen; Palästina galt den Alten mitunter als Erdmitte; vgl. schon Ezechiel 38, 12.

Kirchen anvertrauten: die vollständigste Lehrdarstellung der heiligen Schriften, die auf uns kam durch treue Bewahrung ohne Trug, und die keinen Zusatz, aber auch keine Verminderung erträgt" (p. 670).

So lebendig und klar war also bei Irenäus das Bewußtsein, daß er und die ganze katholische Kirche nur jene Lehren in ihrer Reinheit verfechte und vortrage, die von den Aposteln gepredigt worden waren. Kann und darf man ein so bestimmt und entschieden abgegebenes Zeugniß bei Seite setzen? Und man bedenke wohl — es ist das Zeugniß eines Mannes, der sich bewußt ist, mit den Schülern der Apostel selbst verkehrt zu haben und aus ihrem Munde die Lehre der Apostel vernommen und seinem Geiste unauslöschlich eingeprägt zu haben! Ist es nicht die dringendste Aufgabe einer gewissenhaften und ehrlichen Geschichtsforschung, das so feierlich und so oft und bestimmt abgelegte Zeugniß eines unterrichteten und unbescholtenen Mannes genau in Erwägung zu ziehen, eines Mannes, der schließlich die Wahrheit seines Glaubens und die Aufrichtigkeit seines Zeugnisses mit dem Martyrertode besiegelte? Seine Schriften sind die lautere und unverfälschte Quelle, die uns über die Stimmungen und Gesinnungen einer Zeit unterrichtet, welche ihr geistiges Eigenthum, ihr Denken und Fühlen von den Aposteln und den unmittelbaren Schülern der Apostel herleitet. Seine Schriften führen uns in die Wirklichkeit jener Zeit ein; da vernehmen wir das Wehen des Geistes, der damals voll und ganz lebte — und siehe da, vor dieser Wirklichkeit zerrinnen die eitlen Nebelgebilde und die phantastischen Hypothesen, mit denen Volkmar seinen übelberathenen Lesern zu imponiren strebt.

III.

Dieselbe Klarheit und Entschiedenheit, mit der Irenäus die Apostolicität der Lehre von Christi Gottheit und der Geburt aus der Jungfrau verficht, spricht sich auch aus in der Aufrechthaltung des echten und apostolischen Ursprunges unserer Evangelien. Jede gegentheilige Ansicht erfährt da von Irenäus und dem gesammten christlichen Alterthum das feierlichste und begründetste Dementi.

Daß Irenäus ganz genau unsere vier Evangelien hatte, ist von Niemanden jemals bezweifelt worden und könnte auch nicht im mindesten in Zweifel gezogen werden, denn an ungefähr 400 Stellen bedient er sich und oft mit ziemlicher Ausführlichkeit unserer Evangelien und gibt eingehende Referate über deren Inhalt. Daß nun diese Evangelien

wirklich von denen herstammen, deren Namen sie an der Stirne tragen, ist ihm, der Alles aus apostolischer Überlieferung her und aus dem Unterrichte der Apostelschüler zu besitzen sich rühmt, eine ausgemachte und über allen Zweifel erhabene Thatsache. Er weiß über Zeit, Veranlassung und nähere Umstände ihrer Entstehung noch Mancherlei zu berichten (cf. advers. haer. 3, 1. 1); ja im Bewußtsein seiner Zeit, die doch noch ganz von den Apostelschülern war erzogen und unterrichtet worden, lebte die Überzeugung von der unantastbaren Echtheit der Evangelien-Schriften in einem solchen Maße, daß Irenäus sogar von den Häretikern der früheren und seiner Zeit schreiben konnte: „So fest aber sind unsere Evangelien begründet, daß selbst die Irrlehrer Zeugniß für dieselben ablegen und daß jeder derselben von ihnen ausgeht, um seine eigene Lehre zu begründen“ (adv. haer. 3, 11. 7; l. c. p. 467). Und in der That ist dieses Verfahren der Häretiker ein unumstößlicher Beweis, wie tief und sicher das Bewußtsein des apostolischen Ursprungs unserer Evangelien in jener den Aposteln so nahen Zeit gewurzelt war. Denn wir treffen da die merkwürdige Thatsache, daß die Häretiker mit den gezwungensten Auslegungen den Text und die Worte der Evangelien als für ihre Sonderlehren günstig hinzustellen bemüht sind. Wäre es nicht viel einfacher und bequemer und leichter gewesen, mit Volkmar und unseren heutigen Nationalisten die Echtheit und den apostolischen Ursprung der Evangelien in Abrede zu stellen und so mit einem Schlage sich aller Einwendungen zu entledigen? Freilich wäre das sehr coulant gewesen; allein die Überzeugung von dem apostolischen Ursprung war so evident und unläugbar, daß die Häretiker wohl oder übel sich mit ihnen so auseinandersetzen mußten, ohne ihre apostolische Herkunft in Zweifel ziehen zu können. Wir haben sehr genaue Nachrichten über die Häretiker des ersten und zweiten Jahrhunderts bei Hippolytus, Irenäus, Clemens von Alexandrien, Origenes, Theodoretus, Epiphanius u. s. f., und aus diesen ersehen wir, wie die verschiedenen häretischen Richtungen sich der gezwungensten Auslegungen bedienen, um die Evangelien auf ihre Seite zu ziehen. Da begegnen uns Namen, wie Basilides, Valentinus, Herakleon, Cerinthus, Isidorus, Cerdo, Theodotus, Marcion, Carpokrates, die Naassener, Ophiten, Sethiten, Doketen u. s. f., die ihre bunten und sich widersprechenden Systeme durch Berufung auf Stellen aus unseren Evangelien zu empfehlen und zu begründen suchten. Diese Thatsache allein würde hinreichen, um die Volkmar'schen Aufstellungen als wesenlose und ganz und gar ungeschichtliche Schemen zu charakterisiren.

Diese Zeugenreihe wird aber noch bedeutend erweitert und verstärkt. Die Überzeugung nämlich von dem apostolischen Ursprung unserer Evangelien, die wir bei Irenäus und seinen Gegnern als gemeinschaftliches Eigenthum so klar ausgeprägt vorfinden, tritt uns mit derselben Entschiedenheit aus allen Theilen des christlichen Erdkreises entgegen. Am Ende des zweiten Jahrhunderts lebte und schrieb in Afrika Tertullian; auch er beruft sich, gleich Irenäus, auf das Bewußtsein der apostolischen Überlieferung[1], auch er citirt Hunderte von Stellen aus unseren Evangelien und verwendet sie als entscheidende Beweisstellen; auch ihm steht die Echtheit und Apostolicität der Evangelien unangreifbar fest (cf. de carne Chr., cap. 22; adv. Marc. 4, 2. 5). Und wenden wir uns um dieselbe Zeit nach Ägypten, zum glänzenden Sitze der grammatischen und kritischen Gelehrsamkeit, nach Alexandrien, so finden wir da Clemens von Alexandrien, den Schüler und Nachfolger des Pantänus, der seine christliche Bildung einem Apostelschüler verdankte. Niemand hat je zu bezweifeln gewagt, daß Clemens dieselbe Gewißheit theilte und als gefeierter Lehrer der berühmten Katechetenschule gerade unsere Evangelien zum besonderen Gegenstand gelehrter Studien machte. Aus derselben Zeit stammt ein der römischen Kirche angehöriges Verzeichniß der heiligen und kanonischen Bücher, nach seinem Entdecker Muratori genannt, das uns gleichfalls über die Anerkennung der apostolischen Auctorität unserer Evangelien nicht den mindesten Zweifel beläßt. Wir haben also die ausdrücklichsten Zeugnisse aus Gallien, aus Afrika, aus Alexandrien, aus Rom, und zwar aus einer Zeit, deren charakteristische Eigenschaft es war, sich mit Nachdruck auf ihren ununterbrochenen Zusammenhang mit der Lehre und den Anschauungen der Apostel zu berufen, aus einer Zeit, deren Koryphäen und Lehrer von Apostelschülern ihre Bildung und Schulung empfangen hatten.

Dazu kommt noch ein Weiteres. Wie allgemein und festbegründet im zweiten Jahrhundert das Ansehen unserer Evangelien war, erhellt aus den im selben Jahrhundert angefertigten Übersetzungen in's Lateinische (Itala) und Syrische (Peschittho). Wie klar mußte im Bewußtsein der Zeit das apostolische Ansehen jener Schriften niedergelegt sein, daß man bemüht war, sie durch Übersetzungen den Lateinern und Orientalen noch mehr zugänglich zu machen? Dasselbe bekräftigen die

---

[1] Z. B. adv. Marc. 4, 5: „in summa si constat id verius quod prius, id prius quod ab initio, id ab initio quod ab apostolis, pariter utique constabit id esse ab apostolis traditum, quod apud ecclesias apostolorum fuerit sacrosanctum."

bereits um 170 n. Chr. unternommenen Versuche, eine Evangelien-Harmonie herzustellen. Von zwei derartigen Unternehmen aus jener Zeit ist uns unbezweifelte Kunde übermittelt. Theophilus, Bischof von Antiochien in Syrien, verfaßte ein solches Werk, das Hieronymus noch kannte und von dem er uns Einiges mittheilt; er charakterisirt es ausdrücklich als ein Werk, das die Aussprüche der vier Evangelisten vereint und geordnet bot (cf. ep. 121 al. 151 ad Algas. qu. 6). Ebenso fertigte Tatian, Schüler des Martyrers Justinus, ein „Diatessaron“ an, d. h. ein Evangelium, zusammengesetzt aus vieren. Diese Arbeiten bezeugen wiederum, daß im Bewußtsein der Zeitgenossen die vier Evangelien als besonders heilige Bücher galten, kurz, daß man ihres apostolischen Ursprunges so gewiß als nur möglich war. Angesichts dieser umfassenden Zeugnisse können wir die den Evangelien entnommenen Anführungen eines Claudius Apollinaris aus Hierapolis in Phrygien, eines Athenagoras zu Athen u. A. mit Stillschweigen übergehen.

Bisher haben wir das in der gesammten katholischen Kirche um 150 vorhandene klare Bewußtsein uns vorgeführt und bereits gesehen, wie dieses durch die ausdrückliche Erklärung der damals in der Kirche blühenden Lehrer als Erbgut der Apostel bezeichnet wird; ja manche der als Zeugen aufgerufenen Häretiker führten uns bereits in die Jahre 120 bis 130 n. Chr. und bekundeten uns dieselbe Thatsache als eine selbst von den Feinden des Evangeliums wegen ihrer zwingenden Evidenz zugestandene: daß unsere Evangelien apostolischen Ursprunges sind. In die unmittelbare Nähe der apostolischen Zeit versetzen uns aber die Schriften der sogenannten apostolischen Väter, d. h. jener Männer, die unmittelbare Schüler der Apostel waren. Freilich ist es wenig, was diese uns schriftlich hinterlassen haben; aber daß in diesem Wenigen sich dennoch deutliche und wörtliche Beziehungen auf unsere Evangelien finden, ist um so werthvoller. Der sogenannte Barnabas-Brief, von einem alexandrinischen Christen gegen Ende des ersten Jahrhunderts geschrieben (cf. Funk, Opera Patrum apostolicorum), führt mit dem bedeutsamen ὡς γέγραπται („wie geschrieben steht“), einer Formel, die den heiligen und inspirirten Charakter der angezogenen Schrift so klar als möglich bekundet, eine Stelle aus dem Matthäus-Evangelium an. Clemens Romanus führt in seinem spätestens 93—97 n. Chr. geschriebenen Briefe an die Korinther als Ausspruch Jesu Worte an, die wir in den Evangelien von Matthäus und Lucas lesen; außerdem zeigt seine Darstellungsweise deutlich, daß sie von der Lesung der Evangelien

beeinflußt ist (vgl. das Verzeichniß der Stellen bei Funk l. c. p. 568). Der hl. Ignatius, der Martyrer, der um 107 sein Blut für Christi Bekenntniß vergoß, hat in seinen Briefen vier wörtliche und sechs andere ziemlich deutliche Anführungen aus dem Matthäus-Evangelium (cf. Funk l. c. p. 572). Er spricht so deutlich von Christi Gottheit und der Geburt aus Maria der Jungfrau, kurz, er wirft von vornherein das ganze Volkmar'sche Kartenhaus so über den Haufen, daß Volkmar nicht einmal den Schein einer gegentheiligen Erklärung versuchen kann. Er weiß sich nicht anders zu helfen, als daß er mit einem Machtspruch die Echtheit der Briefe keck abläugnet und mit staunenswerther Unverfrorenheit ein Geschrei anhebt über den „klerikalen Hauptbetrüger des zweiten Jahrhunderts, den Pseudo-Ignatius von 160“[1]. Aber gerade diese Expectoration zeigt wiederum recht klar, wie es um das angebliche „rein geschichtliche Bestreben“ und den „urkundlichen Boden“ und die Quellenforschung bei Volkmar bestellt ist. Denn die Echtheit der Ignatius-Briefe ist so zweifellos verbürgt, als man es nur wünschen kann. Für sie legt schon der Zeitgenosse und Freund des hl. Ignatius, Polycarpus, Zeugniß ab; sie bezeugt Irenäus, Lucianus von Samosata, Origenes, Eusebius, der Verfasser der didascalia Apostolorum, Athanasius, Basilius, Ephräm der Syrer, Chrysostomus, Hieronymus u. s. w. (cf. Funk l. c. p. L sq.). Volkmar aber streitet sie keck ab und verlegt die Briefe, damit seine eigenen Hirngespinnste nicht zu klar den Lesern als solche erscheinen möchten, in's Jahr 160. Aber selbst damit ist im Grunde eigentlich nur für Jenen etwas Weniges gewonnen, der es über sich bringt, für die thatsächlichen Verhältnisse die Augen zu verschließen, d. h. der sich selbst beredet, daß, wenn eine Lehre im Jahre 160 als allgemein herrschende und von den Aposteln überkommene Wahrheit und göttliche Offenbarung bezeichnet wird, das weiter nichts besage, als sie sei vor ein paar Jahren als funkelnagelneue Erfindung eines schwärmerischen Kopfes aufgetaucht.

Vom hl. Polycarp, dem Schüler des Apostels Johannes, erübrigt nur ein kurzes Sendschreiben — in mäßigem Druck füllte es vier Octavseiten —, und doch enthält es sieben wörtliche Beziehungen auf unsere Evangelien, andere Anspielungen abgerechnet. — Zu diesen positiven Zeugnissen kommt ein anderer, sehr beachtenswerther Umstand. Neben den echten Schriften der Apostel und den echten Evangelien ver-

---

[1] Jesus Nazarenus, S. 38.

suchten sectirerische Geister unter apostolischen Namen auch gefälschte und unterschobene zu verbreiten. Wie nun Falschmünzerei und Urkundenfälschung beweist, daß echte Münzen und Urkunden existiren, so ist dieses Gebahren der Häretiker einerseits ein Tribut der Anerkennung, den sie den echten Evangelien zollen, andererseits ein erneuter Beleg, wie wachsam und kritisch die älteste Kirche war. Denn keinem dieser mit den Namen verschiedener Apostel prunkenden Evangelien ist es irgendwie gelungen, sich auch nur für kurze Zeit Ansehen oder Geltung zu verschaffen. Nicht also der große Name, unter dem eine Schrift ausging, blendete die Lehrer der Kirche; man kannte die echten Urkunden durch das untrüglich festgehaltene und so oft betonte apostolische Traditionsprincip; man sprach mit Clemens von Alexandrien: „Dieser Ausspruch findet sich nicht in den vier uns überlieferten Evangelien“ (Strom. 3, 13), und mit Irenäus: „Es gibt nur vier Evangelien, nicht mehr und nicht weniger“ (cf. adv. haer. 3, 11. 8; Stieren, I. p. 467).

Und damit der Unerschütterlichkeit des Beweises nichts mangle, haben außer den bereits Genannten Origenes und Eusebius, denen die gesammte, für uns größtentheils verlorene altchristliche Literatur zu Gebote stand, eine eigene wissenschaftliche Untersuchung über die Echtheit unserer Evangelien angestellt und zu dem Zwecke die christliche Literatur durchforscht. Was war nun das Ergebniß dieser Quellenforschung? Beide versichern auf Grund dieser Prüfung, daß unsere vier Evangelien ohne jeden Schatten des Zweifels von jeher als echt anerkannt waren, daß im ganzen christlichen Alterthum nicht das geringste Anzeichen des leisesten Zweifels zu entdecken sei (cf. Euseb. h. e. 3, 25; 5, 8; 6, 25). Und was hält Volkmar diesem gewichtigen Zeugnisse entgegen? Es ist wiederum ein Machtspruch: es beruht auf nichts, als auf dem, was uns noch selbst vorliegt (Der Ursprung unserer Evangelien, S. 6). Das ist einfach unwahr. Eusebius z. B. kannte die exegetischen Werke des Papias, Bischof von Hierapolis, der der mündlichen Tradition der ersten Augenzeugen Christi eifrig nachforschte und aus diesen Nachforschungen seine „Erklärungen der Reden des Herrn in fünf Büchern“ zusammenstellte. Wenn also Eusebius das Zeugniß des Papias über das Matthäus-Evangelium anführt zum Belege, daß die katholische Überlieferung über Verfasser und Werth dieses Evangeliums auf Wahrheit beruhe, wie können Kritiker des 19. Jahrhunderts, die Papias' Buch nicht gesehen haben, nun den Eusebius Lügen strafen und behaupten: es sei nicht das Matthäus-Evangelium gemeint? Eusebius hatte das Buch des Papias,

und er sagt: Papias spricht von unserem Matthäus-Evangelium[1]; die rationalistischen Kritiker kennen das Buch des Papias nicht und sagen: er hat nicht von unserem Matthäus-Evangelium gesprochen. So steht die Sache; sie ist äußerst einfach! Und diese dreiste Verneinung nennt man Kritik, Quellenforschung! Ist es ferner ohne allen Belang, daß dem Eusebius noch eine zahlreiche Literatur aus den ersten Zeiten des Christenthums zu Gebote stand, die für uns gänzlich verloren ist? Und war das nicht auch bei Origenes der Fall? Man vergleiche nur, wenn man sich über die literarische Thätigkeit jener Zeit unterrichten und einen Einblick in das uns Verlorene gewinnen will, die Schrift des hl. Hieronymus: de scriptoribus ecclesiasticis.

Und wie setzt sich Volkmar mit den positiven Zeugnissen, die wir erwähnt haben, auseinander? Ein paar Beispiele mögen genügen, diese „Quellenforschung" zu charakterisiren. Das Zeugniß des Irenäus im Briefe an Florin wird einfach durch die Bemerkung abgethan, es sei ja recht gut möglich, daß in der Erinnerung dem Irenäus das, was er in der Jugendzeit von Polycarp selbst gehört hatte, mit dem sich verschmolz, was ihm seitdem selbst gewiß geworden war durch weitere Erfahrung; Irenäus habe sich wohl einer naiven Selbsttäuschung hingegeben und Übertreibung oder Entstellung aus heiligem Eifer sich zu Schulden kommen lassen (Evangelien, S. 54). Also, Irenäus hat einfach Falsches hingeschrieben, und wenn er betheuert, sich ganz genau an Alles zu erinnern, so nennt der Quellenforscher das naive Selbsttäuschung! Volkmar behauptet, erst 175 sei eine Sammlung urchristlicher Schriften von angeblich apostolischem Ursprung als neue Bundesurkunde aufgestellt worden (J. N., S. 7. 14). — Irenäus verkündet um dieselbe Zeit so laut als möglich, daß das kanonische Ansehen der heiligen Schrift und speciell der vier Evangelien von den Zeiten der Apostel her allenthalben bestanden habe.

Das sind einige Proben der „so reichen Fülle von Belehrung und Anregung", die nach der Augsburger „Allgem. Ztg." der „unermüdliche Forschertrieb" Volkmars bietet.

J. Knabenbauer S. J.

---

[1] Denn das ist Sinn und Tragweite des Excerptes und Citates bei Eusebius. Hätte man das beachtet, so wäre wohl ein bedeutender Theil der Literatur über das berühmte Papias-Fragment ungeschrieben geblieben. Freilich achtet man nicht auf Zweck und Absicht des Eusebius bei seinem Citat, so mag das abgerissene Fragment aus Papias dunkel oder unklar erscheinen.

Die Justizmorde der Titus-Oates-Verschwörung.

(Fortsetzung.)

---

8. Intriguen und Hinrichtungen.

P. Ireland und seine Leidensgefährten lagen nach dem Tage ihrer Verurtheilung noch wochenlang in den Kerkern der Newgate. Die Anverwandten Irelands, denen Karl II. sein Leben verdankte, glaubten den König zur Begnadigung der Unschuldigen bewegen zu können. Karl II. konnte ja doch unmöglich die Pondrells von Boscobel, Irelands Vettern, vergessen haben, die mit ihren Leibern das Leben des Königs deckten, als er nach der unglücklichen Schlacht von Worcester am 22. Aug. 1651 vor Cromwell floh. Damals hatte diese treue katholische Familie den flüchtigen Fürsten im dichtesten Theile des Waldes von Boscobel in den Zweigen einer riesigen Eiche verborgen, die von dem Tage an die „Königseiche" genannt und bis auf die Gegenwart herab wie ein Nationalheiligthum verehrt wurde. „Eher würden wir sterben, als Euch verrathen", hatten damals die wackern Leute dem unglücklichen Fürsten, der sich ihnen anvertraute, geantwortet. Die alte Mutter war Karl zu Füßen gefallen, hatte seine Hände geküßt und Gott unter Thränen gedankt, daß er sich gewürdigt habe, das Leben des Königs durch ihre Söhne zu retten. Ihr Töchterlein brachte dann dem Fürsten, der den Tag über im Wipfel der Eiche verborgen saß, die nöthigsten Lebensmittel, während die Söhne Wache hielten und den Verfolgten vor Cromwells Streifpartien, die Jagd auf ihn machten, getreulich warnten. Als endlich auch dieser Zufluchtsort keine Sicherheit mehr bot, hatten ihm die Pondrells ein Pferd verschafft und ihn mit Lebensgefahr aus dem Walde geleitet, wo wiederum geächtete Katholiken sich für ihren Fürsten opferten, bis sie ihn nach einer Fahrt voll Gefahren und Abenteuer, 42 Tage nach der unglücklichen Schlacht, bei Bristol an Bord eines Schiffes gerettet sahen.

Karl II. konnte das nicht vergessen haben. Um ihm den Gnadenact, auf den die guten Leute mit Sicherheit rechneten, zu erleichtern, hatten sie P. Ireland Schreibzeug versorgt; er sollte den Alibibeweis, den das Gericht so schmählich zurückgewiesen hatte, schriftlich führen; sie wollten dann das Tagebuch dem Könige vorlegen und nicht bloß um

Gnade, sondern um Gerechtigkeit bitten. P. Ireland erfüllte den Wunsch seiner Anverwandten. Er schrieb ein Tagebuch seiner Reise nach Staffordshire, in welchem er die Orte, wo er sich aufgehalten, und die Personen, mit denen er verkehrt hatte, vom 3. August bis zum 14. September namhaft machte. Für jeden Tag nannte er ein Dutzend Schutzzeugen, im Ganzen weit über 40, darunter Männer aus den angesehensten Familien; es war ein vernichtender Beweis, daß Oates, Bedloe und Sarah Paine meineidig vor Gericht geschworen hatten. Dieses Tagebuch wurde Karl II. vorgelegt; er las es und erklärte wiederum seine Überzeugung, die ganze Verschwörungsgeschichte sei eitel Lug und Trug. Wir wollen gerne glauben, daß der König sowohl aus Dankbarkeit als aus Gerechtigkeit sich scheute, seinen Namen unter den Befehl der Hinrichtung zu setzen. Vorläufig schob er dieselbe hinaus. Eine Begnadigung wagte er nicht zu ertheilen, nicht einmal den Befehl, die namhaft gemachten Zeugen vorzuladen und eine neue Gerichtsverhandlung einzuleiten. Auch dieses Mal bewies sich die Strömung stärker als der Steuermann, und Karl II. unterschrieb endlich gegen sein besseres Wissen, gegen die Stimme der Dankbarkeit und den Ruf der Gerechtigkeit nach einem Monat schwachen Zauderns und Widerstrebens den Befehl zur Hinrichtung des ersten Priesters, der während seiner Regierung das Blutgerüst besteigen mußte. Andere folgten demselben rasch nach.

Der König war damals wirklich sehr im Gedränge. Wir haben schon früher gesagt, der Lordschatzmeister Danby habe sich der Verschwörungsgeschichte nur als eines Schildes bedienen wollen, um den Schlag Shaftesbury's und der Opposition abzuwehren, der ihn, wie er wohl wußte, zu vernichten drohte. Danby hatte nämlich unter dem 25. März (4. April) 1678 im Namen und im Auftrage Karls II., den seine Ausschweifungen in stets neue Geldnoth stürzten, Ludwig XIV. das Anerbieten gemacht, für 18 Millionen Livres, die in drei jährlichen Raten zu entrichten wären, der französischen Politik zu folgen. Karl hatte eigenhändig unter den Brief gesetzt: „Dieser Brief ist auf meinen Befehl geschrieben. C. R.“ [1] Diese für das Ansehen Englands allerdings wenig ehrenvolle Transaction war von Montague, dem englischen Gesandten in Paris, Shaftesbury und der Opposition im Parlamente verrathen worden. Sie schmiedeten daraus eine Waffe, welche zunächst Danby und durch diesen den König treffen sollte. Danby ahnte den

[1] Carolus, Rex.

Verrath; unter dem Vorgeben, Montague habe in Paris mit dem päpstlichen Nuntius verhandelt und sei deßhalb der Theilnahme an der von Oates entdeckten Verschwörung verdächtig, ließ er mit Zustimmung des Königs die Papiere des gefährlichen Feindes mit Beschlag belegen, um so jenen Brief vom 25. März wieder in seine Gewalt zu bekommen. Aber die Mine versagte. Montague hatte gerade den Originalbrief Danby's in Sicherheit gebracht und erklärte jetzt im Unterhause, dessen Mitglied er war, er wolle dem Parlamente diesen Brief als Beweis vorlegen, daß Danby die Würde Englands an das verhaßte, mit dem Papste verbundene Frankreich verrathen habe. Die Rollen waren jetzt gewechselt: der Angeklagte war der Kläger und die Wogen der großen protestantischen Partei Shaftesbury's schäumten hoch auf wider den Schatzmeister und wider den König.

Gerade in diese Tage des Sturmes fiel das Urtheil wider P. Ireland und seine Gefährten. Am 17./27. December hatte die Gerichtssitzung stattgefunden, von der wir das letzte Mal erzählten. Zwei Tage nach der Verurtheilung, am 19./29., erhob sich Montague im Unterhause und legte den Originalbrief Danby's vor. Bis tief in die Nacht dauerte die stürmische Verhandlung, und mit Mehrheit erfolgte der Beschluß, den Lordschatzmeister des Hochverrathes anzuklagen. Am folgenden Tage, am 20./30., hatte das Oberhaus über dieselbe Frage seine Stimme abzugeben; es hörte die Vertheidigung Danby's und lehnte den Antrag des Unterhauses ab. Das gab dem Könige die Veranlassung, am gleichen Tage noch das Parlament auf fünf Wochen, bis zum 4./14. Febr., zu vertagen. Die Gefahr für den Lordschatzmeister und für die Krone wurde aber dadurch nicht beseitigt, nur hinausgeschoben; ja der Schritt, den Karl II. weder für seinen Bruder noch für seine Gattin gewagt hatte, verschärfte die Gefahr nur, indem er die Wuth der allmächtigen Partei Shaftesbury's steigerte.

Inzwischen waren vier Wochen seit der Vertagung des Parlaments verflossen, ohne daß die Stimmung für den König und seinen Schatzmeister eine günstigere geworden war. Es lag auf der Hand, daß die Hochverrathsanklage gegen Danby die erste Verhandlung nach der Wiedereröffnung des Unterhauses sein werde. Karl II. wollte den Zusammentritt des Parlaments noch einmal hinausschieben; sobald aber diese seine Absicht nach außen hin verlautete, traten einige der Führer des Unterhauses, die in London weilten, zusammen und verabredeten eine großartige Demonstration, ähnlich denjenigen, welche ein Jahrhundert später

von der französischen Revolutionspartei gegen den Hof von Versailles in Scene gesetzt wurden. Sie entwarfen eine Petition gegen die Vertagung. Die ganze Nation, schrieben sie, sei in großer Aufregung wegen des steten Wachsens der Macht Frankreichs, dessen starke Flotte einen Überfall befürchten lasse. Dieser erste Punkt ging direct gegen Danby und den König. Dazu komme der Schrecken vor der papistischen Verschwörung, und noch seien die Schuldigen nicht hingerichtet. Das erwecke den Verdacht, daß man gar an ihre Begnadigung denke. Ein fernerer Aufschub würde aller Welt zu dem Glauben Anlaß geben, sie seien unschuldig und die ganze Verschwörung sei aus reiner Bosheit ersonnen [1]. Diese Adresse sollte dem Könige durch den Lord-Mayor von London an der Spitze von 50 000 Bürgern überreicht werden. Das sah der Androhung eines Umsturzes verzweifelt ähnlich.

Kaum hatte Karl II. Kunde von dieser beabsichtigten Demonstration, so berief er das Privy Council. Das Zustandekommen dieser Massendeputation, die gleichbedeutend war mit einer Mobilmachung der protestantischen Partei gegen den Hof, sollte um jeden Preis verhindert werden. Den Schatzmeister wollte der König nicht opfern, und doch, wenn das Parlament wieder zusammentrat, schien es um ihn geschehen. Es blieb nur ein Mittel, freilich ein gefährliches, aber es konnte versucht werden: das Parlament aufzulösen, anstatt zu vertagen. Seit 17 Jahren war dieses Mittel nicht mehr in Anwendung gekommen. Man hatte aber die Opfer in der Hand, welche der Wuth des Pöbels zur Befriedigung vorgeworfen werden konnten. Zunächst wurde also öffentlich bekannt gemacht, der König denke nicht daran, das Parlament zu vertagen, und auf diese Erklärung hin unterblieb die gefürchtete Deputation. Um so nothwendiger, sagten die Räthe, sei es nun, dem Volke in Betreff der Hinrichtung der Verurtheilten zu entsprechen. Doch erhob sich, zur Ehre des Mannes sei es gesagt, eine gewichtige Stimme dagegen. „Rücksichtlich der Hinrichtung der Priester," erzählt Sir William Temple in seinen Denkwürdigkeiten, „hatte ich mit Lord Halifax einen heftigen Wortwechsel. Er erklärte mir geradezu, wenn ich in diesem für die Zufriedenstellung des Volkes durchaus nothwendigen Zugeständnisse

---

[1] „Per ulteriorem enim dilationem toti orbi credendi occasiones dari, illos innocentes totamque conspirationem ex pura malitia excogitatam esse." Onno Klopp glaubt in diesem Satze die Feder Shaftesbury's zu entdecken, und meint, er habe in diesen Worten, ohne es zu wollen, der Wahrheit einigermaßen die Ehre gegeben (Der Fall des Hauses Stuart, Bd. II. S. 191).

nicht nachgeben wolle, werde er mich öffentlich als einen Papisten bezeichnen. Man müsse die Verschwörung als eine Thatsache behandeln, ob sie eine solche sei oder nicht. Wenn der König hierin nicht der Meinung des Volkes nachgäbe, werde er weder im Innern Frieden und Eintracht, noch Achtung nach Außen besitzen." Der Rath trug also dem Könige vor: es handle sich nur darum, ob die Verurtheilten allein das Leben verlieren sollten, oder ob ein Volksaufstand die Kerker stürmen, sämmtliche Verurtheilten und mit ihnen alle Katholiken und vielleicht den König selbst hinschlachten werde. Es war die alte Forderung: man sollte die vorgeblichen Verschwörer, in Wahrheit die treuesten Unterthanen, den Führern der eigentlichen Umsturzpartei zum Opfer bringen, und wie alle schwachen Fürsten, entschloß sich Karl II. hierzu, trat die Dankbarkeit und Gerechtigkeit mit Füßen und unterschrieb das Todesurtheil P. Irelands und seiner Gefährten.

Am 24. Januar (3. Februar) 1679 wurde die Auflösung des Parlaments verkündet und an demselben Tage bestiegen P. Ireland und John Grove das Schaffot. Ihr Blut mußte die Wogen besänftigen, welche das Decret des Königs erregte[1]. Der Benedictiner-Laienbruder Pickering blieb einstweilen im Kerker; man mußte sich vorsehen, um allenfalls auch einen künftigen Sturm mit dem Blute eines Opfers beschwören zu können.

Am Tage vor der Hinrichtung hatte der Kapuzinerpater Augustin von Losingham, einer der Kapläne Graf Egmonds, des spanischen Gesandten, vom Könige die besondere Gnade erbeten, P. Ireland, und wahrscheinlich auch John Grove, die heiligen Sacramente spenden zu dürfen. So war der Verurtheilte zum Tode bereit und ging ihm mit Muth und Vertrauen entgegen. Ein Edelmann erzählt als Augenzeuge, er habe nie ein so liebenswürdiges und von himmlischer Freude strahlen-

---

[1] Daß die Furcht vor einem Aufstande am Tage der Parlaments-Auflösung wirklich nicht unbegründet war und auch nach der Meinung des kaiserlichen Botschafters, Graf Waldstein, nur durch die Hinrichtung beschwichtigt werden konnte, geht aus Waldsteins Bericht an den Kaiser vom Tage der Hinrichtung hervor: „Hodie extremum supplicium subierunt Pater Ireland et Grove, summae proditionis rei judicati, solitaque poena affecti, nimirum strangulati et in quatuor partes scissi, cum incredibili populi protestantis jubilo, qui, nisi haec executio hodie facta fuisset, infallibiliter insurrexisset, cum omnium Catholicorum, imo ipsiusmet Regis periculo, ac incarceratos omnes ad supplicium traxisset. Hic est primus sacerdos, qui sub dominatione S^{mi} Regis Angliam sanguine suo conspersit: utinamne plures sequantur!" (Bei Onno Klopp, Fall des Hauses Stuart, Bd. II, Anlagen, S. 464.)

des Antlitz gesehen, als das Angesicht P. Irelands, da er zum Tode geführt wurde. Samuel Smith, der protestantische Kaplan der Newgate, sagt in seinem Berichte über den Tod der fünf Jesuiten, die Hinrichtung der Verurtheilten sei der Unterschrift des Königs so rasch gefolgt, daß er nur eben Zeit gehabt habe, folgende Worte an P. Ireland zu richten: „Herr, ich flehe inbrünstig zu Gott, daß er Ihnen Barmherzigkeit und Verzeihung Ihrer großen Sünden gewähre. Vertrauen Sie allein auf die Gerechtigkeit und die Verdienste Christi Jesu. Sammeln Sie sich unterwegs und richten Sie Ihr Herz auf den Herrn bis zum letzten Athemzuge." „Mr. Ireland," fügt der protestantische Geistliche bei, „schien diese Worte freundlich anzuhören und so schieden wir von einander."

Die beiden Gefangenen wurden jetzt dem Urtheile gemäß auf zwei Schleifen gebunden; dann ging es hinaus durch das Gefängnißthor in die mit Menschen gefüllten Straßen Londons und durch die lärmende und tobende Menge in langsamem Zuge voran zum Galgen nach Tyburn, der beim zweiten Meilensteine vor den Thoren Londons stand und von den Tagen Elisabeths her durch das Blut katholischer Priester geweiht war. Auf diesem weiten Leidenswege durch die Tausende und aber Tausende des fanatisirten Pöbels der Hauptstadt wurde ihnen die Schmach ihres göttlichen Meisters in vollen Zügen zu Theil. Hohn und Spott, Fluch und Verwünschung hallte von allen Seiten; noch mehr: man spie sie an, bewarf sie mit Straßenkoth, mit faulen Eiern, mit dem ekelhaftesten Unflathe.

In Tyburn angekommen, bestieg P. Ireland den Karren, der unter dem Galgen stand. Es wurde, wie üblich, das Todesurtheil noch einmal verlesen; dann machte der Sterbende von seinem Rechte Gebrauch, das dem Verurtheilten gestattete, vom Schaffote aus zum Volke zu reden, oder auch einen schriftlichen Abschied der Öffentlichkeit zu hinterlassen. Alle Verurtheilten der Titus-Oates-Verschwörung, vom ersten bis zum letzten, machten von diesem Rechte Gebrauch und starben mit der feierlichen Erklärung ihrer Unschuld. Anfangs verhallten diese Worte im Toben der wild aufgeregten Menge; aber nach und nach machten sie doch Eindruck und bewirkten einen Umschwung der öffentlichen Meinung. P. Ireland redete also:

„Wir sind hierher gekommen, gewissermaßen auf die letzte Schaubühne des Schauspielhauses dieser Welt, und ich erachte es daher für unsere Pflicht, einige Worte zu sprechen. Vorerst bekennen wir, daß

wir von Herzen Allen und jedem Einzelnen insbesondere verzeihen, der irgend einen Nutzen, eine Mitschuld oder eine Hilfeleistung an unserer Hinrichtung hat. Zweitens erklären und bekennen wir unsere Verpflichtung, in diesem Augenblicke jede Schuld einzugestehen, wenn wir schuldig wären, ja alle Mitschuldigen anzugeben und wäre es auch unser eigener Vater, endlich selbst tausend- und aber tausendmal Gott und Menschen um Verzeihung zu bitten. Allein ich sehe wohl, man wird unserer Betheurung doch keinen Glauben schenken: so wollen wir uns der Gnade des allmächtigen Gottes anbefehlen und Verzeihung von Ihm durch Christus hoffen. Was mich nun persönlich betrifft, so habe ich mich 20 Jahre in den Niederlanden aufgehalten und bin erst letzten Juni vor einem Jahre hierher gekommen. Ich wäre auch wieder dorthin zurückgekehrt, hätte mich nicht eine Krankheit verhindert. Am 3. August des letzten Jahres reiste ich nach Staffordshire und seiner Umgebung; es ist mir daher durchaus unverständlich, wie ich mich zur angegebenen Zeit hier hochverrätherischer Umtriebe schuldig machen konnte."

Einer der Sheriffs unterbrach hier den Verurtheilten mit der Bemerkung, er würde besser thun, seine Zeit anders zu gebrauchen und nicht mit solchen Redensarten zu vergeuden, die ihm doch kein Mensch glauben werde. „Nicht als ob uns besonders viel an unserer Zeit gelegen wäre," fügte der Mann bei; „wir können warten; aber solche Reden beleidigen den Gerichtshof, der euch verurtheilte." P. Ireland sah ein, daß eine ausführlichere Vertheidigung vor diesem rasenden Pöbel wirklich nutzlos verhallen würde. Er sagte daher kein weiteres Wort für sich, und schloß seine Ansprache mit dem folgenden schönen Gebete für den König, welcher ihn verurtheilt, und für die Kirche, welcher er im Leben und im Tode angehören wollte:

„Ich bitte den allmächtigen Gott, er möge tausend und tausend Gnaden herabthauen auf Seine geheiligte Majestät, auf den Herzog von York, auf alle Glieder der königlichen Familie und auf das ganze Königreich. Die Katholiken, welche hier gegenwärtig sind, ersuchen wir um ihre Gebete für den glücklichen Übergang in die bessere Welt und daß Gott sich aller christlichen Seelen erbarme. Was unsere Feinde betrifft, flehen wir inbrünstig zu Gott, er möge seine Erbarmung nicht von ihnen wenden; denn wir haben ihnen vom Grunde unserer Seele verziehen, und so flehen wir alle guten Leute, sie mögen mit uns und für uns beten."

John Grove sagte nur die wenigen Worte: „Wir sind unschuldig;

wir verlieren unser Leben durch Unrecht und bitten Gott für diejenigen um Verzeihung, welche die Urheber unseres Todes sind."

Ein Priester der Gesellschaft Jesu stand verkleidet in der Nähe des Galgens und ertheilte den Sterbenden auf ein verabredetes Zeichen die letzte Lossprechung. Dann legte der Henker die Schlingen um den Hals der Verurtheilten; noch ein kurzes Gebet, und die Pferde zogen den Karren unter den Füßen der beiden Opfer weg. Wenige Minuten nur ließ man sie hängen; dann schnitt der Henker die noch Lebenden los, und die scheußliche Schlächterei begann: der Leib wurde aufgerissen, das noch zuckende Herz den Sterbenden ins Angesicht und dann in's Feuer geworfen, der Leichnam geviertheilt. Und mit lautem „No-Popery-Geschrei" wälzten sich die Massen zurück nach London: es war ja ein Sieg des reinen Evangeliums über die verhaßte und gefürchtete Kirche des Papstes!

Die englischen Jahresbriefe der Gesellschaft Jesu erzählen, anwesende Katholiken seien beim Tode P. Irelands mit der größten Bewunderung und Ehrfurcht erfüllt worden. Sofort hätten sie seine Kleider als Reliquien gekauft. Sein Herz, das der Henker in das Feuer geworfen hatte, wurde gleichfalls erworben und in kleinen Partikeln vertheilt. Vor Allen zeichnete sich der fromme Kapuzinerpater aus, welcher ihm die heiligen Sacramente gespendet hatte. Er wohnte der Hinrichtung bei und verfaßte als Augenzeuge einen Bericht derselben, worin er mit der größten Begeisterung von der Unschuld, dem Starkmuthe, der Herzensfreude des Sterbenden redet und den glühenden Wunsch ausspricht, es möchte auch ihm ein ähnlicher Tod zu Theil werden.

P. William Ireland (auch Ironmonger) entstammte einer angesehenen, der katholischen Kirche und dem königlichen Hause treu ergebenen Familie aus der Grafschaft Lincoln; er war im Jahre 1636 geboren, zählte also zur Zeit, da seine Anverwandten den König retteten, 15 Jahre und stand erst in seinem 43. Lebensjahre, als er das Schaffot bestieg. Jung sandten seine Eltern den talentvollen Knaben in das Colleg von St. Omer. Daselbst zeichnete er sich durch die Reinheit seiner Sitten, durch Lernbegierde und alle Tugenden eines studirenden Jünglings so sehr aus, daß ihn die Lehrer seinen Mitschülern als ein Vorbild aufstellten. Am 7. September 1655, am Vorabende des Geburtsfestes seiner himmlischen Mutter, trat William zu Watten in das Noviziat der Gesellschaft Jesu. Dann finden wir seinen Namen in unsern Quellen nicht mehr bis zum Jahre 1673, in welchem er die Profeßgelübde ablegte. Einige Zeit war er Seelenführer der armen Carmelitessen zu

Gravelines und wurde endlich im Juni 1677 in seine Heimat gesandt, wo er das Amt des Procurators der englischen Ordensprovinz zu übernehmen und gleichzeitig in der Seelsorge zu wirken hatte. Seine Mitbrüder, die ihn persönlich kannten, stellen ihm das Zeugniß unerschütterlicher Geduld, großen Muthes, tiefer Demuth aus und sagen, die Obern hätten diesen „klugen und getreuen Knecht" (servus prudens et fidelis, wie sie ihn nennen) getrost auch auf den schwierigen Posten stellen können; Schwierigkeiten und Gefahren hätten seinen Muth nur noch mehr entflammt, wo es galt, eine Seele aus den Banden des Irrthums oder der Sünde zu befreien. Der Muth, die Seelenruhe, die Freude, die wir an ihm vor Gericht und auf dem Wege zum Tode bewunderten, beweisen, daß dieses Urtheil über P. Ireland wohl begründet war. Von seinem Leidensgefährten John Grove haben wir außer dem Mitgetheilten keine fernere Kunde. Es scheint, daß er als Knecht den Jesuiten in London diente, vielleicht in der Absicht, als Laienbruder in den Orden zu treten. Durch ein meineidiges Geständniß hätte er nicht nur sein Leben retten, sondern reichen Lohn gewinnen können; allein er wählte mit Freuden den Tod um der Gerechtigkeit willen und starb mit der Betheuerung seiner Unschuld und einem Gebete für seine Feinde, würdig der heiligen Sache, welcher er im Leben in Armuth und Niedrigkeit gedient hatte.

Drei Tage waren seit der Auflösung des Parlaments und der Blutscene von Tyburn verflossen. Die Aufregung der Massen begann sich allmählich zu legen. Da trat wiederum ein Ereigniß ein, welches ähnlich der Auffindung des Leichnams Sir Edmundbury Godfrey's den Sturm von Neuem entfesselte. Am 27. Januar (7. Februar) erscholl plötzlich der Ruf: „Feuer! Feuer!" in den Straßen Londons, während bald von allen Thürmen der Hauptstadt die Sturmglocken wimmerten, und Tausende schrieen, das sei die That der papistischen Verschwörer. Der Brand wüthete bei den mangelhaften Löschvorrichtungen jener Zeit bis zum folgenden Tage und legte hundert Häuser in Asche. War er Zufall oder das Werk berechnender Bosheit seitens derjenigen, die um jeden Preis den Glauben an die Verschwörung befestigen wollten? Die Geschichte weiß darauf keine Antwort; so viel ist sicher, daß Shaftesbury und die Seinigen rasch bei der Hand waren, um das öffentliche Unglück für ihr Interesse auszubeuten. Titus Oates hatte ja in seiner „wahrhaften Erzählung des greulichen Complottes" beschworen, die Jesuiten seien die Mordbrenner von Anno 1666 und gingen auch jetzt

wieder mit dem Plane um, London einzuäschern. Was Wunder also, daß die aufgeregte Menge die Feuersäulen, die jetzt vor ihren Augen zum Himmel emporloderten, als den klarsten Beweis des Bestandes und der höllischen Verruchtheit der Verschwörung ansah? Mit Furcht und Bangen verbargen sich die Katholiken in ihren Wohnungen, jeden Augenblick gewärtig, daß die wüthende Volksmenge die Thüren sprengen und blutige Rache fordern würde. So erzählt Graf Waldstein, der kaiserliche Gesandte, in seinem Berichte nach Wien [1]. Die Garden des Königs, welche rechtzeitig vertheilt wurden, hinderten zwar die mit Recht befürchteten Gewaltthaten. Aber Opfer forderte die entfesselte Leidenschaft dennoch.

Wir haben oben (Bd. XXII. S. 188) erzählt, wie der unglückliche Silberschmied Miles Prance in kaum zurechnungsfähigem Zustande drei Bediente von Somerset House als die Mörder Sir Edmundbury Godfrey's angab. Wiederholt hatte der Unselige dieses durch die Folterqualen von Shaftesbury erpreßte Geständniß widerrufen, um sich dann durch neue Qualen die alte Aussage abermals abnöthigen zu lassen. Am 10. Februar wurden die drei unschuldigen Opfer seiner Schwäche: Robert Green, Lawrence Hill und Harry Berry, während die eingeäscherten Straßen noch qualmten, vor die Schranken des Gerichtshofes gestellt und der Ermordung Sir Edmundbury Godfrey's angeklagt. Ihr Loos konnte auch nicht einen Augenblick zweifelhaft sein. Bedloe hatte zwar in seinen ersten Aussagen, die zu Protocoll genommen wurden, keinen der drei Angeklagten genannt [2], noch wagte er im Widerspruche mit seinen ersten Angaben zu behaupten, er habe einen derselben bei der Leiche des Friedensrichters gesehen. Zudem stimmte die Erzählung des Prance durchaus nicht mit derjenigen Bedloe's überein. Endlich hatten die Angeklagten zahlreiche Schutzzeugen beigebracht, welche bewiesen, daß sie zur Zeit, da der Mord angeblich geschehen sei, zu Hause waren, daß die Leiche nicht an dem genannten Orte habe verborgen werden können, daß in jener Nacht keine Sänfte das bezeichnete Thor passirte, während die meineidigen Kläger behaupteten, der Leichnam Godfrey's sei in einer solchen aus der Stadt geschafft worden. Allein was half das Alles und die heiligste Betheuerung ihrer Unschuld den drei Angeklagten in der Aufregung jener Tage! Bedloe und Prance schwuren, die Jury sprach das „Schuldig" und der Richter fällte das Todesurtheil.

---

[1] Bei Onno Klopp a. a. O., Bd. II. S. 193.

[2] Vgl. oben Bd. XXII. S. 181 u. 182.

Karl II. wagte natürlich nicht, den ungerechten Spruch umzustoßen, obschon er sich persönlich von der Verlogenheit Bedloe's überzeugt hatte [1] und obschon Prance vor ihm kniefällig betheuert hatte, seine Aussage sei erpreßt und falsch [2]. Schon am nächsten Tage, am 11./21. Februar, wurden Hill und Green nach Tyburn hinausgeschleift und dort gerade so hingerichtet, wie wir es von P. Ireland und seinem Gefährten erzählt haben. Lawrence Hill war der Diener eines gewissen Dr. Godden, der nach der Aussage des Prance bei der Beseitigung der Leiche Godfrey's hilfreiche Hand geleistet haben sollte. Durch die Flucht scheint Godden rechtzeitig dem Schaffote entronnen zu sein; sonst würden wir gewiß seinem Namen in den Gerichtsverhandlungen wieder begegnen. Robert Green war ein ehrwürdiger schwacher Greis; er gehörte zur Dienerschaft der Königin; in seinen alten Tagen war sein Amt, in der Privatkapelle der Königin die Polster zu legen. Da, an einem der wenigen Plätze, in denen damals in England Christus unter den eucharistischen Gestalten im Tabernakel weilen durfte, mag wohl der Greis die Gnade eines so frommen und starkmüthigen Todes erbeten haben.

Hill sprach also vor seinem Tode: „Ich stehe nun auf dem verhängnißvollen Platze der Hinrichtung. In kurzer Zeit muß ich vor dem Richterstuhle des allmächtigen und allwissenden Gottes erscheinen, und ich hoffe, es wird mein Glück sein, da ich unschuldig sterben muß. Ich rufe Gott, die Menschen und die Engel zu Zeugen meiner Unschuld am Tode des Friedensrichters Godfrey auf; ich betrachte meinen unschuldigen Tod als eine Gnade und hoffe durch die Verdienste Jesu Christi, meines gesegneten Erlösers, die ewige Seligkeit. Ich bekenne, wie ich lebte, so sterbe ich als römischer Katholik und bitte meine Glaubensgenossen um ihr Gebet für mich. Gott segne und erhalte Se. Majestät und dieses arme Volk und rechne ihnen das unschuldige Blut nicht an! So lebet denn wohl, in Jesus Christus, in dessen Hände ich meinen Geist befehle!"

Auch der greise Mr. Green sprach einige Worte zu der zahllosen Menge: „Ich bitte euch Alle um euer Gebet," sagte er. „Und was Sir Edmundbury Godfrey betrifft, so weiß ich nicht, ob er todt oder lebend ist, denn in meinem Leben habe ich ihn nie mit meinen Augen gesehen, so viel mir bekannt ist. Und wenn falsche Menschen gegen mich

---

[1] Vgl. oben Bd. XXII. S. 183.

[2] Vgl. oben S. 188.

schwören wollen, so stehe ich ihnen schutzlos gegenüber." Da unterbrach ein Capitän Richardson die letzten Worte des Sterbenden mit der Bemerkung, er habe ein billiges Gericht gehabt und solle sich jetzt lieber zum Tode vorbereiten, als den guten Ruf seiner Mitmenschen antasten. Robert Green antwortete milde: „Ich bitte Gott, den Allmächtigen, er wolle ihnen Allen vergeben; niemals in meinem Leben sah ich, so viel ich weiß, Sir Edmundbury Godfrey."

Mit diesem Gebete für ihre Feinde und mit dieser Betheuerung ihrer Unschuld starben die Beiden heldenmüthig.

Ihr Gefährte Harry Berry folgte ihnen acht Tage später, am 18./28. Februar, in den Tod. Auch er war ein Diener der Königin und hatte die Stelle eines Portiers von Somerset House versehen. Wie er im Gefängnisse Dr. Lloyd, dem protestantischen Dechanten von Bangor, erklärte, hatte er ohne innere Überzeugung und um irdischer Vortheile willen im Dienste der Königin zum Scheine den katholischen Glauben angenommen und bekannte sich jetzt wieder offen als Protestanten. Diese seine Heuchelei ist gewiß ein dunkler Fleck in seinem Leben. Doch fiel er nicht so tief, daß er, um sein Leben zu retten, in die Reihe der falschen Zeugen übergetreten wäre. Bis zum letzten Athemzuge läugnete er die That, deren er angeklagt war, und als der Karren bereits unter seinen Füßen fortgezogen wurde, erhob er noch einmal seine Hände und rief: „Wie ich unschuldig bin, so nimm meine Seele auf, o Jesu!"

Mr. Berry ist der einzige Protestant, welcher der Titus-Oates-Verschwörung zum Opfer fiel.

Am gleichen Tage erhielt der Herzog von York von seinem königlichen Bruder den schriftlichen Befehl, England zeitweilig zu verlassen; der Aufenthaltsort im Auslande war ihm freigestellt, Frankreich ausgenommen. Zu dieser Maßnahme nöthigte die Stimmung der Bevölkerung bei den Wahlen für das Parlament; von allen Seiten kamen Hiobsposten an den Hof. Die den Stuarts am meisten feindselige und vom glühendsten Hasse gegen die katholische Kirche erfüllte Partei der Presbyterianer siegte. Karl II. trat mit dem Wunsche an seinen Bruder heran, derselbe möge, zum Scheine wenigstens, den katholischen Glauben abschwören und zur anglikanischen Gemeinschaft zurücktreten. Der Antrag ist charakteristisch für Karl, aber ebenso charakteristisch ist die Antwort Yorks. Der Erzbischof von Canterbury und der Bischof von Winchester waren mit der Billigung des Königs und im Namen ihrer Amtsbrüder, wie sie hervorhoben, zu ihm gekommen. Sie hatten ihn

um die Rückkehr in die Kirche Englands gebeten; in ihr sei er geboren und erzogen, sagten sie, als deren Martyrer sei sein Vater gestorben, ihre Lehren seien sowohl dem Worte Gottes als dem monarchischen Princip entsprechender, als jene des Katholicismus. Der Herzog dankte für ihren guten Willen, weigerte sich, in einen Religionsdisput mit ihnen einzutreten, versprach dem anglikanischen Erzbischof eine schriftliche Darlegung der Gründe seiner Conversion und schlug ihr Ansinnen rund ab. Er habe die Opfer, welche seine Conversion fordern würde, längst vorher erwogen. Lieber wolle er das Reich seiner Väter verlassen, sagte er seinem Bruder. Karl äußerte, das sei unter diesen Umständen sein Wunsch. Aber York verlangte den schriftlichen Befehl, damit es nicht den Schein habe, als fliehe er wie eine Memme vor dem Kampfe, und Karl stellte das verlangte Actenstück am 28. Februar aus. Um aber gleichzeitig Shaftesbury's Plänen die Spitze abzubrechen, versammelte der König das Privy-Council und verwahrte sich feierlich gegen die ausgesprengten Gerüchte, als sei der Herzog von Monmouth sein legitimer Sohn und dessen Mutter ihm jemals angetraut gewesen. Niemals habe er eine andere Ehe eingegangen, als jene mit seiner noch lebenden Gemahlin Katharina. Der einzige rechtmäßige Kronerbe sei daher sein Bruder, der Herzog von York. Diese seine Erklärung ließ er zu Protocoll nehmen und von allen anwesenden Räthen unterzeichnen.

Am 4./14. März verließ York England. Zwei Tage später trat das neue Parlament zusammen. Der König und Danby hatten sich gründlich verrechnet, wenn sie gewähnt, das Unterhaus würde jetzt Shaftesbury und seiner Partei weniger zu Willen sein. Umsonst zählte Karl II. in seiner Thronrede alles auf, was er zur Rettung der protestantischen Religion in England gethan habe. Der Sturm gegen die vorgebliche Verschwörung und gegen Danby brach alsbald los. Am 20./30. März verlangte das Unterhaus einstimmig die Verhaftung des Schatzmeisters. Der König wollte ihn retten; er enthob ihn seiner Stelle, kam am 22. März (1. April) im königlichen Ornate in das Oberhaus, berief das Unterhaus an die Schranken und erklärte, Danby habe jene Briefe auf seinen Befehl geschrieben; wenn er sich dabei eines Vergehens schuldig gemacht, so habe er ihm unter dem großen Siegel von England Begnadigung ertheilt, ihn aber aus seinem Amte entlassen. Das möge dem Parlamente genügende Satisfaction sein. Zugleich ordnete der König an demselben 22. März (1. April), um auch dadurch die Geneigtheit des Parlamentes zu gewinnen, in einer Proclamation

einen allgemeinen Bet- und Fasttag an, um Abwendung der großen Gefahr, welche dem Königreiche durch die Papistenverschwörung drohe.

Wollte Karl durch diese Maßnahme die Aufmerksamkeit des Parlamentes von sich und Danby ablenken? Es gelang ihm keineswegs. Der königlichen Auctorität zum Trotze schritt das Unterhaus über den Gnadenbrief hinweg, als bestünde er nicht. Der König könne nur begnadigen, wo er Ankläger sei; er könne dem Parlamente nicht das Mittel nehmen, einen Verräther der Nation zu bestrafen. Die Anklageacte wurde eingebracht und Danby zur Vertheidigung vorgeladen. Um seinem königlichen Herrn, der ihn doch nicht mehr schützen konnte, die Verlegenheit zu ersparen, seinen Gnadenbrief eigenhändig zu zerreißen, verließ Danby das Asyl des königlichen Palastes und stellte sich freiwillig dem Parlamente. An den Schranken des Oberhauses warf er sich auf die Kniee und hörte die lange Anklageacte; dann wurde er als Gefangener in den Tower abgeführt, wo er sich auf seine Vertheidigung vorbereiten könne. Umsonst hatte sich also dieser Mann der Verschwörungsgeschichte des Titus-Oates als eines Schildes bedienen wollen. Zugleich mit den katholischen Lords lag er nun im Tower, und nur ein Schritt trennte ihn vom Blutgerüste.

Shaftesbury hatte nunmehr seinen politischen Gegner gestürzt; es erübrigte nur noch, sich an dessen Stelle zu setzen. Er hatte gesagt: „Mag Danby so laut ‚No Popery' schreien, als er Lust hat: ich schreie doch noch einen Ton höher und werde ihn bald aus seiner Stelle verdrängen." Getreu diesem Programme wandte sich nun der Führer der Opposition wieder der „greulichen Papistenverschwörung" zu. Beide Häuser des Parlamentes überboten sich in Maßnahmen gegen die Katholiken. Alle, sogar die Dienstboten und Taglöhner, sollten den Testeid ablegen; sämmtliche Priester in England, deren man habhaft werden konnte, wurden eingekerkert und nach den alten Verfolgungsgesetzen verurtheilt. Wir werden noch eine Anzahl dieser Fälle zu erzählen haben. Das Parlament erklärte wiederholt seinen Glauben an den wirklichen Bestand der Verschwörung; auf seinen Beschluß mußte der Gebetsformel, die sonntäglich in allen protestantischen Kirchen verlesen wurde, ein eigenes Gebet gegen die papistischen Verschwörer beigefügt werden; das Unterhaus verlangte ein eifrigeres Betreiben des Processes der fünf eingekerkerten katholischen Lords und alle Gerichtshöfe bemühten sich, gegen die zahllosen Gefangenen, mit denen alle Kerker Englands gefüllt waren, neue Beweise beizubringen.

Der König war rathlos. Er suchte Hilfe bei Sir William Temple, dessen Ansehen es schon einmal gelungen war, die drohende Volksstimmung zu beschwichtigen. Derselbe schlug vor, zwischen das Parlament und die Krone einen neuen geheimen Rath von 30 Personen, zur Hälfte aus den Ministern der Krone, zur Hälfte aus den hervorragendsten Männern der Volkspartei, zu stellen. Der König willigte ein und ernannte Shaftesbury zum Präsidenten dieser wichtigen Körperschaft. Am 21. April (1. Mai) zeigte der König dem Parlamente diese unerwartete Maßnahme an. Das Parlament blieb ruhig, die Stadt aber jubelte und Freudenfeuer verkündeten dem Lande den neuen Sieg der protestantischen Partei. Als einen solchen betrachtete auch der Herzog von York in Brüssel das Geschehene: er schrieb an den Prinzen von Oranien, sein Bruder habe sich der Opposition übergeben und die Republik sei nun im Anzuge.

In der That hatte sich Karl II. abermals verrechnet, wenn er Shaftesbury nun auf seiner Seite zu haben wähnte. Derselbe benützte seine Stelle nur, um die Ausschlußbill gegen York zu erzielen und die Krone Monmouth zuzuwenden. Wiederum sollte die Angst vor dem Papistencomplotte die Waffen dazu bieten. Wie auf einen Wink traten jetzt neue Angeber auf und verkündeten neue, unmittelbar bevorstehende Schreckensthaten der Papistenverschwörung. Die guten Bürger von London, denen der letzte große Brand noch frisch im Andenken war, hörten mit Grauen, es sei diesesmal auf die Einäscherung der ganzen Hauptstadt abgesehen. Man bezeichnete das Haus in der Fetter Lane, wo der Brand gelegt werden sollte. Ludwig XIV., hieß es ferner, rüste seine Flotte und werde um die Mitte Juni in England mit 60 000 Mann landen. An der Spitze dieses Heeres wolle der Herzog von York wieder einziehen, der jetzt geflohen sei, um sein Leben zu retten. Dann werde er die Krone mit Gewalt nehmen, und um die protestantische Religion, ja um das Leben der Protestanten sei es geschehen. An einem Samstag, am 26. April (6. Mai), flogen diese Schreckensgerüchte von Mund zu Mund durch die Straßen Londons. Die aufgeregten Massen wälzten sich vor das Parlamentsgebäude, in dessen Räumen die Bestürzung kaum weniger groß war. Das Unterhaus erklärte das Vaterland in Gefahr und beschloß das Unerhörte einer Parlamentssitzung am Sonntage. In dieser Sitzung stellte Shaftesbury die Resolution: Der Papismus des Herzogs von York und die Hoffnung auf seine Thronfolge sei der stärkste Rückhalt und die Ermuthigung für die Papisten-

verschwörung und bilde mithin eine permanente Gefahr des Reiches. Eine einzige Stimme, die Coventry's, wagte im Unterhause dagegen zu sprechen; allen Übrigen schloß die Furcht den Mund. Lord Russell brachte die Resolution an das Oberhaus, und auch dieses stimmte zu.

Das war nur eine Vorfrage für den Ausschluß Yorks von der Thronfolge. Karl II. suchte wieder zu vermitteln: er machte den Vorschlag, wenn ein Katholik die Krone erbe, so solle ihm die Besetzung der Kirchenämter entzogen, die Berufung eines neuen Parlamentes verboten sein und die Ernennung von Richtern, Offizieren, Mitgliedern des Privy-Councils und Statthaltern nur dem Parlamente zustehen. Shaftesbury sagte, diese Beschränkungen wären für einen katholischen König die Bande eines Samson; spielend würde er sie zerreißen. Das Unterhaus stimmte Shaftesbury bei. Es ernannte eine Commission zur Untersuchung der Anklage gegen York. Sie stellte aus den Briefen Colemans einige auf den protestantischen Fanatismus berechnete Punkte zusammen: der Herzog von York habe mit dem Papst correspondirt, er habe beklagt, seine Tochter einem protestantischen Prinzen vermählt zu haben, und ähnliche Capitalverbrechen. Darauf beschloß das Unterhaus am 12./22. Mai zur Sicherung der protestantischen Religion die Aufsetzung der Ausschlußbill. Drei Tage später, am 15./25. Mai, kam die Bill schon zur ersten Lesung. Sie enthält u. A. folgende Sätze: „Dieweil die Sendlinge, Priester und Agenten des Papstes den Herzog von York zur Gemeinschaft mit der Kirche von Rom verführt und ihn bewogen haben, mit dem Papste, den Cardinälen und Nuntien in Verkehr zu treten, und die Macht des Königs von Frankreich zu befördern, zur augenscheinlichen Gefahr dieses Königreiches, damit, wenn die Kronen dieser Reiche auf das Haupt eines Papisten gelangten, sie durch auswärtige Mithilfe ihre bösen und schändlichen Pläne durchsetzen könnten: so soll, wenn der gegenwärtige König ohne Leibeserben stirbt, die Krone an den nächsten protestantischen Erben übergehen, als wäre der Herzog von York auch todt u. s. w." Gleichzeitig erklärten sie den Herzog des Hochverrathes schuldig, sobald er es wage, den Boden Englands wieder zu betreten. Das Parlament ging weiter. Nach Überreichung einer Ergebenheitsadresse verlangte es am 23. Mai (2. Juni) die Schöpfung einer freiwilligen Bürgerwehr von etwa 40 000 Mann, vorgeblich zum Schutze der Bürger von London und zur Bewachung der katholischen Lords im Tower, in Wahrheit zur Durchführung seiner Pläne; der König lehnte ab. Das Parlament grollte. Schon hatte es in zweiter Lesung die

Ausschlußbill angenommen, da trat ganz unerwartet am 27. Mai (6. Juni) der König in seinem Ornate in den Saal des Oberhauses, beschied das Unterhaus vor dessen Schranken und vertagte das Parlament bis zum 14./24. August, zum größten Ärger Shaftesbury's, welcher sein Ziel schon gesichert glaubte und in seinem Unmuthe sich äußerte, wer das dem Könige gerathen, der solle es mit seinem Kopfe büßen.

Zeit hatte Karl hierdurch allerdings gewonnen. Inzwischen konnten die Gerichte die Angelegenheit der Verschwörung erledigen, und er hoffte dann die Frage der Thronfolge von ruhigeren Gemüthern nach seinem Wunsche gelöst zu sehen. Blut, wenn es nothwendig war, sollte die Wogen noch einmal glätten. Schon zur Zeit der Sturmfluth dieses Mai, da in Folge der oben mitgetheilten Gerüchte das Ansinnen an ihn gestellt wurde, alle eingekerkerten Priester hinzurichten, hatte er abermals das Leben eines Unschuldigen der Volkswuth geopfert.

Der gute Benedictiner-Laienbruder Thomas Pickering hatte seit seiner Verurtheilung bis zum 9. Mai in den Kerkern der Newgate geschmachtet. An diesem Tage wurde auch er nach Tyburn hinausgeschleift und hingerichtet. Er bezeigte eine große Freude über das Glück, für eine so glorreiche Sache sterben zu können, indem sein Gewissen ihm das Zeugniß gab, daß einzig sein katholischer Glaube und sein Ordensberuf die Schuld seines Todes sei. Auf seiner Seele Seligkeit betheuerte er noch einmal seine vollste Unschuld in Gedanken, Worten und Werken an der That, die ihm zur Last gelegt werde. Da man ihn für einen Priester hielt, entgegnete er lächelnd: „Nein, ich bin nur ein Laienbruder.“ Er betete für seine Feinde und Ankläger. Als er gerade von der Leiter gestoßen werden sollte, forderten ihn Einige auf, jetzt wenigstens seine Schuld zu bekennen; da schob er seine Mütze ein wenig in die Höhe, blickte sie mit unschuldig lächelnder Miene an und sagte: „Ist das das Antlitz eines Mannes, der mit einer so großen Schuld auf seiner Seele stirbt?“ „So beschloß er,“ sagt Bischof Challoner[1], „ein frommes, religiöses Leben mit einem heiligen Tode im 58. Jahre seines Alters und ging lächelnd aus der Welt, bedauert von Vielen, die den harmlosen Mann hoch achteten. Von allen damals lebenden Menschen war er vielleicht am wenigsten zu der verzweifelten That geeignet, deren er beschuldigt wurde. Er stammte aus einem dem Könige treu ergebenen

[1] Memoirs of Missionary Priests.

Geschlechte; sein Vater hatte in den Bürgerkriegen das Leben für die Sache des Königs gelassen."

Andere ebenso schuldlose Opfer werden wir wenige Wochen später das gleiche Blutgerüst besteigen sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Jos. Spillmann S. J.

Die römische „Frage".

(Schluß.)

V. Die Entschuldigungen der südlichen Revolution.

Wie ein böses Weib nie um Ausreden verlegen ist, so auch das Verbrechen und der Rechtsumsturz. Aber hierbei trifft immer der Spruch des hl. Augustin ein: „Das Vergehen war schlecht, die Entschuldigung ist noch schlechter" (male deliquisti et pejus excusasti).

Man sieht dieß an den Beschönigungen der italienischen Revolution in Beziehung auf den sacrilegischen Raub des päpstlichen Roms. Wir wollen die hauptsächlichsten etwas näher ansehen.

1. „Italien ist der natürliche Erbe der altrömischen Herrschaft, also auch Roms."

Aber erben kann man einzig dann, wenn der rechtmäßige Besitzer einer Sache todt ist; wer sich bei Lebzeiten desselben in den Besitz dieses Eigenthums setzt, ist ein Dieb, und wenn er es mit Gewalt thut, ein Räuber. Nun aber stirbt das Papstthum nicht, ja die Pforten (Mächte) der Hölle werden es niemals überwältigen, also kann auch Rom niemals Erbe eines Anderen sein, als des Papstes.

Und wer ist denn eigentlich der Schöpfer Italiens? Wer hat es aus den Stürmen der Völkerwanderung, aus der Zersplitterung in der Feudalzeit, aus den unaufhörlichen Angriffen der deutschen Kaiser gerettet, erhalten, national (nicht politisch und administrativ) geeinigt? Die Päpste! Mit vollstem Rechte schrieb der „Osservatore Romano": „Rechtmäßiger Erbe des großen Römernamens, unter dem Gesichtspunkte der Geschichte wie der Politik, ist nicht Neu-Italien, diese Negation der theuersten Erinnerungen Italiens, jenes Ding, das von

gestern und fünfzehnhundert Jahre nach dem Falle der römischen Herrschaft ist; rechtmäßiger Erbe ist einzig und allein der Papst, welcher Rom nicht vollständig untergehen ließ, sondern rettete, was er retten konnte; der Italiens Erinnerungen, seinen Ruhm, seine Weisheit und seinen Zauber bewahrte; der seine Freiheit schützte, es wieder mächtig werden ließ und geachtet selbst von den Barbaren, welche vor dem römischen Kaiserthum keine Achtung hatten." — Übrigens möge Revolutions-Italien mit seinem altrömischen Erbe fein still sein, wenn es mit der thörichten Phrase nicht die halbe Welt sich auf den Nacken hetzen will. Was würde Gallien, Hispanien, Germanien, Noricum, Pannonien ꝛc. zu solchen Großsprechereien der armseligen Epigonen sagen, die sich das kleine Tunis vor dem Munde wegschnappen ließen? Redensarten dieser Gattung haben vielleicht rhetorischen, aber niemals rechtlichen Werth.

2. „Das Priesterthum ist zur weltlichen Regierung nicht berufen."

Im Gegentheile ist die Theokratie die älteste und bei den frühest gesittigten Völkern eingeführte, die väterlichste und solideste Regierungsweise; sie richtet sich nach den ewigen Normen des göttlichen Gesetzes, schätzt die geistigen Güter des Volkes über Alles und gründet ein dauerndes Volksthum; sie ist insbesondere frei von den Sprüngen augenblicklicher Laune und unruhiger Fortschrittlichkeiten, also eminent erhaltend und eben deßhalb ein Dorn im Auge der Revolutionäre. Der katholische Priester ist vollends der natürliche und beliebteste Führer des Volkes, uneigennützig und weitherzig schon durch seinen ehelosen Stand, ein Gehilfe des obersten Königs der Gesellschaft, unseres göttlichen Erlösers, welchem alle Gewalt, die geistliche und die weltliche, im Himmel und auf Erden übertragen ist. Wollten wir dagegen die Mängel des weltlichen und gar des revolutionären Regiments anführen, so kämen wir an kein Ende. Thatsächlich war die päpstliche Regierung, trotz der auswärtigen Sendlinge und Verführer, vielleicht die volksthümlichste und mildeste im ganzen Erdtheile. — Doch wozu viele Worte? Die südlichen Umsturzmänner selbst sind Zeugen für unseren Satz. In ihrem Namen schrieb 1843 der unglückselige Vincenzo Gioberti sein Buch: „Über den bürgerlichen und sittlichen Primat der Italiener" [1], dessen Grundidee die Wiederherstellung der Größe und Macht, der inneren

[1] Del primato civile e morale degl'Italiani. Par. 1843.

Freiheit und Unabhängigkeit Italiens durch das Papstthum ist; unter der moralischen Hegemonie des Papstes sollte in den Einzelstaaten die constitutionelle Monarchie eingeführt werden, wobei Piemont die militärische Führung (la spada d'Italia) haben solle. Dieser Idee hing die ganze Verschwörer-Sippschaft der Halbinsel an; sie alle schienen theokratisch gesinnt bis in's Jahr 1849; darum umgaben sie den Papst Pius IX. mit so maßlosem Jubel. Erst als sie merkten, daß die Theokratie sich nicht als Deckmantel der Empörung mißbrauchen lasse, wurden sie plötzlich die Feinde des geistlichen Regiments als eines durchaus unbrauchbaren und suchten sich ihren Saul in Turin, bis endlich die Republik reif würde. Und was haben sie in den 22 Jahren ihrer „weltlichen" Herrschaft aus dem schönsten Lande des Erdtheils gemacht? Ein Babylon der Verwirrung, ein Sodoma der sittlichen Fäulniß, eine Wüste des Hungers und des Elends. Welch eine Verurtheilung der Laienherrschaft und welche Verherrlichung der Theokratie!

3. „Christi Reich ist nicht von dieser Welt, also hat der Papst keine zeitliche Herrschaft nöthig."

Dieser Spruch mußte stets in Zeiten des Kirchenraubs herhalten. Auch in Deutschland wurde er in den Tagen der Säcularisation bis zum Überdruß abgeleiert, und es wäre ein Wunder, wenn der Gotteshaß in Italien sich nicht gleichfalls hinter diese papierene Schanze geflüchtet hätte. Aber was sagt denn eigentlich der Erlöser vor Pontius Pilatus (Joh. 18, 36)? „Mein Reich (richtiger: Königthum) ist nicht von (genauer: aus) dieser Welt" (de hoc mundo — ἐκ τοῦ κόσμου τούτου); d. h.: „Meine Gewalt stammt nicht von irdischer Sendung, ist nicht abhängig von Juden oder Römern, sondern ist vom Himmel her, göttlich und übernatürlich"; wie er denn unmittelbar darauf erklärend wiederholt: „Mein Reich (richtiger: Königthum) ist nicht von hienieden" (non est hinc — οὐκ ἔστιν ἐντεῦθεν). Hätte der Herr gesagt: „Mein Königthum ist nicht auf dieser Welt", so könnten die Piemontesen und ihre Vorgänger im Kirchenraube sich auf ihn berufen; er wollte aber, daß sein Königthum, obgleich nicht aus dieser Welt entstammt, doch auf und in dieser Welt sei, also auch mit der Zeit, wenn dasselbe zur Weltkirche geworden, mit den nöthigen weltlichen Mitteln ausgestattet sei, daß insbesondere der Nachfolger Petri, um unabhängig von weltlicher Willkür frei seines hohen Amtes zu walten, einen Kirchenstaat habe. Daß der letztere in den Planen der Vorsehung liege, erhellt schon aus der Thatsache, daß er, obgleich in den fünfzig Malen schon ver-

loren[1], doch immer wieder hergestellt wurde, und daß die göttliche Weisheit hierzu mitunter, wie auf dem Wiener Congresse, gerade nicht-katholische Mächte gebrauchte. Man möge also aufhören, mit grammatischen Spitzfindigkeiten und zweideutigen Schriftstellen eine unedle That zu rechtfertigen. Daß der Papst ohne Souveränetät sein Amt nicht verwalten kann, hat ja die südliche Revolution selbst feierlich anerkannt. Darum hat sie ihm in den „Garantien" dieselbe auf dem Papiere und in heuchlerischer Weise zugesprochen, wobei sie allerdings dem Beispiele des Herodes folgte, welcher den Erlöser als einen Strohkönig im Spottkleide dem Pilatus zurückschickte.

4. „Rom gehört den Italienern!" Roma agl' Italiani!

Nein! Und ewig Nein! Rom gehört dem Papste, es gehört der katholischen Welt, die seit 15 Jahrhunderten in ihm seine Hauptstadt ehrt, liebt und besucht, die großentheils mit ihrem Gelde daselbst Anstalten je für die verschiedenen Nationen gestiftet hat, die größerentheils mit nicht-italienischem Gelde alle jene Wunder der Frömmigkeit und Kunst mitten in die öde Campagna hineingezaubert und so beigetragen hat, daß Rom nicht ein Ruinenhaufen würde, wie Ninive, Babylon oder Karthago. „Ja wahrhaftig," schreibt der „Osservatore Romano"[2], „Rom gehört den Päpsten und ist bestimmt für die Päpste; die Geschichte und die Erinnerungen der Völker haben beide so innig mit einander verbunden, daß der Name des einen sich von dem des anderen nicht trennen läßt, so daß Rom zu jeder Zeit als das Symbol der katholischen Einheit betrachtet wurde, und selbst die Gegenpäpste sich bemühten, Rom zu besitzen, um dadurch in gewisser Weise ihrer Erwählung eine höhere Weihe und Rechtmäßigkeit zu verleihen." Und auf der anderen Seite haben alle Katholiken des Erdballs ein Recht auf Rom als die Hauptstadt des Christenthums. Die nämliche Feder schreibt: „Die katholische Welt bedarf eine Hauptstadt, deren Ruhm über die ganze Welt hin leuchte, erhaben durch ihre religiösen Erinnerungen, weit genug, um Mittelpunkt für das katholische Leben auf der ganzen Welt zu sein, geographisch günstig gelegen, um in rascher Verbindung mit allen Theilen der Welt zu stehen, und unter Verhältnissen, welche der Welt die feste Überzeugung gewähren, daß dieses große Centrum für alle geistlichen Interessen so vieler Millionen Gewissen völlig

---

[1] Civiltà cattolica, quad. 758, p. 135.

[2] S. Broschüre: „Rom als Hauptstadt von Italien", S. 41 f.

frei ist in seinen Bewegungen, seinen Urtheilen und Entscheidungen, und zwar frei nicht bloß seiner Natur nach, sondern auch unabhängig von jeder äußeren und weltlichen Einwirkung und vollkommen selbständig.“ — Diese Stellung des Papstthums und seiner Hauptstadt ist nicht bloß kein Nachtheil, sondern die größte Ehre und ein allseitiger Vortheil für die Italiener, wie ihre uneigennützigsten Patrioten von jeher anerkannt haben. Der Glanz der päpstlichen Tiara strahlt am hellsten über die Apennin-Halbinsel, verleiht ihr einen gewissen Vorzug vor den übrigen Ländern, weil sie den Stellvertreter des Welterlösers beherbergt, und bringt ihr materielle Vortheile ohne Zahl, da sie eine Art von Weltemporium wird. Man denke nur an das massenhafte Zuströmen der Fremden aus allen Ländern die letzten Jahre vor dem Herbst 1870, als die Römer schmunzelnd ihren Erwerb priesen („si fanno soldi“), und als die italienischen Verkehrs-Anstalten und Städte gleichfalls „ihre Soldi machten“. Die Päpste waren, neben ihrem kosmopolitischen Charakter, doch zugleich die wärmsten italienischen Patrioten — ein Alexander III., Innocenz III. und IV., Pius IX.! — und Rom war das Herz nicht bloß der Kirche, sondern auch Italiens. Kein Katholik verargte es, daß das Papstthum fast nur von Männern ausonischer Nationalität bekleidet wurde, ja man wünschte dieses, damit nicht ein „Ausländer“ über Italiener herrsche. Das heilige Collegium war, wiederum ohne Widerwillen der übrigen Nationen, größtentheils aus Italienern zusammengesetzt, und die liebliche Sprache des Landes allen Kindern der Kirche theuer, das Volk trotz aller etwaigen Mängel der Benjamin des Katholicismus. Was konnte der glühendste Patriot des Südens Weiteres verlangen? Ja, Leo XIII. verkündete in seiner Encyklika vom 15. Februar 1882 mit Recht die bevorzugte Stellung Italiens mit den Worten: „In Wahrheit schuldet Italien hauptsächlich der Kirche und den Päpsten Dank dafür, daß es den wiederholten Einfällen barbarischer Völker nicht unterlegen ist, daß es die furchtbaren Angriffe der Türken siegreich zurückschlug, in vielen Punkten eine berechtigte und gesetzmäßige Freiheit sich lange Zeit bewahrte, und daß seine Staaten mit so vielen unvergänglichen Denkmälern der Kunst sich bereicherten. Und nicht das geringste Verdienst der Päpste ist es, daß sie die durch Geistesanlagen und Sitten verschiedenen Provinzen Italiens durch die Gemeinschaft des Glaubens und der Religion vereinigt und vor der verderblichen Zwietracht bewahrt haben. Mehr als einmal wären die Staaten bei schlimmen und bedrängten Zeiten in die größte Gefahr gerathen, wenn nicht

der Papst ihnen Hilfe geboten hätte. Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß er in Zukunft gleichen Einfluß üben würde, wenn nicht der widerstrebende Wille der Menschen seine Kraft lähmen würde.“ — Wenn es einzig auf theoretische Ansprüche ankäme, so würde Italien viel mehr den Päpsten, als Rom den „Italienern“ gehören. Aber mißbrauchen wir nicht den Namen des Volkes, jene „Italiener“ sind bloß die Minorität von alten Verschwörern, die carbonarische Oligarchie, die sich des Landes bemächtigt hat.

5. „Das Garantie-Gesetz läßt dem Papst alle Vortheile der geistlichen Regierung, und somit ist ihm bloß die Last der weltlichen Regierung abgenommen.“

Das Garantie-Gesetz! Welch jammerwürdiger Nothbehelf der zwischen Hammer und Ambos gerathenen Revolution! Im ersten Schrecken über sein eigenes Werk hat der Rechtsumsturz dem Heiligen Vater die geistliche Souveränetät und das Bettelgeld von 3¼ Millionen Lire zur Verwaltung der Gesammt-Kirche parlamentarisch zugesichert; aber nach Verlauf von elf Jahren hat der Minister des Auswärtigen, Mancini, auch diese der katholischen Welt gebotenen Bürgschaften als eine rein innere Angelegenheit Italiens erklärt, also jeglichen Werthes beraubt, und zu gleicher Zeit dem Auslande bewiesen, daß die Revolution ein entehrendes Spiel mit Worten treibt und daß man solchen Lügnern nie glauben darf. In Betreff der sogen. Garantien sind insbesondere noch folgende Punkte zu bedenken:

a) Der Papst, sagen wir: Leo XIII., ist als oberster Regent der Kirche „souverän“, er ist es auch in weltlicher Beziehung innerhalb des Vaticans. Aber als Mensch und Italiener ist er Bürger des beato regno und Unterthan Umberto's; er ist es auch, wenn er es je über's Herz brächte, nur aus dem Vatican auszufahren; schon auf dem St.-Peters-Platze wäre er italienischer Bürger. Eine derartige Scheidung und Zertrennung einer wirklich existirenden Persönlichkeit geht wohl in der Theorie an, ist aber in der Praxis — und um diese handelt es sich bei jedem Gesetze — ein vollendeter Unverstand. So wenig man in einem katholischen Rheinländer den Menschen, den Preußen, den Rheinländer und den Katholiken trennen kann, sondern wie diese vier Eigenschaften zusammen diesen bestimmten untheilbaren Menschen ausmachen, ebenso wenig kann man in der geheiligten Person Leo's XIII. den Italiener, den Bürger und den Pontifex trennen, sondern alle diese Momente treffen in seiner einen Persönlichkeit zusammen. Ist er als Pontifex

souverän, so ist er es auch als Italiener und als Bürger, kurz, in jeder Beziehung. Die geistliche Souveränetät verlangt als nothwendigen Ergänzungs-Begriff (Correlat) auch die weltliche Souveränetät. Oder mit anderen Worten: durch den Raub an der weltlichen Souveränetät ist auch die geistliche am Lebensnerv angetastet. Infolge des Garantie-Gesetzes gleicht der Vater der Christenheit unserem Heilande nach der Geißelung, wie er im Spottmantel dasaß, mit der Dornenkrone auf dem Haupte, dem zerbrechlichen Rohre statt eines Scepters in der Hand, von einer höhnenden Schergenrotte umtanzt.

b) Selbst diese papierene Souveränetät ist als „inner-italienische Angelegenheit“ absolut keine Bürgschaft, vielmehr von einer jeweiligen Kammermehrheit und von den revolutionären Launen abhängig, also wandelbar wie Wind und Wetter. Denn gegen keinen Staat der Gegenwart muß der Heilige Vater öfter seine Stimme erheben, als gegen die heutigen Zwingherren Italiens, die vor keiner Unthat gegen die Kirche zurückschaudern; von keiner Presse der weiten Welt wird seine hohepriesterliche Ehre so cynisch in den Staub getreten, als von der liberalen des eigenen Landes; nirgends ist seine persönliche Sicherheit so gefährdet, wie bei den nun herrschenden Carbonari und ihrem „Volke“, dem Auswurfe der Halbinsel.

c) Thatsächlich ist der Papst ein Gefangener im eigenen Palaste, weil er ohne gegründete Besorgniß vor Insulten nicht öffentlich auftreten darf, und in hohem Grade unfrei als oberster Regent der Kirche. Er ist „der Unterthan einer feindlichen Zwingherrschaft (sub hostili dominatione subditus)“, wie Pius IX. in seiner denkwürdigen Allocution vom 22. Juni 1877 sprach; ein „Spottkönig (rex per ludibrium)“, wie sein Nachfolger bestätigte.

Ob der Pontifex frei seines Amtes walten könne, muß er selbst am besten wissen. Nun aber schreibt Leo XIII. in seiner Encyklika an die italienischen Bischöfe (15. Februar 1882): „Ein ganz verderblicher Geheimbund, dessen Urheber und Führer kein Hehl mehr aus ihren Absichten und Zielen machen, hat sich schon lange in Italien festgesetzt und strebt, nachdem er Jesu Christo öffentlich Krieg und Feindschaft erklärt hat, die Kirche und ihre Institute völlig auszuplündern. ... In ganz Italien, dessen Volk bisher treu und fest an der von den Vätern überkommenen Religion festgehalten hat, ist die Freiheit der Kirche geschädigt. Immer mehr strebt man dahin, daß die Religion und der christliche Charakter, welcher bisher der Ruhm und Adel des italienischen Volkes war,

aus allen öffentlichen Einrichtungen verdrängt werde. ... Kein Maß und Ziel ist in dem heftigen und bitteren, gegen den Apostolischen Stuhl unternommenen Kampfe, durch welchen die Kirche unglaublich leidet und der Papst in die äußerste Bedrängniß gebracht ist."

Der Geheimbund hat sich Roms bemächtigt einzig in der Absicht, um den Papst und mit ihm die Kirche zu schwächen, zu knechten, zu vernichten. Dieß und nicht die nationale Einheit veranlaßte den Raubzug unter Cadorna.

Schon in der Sitzung vom 20. Juli 1861 erklärte der Abg. Petrucelli della Gattina: „Die kürzeste Formel des italienischen [freimaurerischen!] Geistes ist der Krieg gegen das Papstthum." Das Jahr darauf (26. März 1862) hielt sein College de' Boni „die Vernichtung der Principien der Papstkirche für noch wichtiger, als den materiellen Besitz Roms". Nach der Frevelthat vom 20. September schrieb Visconti-Venosta in seiner diplomatischen Note vom 18. October 1870 die Worte: „Das Papstthum ist der letzte Überrest der mittelalterlichen Einrichtungen", also dem Untergange durch die modernen Ideen geweiht. Und im nämlichen Sinne erklärte der damalige Minister Lanza 1872 in der Kammer: „Das Papstthum ist mit allen seinen Vorrechten unwiederbringlich verloren." [1] Aus diesen und zahllosen anderen Aussprüchen der geheimbündlerischen Oligarchie Italiens erhellt, was es mit der Freiheit des Papstes in der Kirchenverwaltung auf sich habe. Man hat ihn der Last des weltlichen Regiments enthoben, wie der Straßenräuber einen Reisenden erleichtert, oder wie die Revolution die Fürsten in die Verbannung treibt.

Der Kirchenstaat war nicht bloß keine Last für den Heiligen Vater, sondern eine Bedingung seiner Selbständigkeit und der Freiheit seiner Kirchenregierung.

6. „Die weltliche Souveränetät des Papstes wäre eine Verneinung der nationalen Souveränetät, die sich in der Volksabstimmung ausgesprochen hat."

Es ist ein wahrer Jammer um die Terminologie des Liberalismus. Alle diese Schlagwörter sind nebelhaft, ungreifbar, unbestimmt, ein Hohn auf die Logik. Sie zerrinnen, wie Schaum zwischen den Fingern, sobald man sie definiren will. Man wage nur einmal eine Begriffsbestimmung

[1] Wir müssen wohl nicht ausdrücklich sagen, daß die vier angeführten Männer Freimaurer waren, theilweise sind.

des Wortes „Nation", so sitzt man augenblicklich in den Dornen, während das Wort „Volk" sofort eine geschlossene staatliche Gesellschaft mit diesen Individuen, diesen Rechten, diesen Grenzen ausdrückt.

Solch ein Irrlicht ist auch die „italienische Nation" mit ihren sämmtlichen Denominativis. Soll dieselbe etwa die gleiche Abstammung ausdrücken? Du liebe Noth! Dann gibt es Allobroger, Ligurer, Eindringlinge aus der langen Börde an der Nieder-Elbe, Cimbern, Teutonen, Schwaben und Franken, Etrusker, Mauren und Griechen und jenes Amalgam aus allen Völkern, die den alten Römern Sklaven lieferten, Sklaven, deren Nachkommen heute zum Theil Italianissimi sein wollen. Oder soll die „italienische Nation" auf der Gemeinsamkeit der Sprache beruhen? Aber in Nord- und Südamerika, in Kleinasien und Nordafrika haben sich viele Italiener eingebürgert, welche trotz ihrer Sprache Bürger fremder Staaten geworden sind und „Italien" nichts mehr angehen. Tausende von Deutschen sprechen das Italienische besser, als die Mailänder und Neapolitaner, danken aber sehr für die Ehre, Welsche zu sein. Was ist also „italienische Nation"? Ein liberales Stichwort!

Das Nämliche läßt sich vom „nationalen Rechte" sagen. Um 1859 war es das Recht, sich vom Auslande, besonders den „deutschen Barbaren", unabhängig zu machen; 1860 das Recht, Italien unter den Carignans stark und einig zu machen; 1870 das Recht, Italien auf den Trümmern der päpstlichen Herrschaft zu centralisiren; 1882 das Recht, den Schattenkönig zum Lande hinauszucomplimentiren und die Republik einzurichten; vielleicht in zwei Jahren das Recht, alle Arbeitsmittel Italiens als gemeinsames Gut der Nation zu „verallgemeinern".

Wie kann ein nebeliges Wort, dessen Sinn nicht einmal seinem Erfinder klar ist, einen Rechtstitel abgeben oder gar über fremdes Eigenthum verfügen?

Ganz das Gleiche läßt sich über die National-„Souveränetät" sagen, die es in einer Monarchie gar nicht gibt, sondern höchstens in einer Republik auf breitester demokratischer Grundlage, wie etwa die Schweiz. Selbst in Freistaaten werden die Minderheiten majorisirt, wird oft durch ränkevolle Umtriebe eine künstliche Mehrheit geschaffen, also die National-„Souveränetät" zertreten. Insbesondere ist Italien niemals so unfrei gewesen, als eben jetzt, da es von einer Handvoll Geheimbündler geknechtet, erniedrigt und ausgeplündert wird.

Und nun gar die Komödie der Volks-Abstimmung! Ein Gesetz des liebenswürdigen Königreiches verbietet jede öffentliche Bezweiflung und Bespöttelung des Plebiscits; zum Glück unterstehen wir ihm nicht. Damals, als das eroberte Rom von piemontesischen Bajonetten starrte, als die Päpstlich-Gesinnten sich kaum auf den Straßen zeigen durften und alle italienischen Eisenbahnen Freibillets nach Rom ausgaben, am 2. October 1870, zwölf Tage nach dem Bombardement, warfen die Fremden Hände voll Wahlzettel in die Urnen, zogen die Gemietheten processionsweise von einer Urne zur anderen, ergaben sich bloß 46 Nein gegen die Besitznahme der ewigen Stadt durch Piemont. Aber schon 1871 veranstaltete der Expater Curci eine freie schriftliche Abstimmung der majorennen Römer männlichen Geschlechtes zu Gunsten der weltlichen Herrschaft des Papstes; dieselbe ergab 27 700 Stimmen. Dieß waren mehr, als jene berüchtigten „46". Zehn Jahre später, am 13. Juli 1881, gaben Tausende und aber Tausende von Römern ihrem Papst-Könige Pius IX. die letzte Ehre; dieß war auch eine Volks-Abstimmung. Wenn aber die Revolution doch so viel auf Plebiscite hält, gut, so veranstalte sie heute eine neue Abstimmung in Rom; und sie müßte es thun, weil inzwischen ein neues Geschlecht herangewachsen ist und weil die Alten jetzt ihre Erfahrungen in Betreff des piemontesischen Glückes gemacht haben; sie thue es heute — und morgen kann sie aus der Tiberstadt abziehen. Auch der ministerielle „Diritto" (10. und 11. Januar 1882) gestand in einem lichten Augenblicke, daß die 1870er Abstimmung geschah von Seiten einer „Minderheit", von einer Volksschicht, die größeren Theils aus Analphabeten bestand, aus unerzogenem und ungebildetem Pöbel, der von blindem Interesse, vom Fanatismus und vom brutalen Bedürfnisse geleitet war, der ein schreckliches Werkzeug in den Händen der Verwegenen, Verschmitzten, Schwadronirer und Gewaltthätigen ist. — Mehr bedürfen wir nicht zur Widerlegung der revolutionären Ausrede.

7. „Die italienische Einheit verlangt gebieterisch den Besitz Roms."

Wir gönnen jedem Volke die nationale Einheit, oder sagen wir lieber: die Vereinigung zu einem Ganzen. Aber muß denn diese Vereinigung nothwendig eine mathematische Einheit, der Einheits-Staat, die Centralisation sein? Dieselbe, eine Schöpfung der großen französischen Revolution, sammelt zwar die ganze Macht des Volkes in der Hand des allmächtigen Staates und ist insbesondere für Angriffskriege und

wilde Eroberung geeignet, aber sie führt zur Tyrannei, zur Niedertretung des Geschichtlich-Gewordenen, der Stammes-Eigenthümlichkeiten und örtlichen Bedürfnisse, zur allgemeinen Unzufriedenheit, schließlich zur Blasirtheit und zum Nivellement der Geister. Obgleich stark im Angriff, ist sie schwach in der Vertheidigung des Landes; sie erfordert ein wahres Heer von Beamten, bringt einen schleppenden Geschäftsgang und riesige Budgets mit sich. Lauter Süßigkeiten der heutigen Italia unita. Wir haben schon früher bemerkt, daß kein europäisches Land sich für die Centralisirung so wenig eignet, wie Italien; ein Blick auf seine Karte, eine oberflächliche Kenntniß seiner Geschichte und der von der Consorteria beklagte „Regionalismus" beweisen unseren Satz.

Solch ein närrisches Phantom soll den am Papste begangenen Raub rechtfertigen? Die nämlichen Revolutionäre, die in seinem Namen die ewige Stadt eroberten, lieferten Nizza und Savoyen an den mitverschworenen Bonaparte III. aus. Wo bleibt da die Folgerichtigkeit des Handelns? Das kleine San Marino und Monaco bestehen heute noch, ohne daß die welsche „Einheit" darüber zu Grunde ginge; aber der Rest des Kirchenstaates, wie er 1870 bestand, soll ein Hemmniß der „Einheit" gewesen sein! O, man weiß nur zu gut, warum der Geheimbund Rom als Opfer forderte.

Die Männer des Rechtsumsturzes gestehen selbst ein, daß für die Halbinsel einzig eine Föderativ-Verfassung möglich sei. Und sie haben Recht.

Dürften wir, über alle geschichtlichen Rechte wegschreitend, eine Eintheilung Italiens aufstellen, so würden wir folgenden Vorschlag machen: 1. Oberitalien, etwa unter piemontesischer Herrschaft; 2. Mittelitalien mit dem alten Kirchenstaate, Modena, Parma und Toskana, unter päpstlicher Herrschaft; 3. Unteritalien unter dem Scepter des Königs von Neapel; 4. Sicilien, das sich nie mit Neapel vertrug, als eigenes Königreich und etwa als neapolitanische Secundogenitur; jede dieser vier Monarchien in die geschichtlichen und naturgemäßen Provinzen unterabgetheilt, alle zusammen ein Bundesstaat unter dem Vorsitze des Papstes. So wäre das alte Revolutionsnest „Italien" endlich ausgenommen und das Land wieder sich selbst zurückgegeben.

Dort unten im Süden hat der Rechtsumsturz sein frechstes Denkmal aufgerichtet. Unser Erdtheil wird nicht zur Ruhe kommen, wenn er nicht in Italien Wandel schafft und dem Papste, an dessen erhabene Würde die ganze Gesellschafts-Ordnung der Christenheit gekettet ist, zu

seinem Rechte verhilft. Die Ausreden der nun herrschenden Carbonari verfangen nicht.

Ein geistiges Miasma hat die Menschheit ergriffen, das der Revolution. Es handelt sich ihr nicht mehr, wie 1789, darum, den Bourbonen-Absolutismus und gewisse Standes-Privilegien niederzuwerfen, sondern den ganzen Gesellschaftsbau umzukehren, alle Throne, alle Altäre, alle Grenzpfähle, jedes rechtmäßige Eigenthum zu vernichten, unser Geschlecht zu brutalisiren und gegen den Gott der Väter aufzubieten. Eine geistige Pest dieser Art kann weder durch Bajonette noch durch eiserne Strenge oder physische Mittel, sondern nur durch die geistige und geistliche Macht geheilt werden. Der Mittelpunkt aller sittlichen und geistigen Mächte aber ist das Papstthum und die von ihm geleitete Kirche. Königlicher und ministerieller Pessimismus, der das Unvermeidliche thatlos herankommen läßt, hilft ebenso wenig, als das Pochen auf den allmächtigen Staat, der ja selbst nur der Vorläufer des rothen Socialismus ist. Nur Eines hilft: die Restauration des Papstthums, die Freiheit der Kirche, die Herrlichkeit des Christenthums in der Gesellschaft. Wenn wir das sociale Königthum Jesu Christi wieder anerkennen und durchführen, dann werden wir gerettet.

M. Pachtler S. J.

Zur Entstehung des Exercitien-Büchleins.

(Schluß.)

Folgen wir jetzt dem hl. Ignatius auf seiner Reise nach Manresa. Er selbst erzählt:

C. II § 13. „So zog er denn fort auf seinem Maulthier und seit dem Tage, da er die Heimath verlassen, geißelte er allnächtlich seinen Körper. Der jüngere seiner Brüder wollte ihn bis Ognate begleiten; diesen beredete er, bei der Kirche U. L. Frau von Arancuz eine Nachtwache zu halten. Als er nun in derselben Nacht gebetet hatte, um sich neue Kräfte zur Reise zu erlangen, verließ er seinen Bruder in Ognate und begab sich zum Besuche in das Haus seiner Schwester nach Navarreta. Da ihm einfiel, daß man ihm in der Wohnung des Fürsten einiges Geld schulde, so schien es ihm wohlgethan, dieses einzufordern; und so that er auch durch einen Brief an den Schatzmeister. Er gab Auftrag, dasselbe an einige Dritte zu vertheilen,

gegen welche er Verpflichtungen zu haben glaubte: eine gewisse Summe aber verwandte er zur Ausbesserung eines in schlechtem Zustande befindlichen Madonnenbildes. Darauf entließ er die zwei Diener, die er mit sich geführt hatte, und zog allein auf seinem Maulthier von Navarreta gen Montserrat, einen Berg im diesseitigen Spanien, in jener Gegend, die gegenwärtig Catalonien heißt.

„14. Es lohnt sich der Mühe, dasjenige hier zu erzählen, was ihm auf jener Reise zustieß, um daraus zu erkennen, wie Gott diese Seele leitete, die noch blind, wenn auch von großem Verlangen entzündet war, Gott nach Maßgabe ihrer Erkenntniß zu dienen (serviendi in iis quae nosset). Daher nahm er sich große Bußübungen vor, nicht so sehr um für seine Sünden genugzuthun, sondern um Gott angenehm zu sein. [Immer der dritte Punkt des zweiten Theiles der Betrachtung de vocatione Regis.] Ja er sagte, wenn er auch gegen die früheren Sünden einen großen Abscheu hegte, so sei doch das Verlangen, große Dinge für Christus zu unternehmen, so lebendig gewesen, daß, obwohl er nicht urtheilte, seine Sünden wären ihm schon nachgelassen, er dennoch bei den beschlossenen Bußübungen ihrer nicht besonders gedachte. Sein ganzes Sinnen ging darauf, daß, wenn er sich einer Bußübung erinnerte, welche heilige Männer verrichtet hatten, er dieselbe, ja noch eine größere verrichten wollte. Darin bestand auch sein ganzer Trost ohne Rücksicht auf innere Dinge, da er noch immer nicht wußte, was Demuth, Liebe, Geduld oder Klugheit sei, welche der Übung dieser Tugenden das richtige Maß setzt. Er sah nur dieses Eine, daß er solche Großthaten verrichten wollte, einzig und allein, weil jene Heilige sie ebenfalls zur Ehre Gottes verrichtet hatten.

„15. Während er in diesen Gedanken seines Weges zog, folgte ihm ein Saracene auf einem Maulthiere und holte ihn ein. Sie knüpften im Weiterreiten ein Gespräch an und es kam die Rede auf die allerseligste Jungfrau. Der Saracene behauptete, es leuchte ihm wohl ein, wie die Jungfrau ohne menschliches Zuthun empfangen habe, aber daß sie auch nach der Geburt Jungfrau geblieben, das könne er unmöglich glauben. Vergebens bemühte sich der Pilger, ihm die zahlreichsten Gründe für die katholische Wahrheit vorzuführen; der Saracene wollte von seiner Meinung nicht ablassen. Unterdessen spornte der Maure sein Thier so stark, daß er einen weiten Vorsprung erreichte und den Augen des Pilgers entschwand. Als dieser bemerkte, was geschehen, beschlich seinen Geist eine gewisse Traurigkeit, als habe er hier seine Pflicht versäumt. Zugleich erzürnte er auch heftig gegen den Davoneilenden und er urtheilte, es sei schlecht von ihm selbst gehandelt, daß er einen Saracenen auf solche Weise gegen die seligste Jungfrau habe reden lassen, er schulde es mithin seiner Ehre, daß er ihn einhole. So fühlte er denn ein großes Verlangen, den Mauren aufzusuchen und ihn mit Dolchstichen zu tödten, wegen der Reden, die er sich gegen die seligste Jungfrau erlaubt hatte.

„16. Trotz langen Widerstrebens gegen solche Gedanken blieb er schließlich doch im Zweifel und konnte nicht entscheiden, was in diesem Falle seine

Pflicht erforderte. Der vorausreitende Saracene hatte ihm gesagt, er begebe sich in einen gewissen, nicht weit von der Hauptstraße entlegenen Ort. Wie nun der Pilger, des langen innern Forschens müde, zu keinem festen Vorsatz kommen konnte, beschloß er, dem Maulthier die Zügel schießen zu lassen. Käme es an den Scheideweg und schlüge dann die Richtung nach jenem Orte ein, wohin der Saracene sich gewendet, so würde er ihn aufsuchen und mit dem Dolche niederstechen; würde es aber auf der Hauptstraße bleiben — nun, dann wolle er ihn laufen lassen. Er that nach diesem Beschluß und Gottes Güte fügte es, daß das Maulthier die Hauptstraße einhielt, obgleich jener Ort kaum mehr als dreißig bis vierzig Schritt davon entfernt und der Weg dahin sehr breit und bequem war." [1]

Diese kleine Episode hat freilich mit den Exercitien unmittelbar keine Verbindung, sie war indessen für den hl. Ignatius ein Zeichen, wie viel er noch von den Grundsätzen seiner neuen Ritterschaft zu lernen habe. Er selbst faßte sie auch ausdrücklich so auf, indem er sie nur anführt, um zu zeigen, wie „Gott ihn leitete". Sie gehört daher bereits in das wichtige Kapitel von der Unterscheidung der Geister. Ein weltlicher Ritter hätte freilich den Schimpf seiner Dame nicht ungerächt hingehen lassen, und so meinte Ignatius wohl auch von seinem neuen Standpunkte aus, die Schmähung Unserer Lieben Frau nach Ritterrecht im Blute tilgen zu sollen, und zwar nicht durch das Schwert (ensis), wie bei einem ebenbürtigen Gegner, sondern durch den Dolch (pugio). Glücklicherweise erweckte sein gesunder Verstand Bedenken in ihm, ob denn wohl vom religiös-sittlichen Standpunkt eine solche Art der Vertheidigung seiner neuen Dame gefallen könne; daher der innere Zweifel, den er dann, wieder echt ritterbuchsmäßig, durch eine Art Gottesurtheil wollte entscheiden lassen. Auch liegt der Gedanke sehr nahe, daß der böse Feind dieses Zusammentreffen benutzte, um den neuen Kreuzritter gleich beim Beginne seiner Unternehmungen in eine falsche Richtung zu leiten. Jedenfalls ließ er mit diesen Versuchen nicht mehr

[1] In einigen Legenden des Heiligen wird gesagt, das Maulthier habe die Heerstraße verlassen und einen Seitenweg eingeschlagen. Die Thatsache wäre in gewisser Hinsicht auffälliger, indessen steht ihr das ausdrückliche Zeugniß des hl. Ignatius selbst entgegen. Der Unterschied zwischen beiden Erzählungen ist übrigens insofern von Wichtigkeit, als nach der Darstellung des Heiligen etwas Außerordentliches nöthig gewesen wäre, um ihn von dem Willen des Himmels bei Verfolgung des Saracenen zu überzeugen, während es im anderen Falle desselben Außerordentlichen bedurft hätte, ihn davon abzuhalten. Es springt in die Augen, daß, wenn nun einmal Ignatius bei seiner Rathlosigkeit in gutem Glauben zu einem Gottesurtheil nach alter Rittersitte griff, er doch selbst nach damaligen Begriffen nur für das mehr Fragliche und Wichtige, gleichsam Anormale auch ein außerordentliches Zeichen erwartete.

lange auf sich warten, allein die „Güte Gottes" wird auch künftighin immer Mittel zu finden wissen, ihren Diener die rechte Straße, das regium iter, zu führen. Aber es hatte Ignatius bei diesem einen Falle gesehen, wie nothwendig ihm ein geistlicher Lehrer und Führer für diese geistliche Unternehmung sei, und so werden wir ihn denn bald einem Priester sich kindlich offenbaren und gehorchen sehen, obgleich er bisher sein Geheimniß so sorgfältig gehütet hatte. Nehmen wir daher die Erzählung wieder auf:

„Als er nun in einen größeren Flecken gelangte, beschloß er, bevor er nach Montserrat zöge, ein Kleid zu kaufen, welches er auf der Reise nach Jerusalem zu tragen gedachte. Er kaufte also ein Stück Gewebe, aus dem man die Säcke zu machen pflegt und das nicht sehr fest gewoben, aber überaus rauh und stachelig ist, und ließ sich daraus ein bis zu den Füßen reichendes Kleid verfertigen. Auch kaufte er sich Bastschuhe, aber er trug davon immer nur einen, und auch diesen nicht des Anstandes wegen, sondern deßhalb, weil das eine Bein noch immer verbunden und leidend war, so daß es, trotzdem er immer auf dem Maulthiere ritt, jeden Abend noch anschwoll, und er deßhalb glaubte, diesen Fuß durch einen Schuh schützen zu sollen. Ferner kaufte er als Wahrzeichen seines Pilgerstandes einen jener Stöcke, die man Pilgerstäbe nennt, und eine kleine Kürbisflasche. Alles packte er darauf zusammen und band es an den Sattel seines Maulthiers.

„17. Auf diese Art setzte er seine Reise auf den Montserrat fort und beschäftigte seiner Gewohnheit gemäß den Geist mit all den großen Dingen, die er aus Liebe zu Gott auszuführen gedachte. Und da er den Kopf voll hatte von jenen Dingen, welche über den Amadis von Gallien und in dergleichen Büchern geschrieben sind, so kamen ihm einige ganz ähnliche in den Sinn. So beschloß er denn bei seinen Waffen, wie man es unter Rittern zu nennen pflegt, eine ganze Nacht die Wacht zu halten, ohne zu sitzen oder zu liegen, sondern abwechselnd zu stehen oder zu knieen und zwar vor dem Altar Unserer Frau (Dominae nostrae) vom Montserrat, wo er auch beschlossen hatte, seine jetzigen Kleider abzulegen und sich mit den Waffen Christi zu rüsten. Beim Scheiden von jenem Orte beschäftigte seine Gedanken der eine beständige Gegenstand, nämlich die Ausführung seines Vorhabens. Als er zum Montserrat gekommen war, sein Gebet verrichtet und die Erlaubniß des Beichtvaters nachgesucht hatte, legte er eine Generalbeichte aller Sünden ab und zwar schriftlich, was sich bis auf den dritten Tag hinzog. Er kam mit dem Beichtvater überein, daß das Maulthier fortgeführt würde, der Degen aber und der Dolch in der Kirche beim Altar der allerseligsten Gottesmutter aufgestellt werden sollten. Dieß war übrigens der allererste Mensch, welchem er den Vorsatz seines Herzens offenbarte, denn bis dahin hatte er dieß keinem Beichtvater mitgetheilt.

„18. Am Vorabend von U. L. Frauen Verkündigung im Jahre 1522 ging er Nachts so heimlich als möglich zu einem Bettler, zog seine Kleider

aus und schenkte sie ihm, er selbst aber schmückte sich mit seinem so heiß gewünschten Kleide und kehrte zum Altar der seligsten Gottesmutter zurück, um sich auf die Kniee zu werfen. Bald in dieser Stellung, bald stehend, den Stab in der Hand, brachte er die ganze Nacht zu. Als der Morgen kam, empfing er die heilige Eucharistie und entfernte sich, um nicht erkannt zu werden. Er ging aber nicht auf dem geraden Wege, der nach Barcelona führt, weil ihm hier viele begegnet wären, die ihn erkannt und geehrt hätten, sondern schlug einen Seitenweg ein, der ihn in ein Städtchen mit Namen Manresa brachte, wo er einige Tage sich im Hospital aufzuhalten gedachte und Einiges in seinem Buche aufzeichnen wollte, das er mit vieler Sorgfalt und großem Troste bei sich trug."

Wir begegnen hier wieder dem oben erwähnten Buche, von dem wir mit Grund annehmen, daß es das erste Manuscript der Exercitien enthalten habe. Welcher Art aber die Bemerkungen sein mochten, welche der Heilige nach jener ersten Expedition seinem theuren Buche anvertrauen wollte, wissen wir nicht, würden aber wohl kaum fehlgehen, wenn wir als solche das Examen generale bezeichneten, das ja nach der Überschrift zum „besseren Gebrauch des Bußsacramentes" dienen soll (ad melius confitendum). Bei aller Richtigkeit und Allgemeinheit der ausgesprochenen Principien zeigt diese Gewissenserforschung in den drei Hauptstücken doch vorwiegend diejenigen Punkte, worüber ein Soldat sich anzuklagen pflegt. Vorzüglich zeigt sich dieß in den „Wortsünden", wo sofort mit den so leicht gebrauchten Schwüren begonnen und darüber eine außerordentlich bedeutsame Theorie auseinandergesetzt wird. Bei den Sünden im Werke ist charakteristisch, daß zu den Befehlen der Obern ausdrücklich die Kreuzzugsbullen und andere Erlasse der Päpste für den Frieden der Christenheit gerechnet werden: eine Erwähnung, die auf den ersten Blick den heutigen Leser befremden könnte, die indeß durchaus begründet und in ihrer Tendenz auch heute noch von der größten Wichtigkeit ist. Auch mag wohl die Bemerkung über den Nutzen der Generalbeicht zu den vom Pilger bei dieser Gelegenheit eingetragenen gehört haben, da er selbst ja soeben deren Nutzen an sich erfahren hatte. Es ist bekannt, wie gerade das, was Ignatius über die allgemeine Gewissenserforschung sagt, heftig bestritten wurde. Als er zum dritten Mal wegen seiner Exercitien in kirchlicher Haft saß, wurde ihm das Manuscript abgenommen und von drei Richtern untersucht. Als man jedoch weder in den Exercitien noch in der übrigen Lehre etwas Falsches entdecken konnte, hielt man sich daran, wie er ohne Schule und Wissenschaft sich herausgenommen, zu bestimmen, in welchem Falle etwas eine läß-

liche, in welchem es eine schwere Sünde sei (cfr. Exam. general. de cogitat.), was selbst für Gelehrte sehr schwierig sei. Ignatius antwortete ihnen sehr einfach: „Ob das, was ich hierüber gesagt habe, wahr ist oder nicht, möget ihr selbst entscheiden; ist es nicht wahr, so verwerfet es."

„Als der Pilger bereits eine Meile vom Montserrat entfernt war, holte ihn ein Mann ein, der ihm mit großer Eile gefolgt war und ihn fragte, ob er in der That einige Kleidungsstücke einem Armen gegeben, wie jener Arme behauptete. Als der Pilger sah, daß der Bettler belästigt und für einen Dieb gehalten worden war, kamen ihm aus herzlichem Mitleid mit dem Armen die Thränen. Obwohl er sich nun alle Mühe gab, die Achtung der Menschen zu fliehen, so konnte er doch nicht verhindern, daß kurze Zeit nach seiner Ankunft in Manresa ganz Großartiges über ihn geredet wurde, indem bereits das Gerücht auftauchte von dem, was sich in Montserrat zugetragen, und dieses Gerücht die Sache so vergrößerte, daß man sich schon mehr erzählte, als wahr war, so z. B. er habe so und so große Einkünfte verlassen u. dergl.

„19. Zu Manresa lebte er von täglich zusammengebettelten Almosen, aß weder Fleisch, noch trank er Wein, auch wenn er dergleichen als Almosen empfing. An den Sonntagen fastete er nicht; wenn er dann ein Bischen Wein erhielt, trank er es. Weil er früher sehr große Sorgfalt auf die damals übliche Pflege des Haupthaares verwendet hatte und er in dieser Beziehung von der Natur auch durchaus nicht übel bedacht war — so nahm er sich vor, dasselbe künftighin wild wachsen zu lassen, es weder zu kämmen noch zu schneiden, noch auch bei Tag oder Nacht zu bedecken. Aus demselben Grunde schnitt er auch die Nägel an Füßen und Händen nicht, denn auf Alles dieses hatte er bis dahin zu viel Werth gelegt.

„Während er in diesem Spitale verweilte, geschah es oft, daß er bei hellem Tage eine gewisse Erscheinung in der Luft neben sich bemerkte, und diese ihm wegen ihrer großen Schönheit viel Vergnügen und Trost des Herzens bereitete. Die eigentliche Gestalt konnte er indeß nicht leicht unterscheiden, auch nicht erkennen, was es sei oder woraus es bestehe, doch schien es ihm, als habe es etwas von der Form einer Schlange und glänze von vielen Augen, obgleich es keine wirklichen Augen waren. Er hatte jedoch beim Beschauen der Erscheinung sehr viele Freude, und je öfter sie sich zeigte, mit um so größerem Troste betrachtete er sie; entschwand sie dann seinen Augen, so wurde er traurig.

„20. Bis zu dieser Zeit war er fast beständig in derselben Geistesstimmung, einer großen andauernden und gleichmäßigen Fröhlichkeit des Herzens verharrt, ohne jegliche Kenntniß von inneren Geistesdingen und Zuständen. Zu jener Zeit aber, wo die genannte Erscheinung statthatte — sie währte aber viele Tage — oder ein wenig bevor er sie zum ersten Mal erblickte, bestürmte ihn mit Heftigkeit und quälte ihn der Gedanke, wie schwer

doch das jetzige von ihm übernommene Leben sei, und er glaubte eine innerliche Stimme zu vernehmen, die ihm sagte: ‚Wie wird's möglich sein, daß du diese Lebensart noch 70 Jahre lang, die du noch zu leben hast, ertragest?' Der Pilger erkannte, dieß komme vom bösen Feinde, und er antwortete darauf gleichfalls im Innern: ‚Kannst du, Elender, mir denn auch nur eine Stunde Leben versprechen?' Auf diese Weise wurde die Versuchung besiegt, und er fühlte sich wieder ruhig. Und dieß war die erste Versuchung nach dem, was eben erzählt wurde[1]. Dieß ereignete sich aber, als er eben die Kirche betrat, in welcher er täglich dem Hochamte beiwohnte, sowie der Vesper und Complet, wobei er immer vielen Trost empfand. Er hatte die Gewohnheit, bei Anhörung der heiligen Messe die Leidensgeschichte zu lesen — die innere Gleichmäßigkeit der Stimmung dauerte dabei immer fort." [2]

Diese erste ausgesprochene Versuchung gehört zu denen, von welchen der hl. Ignatius in der neunten Annotatio spricht und für deren Beseitigung er auf die Regeln der Unterscheidung der Geister der ersten Woche hinweist. Aber eben weil diese Versuchung so offen und handgreiflich auftrat, war sie für einen Willen, wie der seinige, nicht gefährlich. Das erkannte denn auch der böse Feind bald selbst, und es beginnt jetzt einer der interessantesten und lehrreichsten Kämpfe zwischen der von Gott zum Höchsten berufenen und geleiteten Seele und dem schlauen, betrügerischen Feinde alles Guten. Der Pilger fährt darum in seiner Erzählung fort:

„21. Nach jener ebenerwähnten Versuchung begann er die verschiedensten Seelenstimmungen zu empfinden; bald verlor er allen Geschmack so sehr, daß er weder beim mündlichen Gebet, noch bei Anhörung der heiligen Messe, noch bei sonstiger Gebetsübung irgend eine Süßigkeit verspürte; bald aber überströmte es ihn wieder, alle Traurigkeit und Trostlosigkeit war von ihm geschwunden, gerade als ob man ihm einen Mantel von der Schulter genommen hätte. Als er dieß bemerkte, begann ihn diese früher nie empfundene Verschiedenheit sehr zu wundern und er fragte sich selbst: ‚Was ist denn das für ein neues Leben, welches wir jetzt beginnen?'

„Um jene Zeit verkehrte er mit einigen geistlichen Personen, welche Ver-

---

[1] Wahrscheinlich meint der Heilige: nach der Versuchung mit dem Mauren.

[2] Eine ähnliche Versuchung erwähnt P. Orlandini (Hist. S. J. Lib. I. n. 21). Kurz nachdem sich der Heilige in seinem Bußgewande unter die Armen gemengt und mit diesen Ungebildeten verkehrt hatte, kam ihm der Gedanke, es sei doch besser für ihn, in standesgemäßer Kleidung mit Seinesgleichen umzugehen, als sich so mit dem Auswurf der Gesellschaft herumzutreiben. Kaum hatte der Versucher ihm diese Gedanken eingeflößt, so eilte Ignatius in das dichteste Gedränge der Bettler und knüpfte mit den Abschreckendsten und Widerlichsten derselben ein Gespräch an, worauf ihn die Versuchung für immer verließ. Auch soll er später niemals mehr gegen die Standhaftigkeit in seinem neuen Berufe versucht worden sein.

trauen auf ihn setzten und gerne mit ihm umgingen, weil seine Art zu reden — trotz seiner unbedeutenden Kenntniß geistiger Dinge — einen überaus großen Eifer und das Verlangen zur Schau trug, auf dem Wege Gottes Fortschritte zu machen. Es lebte damals in Manresa eine hochbetagte Frau, welche sich bereits seit langen Jahren dem Dienste Gottes ergeben und als solche in vielen Gegenden Spaniens so bekannt war, daß selbst der katholische König sie einmal zu sich beschied, um ihr gewisse Pläne vorzulegen. Als sich diese Frau einmal mit dem neuen Ritter Christi unterhielt, sagte sie zu ihm: ‚O, möchte dir doch mein Herr Jesus Christus eines Tages erscheinen!‘ Jener war über dieses Wort ganz erstaunt, denn er faßte die Sache durchaus sinnlich (crasso modo) auf und antwortete: ‚Und wie sollte mir Christus erscheinen?‘“

Wer aus dem späteren Leben des hl. Ignatius, aus dem Buche der Exercitien und den Constitutionen der Gesellschaft Jesu weiß, welche ganz besondere Stellung die Erscheinung des Gottmenschen bei allen Gedanken, Entschlüssen und Werken des Heiligen einnahm, der wird auch verstehen, warum der Pilger dem Ausspruch dieser frommen Seele eine Stelle in der Autobiographie anweist, während er anscheinend Wichtigeres mit Stillschweigen übergeht. Es war, als habe Gott durch den Mund dieser Frau den Ritter Christi auf das doppelte Erscheinen des Gottmenschen vorbereiten wollen, wie es die göttliche Güte ihrem treuen Diener zugedacht hatte. Die körperlichen, sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungen des Heilandes sind ja aus der Biographie des Heiligen bekannt und werden wir auch in diesen Aufzeichnungen noch des Weiteren darüber belehrt werden; hier möchten wir dagegen hauptsächlich auf eine Art geistiger Erscheinung aufmerksam machen, die auch der hl. Ignatius an dieser Stelle besonders hervorheben zu wollen scheint.

Es ist dieß die übernatürlich erworbene Erkenntniß der Wichtigkeit, welche die göttliche Person unseres Heilandes für das ganze innere Leben und besonders für das betrachtende Gebet hat. Ohne hier tiefer in eine Wahrheit eindringen zu wollen, welche mit dem Wesen des ganzen Erlösungswerkes durch das fleischgewordene Wort auf's Innigste zusammenhängt, erinnern wir bloß an das, was eine der größten Meisterinnen und Kennerinnen des Gebetes in allen seinen Stufen über diesen Punkt nicht bloß sagt, sondern durch bittere eigene Erfahrungen gelehrt wurde. Die hl. Theresia erzählt nämlich im 22. Kapitel ihrer Autobiographie, wie sie sich in Folge falschverstandener Stellen aus verschiedenen Geisteslehrern zu ihrem größten Schaden bemüht habe, sich in ihrer Andacht

und ihren Betrachtungen jeglicher Aufmerksamkeit auf die heilige Menschheit des Erlösers zu entschlagen, nur die Gottheit im Auge zu behalten und gleichsam „die Anschauung des Leibes des Gottmenschen unter unsere Armseligkeiten zu zählen und ihn so auf gleiche Stufe mit den anderen Geschöpfen zu stellen". „Da der Vortheil und die Freude dieser neuen Gebetsweise augenscheinlich waren, so hätte mich Niemand bewegen können, zur Menschheit Christi zurückzukehren, zumal ich dieselbe wirklich für ein Hinderniß hielt." Allein bald erkannte die Heilige ihren Irrthum, und sie klagt sich darüber an, wie über einen „an ihrem guten Meister verübten Verrath". „War es möglich, o Herr, daß ich auch nur eine Stunde den Wahn hegen konnte, du seiest mir an einem größeren Gute hinderlich? Woher kommen mir denn alle Güter, wenn nicht von dir?" — Schließlich sagt die Heilige: „Ich bin fest überzeugt, daß diese falsche Ansicht (über die Menschheit Christi) der Grund ist, weßhalb mehrere bis zum Gebete der Vereinigung gelangte Seelen nicht fortschreiten und nicht zu einer größeren Freiheit des Geistes gelangen." Vor diesem Irrthum also bewahrte der heilige Geist seinen treuen Streiter, der ja berufen war, „den Namen Jesu vor Könige und Völker zu tragen". Gerade durch diese geistige Art der Erscheinung Christi inmitten der Ideenwelt des hl. Ignatius zur entscheidenden Stunde, gerade durch diesen engen Anschluß des Heiligen an die Erscheinung des Wortes im Fleische, sein hochgebenedeites irdisches Leben, Arbeiten, Leiden und Sterben, gerade durch das Eindringen in die Mysterien der geheiligten Menschheit des Sohnes Gottes wurde Ignatius zu dem, was er geworden ist, und empfing die von ihm gestiftete Gesellschaft ihr eigenthümliches Gepräge und die ewig junge Kraft ihres Lebens. Was der hl. Ignatius aber in weiteste Kreise hinein gewirkt hat unmittelbar durch die ihm vom heiligen Geiste gelehrte Betrachtungsweise der Geheimnisse des Gottmenschen, ist unmöglich zu sagen. Gewiß hat Ignatius diese Weise nicht zuerst geübt, aber er hat sie durch seine Gesellschaft und besonders durch seine Exercitien wieder sozusagen volksthümlich gemacht und auch auf diese Weise kräftig gegen die einbrechende „Reformation" und noch mehr gegen den rationalistischen Zug der ganzen Neuzeit angekämpft.

Doch ehe er selbst die Süßigkeit solcher geistiger und körperlicher Erscheinung des Gottmenschen empfinden sollte, mußte er noch harte innere Kämpfe bestehen, um in Allem versucht und in Allem erfahren zu sein. Er fährt also in seiner Erzählung fort:

„Niemals ließ er von der angenommenen Gewohnheit ab, jeden Sonntag zu beichten und zu communiciren. Dabei empfand er indeß die größte Drangsal und Mühe, indem ihn die Scrupel ängstigten und bedrängten. Denn hatte er auch mit genügendem Fleiß und zwar schriftlich eine Generalbeicht in Montserrat abgelegt, so schien es ihm doch bisweilen, als habe er Einiges noch nicht gebeichtet, was ihn natürlich nicht wenig betrübte. Wenn er es nun auch wirklich beichtete, so kam sein Geist darum doch nicht zur Ruhe. Deßhalb begann er, fromme Männer aufzusuchen, aber auch so kam er nicht weiter. Endlich ermahnte ihn ein gewisser Doctor, welcher geistlichen Dingen zugethan war und in der Hauptkirche predigte, in der Beicht, er solle Alles aufschreiben, dessen er sich erinnere. Das that er. Als er nun aber gebeichtet, kamen die Scrupel wieder und wurden sogar mit jedem Tage kleinlicher. Auf diese Weise gerieth er in große Angst, denn es war ihm nicht unbekannt, daß ihm die Scrupel schadeten und es daher nützlich wäre, wenn er sie abschütteln könnte, aber er konnte es nicht. Zuweilen kam ihm der Gedanke, es würde von Nutzen sein, wenn er vom Beichtvater im Namen unseres Herrn Jesus den Befehl erhielte, nichts mehr von vergangenen Dingen zu beichten; er wünschte auch sehr, daß ihm ein solcher Befehl gegeben würde, aber es selbst dem Beichtvater zu sagen, wagte er nicht.

„Indeß verbot ihm trotz dieses Schweigens der Beichtvater, noch ferner sich über frühere Dinge anzuklagen, es sei denn, die Sache sei sehr klar und offen. Aber weil der Pilger alles (Zweifelhafte) als offenkundig (nicht giltig gebeichtet) ansah, so war ihm der Befehl des Beichtvaters von keinem Nutzen, seine innere Bedrängniß dauerte fort.

„Um jene Zeit bewohnte er eine Zelle, welche ihm die Dominicanerpatres in ihrem Kloster eingeräumt hatten. Er hielt treu an der festgesetzten Gepflogenheit, täglich sieben Stunden knieend zu beten, stand pünktlich um Mitternacht auf und unterließ ebenso wenig die anderen Übungen als die Geißelungen, welche er dreimal des Tages mit großer Strenge vorzunehmen gewohnt war. Aber dieses Alles vertrieb keineswegs die Scrupel, welche nun schon viele Monate lang ihn beängstigten. Als er eines Tages wieder über die Maßen zu leiden hatte, begab er sich in's Gebet, und ergriffen von der Gluth des Eifers, begann er mit lauter Stimme also zu Gott zu rufen: ‚Hilf du mir, o Herr, denn weder bei den Menschen noch bei irgend einer andern Creatur kann ich Hilfe finden! Ach könnte ich hoffen, eine solche doch zu finden, so würde mir keine Mühe zu groß sein. O zeige du mir, o Herr, wo ich sie suchen soll. Ich aber will Alles thun und müßte ich selbst einem Hündlein folgen, wenn es mir Rettung bringen wird.‘

„24. Während diese Gedanken ihn quälten, wurde er öfter schwer und heftig versucht, sich durch eine große Öffnung seiner Zelle herniederzustürzen. Die Öffnung aber befand sich ganz nahe bei der Stelle, wo er betete. Sobald er indeß einsah, es sei eine Sünde, sich selbst zu tödten, rief er wiederum: ‚Herr, ich will nicht thun, was dich beleidigen könnte.‘ Diese und andere Worte wiederholte er öfter und es kam ihm die Geschichte eines heiligen Mannes in den Sinn, der, um irgend etwas von Gott zu erflehen, was er

sehr wünschte, viele Tage ohne alle Speise zubrachte, bis er schließlich erhört wurde. Diese Erinnerung beschäftigte den Pilger einige Zeit, dann entschloß er sich, dasselbe zu thun. Er wollte, so sagte er sich innerlich, weder essen noch trinken, bis Gott sich seiner erbarmt oder bis er sich dem Tode nahe sehen würde; denn wenn es so zum Äußersten kommen sollte, daß er entweder essen oder sterben müsse, so nahm er sich vor, um Brod zu bitten und zu essen.

„25. Dieß geschah an einem Sonntag nach der heiligen Communion, und er brachte wirklich die ganze Woche hindurch nichts über die Lippen, ohne darum seine gewohnten Bußübungen zu unterlassen oder aufzuhören, den Gottesdienst zu besuchen, zu den bestimmten Stunden knieend zu beten, um Mitternacht aufzustehen und dgl. Als nun der folgende Sonntag kam und er seiner Gewohnheit gemäß beichten ging, offenbarte er seinem Beichtvater auch, daß er die verflossene Woche nichts zu sich genommen habe, wie er denn überhaupt seinem Gewissensführer auch das Geringste mitzutheilen pflegte. Der Beichtvater befahl ihm also, das Fasten zu brechen. Der Pilger gehorchte diesem Befehl, obgleich er in sich noch hinreichend Kräfte fühlte, und fand sich an diesem und dem folgenden Tage frei von Scrupeln. Am dritten aber, also am Dienstag, kamen ihm beim Gebete wiederum seine Sünden in's Gedächtniß; und als gebäre Eins das Andere, glitt sein Gedanke von einer vergangenen Sünde zur andern und er meinte, jede davon müsse noch einmal gebeichtet werden. Auf diese Gedanken hin erfaßte ihn aber eine Art Ekel gegen das Leben, welches er führte, und ein Drängen, dasselbe aufzugeben.

„Unter diesen Umständen gefiel es endlich Gott, daß der Pilger wie aus einem tiefen Schlafe erwachte und aus der Fluth jener Leiden emportauchte. Denn da er sich bereits einige Erfahrung gesammelt zur Unterscheidung der Geister, begann er aus den Lehren, welche er von Gott empfangen hatte, einzusehen, durch welche Mittel jener Geist Einkehr bei ihm genommen, und so nahm er sich also mit vieler Klarheit und Freude vor, niemals mehr irgend Etwas aus dem früheren Leben zu beichten. Und so blieb er seit jenem Tage frei von Scrupeln und hielt sich versichert, daß der Herr ihn nach seiner Barmherzigkeit davon befreit haben wolle."

Wer die voraufgehende Erzählung aufmerksam liest, wird nicht wissen, was er mehr bewundern soll, die große psychologische Wahrheit und objective Klarheit der Schilderung jenes Zustandes, oder das Schmerzhafte und Demüthigende, welches jener Zustand für einen Charakter wie Ignatius haben mußte. Allein wer möchte nach Kenntnißnahme von dieser Erzählung auch noch dem hl. Ignatius das Recht absprechen wollen, aus eigener Erfahrung höchst praktische und erprobte Regeln und Winke für Scrupulanten zu geben? Kaum anderswo tritt die Wahrheit des Ausspruches, daß er nach *eigener* Erfahrung und vom heiligen Geiste belehrt die Exercitien niedergeschrieben, so handgreif-

lich hervor, als eben bei diesem Kapitel der Scrupel. Mag auch die Darstellung des inneren Zustandes noch so ruhig und nüchtern sein, wir sehen aus der letzten Versuchung zum Selbstmord, wie hoch die Wellen der Trübsal über dieses edelstrebende, männliche Herz zusammenschlugen, bis er durch die Gnade Gottes daraus emportauchte. Diese autobiographische Schilderung bildet gleichsam eine Ergänzung zu den ganz allgemein gehaltenen „Regeln zum Verständniß und zur Unterscheidung der Scrupel“, wie sie sich im Exercitien-Büchlein finden. Aus den Citaten der heiligen Väter und der erweiterten Theorie in diesen Regeln geht übrigens hervor, daß der heilige Verfasser auch durch Lesung über den Gegenstand sich aufklären und belehren ließ, wozu ihm ja das Kloster reiche Mittel bieten mußte. Worauf wir aber an dieser Stelle besonders aufmerksam machen möchten, ist die Energie des heiligen Stifters, mit welcher er dreimal darauf zurückkommt, daß die heftigsten Scrupel, die tiefste Trostlosigkeit ihn niemals abgehalten haben, die einmal festgesetzten Übungen der Buße und Andacht zu verrichten. Und dieß finden wir als hochweise Vorschriften wieder in den goldenen „Regeln über die Seelenbewegungen“, besonders in der vierten, fünften, sechsten und siebenten Regel für die erste Woche, wo uns der hl. Ignatius das Wesen der geistlichen Trostlosigkeit und das Verhalten der Seele während derselben auseinandersetzt. Hieraus wie aus den vom heiligen Auctor angeführten Andachtsübungen geht hervor, daß er keine Mahnung oder Vorschrift für Andere gibt, die er nicht selbst vorher an sich erprobt hätte.

Mit dem Vorübergehen der furchtbaren Heimsuchung zieht durch Führung des heiligen Geistes immer stärker ein neues Element in die Seele des Ritters Christi: der Seeleneifer und das feurige Verlangen, das Reich seines Meisters immer mehr auszubreiten. Er fährt daher in seiner Erzählung fort:

„26. Außer den sieben Stunden, welche er auf das Gebet verwandte, beschäftigte er sich auch damit, den Seelen Einiger zu helfen, welche ihn aufsuchten. Die übrige Zeit des Tages widmete er frommen Gedanken über Gott, je nachdem er dieselben an jenem Tage gelesen oder betrachtet hatte; begab er sich aber Abends auf sein Lager, so kamen ihm oft übergroße Erleuchtungen und gewaltige (ingentes) geistige Tröstungen, so daß sie ihm viel von der zum Schlafe bestimmten Zeit raubten, die doch schon überaus kurz bemessen war. Als er über diese Thatsache einmal nachdachte, erwog er, wie er sich doch so viel Zeit bestimmt habe, mit Gott zu verkehren, und außerdem noch der ganze übrige Tag für solchen Verkehr freistehe; und

nun begann er zu zweifeln, ob jene Erleuchtungen wohl vom guten Geiste wären, und schließlich kam er zu der Ansicht, es sei gerathener, jene Tröstungen abzuweisen, und die zum Schlafen bestimmte Zeit auch zum Schlafe zu benutzen. Und so that er.

„27. Da er fest dabei beharrte, kein Fleisch zu essen, und auf keine Weise hierin eine Änderung eintreten zu lassen gedachte, geschah es eines Morgens, daß ihm eßbares Fleisch so vorschwebte, als sähe er es mit leiblichen Augen, und doch hatte er vorher kein Verlangen nach Fleischspeisen verspürt. Zugleich empfand er eine sehr starke Neigung in seinem Willen, nachher Fleisch zu essen [1]. Obgleich er nun seines frühern Vorsatzes eingedenk war, so konnte er doch nicht länger Bedenken tragen, den Entschluß zu fassen, Fleisch zu essen. Als er dieß seinem Beichtvater mittheilte, bat er diesen, zu erforschen, ob es nicht etwa eine Versuchung sei. Jener aber konnte bei reiflicher Erwägung dessen, was geschehen war, nicht im mindesten zweifelhaft sein. Und so verfuhr der liebe Gott um jene Zeit mit dem Pilger, wie der Lehrer, wenn er einen Schüler erzieht und unterrichtet. Sei es nun, daß, wie er selbst behauptet, er dieses wegen seines noch ungebildeten Geistes so glaubte; sei es, weil er sonst Niemand hatte, von dem er unterrichtet wurde; sei es endlich wegen des festen Willens, Gott zu dienen, den Gott selbst ihm eingeflößt hatte, und der ohne größeres Licht nicht bestehen und zu höherer Vollkommenheit leiten konnte: kurz, der Pilger urtheilte immer ganz klar und blieb bei diesem Urtheil, daß Gott also mit ihm zu einem besseren Zweck gehandelt habe; ja, würde er diese Thatsache je in Zweifel ziehen, so glaubte er dadurch die göttliche Majestät zu beleidigen."

Glücklicher Schüler des heiligen Geistes, der durch eine so erhabene, allseitige Schule des Geistes zum Geisteslehrer gebildet werden sollte und durch treue Mitwirkung den erhabenen Unterricht sich zu Nutzen machte! Wie wunderbar aber auch die Reihenfolge der einzelnen Lectionen! Zuerst der so sanft in die Seele dringende, weil so eng mit der edleren Natur verkettete Unterricht in Loyola, welcher mit einem zwar festen, aber noch allgemeinen Entschluß, nach höchster Vollkommenheit zu streben, endigt. Diesem Entschluß stellen sich zuerst ganz grobe Versuchungen entgegen, die der energische Soldat mit leichter Mühe abwehrt, weil er sie als Versuchungen erkennt. Nun versucht der Feind schon schlauere Kriegslisten: Scrupel und Beängstigungen und, um diese zu vergrößern, unkluge, wenn auch wohlgemeinte Abtödtung. Demüthiges

---

[1] Da Gott den hl. Ignatius zu einem apostolischen Leben und zum Verkehr mit den verschiedensten Menschenklassen bestimmt hatte, so würde der anfängliche Entschluß des Heiligen, wiewohl derselbe an sich gut war, doch für ihn nicht gepaßt haben, sondern jenem Beruf hinderlich gewesen sein: gab ja auch der Heiland seinen Aposteln die Weisung: „Esset, was euch vorgesetzt wird."

Gebet und Gehorsam, die zwei stärksten Waffen der Heiligen, werfen auch diesen Angriff des Feindes zurück. Doch dem Teufel mußte zu viel an der Überwindung dieser Seele liegen, und so schnell konnte er sich nicht für besiegt halten. Wenigstens das Gute will er verhindern, wenn er auch vorderhand zu nichts Schlechtem verleiten kann. Und wie schlau faßt er es an! Er will den Soldaten Christi schwächen auf jeden Fall. Daher zuerst die unzeitigen Tröstungen. Aber wie vernünftig ist hier das Verhalten des hl. Ignatius! Dann die seltsame Erscheinung des Fleisches. Der genaue Vergleich dieser beiden Versuchungen ist äußerst interessant. In der ersten rettet sich der Heilige, indem er an der Tagesordnung festhält; in der zweiten, indem er davon abweicht; in der ersten entscheidet er sich allein, bei der zweiten befragt er den Beichtvater. Und doch, wie logisch diese doppelte Handlungsweise! Bei der ersten erkennt er aus den Umständen klar den feindlichen Ursprung, trotz des himmlischen Scheines — bei der zweiten glaubt er wohl Gott als Urheber des Gedankens zu erkennen, aber das Verlassen der einmal festgesetzten Ordnung zu Gunsten des Leibes macht ihm eine kleine Schwierigkeit, er will sich nicht von der Natur betrügen lassen, daher läßt er die von Gott gesetzte Auctorität entscheiden. Wie ergiebig für vielfache Anwendung im Seelenleben dieses Beispiel sei, braucht nicht gesagt zu werden. Wir machen daher nur ausdrücklich noch auf die Wichtigkeit aufmerksam, welche diese Erfahrung des hl. Ignatius für seine Lehre von der Unterscheidung der Geister haben mußte, und wie uns sein Beispiel von der Wichtigkeit jener Regeln überzeugt, zumal wenn er von der Nothwendigkeit redet, nichts an seinen bei ruhiger Seelenstimmung gefaßten Vorsätzen zu ändern, bis die Natur des zur Änderung drängenden Geistes erkannt ist.

Ignatius sollte aber nicht bloß die Gefahren des geistlichen Lebens kennen lernen, sondern auch die zur höchsten Vollkommenheit führenden Erleuchtungen und Tröstungen empfinden, um im Stande zu sein, später selbst Andere in dieser erhabenen Wissenschaft heranzubilden. Hier treten wir nun in das Reich des rein Übernatürlichen, der Offenbarungen und Erscheinungen, aus denen dann endlich der volle Ignatius mit dem wunderbaren Lehrbuch der Exercitien und dem ersten Plan zu seiner „Gesellschaft Jesu“ hervorgeht. Er selbst erzählt uns mit großer Kürze diese geheimnißvollen Vorgänge als ebenso viele Beweise dafür, daß kein Anderer als Gott ihn erzogen, und zwar zu einem „besseren Ziele“. Er sagt nämlich:

„Zur Bekräftigung des Ebengesagten mögen die folgenden fünf Hauptpunkte in etwa dienen.

„28. Zuerst empfand er eine große Andacht zur allerheiligsten Dreifaltigkeit, und jeden Tag betete er ausdrücklich zu jeder der drei göttlichen Personen im Besonderen. Und da er auch noch an die heiligste Dreifaltigkeit sein Gebet richtete, beschäftigte es seinen Geist, wie er denn zur heiligsten Dreifaltigkeit ein vierfaches Gebet richten könne. Allein dieser Gedanke machte ihm wenig oder keine Schwierigkeit. An einem Tage aber, als er auf den Treppenstufen jenes Klosters die Tageszeiten der allerseligsten Jungfrau betete, begann sein Geist, erhoben zu werden, als ob er die allerheiligste Dreifaltigkeit unter dem Bilde einer dreifachen Klaviertaste erblicke; er vergoß dabei aber so viele Thränen, und so viele Seufzer entrangen sich seiner Brust, daß er selbst dieselben unmöglich zurückhalten konnte. Und als er am selben Tage eine von jener Kirche ausziehende Procession begleitete, konnte er seinen Thränen bis Mittag unmöglich Einhalt thun, und selbst am Nachmittag vermochte er über nichts Anderes als die heiligste Dreifaltigkeit zu sprechen und zwar unter Herbeiziehung der zahlreichsten und verschiedensten Vergleiche und Gleichnisse, wobei er viele Freude und großen Trost empfand.

„Diese Begebenheit hinterließ ihm für sein ganzes übriges Leben einen so tiefen Eindruck, daß er jedesmal eine große Andacht empfand, wenn er sein Gebet an die heiligste Dreifaltigkeit richtete.

„29. Zu einer anderen Zeit wurde seinem Geiste vorgestellt und zwar mit einer großen Herzensfreudigkeit, wie Gott die Welt geschaffen. Er glaubte aber einen weißen Gegenstand zu schauen, aus dem einige Strahlen hervorschossen und aus welchem Gott Licht ausstrahlte. Er selbst aber konnte dieß nicht genugsam erklären, noch sich jener Erleuchtungen erinnern, welche Gott ihm damals einprägte (imprimebat). Als er noch zu Manresa weilte — er war dort fast ein ganzes Jahr —, und zwar nachdem er bereits dort angefangen hatte, Tröstungen von Gott zu empfangen, und den Nutzen erkannte, den er aus der fremden Seelen geleisteten Hilfe zog, ließ er von den übergroßen Strengheiten ab, welche er früher zu üben pflegte, auch schnitt er sich die Nägel und Haare. Während er in der Kirche desselben Klosters der heiligen Messe beiwohnte, sah er eines Tages mit den Augen des Geistes bei der Aufhebung der heiligen Hostie gleichsam einige weiße Strahlen aus der Höhe niederschießen. Wenn er nun auch nach so langer Zeit dieß nicht mehr ganz so gegenwärtig hat und erklären kann, so sah er damals doch ganz klar, wie in jenem heiligsten Sacramente unser Herr Jesus Christus zugegen war. Oft und lange sah er während des Gebetes mit dem innern Auge die Menschheit Christi: die Gestalt aber, welche er zu erblicken glaubte, sah aus wie ein weißer Körper, und war weder groß noch klein, aber er konnte die einzelnen Glieder nicht unterscheiden. Zu Manresa sah er dergleichen mehrmals, und er glaubt keineswegs die Unwahrheit zu reden, wenn er sagt, es sei 20 oder 40 Mal geschehen; einmal sah er es zu Jerusalem, einmal auf der Reise in der Nähe von Padua. Auf dieselbe Weise, ohne die Glieder zu unterscheiden, sah er auch die allerseligste Jungfrau Maria.

Durch diese Gesichte wurde er nicht wenig in seinem Glauben befestigt, so daß er oft sogar dachte, er würde, selbst wenn keine heilige Schrift jene Geheimnisse des Glaubens lehrte, doch zur Bekräftigung derselben in den Tod zu gehen entschlossen sein."

Wir sehen, der fromme Wunsch der gottseligen Matrone hat sich in vollkommenster Weise erfüllt; nicht bloß der heilige Geist mit seinem göttlichen Licht und Gnadenbeistand hatte den neuen Ritter des Geistes in die Geheimnisse des Geisterkampfes eingeweiht, sondern der göttliche Heerführer der erlösten Menschheit, der in der Fülle der Zeiten in menschlicher Gestalt erschienene Vorkämpfer und Feldherr des Gottesreiches, unser König und Herr Jesus Christus, nahm durch sein persönliches, sichtbares Dazwischentreten ihn in eine wahre Ritterschule. Es ist kein Zweifel, daß jene 20—40 Erscheinungen der heiligsten Menschheit Christi direct in Bezug standen zu den Geheimnissen des gottmenschlichen Lebens, wie es uns die heiligen Evangelien berichten. Und so nehmen wir denn wohl nicht mit Unrecht an, daß unter dieser summarischen Form der hl. Ignatius jenen bedeutenden Theil der Exercitien erwähnt, welcher sich mit der Betrachtung der geschichtlichen Geheimnisse beschäftigt. Nicht ohne Interesse ist es, zu bemerken, wie der hl. Ignatius auch für das Äußere in der Schule seines Meisters lernte und nicht umsonst in der allerheiligsten Person seines Königs, seinem Auftreten und Erscheinen jene Schönheit, Lieblichkeit und Anmuth gewahrte, welche die Herzen gewinnen mußte und die auch heute noch die Norm des apostolischen Auftretens, jenes sozusagen heiligen Anstandes sein soll, welchen die Kirche von ihren Dienern fordert.

Wenn jedoch in den Aufzeichnungen des hl. Ignatius über Manresa sich eine Stelle findet, welche sowohl für die innere Entwicklung des Heiligen selbst, als für seine Exercitien von entscheidender Wichtigkeit, gleichsam der Gipfelpunkt seiner geistlichen Schulung war, so ist es zweifelsohne die folgende. Mit einer bei dem sonst so kurz angebundenen Soldaten wahrhaft auffälligen Feierlichkeit und Genauigkeit in der Beschreibung von Ort und Zeit führt uns der heilige Vater eine Scenerie vor Augen, die auch an natürlicher Großartigkeit nichts zu wünschen übrig läßt.

„30. Er ging eines Tages seiner Andacht halber in eine Kirche, wenn ich nicht irre, war sie dem hl. Paulus geweiht, die etwas mehr als tausend Schritte von Manresa entfernt liegt. Der Weg aber, welcher dahin führt, läuft dem Flußufer entlang. Wie er nun so in seine frommen Gedanken vertieft eine Weile dahingeschritten war, ließ er sich nieder und schaute auf

den in der Tiefe daherbrausenden Fluß. Während er aber so dasaß, wurden die Augen seines Geistes geöffnet, nicht als ob er eine Erscheinung gesehen, sondern so, daß er viele geistliche Dinge einsah und erkannte, welche sich auf die Geheimnisse des Glaubens und die Kenntniß der heiligen Schrift bezogen. Diese Erkenntniß wurde ihm mit einer solchen Klarheit vermittelt, daß ihm seit jenem Augenblicke Alles in einem ganz neuen Lichte erschien. Indeß kann er das Einzelne aus der großen Menge von Dingen, welche er dazumal erkannte, nicht mit Klarheit wiedergeben, sondern er vermag nur zu betheuern, daß sein Geist mit einer außerordentlichen Klarheit erfüllt wurde und zwar in einer Weise, daß, wenn er auch alle Gnaden, die er bis zu seinem 62. Lebensjahre und darüber von Gott empfangen, zusammenfassen würde, und ebenso all sein Wissen: er doch aus all dem nicht so viel erlangt zu haben glaubt, als er bei jener einen Gelegenheit empfangen hat.

„31. Seit jener Zeit war sein Verstand so erleuchtet, als wäre er ein ganz anderer Mensch geworden. Als dieser Zustand ziemlich lange angedauert, warf er sich vor dem dort befindlichen Kreuze auf die Kniee, um Gott zu danken. Und sieh, da zeigte sich ihm wieder jene so oft wiederholte Erscheinung, deren Natur er niemals hatte erkennen können, jenes so sehr schöne Wesen mit all den glänzenden Augen, welches seinen Blick so oft erfreut hatte. In der Nähe des Kreuzes aber sah er mit leichter Mühe, daß die Erscheinung gar nicht so schön von Farbe sei, als sie es sonst wohl pflegte, und er erkannte mit großer Klarheit und einer festen Zustimmung des Willens, jene Erscheinung sei der Teufel. Und so vertrieb er sie auch später immer, so oft sie ihm auch begegnen mochte, mit seinem Stabe, den er in der Hand zu tragen pflegte."

Mit der Erzählung dieser Erscheinung bricht Ignatius die Schilderung seines Manresanischen Aufenthaltes der Hauptsache nach ab, und in der That scheint hiermit seine innere Bildung und der Plan der Exercitien zum Abschluß gekommen zu sein. Wirklich können auch wir uns keinen herrlicheren Schlußstein für das wunderbare Gebäude der Ignatianischen Ascese denken, als jene Erscheinung und ihre Umstände. Wie ein wundervolles, von Gott selbst gewähltes erstes Präludium — die Vorstellung des Ortes — entrollt sich vor unserem Blick das landschaftliche Bild am Ufer des Llobregat. Drunten zwischen Felsen braust der Bergstrom — ein Bild vorübereilender Zeitlichkeit; bergauf führt, dem Ufer entlang, der Pfad, den der fromme Pilger, in geistigen Betrachtungen vertieft, ersteigt — ein Symbol des Pilgerpfades zur Ewigkeit. Droben, Weg und Strom und Alles überragend, steht als Wegweiser und Ziel das Kreuz, zu dessen Füßen sich der Pilger niederläßt, das Auge zum Strom gekehrt, um von diesem erhabenen Punkte aus die Welt, ihre Eitelkeit, das Leben und sein Ziel zu betrachten.

Und siehe, Gott eröffnet ihm hier die Augen seines Geistes — er sieht Alles von einer ganz neuen Seite an, Alles gewinnt in seiner Werthschätzung und Liebe gleichsam eine neue Rangstufe — „er ist ein anderer Mensch geworden" und die Welt steht ihm anders gegenüber. Hier wird auch den Heiligen das wunderbar über Alles orientirende Fundament der ersten Woche, diese Grundlage aller Exercitien, ganz besonders mit seiner Klarheit überfluthet und gleichsam als Ausgangspunkt der himmlischen Philosophie des „neuen Menschen" mit gewaltiger Kraft erfaßt haben. Wie sich Alles, was wir Weises, Großes und Erhabenes in den Exercitien und Constitutionen des heiligen Stifters finden, in dieser einen Alles umfassenden Vision gegliedert hat, wissen wir freilich nicht mehr — allein daß sich auf diese Eine Erleuchtung Alles zurückführen lassen muß, dafür bürgt uns die Betheuerung des hl. Ignatius. Wie schön und rührend zugleich ist der erhabene Schluß dieses wunderbaren Schauspiels! Im überwallenden Licht und Feuer göttlicher Gnade wendet sich Ignatius von dem Strome ab, eilt an's Kreuz, dieses nie wankende Kreuz, das ewig und herrlich als Gnaden- und Segensquelle alle Zeitlichkeit überragt; von der Kenntniß der Welt wendet sich der Ritter Christi zu seinem ewigen Feldherrn, umschließt in übergroßem Dankgefühl die Kreuzesfahne seines Führers und weiht sich ihr auf's Leben mit Allem, was er vielleicht soeben als ihm Vorbehaltenes übernatürlich erkannt hatte. Sollte man fehlgehen, wenn man annähme, daß in diesem überseligen Augenblick zum ersten Male jenes großartige Gebet seinem Herzen entströmte, das uns unter dem Titel „Suscipe" bekannt ist? Indem sich so naturgemäß der Anfang und der Schluß der Exercitien am Fuße des heiligen Kreuzes, diesem Mittelpunkte der Exercitien, ineinanderschlössen, könnte es uns auch nicht befremden, wie gerade die klare Erkenntniß der gleißenden Schlange, die den Teufel und die Lockungen der Welt bedeuten sollte, sich in diesem Augenblicke, im Lichte des Kreuzes und der ewigen Wahrheit und Liebe vollziehen mußte.

W. Kreiten S. J.

Von Galway durch Connemara nach Westport.

Galway ist eine der westlichsten Städte unseres Erdtheils. Ihre Bewohner gelten in Irland für halbe Spanier. „Sie reisen also zu den stolzen Spaniern," sagte man mir lächelnd in Mittel-Irland, als ich hier vor meiner Abreise in den Westen Abschied nahm. Auch mein Reisehandbuch erzählte mir: „Die alte Stadt ist ganz und gar von spanischer Bauart, mit weiten Thorwegen, breiten Treppen und jener phantastischen Ornamentik, welche uns nach Granada oder Valencia versetzt." Ich war gespannt, aber vergebens schaute ich mir die Augen aus, um die weiten Thorwege, die breiten Treppen und die phantastischen Ornamente zu entdecken, welche mich auf eine so bequeme Weise in das schöne Spanien entrücken sollten. Nur einige sporadische Überreste alter Bauten wiesen auf einen Zusammenhang der Stadt mit dem poetischen Süden hin. Mehr als alles Andere aber erinnert in der Mitte der Stadt ein ernstes Denkmal aus alter Zeit an den frühern Handelsverkehr zwischen Galway und Spanien. Die Ruine des Fensters eines längst verfallenen Hauses, mit der in den Stein gegrabenen Inschrift:

> Remember death
> All is Vanity of Vanities
> (Gedenke des Todes.
> Alles ist Eitelkeit der Eitelkeiten.)

wird erhalten als Denkzeichen eines vor Jahrhunderten begangenen Verbrechens und einer an die altrömische Justiz erinnernden Ahndung desselben. Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts kehrte aus Spanien der Sohn des Majors von Galway mit dem Sohne eines spanischen Freundes seines Vaters zurück. Er begeht in Verbindung mit der Schiffsmannschaft das Verbrechen, den Spanier in's Meer zu stürzen, um die demselben angehörige Schiffsladung in seinen Besitz zu bringen. Aber einer der Seeleute setzt den Major von dem Geschehenen in Kenntniß, und dieser spricht über seinen einzigen Sohn das Todesurtheil aus. Die ganze Verwandtschaft war entsetzt und bot Alles auf, um den Richter zur Zurückziehung seines Urtheils zu bewegen. Der Major bescheidet sie auf einen bestimmten Tag in sein Haus, damit sie das Resultat ihrer Bemühungen erführen. Als die Verwandten erschienen, baumelte schon der Leichnam des Verurtheilten an einem Fenster des Hauses, wo der Major ihn früh am Morgen hatte erhängen lassen, um in der Vollziehung seines Urtheils nicht gestört zu werden. — Der Handelsverkehr zwischen Galway und Spanien war in frühern Jahrhunderten sehr lebhaft und Ehen begründeten Blutsverwandtschaft zwischen den Galwayer Kaufleuten und den Familien spanischer Handelsfreunde. Noch wollen die Irländer, wie gesagt, einen Tropfen spanischen Blutes in den Galwayern wahrnehmen, und diese rühmen sich mit Stolz ihrer Verwandtschaft mit dem ritterlichen Spanien.

Seine alte Bedeutung für den Welthandel hat Galway verloren, und seine frühere Bevölkerung von 45 000 ist auf 15 000 zusammengeschmolzen. Was ist der Grund? Bei dem heutigen lebendigen Verkehre zwischen Europa und Amerika sollte man glauben, daß es gerade jetzt wegen seiner Lage im äußersten Westen Europa's ein Stapelplatz ersten Ranges sein müsse. Auf meine Frage erhielt ich von verschiedenen Seiten die Antwort, daß die stiefmütterliche Regierung absichtlich die Stadt zu Gunsten der englischen Häfen niederhalte. Absichtlich habe man ein Schiff im Galwayer Hafen scheitern lassen, um denselben zu discreditiren, und man verweigere beharrlich die Summen, welche erforderlich seien, um ihn wieder in Stand zu setzen und Galway zu einem der ersten Stapelplätze der Welt zu machen. Wie viel Wahres an diesem Berichte ist, muß ich dahingestellt sein lassen.

Der Stolz Galway's ist sein Meerbusen. Er ist in der That einer der schönsten der vielen schönen Buchten Irlands. Gegen Westen drängen sich die Wassermassen stets steigend oder fallend in der zwanzig Meilen breiten Bucht. Auf dem gegenüberliegenden Ufer begrenzen die malerischen Gebirgszüge von Clare den Gesichtskreis, während das Auge zur Rechten die Arran-Inseln, die Wächter der Bucht, erblickt und darüber hinaus die Wasser des atlantischen Oceans verfolgt, bis sich ihr Blau in unendlicher Ferne mit dem Blau des Himmels vermischt: ein herrlicher Anblick, besonders wenn die Sonne an einem schönen Morgen über die Gebirge von Clare ihre Strahlen ergießt, oder am Abende, einen Strom geschmolzenen Goldes zur Stadt entsendend, majestätisch in den Ocean hinabsinkt. Auf dem Wasser schwimmen zahlreiche Fischerboote und das Ufer ist von Schaaren von Badegästen belebt. Außer der See ziehen noch die nahen Mineralbäder im Sommer und Herbst Fremde nach Galway.

Wenden wir uns von Black Rock, wo wir im Westen der Stadt die Aussicht auf ihre Bucht genossen, ostwärts, so gelangen wir bald zu den strohbedeckten Hütten des Fischerdorfes Cladbagh, eines Stadtviertels, dessen Einwohnerschaft wegen ihres zähen Festhaltens an den alten Sitten und Privilegien und ihrer patriarchalischen Einfachheit zu den Merkwürdigkeiten Irlands zählt. Noch nicht so lange ist es her, daß sich dieses Völkchen durch einen aus seiner Mitte jährlich erwählten König nach eigenen Gesetzen regierte. Sie hielten sich strenge von allen Galwayern abgesondert und heiratheten nur untereinander. Auch jetzt beobachten sie noch ihr Gesetz der Absonderung, so viel es geht. Der uralte Ehering geht von der Mutter auf die Tochter über und diese erhält als Mitgift ein Fischerboot. Darin besteht der ganze Reichthum der neugegründeten Familie und bei dem Reichthum der Bai an Fischen genügt es in der That zur Befriedigung ihrer bescheidenen Bedürfnisse. Die Sprache dieser Fischer ist die irische, eine markige Sprache; das fiel mir besonders auf, als ich bei einem Spaziergange durch die Cladbagh Zeuge eines heftigen Wortwechsels zwischen zwei Weibern war. Ein anderes Mal zwang mich der Regen, in einer einsamen Fischerhütte am Meeresufer Schutz zu suchen. Die Leute sprachen mit mir englisch und untereinander irisch. Es war interessant, den Übergang von

einer Sprache zur andern an den Organen zu beobachten. Von der Zungenspitze, dem Sitze des Englischen, glitt die Sprache plötzlich in die Gurgel hinab. Denn hier befinden sich die Hauptorgane für das urkräftige Irische. Bekanntlich spricht nur noch etwa der vierte Theil der Irländer diese keltische Sprache. Am besten erhielt sie sich im Westen. Neuerdings hat sich eine Gesellschaft zur Erhaltung derselben gebildet, an deren Spitze der jüngst verstorbene große Erzbischof John von Tuam stand. Dieser um Alles, was Irland interessirt, so hoch verdiente Kirchenfürst übersetzte selbst mehrere Bücher der heiligen Schrift und der Iliade und die englisch geschriebenen lyrischen Gedichte des irischen Dichters Moore in's Irische, und schrieb selbst irische Werke und Gedichte. — Die Fischer in der Claddagh sprechen fast sämmtlich sowohl die englische wie die irische Sprache. Mädchen, welche beide Sprachen verstehen, dürfen ein Band im Haare tragen, wenn sie auf dem Markte erscheinen, was denjenigen, die bloß das Irische sprechen, nicht erlaubt ist.

Bei der Claddagh fließt der salmreiche Fluß Corrib in die Bucht. Gehen wir flußaufwärts, so treffen wir nordwestlich von der Stadt ein großes, auf quadratischem Grundriß aufgeführtes Gebäude mit Kuppelthurm, das Queenscollege, ein Universitätscolleg. Bis zu Anfang dieses Jahres gab es in Irland zwei seitens der Regierung anerkannte Universitäten, das Trinity College in Dublin oder die Dubliner Universität, und die Queen's University, welch letztere aus einem zu Dublin residirenden Examinatoren-Collegium und drei Unterrichtsanstalten bestand, den Queen's Colleges zu Belfast, Cork und Galway. Nur Schüler dieser Anstalten wurden zu den Prüfungen vor jenem Examinatoren-Collegium zugelassen, und da wegen des protestantischen Geistes, welcher sowohl in der Dubliner Universität wie in den Queen's Colleges herrschte, der Besuch dieser Lehranstalten von den katholischen Bischöfen verboten worden, so waren die Katholiken von den Vortheilen und Rechten, welche Universitätsbildung gewährt, so gut wie ausgeschlossen. Durch die Universitätsbill nun, welche im vorigen Jahre vom englischen Parlamente angenommen wurde, ist ein Schritt zum Bessern gemacht. Sie rief eine neue Universität, die Royal University, in's Leben, welche weiter nichts ist als ein Examinatoren-Colleg und die mit keiner Unterrichtsanstalt in Verbindung steht. Jeder Irländer hat das Recht, sich bei ihr zu den Prüfungen zu melden, und keiner fragt ihn, wo er seine Studien gemacht. Die Queen's University ging im Februar ein, und die Schüler der Queen's Colleges haben, wie alle andern, ihre Examina vor der Royal University zu machen. Wohl mögen sich die irländischen Katholiken noch beklagen, daß man ihre alten Kirchengüter und die Steuern des katholischen Irland den wohl dotirten protestantischen Collegien zuwendet und katholischen Collegien die mit Recht beanspruchten Zuschüsse verweigert. Aber in dem neuen Gesetze ist ihnen doch eine Freiheit gegeben, welche wir geistig geknebelte deutsche Katholiken kaum mehr als einen Gegenstand erlaubter Wünsche anzusehen wagen. — Bald nach Einführung des neuen Gesetzes traf die Gesellschaft Jesu zu Dublin Vorbereitungen zur Eröffnung eines Colleges, in welchem alle Uni-

versitätsfächer mit Ausschluß von Theologie und Medicin gelehrt werden, und die Katholiken Gelegenheit finden sollen, sich auf die Examina in der Royal University vorzubereiten. Für Theologie und Medicin ist schon anderweitig vortrefflich gesorgt.

In der Nähe des Collegparkes führt eine Brücke über den Corrib in die Stadt. Die Sonne schien in das klare Wasser des Flusses, und herrliche Salme ohne Zahl wurden in ihm sichtbar, welche, wie fest geankert, unbeweglich auf ihren Plätzen beharrten. Ein Herr warf seine Angel zwischen sie hinein, und bald hing ein riesiger Salm an seiner Schnur. Aber der Fisch zog mit solcher Kraft an der starken Hanfschnur, daß er sie zerrissen hätte, wenn der Herr ihm nicht stromabwärts gefolgt wäre. An der Brücke konnte der Angler nicht weiter folgen. Aber ein Gehilfe schlug einen an einer langen Stange befestigten eisernen Haken dem Fische geschickt in den Kopf und hob ihn triumphirend aus dem Wasser. — Das Vergnügen, hier zu angeln, können sich indeß nur reiche Leute gestatten, da es für einen Tag mit zwanzig Mark erkauft werden muß, und nur ein geringer Theil der gefangenen Fische dem Angler zufällt. In einiger Entfernung von der Brücke stromaufwärts ist ein Wasserfall. Trotzdem gelingt es den Fischen, die wildschäumenden Wogen zu passiren. Sie kommen vom Meere, um im Flusse zu laichen. Die unweit der Mündung gefangenen sind aber besonders geschätzt. Die Lachse nämlich verlieren an Werth, wenn sie längere Zeit in süßem Wasser leben.

Die eigentliche Stadt bietet wenig Merkwürdiges. In der Mitte liegt die große Nikolauskirche, deren kolossaler Thurm die ganze Stadt beherrscht. Früher ein katholisches Gotteshaus, wurde sie von den Engländern dem Häuflein Protestanten zugesprochen, welches in der Stadt lebt, und die Katholiken mußten sich in Schlupfwinkel verkriechen, bis sie so glücklich waren, sich mit ihrem eigenen Gelde neue Kirchen erbauen zu dürfen. Außer der großen Pfarrkirche, welche zugleich die bischöfliche Kathedrale ist, besitzt die Stadt heute geräumige Kirchen der Augustiner, Dominicaner, Franciscaner und Jesuiten. Von den männlichen Ordensgenossenschaften haben noch die Mönche des hl. Patrik und die christlichen Brüder große Häuser in Galway; jene leiten die Knabenschulen der Pfarre, diese eine Handwerker- und Ackerbauschule. Zu den Männerorden kommen die Frauenorden der irischen barmherzigen Schwestern (Sisters of Mercy), der Schwestern der Präsentation, der Dominicanerinnen und der Clarissinnen. So viele Ordenshäuser sind sowohl ein Zeichen des durchaus christlichen Geistes, welcher die Stadt belebt, wie auch ein vorzügliches Mittel, denselben zu pflegen. Die Clarissinnen leben ganz dem Gebete und beschaulichen Leben; die Dominicanerinnen leiten ein Pensionat für Töchter der besser situirten Klassen; die beiden zuerst genannten Genossenschaften haben die Pfarr-Mädchenschulen. Die Jesuiten leiten ein kleines fünfklassiges Colleg. An Mitteln, ihren Söhnen und Töchtern eine gute Erziehung zu geben, fehlt es den Bürgern Galway's also nicht. Wenn die Regierung so klug ist, die aufblühenden Anstalten nicht wieder niederzutreten und ihrer Ausbreitung über die ganze Insel nichts in

den Weg zu legen, dann wird sie nach ein paar Generationen in Irland Unterthanen haben, welche die Agrarverbrechen nur aus der Geschichte kennen.

Am Feste des hl. Augustinus entledigte ich mich des letzten Restes der Aufgabe, welche mich in den Westen Irlands und zuletzt nach Galway geführt. Meine Freunde hatten mir den Vorschlag gemacht, noch ein paar Tage zu meinem Aufenthalte an der Westküste zuzusetzen und, anstatt auf geradem Wege nach Dublin zurückzukehren, meinen Rückweg in den Osten der Insel durch Connemara über Westport zu nehmen. „Die Reise nach Westport," so hieß es, „ist sehr bequem. Von Galway fährt täglich ein Wagen nach Clifden, dem Marktplatze Connemara's, und ein anderer von Clifden nach Westport." „Aber was darf ich mir von einer zweitägigen Fahrt durch Connemara versprechen?" — „Die herrlichsten Naturbilder werden in ununterbrochener Reihe an Ihren Augen vorüberziehen, die reizenden Berg- und Seepartien des wilden Connemara." — Glücklicherweise gestaltete sich die Reise nicht so ganz einfach. Sonst hätte ich über Land und Leute wenig zu erzählen gehabt. Montag gegen zehn Uhr verließen wir auf einem vierspännigen offenen Wagen die Stadt. In zwei langen Reihen hatten wir Passagiere auf demselben so Platz genommen, daß die eine Reihe der andern den Rücken zukehrte. Zwischen den Passagierreihen war Gepäck aufgethürmt. Man hatte uns vorher Platz genug verheißen, da wegen der Unruhen in Irland die Zahl der Touristen sehr gering sei. Aber schon bei der Abfahrt saßen wir sehr nahe bei einander, und als erst vor der Stadt noch mehrere Mitreisende aufstiegen, mußten wir uns immer mehr auf uns selbst zurückziehen und saßen endlich da, wie die alten ägyptischen Gottheiten, steif und gestreckt und die Hände auf den Knieen. Für noch weitere Ankömmlinge machte man Sitze hoch oben auf dem Gepäck zurecht, um welche sie später wegen der schönen Aussicht zu beneiden waren. Von allen Mitreisenden interessirten mich zunächst nur meine beiden Nachbarn, ein sehr freundlicher und heiterer junger Priester zur Linken und ein richtiger Tourist zur Rechten. Von kleiner Gestalt, mit weißem Teint und rabenschwarzem Haare und Schnurrbart, schien er mir weder ein Engländer noch ein Irländer zu sein. Von ihm selbst konnte ich bei seiner Einseitigkeit nichts erfahren; mein Nachbar zur Linken flüsterte mir zu, er sei ein Amerikaner. Nachdem er etwa drei bis vier Stunden neben mir gesessen, verließ er den Wagen ohne Abschiedsgruß — ich muß gestehen, nicht zu meinem Bedauern. Und doch, welch ein prächtiger Mensch! Später traf ich ihn wieder und fand in ihm einen heitern, sehr liebenswürdigen Reisegefährten.

Der Morgen war nichts weniger als schön. Der Himmel schien grau und sandte einen dichten Nebel, der in Deutschland als Regen gelten würde. Diesem leichten Staubregen, welcher in Irland sehr häufig ist, verdankt die Insel, so sagt man, ihr lachendes Wiesengrün, und daher der Name der grünen Insel. Auf mich wirkte er nicht so erheiternd ein, wie auf die Wiesen; vielmehr erweckte er ernste Reflexionen über den Leichtsinn, daß ich mich für eine Fahrt durch eine fremde und einsame Gegend, in welcher man oft stundenweit kein Haus und keinen Baum sieht, unbekümmert um das Wetter

einem offenen Wagen anvertraute. Die Aussicht, die wir zuerst genossen, ist leicht zu beschreiben: eine in dunkeln Umrissen aus einem Nebelmeere hervorschauende Landschaft. Als Merkwürdigkeit aus der Umgebung Galway's verdient der Reichthum an Steinen hervorgehoben zu werden. Der Boden ist weit und breit mit weißen Felsstücken wie besäet. „Ist es nicht," sagte mir ein Herr auf dem Zuge nach Galway, „als wüchsen sie aus dem Boden hervor?" Aus solchen Steinen baut sich der arme Mann sein Haus. Diese Aufgabe ist nicht viel schwerer für ihn, wie für den Vogel die Aufgabe, sich sein Nest zu bauen. Er sammelt Steine aus dem nächsten Umkreise, legt sie kunstlos vier bis fünf Fuß hoch zu vier Mauern übereinander, falls er es nicht vorzieht, einen Hügel zur Hinterwand zu nehmen, überdacht das Ganze mit Stroh oder Haidekraut — und das Haus ist fertig. Die Hütten, welche wir antrafen, waren vielfach ganz unbeschreiblich arm. Bei manchen befindet sich in der Mauer nur eine einzige Öffnung, welche als Eingang und Fenster, als Luftloch und Rauchausgang dient. Es schienen mir manchmal die Steine ohne Mörtel lose aufeinandergelegt zu sein und etwa nur durch einen inneren Bewurf zusammengehalten zu werden. Hier und da sieht man Hütten, welche in den besseren Gegenden Deutschlands kaum als Schweineställe geduldet würden.

Aus den armen Hütten stürzten beim Herannahen unseres Wagens Kinder heraus, die uns Haselnüsse, Feldblumen u. dgl. anboten, um ein kleines Trinkgeld zu gewinnen. Besonders waren es etwa sechs prächtige, rothgekleidete Büblein, die von unserem Wagen kaum zu trennen waren und eine weite Strecke an seiner Seite dahinliefen. Die Reinlichkeit und das frische, gesunde Aussehen dieser kleinen Wegelagerer fiel mir auf. Es stand im schreiendsten Contrast zu dem Aussehen der schmutzbedeckten und in Lumpen gehüllten Kinder ihrer mit reichen Löhnen bedachten Landsleute in den Fabrikstädten Englands. Ihre ganze Bekleidung bestand außer der Mütze in einem bis über die Kniee herabreichenden dunkelrothen Wollenkleide. Auch in anderen Gegenden Irlands fand ich, daß die Knaben auf dem Lande bis zu ihrem 13. oder 14. Jahre Mädchenkleider tragen, wie man mir sagte, wegen der Armuth der Eltern. Die rothe Farbe deutet die Nähe Connemara's an, wo sie die Farbe der weiblichen Nationaltracht ist. Dort nämlich spinnen und weben sich die Frauen aus der von ihren Schafen gewonnenen Wolle das Tuch zu ihren Kleidern selbst. Sie geben ihm die schöne rothe Farbe, indem sie es mit der Wurzel einer Wasserpflanze und etwas Kupfer in einen Topf werfen, Wasser darauf gießen und kochen. Zuweilen lassen sie dem Wollentuche seine weiße, natürliche Farbe, und die aus ihm verfertigte Kleidung mit dem weißen, um Kopf und Schultern geworfenen Wollentuche erinnert dann an die malerische Ordenstracht der Söhne des hl. Dominicus.

Schon zum zweiten Male wechselten wir die Pferde, und noch immer war das Wetter, wie es bei der Abfahrt gewesen. Die Gegend wurde immer einsamer. Hinter dem friedlichen Städtchen Oughterard erweitert sich die Aussicht. Zur Linken erheben sich längs der Meeresküste in ununterbrochener

Reihe mächtige, ganz kahle Bergkolosse; zur Rechten gestatten hier und da Lücken in der Bergkette einen Blick auf den großen Binnensee Corrib, den zweitgrößten See Irlands. Oughterard hat uns wieder Knaben nachgeschickt, die sich absolut von unserem Wagen nicht trennen wollen, es sei denn, daß wir uns loskaufen. Einige Reisende machen sich das Vergnügen, vom Wagen herab Kupfermünzen in Wasseransammlungen zu werfen. Die armen Kleinen wühlen mit ihren Händchen im Schmutz herum und zanken sich miteinander um das Geldstück. So verwerflich auch diese Art des Almosengebens ist, hatte sie doch das Gute, daß sie uns einen großen Vorsprung vor unseren Verfolgern gewährte und es ihnen unmöglich machte, den Wagen noch einmal einzuholen.

Was wir gefürchtet, trat ein. Das über unsern Häuptern schwebende Wasser kam als Regen über uns herab. Eine schöne Vergnügungstour, bei reichlich herabströmendem Regen auf offenem Wagen durch eine nebelgraue Landschaft zu fahren! Wir schützten uns durch Regenschirme und Decken, so gut es ging, gegen den Regen und die Traufe der Nachbarn. Aber nach einem halben Stündchen hörte es zu regnen auf. Der graue Flor, welcher den ganzen Morgen den Himmel verhüllt, zerriß. Zwischen den Wolken zeigte sich das herrlichste Blau und die nunmehr klar vor uns liegende Landschaft erglänzte streifenweise im Lichte der Sonne. Welch schauerliche melancholische Einöde! Weit in der Runde gewahrt das Auge nichts als Felsen, abwechselnd mit schwarzem Torfgrund und großen Wasserlachen, welche die Irländer Seen nennen; ringsum wird der Gesichtskreis begrenzt von hoch aufsteigenden, kahlen Bergen; nirgends zeigt sich eine Hütte, ein Mensch, ein Baum oder ein bebautes Stückchen Land.

Ein neuer Nachbar zur Rechten, welcher bei dem einsamen Half-Way-Hause unsern Wagen bestiegen, brachte die Nachricht von einem frischen Attentat, welches ein paar Tage vorher unweit der Stelle, die wir gerade passirten, auf das Leben eines Landagenten gemacht worden sei. Obgleich Mr. Robinson, Landagent des im Jahre 1878 so grausam ermordeten Lord Leitrim, von zwei Polizeidienern begleitet war, näherte sich der Verbrecher seinem Wagen und feuerte eine Kugel auf ihn ab. Sie verfehlte ihr Ziel. Die beiden Polizeidiener schossen auf den Verbrecher und eilten ihm eine Strecke weit nach; aber er entkam. Das Loos der Landlords und ihrer Agenten ist in der gegenwärtigen Krisis kein beneidenswerthes. Viele wagen ohne polizeilichen Schutz nicht, ihr Haus zu verlassen, und im Westen Irlands sieht man häufig Herren oder Damen unter Bedeckung von Polizeidienern ausfahren. Hinsichtlich eines krank darniederliegenden Landagenten in der Nähe von Tuam hörte ich sogar, daß er aus Furcht vor einem Überfalle zwei Polizeidiener an seinem Bette Wache halten lasse. Das Volk behauptet nun allgemein, daß die Furcht dieser Herren unbegründet und nur eine Wirkung ihres bösen Gewissens sei. Von dem zuletzt erwähnten Herrn erzählte man mir, daß er innerhalb der letzten 30 Jahre 300 Familien aus ihrem ererbten Pachtgute vertrieben habe. Als ich auf einer Ausfahrt seinen Landsitz streifte, fragte mein Begleiter Jemanden in der Nähe des Hauses,

wie es Mr. H. gehe. „Er befindet sich so schlecht, wie er es verdient", war die freilich unchristliche Antwort. Man braucht sich überhaupt mit den Leuten aus der Farmerklasse nur in ein Gespräch einzulassen, um sofort die bittere Stimmung derselben gegen die Landlords und ihre Agenten zu gewahren. Sie ist durch das empörende Verfahren der Letzteren hervorgerufen, wenngleich gesteigert durch künstliche Agitation. Über einige der Ermordeten habe ich so haarsträubende Dinge gehört — Dinge, welche ich hier nicht wiedergeben kann —, daß ich das Verbrechen, dem sie zum Opfer fielen, zwar verdamme, mich aber über den endlich erfolgten Ausbruch der Volkswuth nicht wundere. Auch über Lord Mountmorres, welcher im Herbste 1880 unweit der Straße, welche wir passirten, ermordet wurde, hörte ich aus bester Quelle Dinge, welche den Schluß nahelegen, daß er nicht das Opfer eines Agrarverbrechens, sondern persönlicher Rache war. Mein neuer Reisegefährte zur Rechten, der offenbar der Partei der Landlords angehörte und ein Freund Mountmorres' gewesen war, suchte ihn freilich reinzuwaschen. Er zeigte mir vom Wagen aus die Stelle, wo der Mord stattgefunden, und erzählte mit um so größerer Wärme die Einzelheiten desselben, da er den letzten Abend in der Gesellschaft des Lord zu Clonbur gewesen. Als sie von diesem Dorfe gemeinschaftlich nach Hause fahren wollten, wurde Lord Mountmorres zufällig durch ein Geschäft noch eine Viertelstunde zurückgehalten. Eine Viertelstunde also vor dem Morde fuhr mein Reisegefährte an dem Busche vorbei, von wo aus die Mörder ihre Schüsse auf seinen Freund abfeuerten und hinter dem sie sicherlich schon auf der Lauer lagen. Die Ufer des Sees sind von manchem Verbrechen befleckt worden. Auch neuerdings kehrt sein Name in den Verbrechen-Statistiken der Zeitungen manchmal wieder. Im Januar wurde an seinem Ufer Großvater und Enkel ermordet, welche Mahnzettel zur Zahlung des Pachtzinses herumtrugen. Man fand die Mahnzettel zerstreut im Felde; von den beiden Männern aber war jede Spur verloren. Endlich untersuchte man die Tiefen des Sees, und da stieß man in der Mitte desselben auf einen auf dem Boden aufrechtstehenden Sack, in welchem sich beide Leichen noch erkenntlich vorfanden. Es war 14 Tage nach der Ermordung. Von den Thätern entdeckte man, wie in allen vorher erwähnten Fällen, keine Spur. Die Einsamkeit der Gegend begünstigt ihr Entkommen.

Wenn ich nun in wenigen Zeilen auf mehrere Verbrechen zu sprechen kam, welche die Gegend, die wir durchreisen, befleckten, so ist es meine Pflicht, den Leser zu mahnen, die Bewohner derselben darum nicht für Verbrechergesindel zu halten. Ich habe sie als ein durch und durch braves und christliches Volk kennen gelernt, und wenn man mich fragt, wie denn jene Verbrechen zu erklären seien, so muß ich antworten, daß sie freilich auch mir ein Geheimniß sind, und ich sie mit Allem, was ich auf meinen Kreuz- und Querzügen durch Irland erfahren, nicht vollkommen vereinbaren kann, daß sich aber doch Manches zu ihrer Erklärung sagen läßt. Das Volk ist einmal durch ganz unerträgliche Verhältnisse zur Verzweiflung getrieben. Seit Jahrhunderten tyrannisirt, wahrhaft unter die Füße getreten, seines heimathlichen Bodens durch Fremdlinge beraubt, gezwungen, unerschwingliche Renten für die seinen

Vätern geraubten Ländereien zu zahlen, steht es mit einem, von Geschlecht zu Geschlecht mit dem Blute ererbten und stets durch neue Bedrückungen genährten Hasse seinen Bedrängern und Allen, die es mit ihnen halten und ihnen dienen, gegenüber. Eine Änderung seiner Lage kann es erfahrungsmäßig nur dadurch herbeiführen, daß es Gewalt gebraucht. Verlieren kann es jedenfalls nichts. Unter solchen Verhältnissen gibt es nur eine Macht, welche das noch dazu von Natur sehr leidenschaftliche und an ruhige Überlegung nicht gewöhnte Volk von Ausschreitungen zurückhalten kann, nämlich die Religion. Diese leistet in der That auch viel, sehr viel, doch nicht Alles, was sie leisten könnte. Jahrhunderte hindurch war sie und ihre Lehre gewaltsam unterdrückt, auf den Kopf eines katholischen Lehrers ein Preis gesetzt und das Volk absichtlich in Unwissenheit über seine religiösen Pflichten gehalten. Ferner gestatten in einem großen Volke nicht Alle der Religion den gleichen Einfluß auf ihre Person; auf Viele, welche manche Jahre in England, Amerika und Australien verlebt, hat sie ihren Einfluß ganz verloren; Agitatoren bemächtigen sich des Volkes, welche seiner Religion theils nicht angehören, theils in jenen Staatsschulen ihre Erziehung genossen, deren Aufgabe es war, das Volk um seine Religion zu bringen. Faßt man alles dieß zusammen, so wird man sich nicht allzusehr wundern, daß sich in einem sonst braven Volke Einzelne finden — und es sind wirklich verhältnißmäßig wenige und meistens solche, die viele Jahre im Auslande gelebt haben und als Abenteurer zurückgekehrt sind —, welche trotz aller kirchlichen Verbote nach dem von Freimaurern und Orangemännern gegebenen Beispiel sich zu Geheimbünden vereinigen, um den Kampf ihres Volkes mit seinen Bedrängern aufzunehmen, und mit allen Mitteln, mögen sie erlaubt oder unerlaubt sein, ihr Recht, oder was sie als solches ansehen, zu ertrotzen. Eine größere Zahl mag dieses Unternehmen durch passives Verhalten fördern, indem sie durch Drohungen der Geheimbündler eingeschüchtert und durch Nationalhaß getrieben, jede Mitwirkung zum Schutze ihrer Bedrücker oder zur Entdeckung der Verbrecher ablehnt.

Doch verabschieden wir uns von dem See, dem Zeugen so mancher Verbrechen, und eilen wir zum lieben Connemara, dessen Bewohner uns mit Stolz sagen, daß innerhalb ihrer Grenzen nie ein Agrarverbrechen vorgefallen.

Die Sonne hatte einen glänzenden Sieg erfochten; die Wolken waren auf der Flucht. In weiter Ferne ragen, zur Gruppe geschaart, gewaltige Bergkegel in die blauen Lüfte, die Twelve Pins, der Stolz Connemara's. Auch in der Nähe gewinnt die Gegend an Reiz. Von grünen Bergen umgeben liegt vor uns der freundliche See Glendalough, in ruhigen Zeiten der Sammelpunkt vieler Schaaren von Touristen, besonders fleißig besucht von den Liebhabern der Fischerei.

Jetzt eilt unser Wagen zu schnell. Unbarmherzig reißen uns die Pferde weg von so vielen Punkten, an denen wir so gerne länger verweilen möchten, wo in den verschiedensten Gruppen und Formen, dazu noch so verschieden beleuchtet, die Felsenberge sich mit dem sonnigen Himmel und dem zwischen

ihnen aus der Ferne grüßenden dunkeln Meere zu einem herrlichen Gesammtbilde vereinigen und das Auge fesseln. Aber ein jedes neue Bild entschädigt für das entschwundene. Da liegt endlich vor uns das majestätische Zwölfgebirge, das wir schon vor Stunden aus weiter Ferne begrüßt. Nur ein flüchtiger Blick ist uns für heute auf dasselbe gestattet. Wir sehen uns wieder, dachte ich, als unser Wagen am Fuße des nächsten Bergkegels dahineilte und Clifden, unser nächstes Reiseziel, vor uns lag. Es war gegen fünf Uhr, als wir beim einzigen Hotel der Stadt abstiegen. An Zuschauern fehlte es uns nicht in dem ruhigen Landstädtchen; die Ankunft des Wagens ist das Ereigniß des Tages, und manchmal mag er diesen von der Welt abgesperrten Landkindern interessante Besucher zuführen.

Noch für denselben Tag hatte ich einen Ausflug geplant, um von meinem kurzen Aufenthalte zu Clifden so viel als möglich zu profitiren. Aber das Diner verzögerte sich, und als es sich seinem Ende nahte, begann es zu dämmern. Ich bat, das Tischgebet zu verrichten, was gemeinschaftlich geschah, und verließ das Haus zu einem kleinen Spaziergange, zugleich, um eine orientirende Rundschau über die Gegend zu halten. Zwei Herren, die ich im Gasthofe getroffen, schlossen sich mir an. Wir bestiegen im Westen des Städtchens einen Hügel, welcher das Thal beherrschte. Ein Bild der Ruhe und tiefen Friedens lag vor uns. Zu unsern Füßen im engen Thale das Städtchen, bespült von einem Flusse, welcher, zu unserer Rechten zwei Seen bildend, dem nahen Meere zueilt. Der Abend warf immer dichtere Schleier über das Thal. Die Fenster der weißen Häuser erleuchteten sich. Kein Laut erreicht unser Ohr. Wie eine hohe Mauer erhebt sich vor uns das Zwölfkegelgebirge und bringt uns unsere Abgeschiedenheit auf diesem äußersten Westrande Europas zum lebendigen Bewußtsein. Weit, weit von hier sind die volkreichen Städte und die von Dampfrossen durchrasten Felder. Vor dem Thale zu unseren Füßen ist eine menschenleere Wildniß; hinter uns das endlose Meer.

Es war schon vollständig Abend geworden, als wir in das Städtchen zurückkehrten. Dort wurde ich von einer Nachricht überrascht, welche meiner Reise beinahe ein Ziel gesetzt. Als ich Erkundigungen einzog hinsichtlich des zwischen Clifden und Westport fahrenden Wagens, hörte ich zu meinem Schrecken, daß die Fahrten wegen der geringen Zahl der Touristen für das laufende unruhige Jahr eingestellt seien. Was thun? Den Vorschlag, einen eigenen Wagen für diese Strecke von dreiunddreißig irischen Meilen, also zehn Stunden, zu miethen, wies ich natürlich kurzer Hand ab. Mitreisende, welche sich mit mir in den Wagen und den zu zahlenden Fahrlohn getheilt, fanden sich nicht. Ich begab mich also zur Ruhe mit dem Entschlusse, den folgenden Morgen auf Spaziergänge in der Umgebung von Clifden zu verwenden und dann, wenn sich unterdessen keine Reisegefährten einstellen würden — den Rückweg nach Galway anzutreten, und zwar, zur Abwechselung, auf dem Dampfer des Sees Corrib. Aber in den Gedanken, zurückzukehren, konnte ich mich natürlich doch nicht recht finden. Das Suchen nach neuen Plänen ließ mich nicht einschlafen, bis ich endlich ausrief: Da hab' ich's!

Ich beschloß nämlich, einen der nach Galway reisenden Herren zu bitten, meine zwar nicht große, aber doch für eine Fußreise zu schwere Reisetasche mit nach Galway zu nehmen und von dort nach Dublin per Eisenbahn zu senden, wo ich sie später wieder in Empfang nehmen könnte, und dann meine Reise zu Fuß fortzusetzen. Ich wunderte mich, daß mir dieser naheliegende Gedanke nicht eher gekommen, und begann mir zu gratuliren, daß der prosaische Wagen nicht fahre und ich in Folge dessen mit größerer Freiheit durch die herrliche Gebirgslandschaft streifen und verweilen könne, wo es mir gefalle. Die Herren vernahmen am folgenden Morgen mit einem wahren Schrecken meinen Entschluß und erklärten einstimmig die Ausführung für unmöglich. Ich ließ mich jedoch nicht irre machen und begab mich einstweilen auf meinen Morgenspaziergang, um am Nachmittag meine Fußtour anzutreten.

Ich wandte mich gegen Osten, um von einem der nahen Berge die Aussicht auf Clifden im Sonnenscheine zu genießen und zugleich dem eine Stunde von Clifden wohnenden Herrn G. einen Besuch zu machen; schon vor meiner Abreise von Galway war ich diesem Herrn brieflich empfohlen, und er hatte sich, wie ich im Gasthofe hörte, schon einige Male erkundigt, ob ich angekommen. Als ich mich von Clifden links zu dem Berge wandte, dessen Gipfel mir den besten Standpunkt verhieß, kam ich in die Nähe einer der unsäglich armen Hütten, die eher einem Stalle als einer menschlichen Wohnung gleichen. Ich hätte in der That den an einen Hügel sich anlehnenden, drei bis vier Fuß hohen, strohbedeckten Steinhaufen nicht für eine menschliche Wohnung gehalten, wäre aus dem schwarzen Loche, dem einzigen Ein- und Ausgange für Menschen und Thiere und Licht und Luft und Rauch, nicht der Kaminrauch herausgekommen. Mein Wunsch war es, die Hütte im Innern zu besehen, und ich näherte mich, um unter dem Vorwande, mich nach dem Wege zu erkundigen, hineinzutreten. Aber der Inhaber derselben kam mir leider, aus der Hütte heraustretend, entgegen. Nachdem ich mich nach dem Wege erkundigt, ließ ich mich mit ihm in ein Gespräch ein, in der Hoffnung, er würde mir seine Hütte zeigen. Aber er verhielt sich kalt und ablehnend, und so konnte ich nur einen Blick in das Innere werfen, wo, vom Rauche des Torffeuers umqualmt, ein Haufen kleiner menschlicher Wesen auf dem Boden beim Morgenbrei saß. Als Grund des steifen Benehmens des Vaters wurde mir später angegeben, er sei ein von der Kirche Abgefallener.

So stieg ich denn meinen Berg hinan und stand nach einer halben Stunde auf seinem Gipfel. Ein entzückendes Bild entrollte sich vor meinen Blicken. Im tiefen Thale und theilweise hügelaufwärts liegt das freundliche Städtchen im Lichte der Morgensonne. Rechts und links behüten es Bergreihen von mittlerer Höhe, welche sich im Westen so sehr nähern, daß sie nur dem Flusse nach seinem Austritt aus dem zweiten See einen engen Paß zum Meere und nur die Aussicht auf dessen blaue Wasser gestatten. Der Morgen war herrlich. Kein Wölkchen am hellblauen Himmel. Auf dem Meeresspiegel entstanden und verschwanden aus unsichtbaren Ursachen lange, schneeweiße Streifen. Zuerst sah man einen weißen Punkt im Blau, der,

pfeilschnell dahinfliegend, auf blauem Grunde eine weiße Linie zog. Jetzt entsteht sie hier, dann da, um bald wieder im Blau zu verschwinden. Wild dagegen ward die Aussicht landeinwärts. Ringsum nur kahle, nackte Felsen und in den Niederungen Moorgründe. Kein rechtschaffener Baum, ja kaum ein Strauch war sichtbar. Unten hat man Bäume anzupflanzen versucht, aber sie sind verkrüppelt. Auch die wenigen Schafe, welche die spärlichen Grashalme unter den Steinen hervorzuziehen sich abmühen, sind Krüppel; die Connemara-Schafe gleichen an Größe und Gestalt etwa einem einmonatlichen Zicklein; doch liefern sie, so sagt man, ein vortreffliches Fleisch auf den Markt.

Am Eingange der Stadt liegt rechts ein großes, schönes Kloster in einem fleißig gepflegten Garten: das Waisen- und Schulhaus der Sisters of Mercy. Wie überall in Irland, so erschienen sie auch hier als wahre Engel der Barmherzigkeit für die Kleinen, die Verwaisten, die Armen, die Kranken — kurz für Alle, welche ein theilnehmendes, selbstloses, opferbereites Herz suchten. Geradezu 50 Jahre sind verflossen seit der Stiftung ihres Ordens, und bereits zählen sie 168 Häuser in Irland und 428 in England, Amerika, Australien, oder wohin sonst die Kinder ihres Volkes verschlagen sind, welche sie allenthalben ehren und lieben, wie höhere Schutzgeister, die ihnen der Himmel in ihrer Noth herabgesandt. Links an der Straße liegt das Gegenstück zu dem Kloster, das Workhouse, das Gefängniß der Armen, der armselige Ersatz, welchen der Staat nach Vernichtung der Stätten christlicher Barmherzigkeit den nunmehr das Land überfluthenden Armen geboten, in welchen der nach Abzug der Beamtenbesoldung gebliebene Rest der amtlich erhobenen Armensteuer von officiellen Händen den Armen gereicht und von diesen ohne Dank empfangen wird. Die Armen hassen dieses Gefängniß und wollen nicht hinein. Viele ziehen den Hungertod dem Arbeitshause vor. — Man verzeihe mir diese Reflexionen, welche die herrliche Naturscenerie nicht zurückzudrängen vermochte. Die beiden Häuser, deren Gegensatz sich auch in ihrem Äußeren manifestirt, legten dieselben zu nahe: das schöne Kloster im hübschen Garten und das Arbeitshaus mit seinen düstern Mauern und seiner traditionellen, es auf Meilen kenntlich machenden Bauart. Viel schöner erscheint noch dem Draußenstehenden das eigentliche Gefängniß von Clifden, welches sich burgartig auf einer Insel des Flusses erhebt.

Noch zwei andere Gebäude ziehen unsere Aufmerksamkeit auf sich: die neue katholische und die protestantische Kirche, jene demüthig und ohne Thurm im Thaltheile der Stadt, diese stolz auf dem Hügel, mit hoch aufsteigendem Thurme. Woher denn in Connemara, dem ärmsten Theile Connaught's, eine protestantische Gemeinde? Es war ja das die Politik der protestantischen Unterjocher der Insel, den besten Theil derselben für ihre eingeführten Freunde mit Beschlag zu belegen, die katholischen Familien dagegen in den unfruchtbaren Westen zu treiben — eine Politik, welche sie so unbarmherzig verfolgten und welche Cromwell in den Worten proclamirte: „Nach Connaught oder in die Hölle!“ In der That leben unter den 2000 Einwohnern nicht einmal 20 Protestanten. Doch dürfen wir die Existenz einer großen protestan-

tischen Kirche in Clifden nicht nach der gewöhnlichen Regel, die ich in Irland so oft bestätigt fand, erklären, daß nämlich die alte katholische Kirche mit Gewalt ihren Eigenthümern entrissen und einem geringen Häuflein Protestanten übergeben worden. Die Stadt ist ganz neu, im Jahre 1815 stand hier nur ein einziges Haus; der frühere Hauptbesitzer der Gegend, welcher auch die Erbauung der Stadt veranlaßte, war zwar Protestant, aber die Bewohner der Stadt selbst waren bis zu den vierziger Jahren ausnahmslos katholisch. Da kam das schreckliche Hungerjahr und bot den Engländern Gelegenheit, ihren Bekehrungseifer zu bethätigen. Es entstand die Irish Church Mission, welche ganz besonders in der Stadt, die vor uns liegt, ihr Unwesen trieb. Für den Abfall vom Glauben wurde an das Volk, welches zu Hunderten dem Hungertode zum Opfer fiel, Suppe ausgetheilt, und obwohl im Allgemeinen dessen bewunderungswürdige Standhaftigkeit sich bewährte, so verkauften doch Einige in der Noth ihren Glauben für eine Suppe, vielleicht Nachkommen jener Glaubenshelden, welche von den fanatischen Horden eines Cromwell aus ihren fruchtbaren Ackerfeldern in diese Wildniß vertrieben wurden und unter heroischen Opfern das Gut ihres Glaubens hierher retteten. Die Erfolge der Engländer reizten zu neuen Anstrengungen, und unter Allen soll sich eine reiche Lady durch Eifer, die Irländer zum alleinseligmachenden Protestantismus zu bekehren, ausgezeichnet haben. Ihr verdankt die protestantische Kirche ihr Dasein und der Diener am Wort sein Einkommen. Aber das Bekehrungswerk war nicht dauerhaft; das reine Wort wird vor leeren Bänken gepredigt. Denn die Abgefallenen, vom Volke Jumpers, d. i. Überspringer, genannt, sind theilweise zur katholischen Kirche zurückgekehrt, theilweise weggewandert, weil außer Stande, den Anblick ihrer Mitbürger zu ertragen. Rings um Clifden herum stößt man noch heute überall auf Schulen, welche die englische Proselytenmacherei erbaut hat; an ihnen sind auch jetzt noch reich besoldete Lehrer angestellt, welche Unterricht ertheilen, solange die Schülerzahl wenigstens zwei Kinder beträgt. Jeder Vater kann seine Kinder in diese Schulen schicken, wo sie unentgeltlich unterrichtet werden und Nahrung und Kleidung erhalten. Bedingung ist, daß sie ihrer Religion den Rücken kehren. — Die Katholiken, welche bis dahin nur eine armselige Kapelle besaßen, haben vor Kurzem ihre neue, in gothischem Stile erbaute Kirche eröffnet, welche an Größe und Schönheit der Bauart die protestantische weit übertrifft, an Schmuck und innerer Ausstattung aber noch äußerst arm ist. Wie jedoch die Katholiken dieselbe unter großen Opfern gebaut, so werden sie dieselbe auch würdig auszustatten wissen. Am Sonntag vor meiner Anwesenheit hatte der neue Herr Pfarrverweser in seiner Antrittspredigt auf die unbedingte Nothwendigkeit eines neuen Altars hingewiesen und vorgeschlagen, einen der Kirche entsprechenden Altar aus Marmor im Werthe von 400 Pfund Sterl. errichten zu lassen; an demselben Tage legte man ihm eine Liste vor, auf welcher das ganz dürftige Volk schon 74 Pfund Sterl. oder 1480 Mark gezeichnet hatte.

Der Leser wolle sich erinnern, daß ich ihm alles dieß auf dem Gipfel des Berges östlich von Clifden erzähle und weiterzueilen habe, um noch vor

Mittag meinen Besuch bei Herrn G. zu machen. Ich kehrte zurück auf die große Straße und erkundigte mich nach seinem Hause. Ein Lehrer, welcher zu einer etwa fünf Minuten links von der Straße auf einem Bergabhange liegenden Schule ging, gab mir den Weg an: zuerst noch gerade aus, dann seiner Schule gegenüber rechts ab. Er lief schnell weiter und versprach mir, einen Schüler als Führer herabzusenden. Ich lehnte das letztere ab. Aber ich war der Gegenstand der Aufmerksamkeit von Lehrer und Schülern, welche alle vor der Schule auf dem Bergabhange standen und beobachteten, ob ich den Weg zur Rechten einschlage, und, als ich an ihm vorüberging, mich sämmtlich mit weitausgestreckten Armen zurücktelegraphirten. Das war aber der lieben Schuljugend nicht genug; wohl ein Dutzend Jungen stürzten den Berg herab, bereit, selbst das Opfer einer kostbaren Schulstunde für mich zu bringen. Aber Einer gewann einen weiten Vorsprung: ein prächtiger Junge, dieser Patrick, ein Kind der Berge, kerngesund an Leib und Seele; auf jede meiner Fragen erfolgte sofort die Antwort, genau, kurz und klar; frei und ungenirt, war er doch voll Ehrfurcht für den fremden Priester.

Mr. G. stand, zu einer Ausfahrt bereit, mit dem Wagen vor seiner Thür und wartete nur noch auf seine Gattin. Aber sobald er mich sah, eilte er mir entgegen. Nach einleitenden Worten brauchte ich nicht zu suchen. Sofort hatte sich die ganze große Familie um mich versammelt, und es war mir, als wäre ich nach langer Abwesenheit in den vertrautesten Freundeskreis zurückgekehrt. „Jetzt bleiben Sie einige Tage bei uns", hieß es. „Wir können Ihnen nicht viel bieten," sagte Mrs. G., „aber was wir haben, steht ganz zu Ihren Diensten." „Das Beste, was wir haben, ist eine ganz ausgezeichnete Berg- und Seeluft," fügte Mr. G. hinzu; „bleiben Sie etwas bei uns, um dieß kostbare Gottesgeschenk recht zu genießen." Ich erwiederte, daß ich leider nur ein Stündchen bei ihnen bleiben könne, da ich mich nothwendig am Nachmittag auf meinen Weg nach Westport machen müsse. Ich legte meinen Reiseplan vor. Aber auch hier hielt man es für unmöglich, den Weg nach Westport zu Fuß zu machen. „Bleiben Sie einige Tage bei uns," sagte Mr. G., „dann wird Sie mein Sohn die Hälfte des Weges, nämlich bis zur Killery Bay, führen, wo Sie ganz gewiß Gesellschaft für die Weiterreise nach Westport antreffen werden." Wir kamen überein, daß ich bis zum folgenden Morgen bleiben und dann von seinem Sohne, einem Studiosus des Ingenieur-Faches, welcher gerade in den Ferien bei seinen Eltern war, zur Killery Bay gefahren werden solle.

(Schluß folgt.)

Th. Granderath S. J.

Recensionen.

Jus primae noctis. Eine geschichtliche Untersuchung von Dr. **Karl Schmidt,** Oberlandesgerichtsrath zu Colmar i. E. XLIII u. 397 S. Freiburg, Herder, 1881. Preis: *M.* 8.

Selten ist eine Einzelfrage von einem Autor so eingehend, gründlich und allseitig behandelt worden, wie von Dr. Schmidt der Gegenstand des vorliegenden Buches. Es ist staunenswerth, welche Belesenheit er dabei an den Tag legt. Das lange Verzeichniß S. XIII—XLIII führt 624 Nummern von Autoren und Werken auf, die benützt wurden, und gegen 400 Urkunden haben ihre Verwerthung gefunden. Ein Recensent des Zarncke'schen Lit. Bl. von Leipzig 1882 Nr. 6 hat gemeint, 379 Seiten seien zu viel geschrieben über eine Materie, die ein rechtliches Interesse nur in verschwindendem Maße darbietet, und eine gelehrte Anstrengung, die eine auf 39 Druckseiten (wir zählen von 13—43 nur 31) angeführte Literatur bewältigt habe, hätte nützlicher verwendet werden können. Wir theilen diese Ansicht nicht. Wenn nämlich Herr Schmidt in der Vorrede S. V an 38 in Deutschland, Österreich, Belgien, England, Frankreich, Spanien, Italien und in der Schweiz noch jetzt lebende, namentlich aufgezählte Auctoren, denen die Wirklichkeit des Jus primae noctis als feststehendes Dogma gilt, und an 10 Zeitungen oder Zeitschriften, in denen dieselbe Doctrin ebenso sicher vertheidigt wurde, mit der Bitte sich wenden konnte, an der Hand seines Buches ihre bisherige Ansicht nochmals zu prüfen, so liegt schon darin ein Beweis, daß das Buch nicht gerade pro nihilo verfaßt ist, und daß es in der Welt noch genug sogenannte Gelehrte gibt, die sich eine Ehre daraus machen, einem lieb gewonnenen Wahn, einem „gelehrten Aberglauben" anzuhangen. Da aber die Gelehrten, und noch mehr diejenigen, welche es zu sein glauben, oft harte Köpfe haben, so muß man ihnen auf vielen Seiten und haarklein nachweisen, daß sie sich geirrt haben, bevor sie ihren Irrthum einsehen und sich ergeben. Noch mehr gilt das von zahlreichen Publicisten, die nur mit äußerstem Widerstreben sich ein Steckenpferd entreißen lassen, welches so bequem und wohlfeil gegen das katholische Mittelalter, gegen den Feudalismus, die Kirche, die Geistlichen, die Fürsten, den Adel und die Prälaten sich gebrauchen läßt. Ein „Deutscher Merkur" kann ja dann nicht mehr wie am 17. April 1880 schreiben: „Unter den Augen der Kirche wuchs jenes Ehebruchsprivilegium zur allgemeinen Landplage heran; sie aber, sonst so freigebig mit ihren Flüchen, ließ das Übel ruhig weiter wachsen, ohne daran zu denken, ihre Fluchapparate gegen diesen Unfug spielen zu lassen."

Gerade dieses Stillschweigen der „fluchbereiten“ Kirche sollte sogar einem Merkur andere Erwägungen nahe legen. In der That, hätte der Verfasser bloß für Katholiken schreiben wollen, er hätte sich viel kürzer fassen können; ja es hätte sogar die kurze Bemerkung S. 53 genügt: „Wie ist es denkbar, daß ein solcher Mißbrauch geherrscht haben könnte, ohne daß die Kirche dagegen ihre Stimme erhoben hätte? Und doch steht Nichts darüber in den Quellen des kanonischen Rechts, weder in den Decretalen der Päpste, noch in den Conciliensammlungen.“ Ein weiterer Grund, weßhalb der Verfasser gut daran that, die Frage im Detail und weitläufig (nicht weitschweifig) auch mit Rücksicht auf die Katholiken zu behandeln, soll unten berührt werden.

Dr. Schmidt faßt das Ergebniß seiner Forschung S. 379 in folgenden Worten zusammen:

„Nach den bisherigen Ermittelungen ist anzunehmen, daß die Sage von einem jus primae noctis in der heute bekannten Bedeutung dieses Ausdrucks sich gegen Ausgang des 15. oder Anfang des 16. Jahrhunderts ausgebildet hat. Zur Entwicklung dieser modernen Sage kann gedient haben: 1. die Verbreitung älterer Sagen über einige Tyrannen des Alterthums, die ihre Gewaltthätigkeiten bis zu einer gewohnheitsmäßigen Schändung der Bräute ausdehnten, dafür jedoch die gerechte Strafe fanden; 2. die Verbreitung der Reiseberichte über einige Völkerschaften verschiedener Welttheile, von deren (heidnischen) Priestern oder Häuptlingen man Ähnliches erzählt; 3. die Unkenntniß über die geschichtliche Entwicklung derjenigen Hörigkeitsverhältnisse, aus denen das Recht der Grundherren auf Heirathsabgaben der Hörigen entstanden war. — Die seit dem 16. Jahrhundert verbreitete Vorstellung, das jus primae noctis habe in alten heidnischen Zeiten bestanden und sei in christlicher Zeit abgelöst worden, verwandelte sich allmählich in die Lehre, daß jenes empörende Recht im christlichen Mittelalter in den meisten oder in allen europäischen Ländern geherrscht habe. Insofern als diese Lehre, ohne eine ernstliche Prüfung der Beweisgründe, von modernen Gelehrten festgehalten und verbreitet wird, kennzeichnet sich dieselbe als ein gelehrter Aberglaube.“

Der Verfasser hat, um dieses Resultat zu gewinnen und festzustellen, weder Mühe noch Arbeit gescheut; er hat sozusagen alles, was über den Gegenstand gesagt und geschrieben worden, gesehen, gelesen, durchforscht und geprüft. — Zunächst zeigt er an einigen eclatanten Beispielen die grenzenlose Leichtfertigkeit und Seichtigkeit, mit welcher moderne Schriftsteller das besagte jus beweisen; dabei wird namentlich die Kühnheit des Dr. Felix Liebrecht zu Lüttich in gehöriges Licht gesetzt. Es wird dann gezeigt, daß mehrere Erscheinungen im Erbrecht, welche man nur durch die Theorie des jus primae noctis erklären zu können wähnte, theils fälschlich angenommen und geglaubt, theils höchlich mißverstanden wurden. Verwandt damit ist das lange, aber äußerst interessante Kapitel von den Heirathsabgaben in den einzelnen europäischen Ländern. Es ist hier ein herrlicher Beweis erbracht, daß es für Gelehrte keineswegs nahe lag, in diesen Abgaben einen unehrbaren Ursprung vermuthen zu müssen, daß im Gegentheil nur große Kenntnißlosigkeit und Oberflächlichkeit auf eine solche Erklärungsart verfallen konnte. Ein anderes Kapitel erläutert die falschen Theorieen, aus welchen moderne Schrift-

steller das jus primae noctis ableiten möchten. Während die einen (Bachofen, Lubbock, Mac Lennan, Morgan u. a.) das fragliche jus aus einem erträumten, schrankenlosen Mischleben der Urvölker, für welches man den Namen „Hetärismus" erfunden hat, entstehen lassen, machen andere heidnische und christliche Priester zu Erfindern desselben; wieder andern gefällt es besser, die Sklaverei, die Feudalität, oder auch ganz allgemein die Brutalität des Mittelalters als Quelle eines Unfugs, dessen Existenz ihnen nun einmal als fixe Idee vorschwebt, anzuschuldigen. Dr. Schmidt zeigt nun, daß diese Quellen entweder nie bestanden haben, sondern erträumt sind, oder insofern sie bestanden, gänzlich ungenügend sind, um aus denselben das jus primae noctis herzuleiten, selbst in dem Falle, daß dieses jemals in der Welt existirt hätte.

Ein Recensent im „Kosmos" (Stuttgart 1881, S. 473), der übrigens das Buch sehr günstig bespricht und namentlich hinsichtlich der Nicht-Existenz des jus primae noctis dem Verfasser vollständig beistimmt, findet doch, er habe Bachofens Theorie nicht genügend gewürdigt, und bedroht ihn mit dem Nachweis, daß der Hetärismus der Urstand des Menschengeschlechtes gewesen sei. Man kann ja den Beweis ruhig abwarten, nur müßte derselbe fester und glücklicher gestützt werden, als mit der Behauptung, die Heirathsabgaben an die Kameraden des Bräutigams (wovon Herr Schmidt S. 140 bis 146 handelt) könnten keinen andern Grund als den Hetärismus haben, weil die Abgabe offenbar eine Entschädigung für die ihnen entzogene Braut sei.

In dem zweiten Abschnitt des Werkes geht der Verfasser zur „Darstellung und Beurtheilung der einzelnen Nachrichten" über, welche hinsichtlich dieses imaginären Rechtes in der ganzen Literatur sich finden. Er behandelt darin die Erzählungen aus dem Alterthum (in Asien, Afrika und Europa), aus dem Mittelalter (in Indien, Rußland, Deutschland, der Schweiz, Österreich, Italien, Frankreich und Spanien), endlich aus der Neuzeit (in Asien, Frankreich, Italien, der Schweiz, Amerika und Australien). Nirgendwo findet der Verfasser eine verlässige Geschichte oder Begebenheit, aus welcher das fragliche Recht als je bestehend erwiesen werden könnte; überall beruht der Schluß für dessen Existenz auf Mißverständniß, auf nebligen Ideen, zuweilen sogar auf Fälschung und Bosheit, und bei dem neuen Gelehrten auf einem gedankenlosen „gelehrten Aberglauben". Der Stoff ist jedoch viel zu weitschichtig und massenhaft, um einen summarischen Überblick über denselben hier bieten zu können. Der Verfasser gibt aber selbst am Schlusse seines Werkes S. 365—378 einen Rückblick über alle im Verlaufe des Buches besprochenen Fälle, und gliedert dieselben, um das Gesammtergebniß kürzer und bündiger vor Augen zu stellen, je nach ihrem Gehalt und ihrer Bedeutung unter verschiedenen charakterisirenden Titeln.

Über den Ursprung der Sage ist Herr Schmidt der Ansicht, dieselbe habe sich durch Hektor Boeis, einen Schotten, im Anfang des 16. Jahrhunderts in der Literatur verbreitet. Boeis, wahrscheinlich durch gefälschte Berichte selbst betrogen, erzählt, König Evenus III. von Schottland, dessen

Existenz mehr als zweifelhaft ist, habe zur Zeit des Kaisers Augustus den Grundherren seines Landes das jus primae noctis verliehen, und dasselbe habe in Schottland als Recht gegolten, bis die hl. Margaretha ihren Gemahl Malcolm III. bewog, statt dessen eine Heirathsabgabe einzuführen. Sogar Papebroch, der gelehrteste der Bollandisten, hat unvorsichtig die Erzählung Hektors als Wahrheit hingenommen und wiederholt reproducirt. — Es fehlt zwar nicht an mittelalterlichen Gesetzen, welche dieses jus förmlich aussprechen, allein Herr Schmidt weist (S. 251, 331, 353) aus ihrer Fassung und aus den Umständen überzeugend nach, daß dieselben bloß scherzhaft (freilich etwas roh und unpassend) gemeint waren.

In Catalonien schaffte König Ferdinand II. das jus primae noctis durch Schiedspruch vom 21. April 1486 ab (S. 300, Art. 9 b). Wäre die betreffende Stelle wörtlich und in ihrer gewöhnlichen Bedeutung zu verstehen, so ließe sich nicht bestreiten, daß der Mißbrauch des jus primae noctis daselbst zu Recht bestand. Allein zu gewaltig steht die Isolirtheit dieses Falles und die Schweigsamkeit der Concilien oder der geistlichen Behörden überhaupt da, um den wörtlichen Sinn zu gestatten. Wie aber kommt der Schiedspruch zu der anstößigen Ausdrucksweise? Hierüber gibt es nur Vermuthungen. Der Verfasser meint, es sei hier bloß von einer symbolischen Handlung die Rede. In der That läßt sich der zweite Theil des Satzes leicht damit erklären. Sollte aber auch der erste, der freilich einen sehr sonderbaren und sogar in der Symbolik höchst unzarten Gebrauch enthält, eine bloß symbolische Bedeutung haben, so kann er sich nur auf eine Förmlichkeit, auf eine Handlung beziehen, die sich frei und offen in Gegenwart der Hochzeitsgäste, also ohne unsittlichen Charakter vollzog. Möglich ist es auch, daß dieser erste Theil eine auf die Symbolik des zweiten gestützte Rechtsübertreibung vereinzelter Grundherren bedeutet; oder es fand sich, was schließlich auf dasselbe herauskommt, auch in Catalonien irgend ein scherzhaftes Gesetz von der Art der eben erwähnten, aus welchem aber einzelne Grundherren Ernst zu machen anfingen.

Merkwürdig ist eine von Saint-Amans 1812 entweder selbst verfaßte, jedenfalls publicirte angebliche Urkunde (S. 259) vom 13. Juli 1302, die offenbar gefälscht ist, worin das jus primae noctis in Guyenne sogar gerichtlich anerkannt und geschützt wird. Wahrscheinlich hat der Fälscher weniger im theoretischen Interesse der Lehre vom droit du seigneur im Mittelalter gearbeitet, als in der Absicht, Feudalwesen und Aristokratie in der Person des Joh. von Durasfort verächtlich und verhaßt zu machen. Merkwürdig ist aber die gefälschte Urkunde deßwegen, weil sie zeigt, welcher Beweismittel sich selbst Schriftsteller neuesten Datums (Kulischer 1879, u. a.) bedienen, um das Phantom vom droit du seigneur festzuhalten. Es wird dann gar leicht, über die „drückendste Knechtschaft der Leibeigenen“ im Mittelalter (S. 334), oder über die „dumme Verthierung des stolzen und lebhaften französischen Volkes“ (S. 342) zu jammern; solche Staffage braucht man, um das goldene Glück des revolutionären Zeitalters mit Erfolg anzupreisen.

Es war vielleicht nicht ganz nothwendig, um die Theorie des jus pri-

mae noctis wissenschaftlich zu erschüttern und zu vernichten, so tief einzudringen, aber der Verfasser hat darum doch sehr gut daran gethan, seine Forschung in diesem Umfang zu unternehmen, denn er hat neben dem directen noch einen indirecten Zweck, vielleicht sogar unabsichtlich, erreicht, wofür wir ihm Dank wissen. Er hat ein Exempel statuirt, wie Geschichte gemacht wird; er hat an einem Beispiel die Methode beleuchtet, wie gewisse große und kleine Vertreter moderner Wissenschaft vorangehen, um das Mittelalter und die Kirche schmähen zu können. Dafür war es nothwendig, die Reptilien in ihren Höhlen, in ihren Werkstätten aufzusuchen und ihre Arbeit kritisch zu beleuchten. Für die Katholiken aber enthält dieses Buch die goldene Warnung und Lehre, nicht leicht geschichtlichem Gefasel zu trauen, wenn es auch noch so vornehm wissenschaftlich gespreizt auftritt, sobald dasselbe einen für ihre Kirche, für katholische Einrichtungen und Gebräuche ungünstigen Ton anschlägt. Mißtrauen ist die beste und verlässigste Stimmung bei der Lesung kirchenfeindlicher Schriften und Zeitungen. Herr Schmidt hat gezeigt, welchen Werth antikatholische Erzählungen und Begebenheiten besitzen, selbst dann, wenn sie zur Auctorität landläufiger Axiome heraufgelogen worden sind.

R. Bauer S. J.

Deutsche Literaturgeschichte, von **Robert König.** Mit 43 zum Theil farbigen Beilagen und 254 Abbildungen im Text. Elfte, mit der neunten gleichlautende Auflage. 8⁰. 840 S. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing, 1881. Preis: *M.* 14.

Dank ihrer glänzenden Ausstattung hat diese Literaturgeschichte sich mit ungewöhnlicher Schnelligkeit über ganz Deutschland hin verbreitet. Daß der Text nicht ganz der glänzenden Ausstattung entspricht, sondern sogar als Compilation zu wünschen übrig läßt, haben zwar unbefangene und unabhängige Kritiker schon zur ersten Auflage bemerkt; allein das schimmernde Kleid triumphirte. Eine Auflage folgte rasch der andern, und vom Erfolg unterstützt, mag das reizende, verlockende Buch wohl auch an katholischen Thüren anklopfen. Wir halten es deßhalb für eine Pflicht, ein Wörtchen darüber zu sagen, um so mehr, als es sich beim ersten Durchblättern auch für den Katholiken ganz anmuthig und freundschaftlich präsentirt.

Da prangt gleich am Frontispiz die Madonna mit dem Jesukind und vor ihm die heiligen drei Könige mit ihren Gaben: ein zierliches Facsimile aus einer mittelalterlichen Pergament-Handschrift des Marienlebens von Wernher von Tegernsee. Dann erscheint auf Purpurgrund in Gold und Silber das schönste aller Gebete, das Vater unser, in den Schriftzügen des Codex Argenteus. Darauf folgt in seiner mittelalterlichen Form das herrliche Wessobrunner Gebet, die Straßburger Eidschwüre, ein Blatt aus dem Heliand, ein anderes aus Otfrieds Evangelien-Harmonie — und endlich gar die Nonne Roswitha von Quedlinburg, von Albrecht Dürer gezeichnet, wie sie Kaiser Otto dem Großen und dem Erzbischof Wilhelm von Mainz ihre Werke überreicht. Kann ein Buch frömmer und erbaulicher anfangen? Wel-

ches katholische Mädchen-Institut könnte sich einer solchen Literaturgeschichte verschließen? Welche katholische Familie könnte einem Buche die Thüre weisen, das in schönster Harmonie die Frömmigkeit des Mittelalters mit aller Bildung der Neuzeit, das begeistertste Nationalgefühl mit ebenso tiefem Sinn für das weibliche Gemüth zu vereinen scheint?

Auch der Text mag in mancher Hinsicht, bei nur oberflächlichem Durchblättern, unverfänglich erscheinen. Dem Mittelalter sind von den 800 Seiten immerhin 200 gewidmet. Die Verdienste der Mönche um Sprache und Literatur werden zum Theil anerkannt, ein schreibender Klosterbruder ist sogar unter die Vignetten aufgenommen. Von den Kreuzzügen wird mit einer gewissen poetischen Sympathie gesprochen. Manche religiöse Dichtungen des Mittelalters sind mit sichtlichem Interesse skizzirt, die großen Epen und der Minnesang als ehrwürdige Nationalschätze behandelt, wie das ja schon lange zum guten Ton gehört. Das ausgehende Mittelalter ist nicht ganz so schwarz colorirt, wie es früher in der protestantischen Legende angestrichen wurde. Vielleicht hat Janssens Werk hier einigen Einfluß ausgeübt, obwohl es für die Würdigung der literarischen Zustände sonst kaum benützt wurde. Für Luthers Beurtheilung wird Dr. Döllinger als „katholischer Prälat" citirt, der Reformator selbst nicht ganz von allen menschlichen Schwächen freigesprochen. Spee, „obwohl er Jesuit war", Angelus Silesius und Abraham a Santa Clara finden freundliche Erwähnung; der Letztere erhält sogar, wie Dach, Paul Gerhardt und Brokes, ein größeres Porträt. Aus der neueren und neuesten Periode werden die meisten von jenen Katholiken besprochen, welche Kurz präsentabel gefunden hatte; Annette von Droste-Hülshoff wird sogar gefeiert, als ob sie eine richtige Protestantin gewesen wäre. Auch der Dichter von „Dreizehnlinden" ist der Zahl der Auserwählten beigerechnet, obwohl er „in seinem Hauptmotiv ohne die rechte evangelische Tiefe ist". Bei den Romantikern wird neben tiefen Schatten doch auch „helles Licht" anerkannt, Friedrich von Schlegel wenigstens als Sanskrit-Forscher geduldet, Brentano um des Wunderhorns und der Frau Rath Göthe willen sogar ein wenig geliebt. Eichendorff vollends wird als Dichter fast wie Annette von Droste-Hülshoff verehrt, ja, Herr König hat sich sogar aus seinen „einseitigen" literaturhistorischen Schriften „hier und da ein Wort angeeignet" und scheint die Forderung anzuerkennen und gutzuheißen, welche der letzte Romantiker an sich selbst und die Poesie stellte:

„Eine der Schule entwachsene Romantik, welche das verbrauchte mittelalterliche Rüstzeug abgelegt, die katholisirende Spielerei und mystische Überschwenglichkeit vergessen und aus den Trümmern jener Schule nur die religiöse Weltansicht, die geistige Auffassung der Liebe und das innige Verständniß der Natur sich herübergerettet hat."

Das ist ein Postulat, das im Sinne Eichendorffs jeder Katholik von Herzen unterschreiben kann; aber ob es Eichendorff in demselben Sinne versteht, wie König, das ist eine andere Frage. Da dürften die Wege denn doch etwas auseinandergehen. Daß Eichendorff unter religiöser Weltanschauung die katholische meinte, darüber kann kein Zweifel sein, aber

fast ebenso wenig darüber, daß Herr König eben diese katholische Weltansicht für eine Spielerei hält oder für etwas, womit sich spielen läßt, obwohl ihn die zehn Jahre des Culturkampfes eines Besseren hätten belehren können.

Schon gleich S. 9 wird in Ulfilas' Bibelübersetzung das „unverfälschte Wort Gottes" so betont, daß sich der junge, katholische Leser verwundern wird, das „Wort Gottes" schon im vierten Jahrhundert so ernstlich bedroht zu sehen. Herr König sagt ihm nicht, daß Ulfilas Arianer war, also nicht einmal an die Gottheit Christi glaubte, noch viel weniger mit dem unfehlbaren Lehramt der Kirche in Beziehung stand, dessen Obhut Christus sowohl das geschriebene als das ungeschriebene Wort Gottes anvertraut hatte; vielmehr wird die Bibelübersetzung des Arianers mit urgermanischer Begeisterung zu einer Vorläuferin der Luther'schen gestempelt, und Ulfilas ebenso urgermanisch und urprotestantisch dafür belobigt, daß er für eine gothische Kirchensprache gesorgt habe, während die Kirchensprache „bei den germanischen Stämmen des Westens lateinisch war und so alles tiefergehenden Einflusses auf das Volksleben entbehrte". Wie gerade die germanischen Stämme des Westens dennoch Christen, ja die Träger der christlich-mittelalterlichen Civilisation geworden sind, erklärt Herr König nicht näher, versichert aber S. 15: „Selbst der als ‚Apostel der Deutschen' oft gerühmte Winfried oder Bonifacius predigte nur selten in deutscher Sprache und stellte Alles, was er bekehrte, unter Roms Gehorsam und unter die dort beim Gottesdienst übliche fremdländische Sprache. Ja nur zu bald ward es mißbräuchliche Sitte, daß die niedrigen Geistlichen nicht predigen durften, daß dieses ein Vorrecht der Bischöfe war, die sich darauf beschränkten, eine lateinische Homilie vorzulesen." Mit solchen Versicherungen wird die katholische Kirche gleich von Anfang an aus der wirklichen, geschichtlichen Stellung hinausgedrängt, welche sie im Culturleben und in der Literatur-Entwicklung des Mittelalters einnimmt. Alles, was sie für Deutschland gethan, wird so gedreht, als ob es vom germanischen Geiste ihr gewaltsam abgerungen worden wäre. Der Gehorsam Roms hätte alle deutsche Bildung verhindert; aber selbst in den Klöstern und bei den Geistlichen war der germanische Geist stärker, als jener Gehorsam, und so ist denn doch schließlich eine deutsche Literatur entstanden. Rom ist und bleibt der Antichrist; mit den Geistlichen dagegen geht Herr König anscheinend barmherziger um, aber nur, um ihnen hinterher auch wieder einen verächtlichen Tritt zu geben. „Geistliche sind es zumeist," so gesteht er S. 36, „von denen uns Gedichte aus dieser Vorbereitungszeit aufbewahrt sind, und geistliche Stoffe herrschen darin vor; doch auch Laien, die großen Hohenstaufen-Könige auf dem Throne, Fürsten, Edelleute, Bürgerliche stimmen ein in den neuerwachenden deutschen Gesang, und immer weiter wird der darin emporsteigende Gesichtskreis, ja selbst aus dem Kloster vernehmen wir verstohlene Klänge eines Liebesliedes!"

Das soll wohl an jene Mönche erinnern, welche sich in blaue Augen verlieben und dann zur Überwindung ihrer Versuchung sich die eigenen Augen ausstechen! Über diese Sorte von Mönchen ist in dieser Zeitschrift schon der Madame Wilhelmine von Hillern das Nöthige gesagt worden. Herr König mag es nachlesen! Jedenfalls hatte der „unglückliche" Mönch seine Augen noch, als er die wunderschöne Initiale D zeichnete, welche Herr König für den Titel seiner Literaturgeschichte benützt hat, und ich weiß nicht, ob er je eine so schöne Initiale erfinden wird, als dieser unglückliche mittelalterliche Obscurant. Was aber das „reizende" Liebesliedchen betrifft, so ist es doch etwas arg, es erst als „verstohlene Klänge eines Liebesliedes aus dem Kloster" zu verdächtigen, mitsammt der facsimilirten Initiale abzudrucken — und dann erst hinterher und nebenbei zu bemerken, daß es zwei Wernher gibt und daß es überhaupt gar nicht feststeht, von wem das Liebesliedchen herrührt. Es kann's recht gut ein junger Ritter unverstohlen gesungen haben! Weßhalb es also den Mönchen anhängen?

Vielleicht schien dieß indeß Herrn König nothwendig, um für „Erweiterung des Gesichtskreises" in höheren Töchterschulen zu sorgen. Man kann ja nicht früh genug lieben! Zu Nutz und Frommen der „heiligen und prophetisch begabten Wesen", wie Tacitus und nach ihm Herr König die „Damen" der Germanen nennt, ist deßhalb wohl aus Veldeke's Eneit gerade der „Unterricht über die Minne" enthoben — die Stelle nämlich, wo die Königin ihre Tochter Lavinia fragt, ob sie Turnus nicht liebe, und diese dagegen in ihrer kindlichen Naivität fragt:

„Wo mite sal ich in minnen?"

Der Unterricht der Frau Königin, die ihr Töchterlein unter die Haube bringen will, ist ausführlich genug mitgetheilt, um andere naive Lavinien aus ihrer unschuldigen Naivität aufzuwecken und sie auf die wichtigste Frage des Lebens aufmerksam zu machen. An den großen Heldenliedern und dem Minnesang wird der begonnene Unterricht dann fortgesetzt und sogar der Inhalt von „Tristan und Isolde" so deutlich skizzirt, daß der junge Backfisch schon kolossal dumm sein muß, wenn er sich darnach nicht auch für unerlaubte Minne ein wenig interessirt. Seine Vollendung erhält der Unterricht über die Minne allerdings erst in der neueren Literatur.

Das 18. Jahrhundert beginnt, nur allzu bezeichnend, mit zwei Engelchen, von denen das eine splitternackt ist und dem andern das letzte, nothwendigste Kleidungsstück abzureißen sucht, das sonst auch noch die Basutos und Südsee-Insulaner respectiren. Sie stellen natürlich bloß die „deutsche" Unschuld vor, wie sie in jenem Zeitraum an der Mode war. Dann kommen, meist im stark decolletirten Unschuldsgewande ihrer Zeit, die „Schätzchen" und „Schätze" Göthe's: Käthchen Schönkopf (S. 426), Lotte Kestner (S. 435), Lili Schönemann (S. 442), Frau von Stein (S. 446), Christiane Vulpius (S. 505), Marianne Willemer (S. 510); dann Göthe jung und alt, siebenmal von vorn und einmal von hinten (S. 454)!!! Damit man sich dann auch die Unschuld im Jahre 1774 genau vorstellen kann, ist aus dem ersten

„Werther“ die „Kanapee-Scene“ abgedruckt. Von der armen Friederike von Sessenheim war leider kein Porträt aufzutreiben; dafür ist das „Pfarrhaus“ abconterfeit und in Extra-Illustration Nr. 141, S. 430 der Hollunderbusch im Pfarrgarten von Sessenheim!! In der dunklen Laube steht die leere Bank, für Lavinia allein viel zu lang; wird sie auch jetzt noch fragen:

„Sô saget mir denne, was minne is?“

Anstatt die großen Dichtungen des Mittelalters in wohldurchdachten Skizzen und Auszügen mitzutheilen, hat König sie rasch kurz- und kleingehackt, aus jeder Aventiure ein paar Verslein, und etwas Sauce darangeschüttet, so daß die liebe Jugend glauben wird, sie ganz inne zu haben, ohne daß sie den inneren Gedankengang und Zusammenhang des Werkes erfaßt hat. Da ist aus Vilmar und Lindemann, obwohl sie keine Facsimiles bringen, weit mehr und Besseres über die Dichtkunst des Mittelalters zu lernen. Überhaupt liegt in dieser Ausstattung mit Facsimiles u. dgl. mehr Humbug und Futter für die Neugier, als wirklicher Nutzen. Sie sind eine schöne Zugabe für denjenigen, der die Literaturdenkmale ihrem Gehalte nach schon kennt. Das Letztere aber ist und bleibt die Hauptsache; und diese Kenntniß ist durch eine solche Art von Anschauungs-Unterricht nicht zu erreichen. Das erfordert ernstes, gründliches Studium, eine weit tiefere, gediegenere Auffassung der Geschichte, als sie Dr. König bekundet.

Da Herr König für die katholische Kirche absolut kein Verständniß hat, so kann man ihm nur Glück wünschen, daß er dem Mittelalter von den mehr als 800 Seiten seines Werkes nur 200 gewidmet hat. Erst mit der sogen. „Reformation“ fängt eigentlich sein Deutschland und seine deutsche Literatur an. Er athmet förmlich auf, wo er endlich aus dem finsteren Mittelalter heraustritt (S. 203) und mit feierlichem Trompetenstoß verkünden kann:

„Das 16. Jahrhundert brach an. Nun trat Luther auf, und mit ihm begann, wie für die Kirche Christi, so auch für unsere Literatur, für unsere Sprache, für unsere Wissenschaft, für unsere Poesie eine neue Zeit.“

Darauf folgt S. 204 die Luther-Legende ganz im alten, frommen Stil, mit „Tetzels Ablaßkram“ und mit dem „heldenmüthigen Bekenntniß“ zu Worms, ohne alle Rücksichtnahme auf das, was historische Kritik in Bezug auf diesen Gegenstand geleistet. Rührend ist der Schluß: „Seine Mönchskutte, in der ihn unser erstes Bild noch darstellt, legte er am 9. October 1524 öffentlich ab, indem er ohne sie predigte. Mit Katharina von Bora gründete er 1525 sein Haus, ein vorbildliches evangelisches Pfarrhaus. — Unter viel Kampf und Widerspruch baute er seitdem das begonnene Werk der Reformation von Jahr zu Jahr weiter aus, rastlos thätig bei häufiger Leibesbeschwerde. Am 28. Januar 1546 reiste er nach seiner Vaterstadt Eisleben, um einen Streit der Mansfelder Grafen über ihr Bergwerk schlichten zu helfen; predigte, trotzdem er sich kaum von Krankheit erholt, noch viermal; wurde dann auf's Neue

kränker und entschlief am Morgen des 18. Februar." Ein Muster von historischem Stil ist eine derartige Darstellung wohl nicht.

Für Herrn König ist Luther der Grundstein der ganzen neueren Literatur, der Vater und Prophet des neueren, selbständigen deutschen Culturlebens. Die „wahre" Kirche Christi, die echte neue Sprache, das Volkslied, die Volksschule — Alles, Alles hat er ja begründet! Selbst über das Theater spricht er sich in den „Tischreden" freundlich aus. Mit Romanen hat er noch nichts zu schaffen gehabt, sonst würde er wohl, wie Herr König, der Jugend den „Simplicissimus" und den Damen Herrn Ebers mit seinen anständig verliebten Ägyptierinnen empfohlen haben. Man kann sich darum nicht wundern, Luther in drei Porträts anzutreffen: als dicken Mönch im Augustiner-Habit, als bärtigen und abgemagerten Johannes nach der „Rückkehr von Pathmos" und als Doctor im 63. Jahre. Eher müßte man sich wundern, daß auch Heinrich Heine hinterher in drei Porträts kommt, viel artiger und besser frisirt, als Doctor Martinus, ein charmanter Dandy, selbst in der Krankheit für junge Damen „höchst interessant", wie der „Göthe von hinten". Ich weiß nicht, ob dieß dem Herrn Oberhofprediger Stöcker passend erschienen ist; aber jedenfalls deutet es auf versöhnlichere Gesinnungen gegen die moderne Synagoge, als sie „das evangelische Pfarrhaus" gegen Rom hegt. Zwar hat auch die Gräfin Ida Hahn-Hahn in dem Bilderbuch zwei Nummern bekommen, und zwar vis-à-vis, S. 802 noch protestantisch, „ein seltsamer Kopf, gar nicht schön, doch sehr anziehend, der Schnitt einer Madonna und der Ausdruck einer Sibylle"; S. 803 dagegen als katholische alte Matrone mit dem „furchtbaren" Brief des „edlen" Fürstbischofs von Diepenbrock daneben: „daß es mit bloß ästhetischen katholischen Ansichten nicht gethan sei, daß man sein ganzes liebes Ich daransetzen müsse, um ein lebendiges Glied der Kirche zu werden; daß sie insbesondere nach ihrem ganzen bisherigen Lebensgang nur in Sack und Asche als Büßerin vor den Pforten der Kirche erscheinen müsse". Die glückliche Combination soll wohl eine Art Warnungstafel für junge katholisirende Fräulein sein und das Lob mäßigen, das der convertirten Gräfin noch ziemlich barmherzig gespendet wird. Überhaupt geht Herr König mit den Damen, auch mit den katholischen, galant um; er weiß, daß über „passende Festgeschenke" und Familienbücher zumeist *sie* zu entscheiden haben. Mit den Herren, und namentlich mit den Geistlichen, braucht er's dann nicht so genau zu nehmen. Friedrich von Schlegel, so versichert er S. 533 kurz und rund, „war gar kein Dichter"; Zacharias Werner wird in Bild und Text carrikirt (denn er war ja Redemptorist, also „Affiliirter"! darum braucht über ihn Eichendorff nicht nachgelesen zu werden); Joseph von Görres aber ist mit nicht ganz fünf Zeilen „abgemacht" als unbedeutendes Anhängsel zu Brentano und Arnim.

„Der dritte in ihrem Bunde," so lauten diese kostbaren fünf Zeilen, „war der *spätere Vorkämpfer des Ultramontanismus, Joseph von Görres* (1776—1848), der von 1806—1808 in Heidelberg als Privatdocent lebte, mit Arnim und Brentano die ‚*Zeitung für Einsiedler*' herausgab und vornehmlich sich durch Sammlung und Neubelebung der ‚deut-

schen Volksbücher' ein großes Verdienst um unsere Literatur erwarb" (S. 534).

Das ist Alles, was Herr König von diesem deutschen Geistesriesen weiß. Er ist eben ultramontan. Bei Achim von Arnim wird das noch etwas deutlicher hervorgehoben: „Arnim war im Leben wie im Dichten ein frommer Protestant. ... Das Vaterländische, die Idee von Kaiser und Reich und Luthers Reformation — das waren die Triebfedern seines Strebens, während sonst die Romantiker die hierarchische Form für das Höchste und Herrlichste hielten." Dafür bekommt der fromme Arnim seine ganze Seite, und der Herr Baron von Fouqué auch, und der Letztere dazu noch ein volles Seitenbild mit Wappen und Lyra. Verdient ein Buch, das Annette von Droste-Hülshoff und einige andere katholische Damen nur dazu streichelt und liebkost, um Stolberg, Schlegel, Görres und alle hervorragenderen katholischen Männer desto sicherer begraben zu können, nicht die herzlichste Verachtung der katholischen Frauenwelt? Wenn sie jenes echt katholische Ehrgefühl beseelt, das die Frauen des Mittelalters so hoch erhob, so werden sie den Herrn König trotz aller seiner Knixe und trotz aller seiner Bilder und Facsimiles mit seinem „passenden Festgeschenk" zum Haus hinauscomplimentiren. Sie dürfen überzeugt sein, daß diese wunderliche Art, Raum und Lob zu vertheilen, eine sehr wirksame Art von stillem Guerilla-Culturkampf ist, der in weiten Kreisen die katholischen Ideen untergräbt und der katholischen Familie jenen Glauben zu verflachen sucht, den sie im offenen Kampfe siegreich behauptet hatte. Also fort mit dem Buch — dahin, wohin es gehört!

„Niedlich" spricht Herr König von Luthers Correspondenz: „Von großer Wichtigkeit für sein Leben wie für seine Lehre sind seine Briefe, von denen wir gegen 3000 besitzen und die noch jetzt uns fesseln, sei es, daß er an sein Hänschen väterlich-kindlich schreibt, oder mit ‚meinem lieben Herrn Frau Katherin Lutherin' harmlos scherzt, oder an Gelehrte, Fürsten, den Papst 2c. mit ernst wissenschaftlicher Auslassung oder streng mahnender Rede sich wendet." Warum nicht ein paar Pröbchen, Herr König, von diesen „ernst wissenschaftlichen" Auslassungen? — Ja, die paßten nicht recht zu der holdseligen Übersetzung des Ave Maria (S. 208) und könnten auf manche zartfühlende Leserinnen doch unangenehm wirken. Sollte ihnen dennoch sonst etwas davon zu Ohren kommen, so ist hierfür auch ein beschwichtigendes Tränklein bereitet: „Während durchweg ein naturwüchsiger Humor in Luthers Schriften zu Tage tritt," so gesteht Herr König ein, „herrscht darin eine oft alle Grenzen überschreitende derbe Satire und ein schneidiger Witz vor; man fühlt darin das ‚altdeutsche, an den alten Donnergott Thor erinnernde Zornfeuer', wie es Wolfgang Menzel nennt, hindurch, aber nicht minder auch immer den heiligen Eifer um seines Gottes und seines Volkes Sache." Schon die Titel sind hier charakteristisch. So veranlaßte ihn die Heiligsprechung des 1107 verstorbenen Bischofs Benno von Meißen durch Papst Hadrian zu einer Schrift: „Wider den neuen Abgott und den alten Teufel, der zu Meißen soll erhoben

werden.“ Beruhigen Sie sich deßhalb, mein Fräulein, das ist zwar etwas grob, aber — — es ist altdeutsch, es erinnert Sie an das Zornfeuer des alten Donnergottes Thor, wie Sie bei Wolfgang Menzel nachlesen können — und das war ein frommer Mann, wie Sie bei mir nachlesen können, sehen Sie nur gütigst sein liebes Gesicht S. 659; endlich war eine solche Sprache nöthig für die Ehre Gottes und die Sache des deutschen Volkes! So calmirt Herr König seine Leserinnen. Er kann nun getrost einige stärkere Kost auftischen und den gemeinsten, verbissensten und geschmacklosesten Pamphletisten des 17. Jahrhunderts, Johann Fischart, als echtdeutschen Dichter in den Salon bringen. Obwohl dieser „echtdeutsche“ Jesuitenfresser ein gut Theil seiner Gassenwitze aus der Sudelküche des „erbfeindlichen“ Franzosen Rabelais zusammenstahl, so thut das doch nichts zur Sache; sein „Gargantua“ ist eine „Schatzkammer für die Kenntniß des deutschen Volkslebens (soll wohl heißen: ‚deutscher Volksrohheit und Geschmacklosigkeit‘) im 16. Jahrhundert geworden“. Aus einer anderen solchen „Schatzkammer“, Fischarts „Bienenkorb“, wird der Titel in Facsimile mitgetheilt, welcher also lautet:

„Binenkorb deß heyl. Römischen Imenschwarms, seiner Hummelszellen (oder Himmelszellen), Hurnaußnester, Brämengeschwürm und Wespengetöß [hiermit ist die katholische Kirche mit ihrer Hierarchie gemeint]. Sampt Läuterung der heyl. Röm. Kirche Honig waben: Einweihung und Beräucherung oder Fegfeuerung der Immenstöck; und Erlesung der Bullenblumen, der Decretenkräuter, des Heydnischen Klosterhysops, der Suiter (Jesuiten) Säudisteln, der Saurbonischen Saubohnen, des Magis nostrischen Lirivipefenchels, und des Immenplatts den Plattimen auch deß Meßthaues und h. Saffts von Wunderbäumen ꝛc. Alles nach dem rechten Himmelsthau oder Manna iustirt ꝛc.“

Die zugehörige Titelvignette stellt in rothem Drucke die päpstliche Tiara als Bienenstock dar, um sie auf immer dem rohesten und sinnlosesten Spotte zu überantworten; Bienen mit Infuln und Kapuzen (Bischöfe und Mönche) schwärmen um dieselbe herum, während eine Procession solcher Insecten mit Kreuz und brennenden Fackeln nach einer Kirche zieht, die in eine Windmühle ausläuft! Die Reproduction eines solchen Schandblattes, in welchem die katholische Kirche, Papst, Messe, Fegfeuer, Kirchenrecht, Ordensleben so gemein und elendiglich verhöhnt wird, zeigt am besten, wessen Geistes Kind das ganze Buch ist. In einem paritätischen und in einem so hochgebildeten Reiche, wie das deutsche zu sein behauptet, sollte eine staatlich garantirte Confession vor solchen Verunglimpfungen geschützt sein. Doch, bedenken Sie, Fräulein, das ist ja bloß altdeutsch — ein heiteres Lächeln des Donnergottes Thor!

Je weniger Zartgefühl Herr König für die ehrwürdige katholische Kirche hat, desto serviler zieht er die Schultern ein und desto tiefer beugt er seinen freien deutschen Rückgrat vor „unseren großen deutschen Classikern“, obwohl

er doch wissen muß, daß Gottfried von Herder das „evangelische Pfarrhaus“ — Dispens vom Cölibat vorausgesetzt — nicht ungern mit dem erzbischöflichen Stuhle von Neapel vertauscht hätte, daß Lessings „Nathan“ nicht mehr ganz genau in's „evangelische Pfarrhaus“ paßt, und daß Göthe, wahrscheinlich in schwachen Stunden seines evangelischen Bewußtseins, nicht nur Christus und sein Kreuz trivial verspottet, sondern auch auf Luther sehr „unerbauliche“ Verse geschmiedet hat. Wir wollen sie hier nicht citiren.

Und doch! Und doch! Herr König vergibt einem „Genie“ wie Göthe nicht nur diesen Spott auf Luther, sondern auch seine Auslassungen gegen das Christenthum, seinen Spinozismus, seine Naturfrömmigkeit, sein ausgesprochenes antikes Heidenthum, ja er treibt den Classiker-Cultus und den Göthe-Cultus in optima forma. Was aber Göthe's Christenthum betrifft, so weiß ich wohl, daß Julian Schmidt im zweiten Band des Göthe-Jahrbuchs einen schönen blauen Dunst darüber hat aufsteigen lassen. Er war schön blau, wie gesagt, aber — Dunst. Denn ein Christenthum, das Heidenthum, Judenthum, Pietismus, Katholicismus, Lutheranismus, Spinozismus, Darwinismus, Sonnendienst, Titanismus, kurzum alle religiösen Richtungen und Systeme geläutert und harmonisch ausgeglichen in sich begreift — — das ist kein Christenthum mehr, das ist moderner Dunst und weiter nichts. Das Christenthum ist keine Richtung, kein System, kein Liebesgedusel, kein ästhetisch-literarisches Phrasenmagazin, kein Haschisch-Traum, in welchem dem Dichter zwischen Klärchen und Gretchen, Mignon und Philine, Natalie und der „schönen Seele“ die Madonna entgegenschwebt — das Christenthum ist eine klar formulirte, göttlich geoffenbarte Religion. Man kann aus den Worten und Werken eines Menschen ganz deutlich sehen, ob er ein Christ ist. Von Göthe's Leben wollen wir nun hier nicht reden. Aber fragen wir Göthe's sämmtliche Werke letzter Hand und die seither von ihm erschienenen Correspondenzen und Schriften: Hat Göthe an den dreieinigen Gott geglaubt, an Gott Vater, Gott Sohn und Gott den heiligen Geist? Hat Göthe geglaubt, daß die zweite Person in der Gottheit Mensch geworden ist, für uns gelebt und gelitten hat und uns mit seinem kostbaren Blut am Stamme des heiligen Kreuzes erlöst hat? Hat Göthe diesen unsern Erlöser, Jesus Christus, mit zweifellosem Glauben verehrt und angebetet? Hat er das Evangelium Jesu Christi als göttliche Lehre, als höchste Norm seines Lebens und Handelns betrachtet? Wer diese Fragen nicht unbedingt bejahen kann, der ist kein Christ mehr. Göthe ist ehrlicher gewesen, als seine Anbeter und Nachtreter. Er hat rund heraus bekannt, daß er ein „decidirter Nichtchrist“ sei; diesen Herren aber gilt schon ein verliebter Gefühlsdusel als Christenthum:

„Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! G e f ü h l ist Alles;
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsgluth.“

Das ist Göthe's „Christenthum“, und dieses Christenthum, in seinen Werken gepredigt und besungen, verehrt und angebetet, ohne Unterlaß com-

mentirt und als die Blume der modernen Bildung anempfohlen, ist es, was den Göthe-Cultus für die Jugend, und namentlich die weibliche Jugend, gefährlich macht. Das sollten gläubige Protestanten ebenso gut in Erwägung ziehen, als ernste Katholiken, ehe sie ein Buch wie Königs Literaturgeschichte als Familienbuch bei sich aufnehmen. Ein solches Buch untergräbt in sanfter Weise alle klaren, ernsten, festen Begriffe von Christenthum und Religion; an die Stelle der christlichen Charitas unterschiebt es ein verworrenes Gemisch von Liebelei und religiöser Sentimentalität und an die Stelle eines hellen und bestimmten Urtheils die verschwommenste Confusion der Ideen, Seichtheit und Oberflächlichkeit. Tieferblickende Protestanten haben das längst eingesehen; aber die alte Abneigung gegen Rom, das ungeheure Ansehen der Classiker und die „Mode" neigt die Mehrzahl der Protestanten immer wieder zu dem modernen ungläubigen Lager hinüber. Man scheut es, dem wackeren, alten, christlichen Glauben auch auf dem Gebiete der Literatur Geltung zu verschaffen. Das gilt für bornirt, engherzig, geschmacklos. Anstatt Hand in Hand mit den Katholiken den wachsenden Unglauben zu bekämpfen, holt das „evangelische Pfarrhaus" alle verbrauchten Sturmböcke und Sturmleitern hervor, um Janssens deutsche Geschichte zu belagern. Anstatt für die Ehre Jesu Christi und für seine Lehre einzutreten, hat es immer nur den Luther und seine Ehre im Auge. Das ist's, was uns Katholiken schließlich jeden wahren, confessionellen Frieden verhindern muß. Uns Katholiken braucht nicht davor zu bangen, daß sich der Protestantismus auf's Neue mit dem Unglauben wider uns verbünde. Die katholische Kirche hat schlimmere Bündnisse überdauert. Aber um die gläubigen Protestanten, die ehrlich an Christus glauben, thut es uns leid. Der moderne Unglaube mag ihnen schmeicheln und schön thun, wie Göthe der Friederike zu Sessenheim; aber es ist keine wahre Liebe; er wird sie sitzen lassen als alte Jungfer in ihrem Hollunderbusch und sich nach einer Lotte umsehen und dann nach einer Lili und dann nach einer Charlotte u. s. w. Auf Christus kommt es diesem „geläuterten Christenthum" der modernen Welt gar nicht an!

A. Baumgartner S. J.

Gedichte von Wilhelmine Hensel. 16⁰. XII u. 272 S. Paderborn, Schöningh, 1882. Preis: *M.* 2.25.

Nachdem bereits seit langen Jahren der Name Hensel in der deutschen Literatur sofort ein genau begrenztes, allgemein bekanntes und sympathisch anklingendes Genus der Lyrik dem Leser in's Gedächtniß ruft, war es ein sehr gewagtes Unterfangen, neben den gleichsam typisch gewordenen „Liedern" der jüngeren Schwester Luise nun auch die „Gedichte" der älteren Wilhelmine hinzustellen. Der Leser wird unwillkürlich die ersteren als Maßstab an die zweiten legen und bei jeder Verschiedenheit leicht zu Ungunsten der letzteren entscheiden. Ob dieß der einzige Grund war, warum die „Gedichte" Wilhelminens auch dem Recensenten minder genügten, oder ob wirklich das Verdienst derselben weniger groß ist? — Es ist jedenfalls nicht zu läugnen, daß ein gemeinsamer Zug inniger Frömmigkeit, festen Gottvertrauens

und kindlicher Ergebung in den Willen des himmlischen Vaters die Lieder beider Schwestern wie ein Familienzug als zusammengehörig erkennen läßt. Einzelne Lieder Wilhelminens dürften, ohne als solche erkannt zu werden, sich getrost zwischen diejenigen Luisens stellen, und diese, glauben wir, sind auch die Perlen der vorliegenden Gedichte. Als solche nennen wir: Charfreitag, Ostern, Heimweh, Aus früher Zeit, Schmerz und Ergebung, Vorbei, Gebet, Entsagen, Himmelsruhe, Gebet (125), noch einmal Charfreitag und Ostern (134—137), Himmelfahrt, Der Seele Zwiegespräch, Dem Herrn u. s. w. Irren wir nicht, so sind es auch diese Lieder, welche in protestantische Gesangbücher übergegangen sind. Einige andere, uns weniger zusagende, wie: Morgenlied, Abendlied 2c., tragen den moralisirenden Gesangbuchsstempel noch offenbarer. Viele oder sagen wir richtiger die Mehrzahl der anderen, oben nicht genannten frommen Lieder vorliegender Sammlung haben einen nicht bloß subjectiven, sondern allzu persönlichen Charakter, um in weitere Kreise zu dringen. Als Tagebuchblätter, als poetisch gefaßte persönliche Gebetsformeln, Vorsätze 2c. mögen sie recht gut sein, wir hätten sie jedoch als selbstständige Gedichte nicht aufgenommen. Auch manches Gelegenheitliche ist unbedeutend und steht wahrscheinlich nur persönlicher Beziehungen halber in dieser Ausgabe. Unter den Reisebildern aus der Schweiz und Italien ist manches recht schöne, schwungvolle und sangbare Lied, dem es denn auch, wie die Überschriften sagen, nicht lange an der begleitenden Melodie gefehlt hat. Überhaupt ist Sangbarkeit ein durchgehender Charakter der ganzen Sammlung, sowie dieselbe auch mehr als geistreiche Bilder und Wendungen das Hauptaugenmerk der Dichterin gewesen zu sein scheint. Das letzte erzählende Gedicht ist eine Jugendarbeit und beansprucht als solche auch wohl nur ein persönliches Interesse. In der Gedichtsammlung einer Protestantin würde es uns nicht aufgefallen sein, specifisch protestantischen Ideen und Anschauungen zu begegnen; es freut uns daher um so aufrichtiger, statt dessen an manchen Stellen durchaus katholische Anklänge zu finden und unwillkürlich das bekannte „anima naturaliter christiana“ hier in „anima catholica“ zu verwandeln. Der Glaube an die Schutzengel (22), die Verehrung der Madonna (112, 135 2c.), das Gebet für Verstorbene (145) und Anderes finden ihren poetischen Ausdruck; ebenso berührt wohlthätig die treue Liebe zu der katholisch gewordenen Schwester Luise; schließlich sei als kurze Probe der Reisegruß an das Kloster Nonnenwerth (163) hier mitgetheilt:

„O Eiland, du, so lieb und traut,
So einsam von der Fluth umrauscht;
So recht für eine Himmelsbraut,
Die nur auf Gottes Stimme lauscht:

„Wie manches fromme Jungfrau'nherz
Fand hier den Frieden nach dem Streit,
Ließ draußen allen Erdenschmerz,
Ließ draußen alle Eitelkeit!

„O wär' ich auch so gotterfüllt,
So demuthsvoll, so engelrein —

Mein Heiland, du, so lieb und mild,
O führ' auch mich zum Frieden ein!"

Auch die Einführung dieser „Gedichte" wie die der „Lieder" verdanken wir dem verdienstvollen Nestor der katholischen Ästhetiker Deutschlands, dem Professor Schlüter in Münster.

W. K.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

La resurrezione e corporea assunzione al cielo della Santa Vergine Madre di Dio. Dissertazioni teologiche-polemiche del P. Agostino Lana, D. Min. D. Inf. Consult. della S. C. dei riti. 8⁰. p. 389. Roma, Tipografia della Pace, 1880.

Wenn wir die Aufmerksamkeit unserer Leser auf dieses Werk hinlenken, so hat das seinen Grund in der erneuten Anregung, welche die fromme Glaubensmeinung der leiblichen Aufnahme Maria's in den Himmel seit dem Vaticanischen Concil erhalten hat. Damals nämlich baten 204 Bischöfe um die dogmatische Definition des Satzes, „daß die allerseligste Jungfrau (wie über die Erbsünde und die böse Begierlichkeit, so auch) über den feindlichen Tod einen besonderen Triumph gefeiert habe durch ihre nach dem Vorbilde ihres Sohnes beschleunigte Auferweckung". So sehr auch das katholische Bewußtsein unserer Tage der Himmelskönigin diesen Vorzug zuerkennt, es läßt sich nicht läugnen, der Nachweis einer apostolischen Überlieferung umschließt noch einige dunkle Stellen, welche der Aufhellung bedürfen. Um so erfreulicher ist es, wenn von recht vielen Seiten auf diese Aufgabe hingearbeitet wird. Hier nimmt das citirte Werk aus den letzten Jahren unstreitig einen Hauptplatz ein. — Der Verfasser legt uns drei Dissertationen vor; die erste hat den Traditionsbeweis zum Gegenstand, die zweite den Nachweis aus den theologischen Congruenzgründen; die dritte antwortet auf die Einwürfe aus beiden Gebieten. Von der größten Bedeutung ist in unserer ganzen Frage offenbar das Zeugniß der Überlieferung. Diesem widmet der Verfasser denn auch ein sehr eingehendes Studium. In drei Artikeln führt er die verschiedenen Organe der Tradition vor, die heiligen Väter der lateinischen und griechischen Kirche, die Martyrologien und Menologien, die Liturgien. Die schönsten und herrlichsten Zeugnisse für die Aufnahme des jungfräulichen Leibes werden allerdings hin und wieder durch gleichalterige Zweifel in etwa gelähmt; jedoch lassen sich diese Zweifel zum großen Theil an der Hand der Geschichte auf Mißverständnisse zurückführen. Zudem sind die Zweifel alle erst secundären Ursprungs; sie kamen über die bereits bestehende Überlieferung. Diese wird aber schon zur Zeit des Concils von Chalcedon (451) eine „alte und sehr wahrheitsgetreue" genannt, und mehrere Angaben stellen fest, daß die Feier dieses Geheimnisses (als Himmelfahrt) bereits am Ende des fünften Jahrhunderts in Übung war. Die nachherigen Zweifel in den Martyrologien des hl. Abo und Usuardus sind wie die Werke selbst rein privaten Ursprungs. Dagegen spricht sich das officielle, liturgische Zeugniß der römischen Kirche constant für das Geheimniß aus. Es liegt dieses in der berühmten oratio

super populum „Venerandam", welche nur in Folge des Wegfalles der üblichen Procession im neuen Missale Romanum keinen Platz mehr fand.

Kurzgefaßter Commentar zu den vier heiligen Evangelien. Von Dr. Franz X. Pölzl, o. ö. Professor der Theologie an der k. k. Universität zu Graz. In vier Bänden. — Dritter Band. Erster Theil. Kurzgefaßter Commentar zum Evangelium des hl. Johannes, mit Ausschluß der Leidensgeschichte. 8°. VIII u. 228 S. Graz, Styria, 1882. Preis: *M.* 3.30.

Indem wir diese Publication hiermit zur Kenntniß unserer Leser bringen, versparen wir uns eine eingehendere Besprechung derselben bis zum vollständigen Erscheinen des dritten Bandes.

Der biblische Schöpfungsbericht als Grundlage der Religion und der Gesellschaft. Von J. Gyß, Ehrencanonicus in Oberehnheim (Elsaß). Separatabdruck aus der Beilage der „Augsburger Postzeitung", 1882, Nr. 15—17. 8°. 20 S. Augsburg, Dr. Max Huttler.

Vorliegende Arbeit stellt es sich zur Aufgabe, den religiösen Lehrgehalt des biblischen Schöpfungsberichtes, im Gegensatz zum alten wie zum neueren Heidenthum, zu erheben. Das Dasein eines persönlichen Gottes als des Urhebers und höchsten Herrn aller Dinge; die Erschaffung der Welt durch Gott, zum Zwecke der Offenbarung seiner Allmacht, Weisheit und Güte; die Einheit und der Adel des Menschengeschlechtes; die göttliche Einsetzung der Ehe, als die Begründung von Familie und Gesellschaft; die Heiligung des siebenten Tages: das sind die Hauptwahrheiten, welche Gott mittelst dieses Berichtes den Menschen aller Zeiten einprägen wollte. Dabei wird das Verhältniß des biblischen Berichtes zu wissenschaftlichen Fragen, soweit dieß die Kürze des Schriftchens gestattet, flüchtig berührt.

Geistliche Einsamkeit, oder monatliche Vorbereitung auf den Tod, in 36 Betrachtungen. Von P. Bonifacius von Mainz, aus dem Kapuzinerorden. Mit Erlaubniß der geistlichen Obern. VIII u. 232 S. Mainz, Kirchheim, 1882. Preis: *M.* 1.

Zunächst berechnet für die monatliche Geistessammlung, hat das Büchlein die Grundwahrheiten des christlichen Lebens und der christlichen Vollkommenheit nach Inhalt und Beweggründen trefflich gezeichnet und in recht taktvoller Weise geordnet. Es ist daher nicht bloß sehr geeignet, seinem nächsten Ziele zu entsprechen, sondern es bietet überhaupt eine Reihe von Betrachtungen, die für jede Zeit einen willkommenen Stoff abgeben, oder auch als geistliche Lesung mit Nutzen verwerthet werden. — Höchst selten nur begegnet der Leser Ausdrücken, die etwa einer verbessernden Hand bedürftig wären. Das Erheblichste in dieser Hinsicht möchte die Verwerthung der Stelle Apoc. 4, 16: „Weil du aber lau bist, so werde ich anfangen, dich aus meinem Munde auszuspeien", sein. Nur S. 167 wird die Stelle wörtlich gegeben, aber auch dort ist, wie schon S. 37, das „Anfangen" mit dem wirklichen und vollendeten Ausspeien aus dem Munde Gottes unterschiedslos zusammengestellt. Die Lauheit ist noch nicht der Tod der Seele. Der Laue fängt an, die Gnade Gottes zu verlieren, weil die Lauheit der erste Schritt zur Todsünde ist: aber so wie die Lauheit die ewige Seligkeit nicht verwirkt, wenn sie bloß Lauheit oder der Anfang des Weges zum

Verderben bleibt; so führt auch das Anfangen des „Ausspeiens aus dem Munde Gottes" die Verstoßung nicht nach sich, wenn das „evomere ex ore meo" nicht vollendet wird.

Tägliches Seelenbrod, oder Lebensregeln auf alle Tage des Jahres. Gesammelt und bearbeitet von Dr. Joseph Anton Keller, Priester der Erzdiöcese Freiburg. Mit Approbation. 16°. VIII u. 333 S. Dülmen, A. Laumann. Preis: *M.* 1.

Das recht hübsch ausgestattete Büchlein bietet im ersten Theile Kernsprüche für alle Tage des Jahres; im zweiten Theile Lebensregeln, theils allgemeiner Natur, welche sich den Sprüchen des ersten Theiles nähern, theils specieller Natur, für die täglichen, wöchentlichen und monatlichen Pflichten oder frommen Übungen angepaßt. Es sind in der That wahre Kernsprüche, auf eine kernige und gesunde Ascese für den gewöhnlichen Christen sowohl als für solche, die höherer Vollkommenheit nachstreben, trefflich berechnet; es sind wirklich Goldkörner, aus den Schriften verschiedener Heiligen und bewährtester Asceten gesammelt. Wir können dieselben, nebst der Vorerinnerung des Verfassers, einem Leser jeden Standes nur anempfehlen mit den Worten: Haec fac et vives!

Von einigen Druckfehlern, die ein aufmerksamer Leser wohl herausfühlen wird, wollen wir absehen: nur ein paar Stellen scheinen mißverständlich zu sein, namentlich S. 221, wo vom vollkommenen Ablaß gesagt wird, es sei zu dessen Gewinnung (als ob nur für diesen) der Stand der Gnade nöthig; S. 224, wo die Nothwendigkeit behauptet wird, auch im Bußgerichte die Sünden aus Liebe zu Gott von Herzen zu bereuen; S. 298, wo es Nr. 31 für unstatthaft erklärt wird, auch aus den schwerwiegendsten Gründen sich der Gefahr einer schweren Sünde auszusetzen.

Großbritannien und Rom, oder: Soll die Königin von England diplomatische Beziehungen mit dem Oberhaupte der katholischen Kirche unterhalten? Von Dr. Capel, Hausprälat Sr. Heiligkeit Papst Leo XIII. Aus dem Englischen von J. B. Pl. Harth. Gr. 8°. 61 S. Berlin, Verlag der „Germania", 1882.

Obwohl zunächst nur für England berechnet, besitzt die vorliegende Broschüre doch ein ganz allgemeines Interesse. Die Gründe, durch welche Msgr. Capel die Nothwendigkeit regelmäßiger diplomatischer Beziehungen zwischen England und Rom darthut, sind fast alle allgemeiner Natur, wenn sie auch für Großbritannien in höherem Maße gelten, da es über zehn Millionen Katholiken zu seinen Unterthanen zählt und die katholische Hierarchie besonders in den auswärtigen Missionen einen großen Einfluß besitzt. Um die gewöhnlichen Einwürfe gegen die officielle Anerkennung einer ausländischen Jurisdiction auf englischem Gebiete zu widerlegen, setzt der Verfasser kurz die katholische Lehre von dem Verhältniß der geistlichen und weltlichen Gewalt auseinander. Die Broschüre liefert auch einen interessanten Beitrag zur irischen Frage. Obschon Msgr. Capel begeisterter Engländer ist, verurtheilt er doch die englische Politik gegen die „Schwester-Insel" auf's Schärfste. Er befürwortet für Irland eine viel weitergehende Selbstregierung mit einem einheimischen Parlament, Ausdehnung des bäuerlichen Grundbesitzes, Hebung des irischen Handels und der irischen Industrie, welche man bis heute planmäßig niederzuhalten suchte.

Die Restauration der Liebfrauenkirche zu Münster, erläutert von F. Wolters, Pfarrer. Lex.-8°. 72 S. Münster, Aschendorff'sche Buchhandlung, 1882. Preis: *M.* 1.

Die Liebfrauenkirche zu Münster ist nicht nur der Himmelskönigin geweiht, sondern birgt auch in ihren Mauern ein vielverehrtes Gnadenbild der schmerzhaften Mutter. Die Kirche wurde gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts erbaut, der herrliche, kunstreiche Thurm jedoch erst zu Ende desselben oder im Anfange des folgenden Jahrhunderts vollendet. Die Nothwendigkeit einer gründlichen Restauration hatte sich darum schon seit geraumer Zeit fühlbar gemacht. Der hochselige Bischof Johann Georg, dessen hohe Verdienste um die Förderung der kirchlichen Kunst in der Diöcese Münster stets in gesegnetem Andenken bleiben werden, gab im Jahre 1855, und zwar in einer Maipredigt, auch den ersten Anstoß zur Ausführung der Restauration dieser Kirche. Besonders in den letzten zehn Jahren schritt die Arbeit rüstig voran. Was bereits geschehen ist und was noch geschehen soll, führt die vorliegende Schrift aus, die den seeleneifrigen Pfarrer der Liebfrauenkirche selbst zum Verfasser hat. Der ganze Plan mit den ihm zu Grunde liegenden Ideen und allen Details der Ausführung kommt zur Besprechung. Die faßliche Erklärung der reichen Symbolik und überhaupt alle Erläuterungen werden nicht nur das Verständniß jener Sprache erleichtern, in der die christliche Kunst zu den Gläubigen redet, sondern wohl in noch höherem Grade auch die Andacht und Erbauung fördern. — Der Ertrag der Schrift, welche durch eine Ansicht des restaurirten Chores in Lichtdruck geziert ist, soll der Restauration des Thurmes zugute kommen.

Wörls Reisehandbücher. Deutsche Alpen (Südbayern, Tirol, Salzburg &c.). Ein Führer für Reisende in die Alpenländer. Mit vielen Plänen, Karten, Panoramas, Grundrissen &c. 390 S. Würzburg, Wörl. Preis: *M.* 6.

Der vorliegende Führer durch die deutschen Alpen bildet gewissermaßen eine Ergänzung des im verflossenen Jahre erschienenen Werkes über Österreich-Ungarn, indem er das deutsch-österreichische Alpengebiet, das dort nur theilweise und weniger ausführlich behandelt werden konnte, in detaillirter Weise dem Publikum vorführt. Wir stehen nicht an, die Empfehlung, welche wir im vorigen Heft den übrigen Wörlschen Reisehandbüchern gegeben, auch auf diesen sorgfältig gearbeiteten Band auszudehnen.

Miscellen.

Dr. Schlottmann, Dr. J. L. Jacobi und moabitische Scherben. Wir können nicht an Herrn Schlottmann denken, ohne ein mea culpa auf die Brust zu schlagen, weil wir beitrugen, den weltberühmten Mann noch berühmter zu machen. Herr Prof. Schlottmann von Halle hat bekanntlich seinen Erasmus redivivus als Osterprogramm der Universität Halle 1881 veröffentlicht; wir aber hatten die Schwäche, an der possirlich lamentabeln Schrift

unsern Spaß zu finden und die drolligsten Einfälle desselben in den „Stimmen aus Maria-Laach" (Bd. XXI. S. 542) zu publiciren. Als darauf sein Buch am 11. März 1882 im preußischen Landtag in die Beitze kam, so daß der Herr Cultusminister sogar die Schrift taktlos fand, war das Glück des Herrn Professor gemacht: er wurde ein berühmter, ein großer Mann. Dieses Glück stachelte den Ehrgeiz des Herrn Dr. J. L. Jacobi, ebenfalls Professor der Theologie zu Halle; er schrieb daher auch ein Buch von exakt zwölf Seiten, unter dem Titel: „Professor Schlottmann, die Halle'sche Facultät und die Centrumspartei. Eine Vertheidigungsschrift." Auch Jacobi wurde mit seinen zwölf Seiten ein berühmter Mann, denn am 6. Juni war Prediger-Conferenz in Halle, und die ganze hochwürdige Versammlung bezeugte den Herren Professoren Schlottmann und Jacobi ihren Dank und ihre Verehrung dadurch, daß sie sich von ihren Plätzen erhob; Tags darauf erhielt Herr Schlottmann in einer anderen Prediger-Conferenz zu Berlin noch extra Erwähnung. Das Sprüchwort sagt: L'appétit vient en mangeant. Um die Ruhmesactien noch mehr in Hausse zu bringen, wurde aus Schlottmanns lateinischem Erasmus ein Kapitel von einem seiner jungen Schüler, weiland Prediger zu Magdeburg, der auch Jacobi, zum Unterschied vom Professor aber A. J. J. heißt, in's Deutsche gebracht mit dem Titel: „Der deutsche Gewissenskampf gegen den Vaticanismus." Herr Schlottmann aber fügte diesem kämpfenden Gewissen noch 52 Seiten culturkämpferischer Vorrede hinzu. So geschehen zu Halle in der Woche vor Pfingsten 1882.

Herr Jacobi, der Professor, nennt Schlottmanns Erzeugniß „ein gediegenes Geisteswerk, ein mit classischer Kunst geschriebenes Buch". Der dankbare Herr Schlottmann übertrumpft aber seinen Panegyriker und preist dessen zwölf Seiten als „inhaltsreich und geistvoll", welche „mit so schneidigen Waffen kämpfen, daß bis jetzt nichts darauf erwiedert worden ist und sicher auch in Zukunft nichts darauf wird erwiedert werden, was vor dem Forum des gesunden Menschenverstandes und des sittlichen Urtheils bestehen könnte". Ist es nicht höchst ergötzlich, zu sehen, wie die beiden hochwürdigen Prediger so prächtig das Weihrauchfaß gegeneinander schwingen und in Rauchwolken gegenseitiger Lobreden sich einduseln? Was aber das mit eigenthümlicher Bescheidenheit erdichtete Monopol des gesunden Menschenverstandes betrifft, so hat es damit noch seine guten Wege; wir wenigstens erkühnen uns, auf einige schadhafte Stellen des gesunden Menschenverstandes in den „gediegenen und geistvollen" Meisterwerken der beiden Dithyrambiker aufmerksam zu machen.

Es interessirt vielleicht unsere Leser, zu erfahren, wer diese geistesgewaltigen Herren Schlottmann und Jacobi seien. — Herr Schlottmann ist ein theurer, kostbarer Mann, wie der preußische Staat erfahren hat. Er beschäftigte sich früher mit der Entdeckung moabitischer Alterthümer; in der That tauchte plötzlich in Jerusalem eine große Menge thönerner Gefäße auf, die moabitische Striche, Zeichen und Eingriffelungen trugen. Dr. Petri berichtete darüber in der Sitzung vom 16. März 1876 des preußischen Abgeordnetenhauses (S. 695): „Es war hauptsächlich Herr Professor Schlottmann von

Halle, welcher sich dieser Entdeckung annahm und auf das Entschiedenste für die Echtheit dieser Alterthümer eintrat. Es soll nun auf den einseitigen Vorschlag des Herrn Professor Schlottmann eine Auswahl dieser moabitischen Alterthümer von der königlichen Staatsregierung um die Summe von 20 000 Thaler erworben worden sein." Später stellte sich heraus, daß das Ganze ein arabischer Gaunerstreich war, daß Herr Schlottmann sich hatte auf den Leim führen lassen, „daß für einen Haufen werthloser Scherben 20 000 Thaler ausgegeben sind". Französische und englische Gelehrte waren vorsichtiger gewesen, hatten gewarnt und eine Mystification höchst wahrscheinlich gemacht. Dagegen aber bäumte sich der deutsche Professorenstolz, daß französische und englische Gelehrte klüger sein und mehr wissen könnten, als „deutsche Wissenschaft, deutsche Gründlichkeit, deutsche Gelehrsamkeit und deutsche Tüchtigkeit". Darüber äußert sich Dr. Mommsen in der nämlichen Sitzung: „Ich muß bekennen, daß ich selten einen Gelehrtenkampf mit einer solchen Unanständigkeit von deutscher Seite geführt gesehen habe, wie diesen. Die Behandlung, der achtbare französische und englische Gelehrte von unseren Gelehrten und Quasigelehrten (ist Herr Schlottmann gemeint?) ausgesetzt gewesen sind, bis diese sich haben überzeugen müssen, daß hier eine Fälschung vorlag, ist geradezu unverzeihlich und unverantwortlich." Gegen den Versuch endlich, Herrn Schlottmann reinzuwaschen, erklärte der Regierungs-Commissär Dr. Schöne rundweg: „Die Anschaffung der moabitischen Alterthümer ist erfolgt auf einen Antrag, den Herr Professor Schlottmann unter Autorität des Vorstandes der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft an die Staatsregierung richtete." Herr Schlottmann rühmt sich (Vorrede S. XIV, XXVI) der Bekanntschaft, die er auf seiner Orientreise mit dem „zukunftsvollen Altkatholicismus, der nach einem großen Ziele strebt", gemacht habe; besser wäre es gewesen, er hätte die Scherben mehr, die Altkatholiken weniger angesehen. Daß er übrigens für „werthlose Scherben" eine Vorliebe hat, zeigt auch sein lateinischer und deutscher Erasmus; wir werden alsbald einige analysiren. — Über Herrn Professor Jacobi belehrt uns Herr Schlottmann, derselbe sei Kirchenhistoriker und Senior der theologischen Facultät in Halle. In der That verräth dessen Broschüre viel Seniles, aber äußerst wenig Kirchenhistorisches; ein sehr fügsames Temperament aber hat er, denn er klammert sich überall an die Rockschöße Herrn Schlottmanns an.

Beide Professoren ereifern sich oft und heftig gegen die Herren v. Fürth, Windthorst und Majunke. Das ist sehr begreiflich. In Halle, scheint es, wurde Erasmus redivivus als Meisterwerk bewundert; dessen Zerzausung im Landtag mußte daher wie ein kalter Wasserstrahl ernüchternd auf die empfindsamen Nerven wirken. Jacobi protestirt „im Namen des guten Geschmackes" gegen Herrn v. Fürth, weil dieser Schlottmanns Buch nicht classisch fand. Jacobi und Schlottmann Prediger des guten Geschmackes! Das fehlte noch zur Komik. Schlottmann vergleicht Papst Pius IX. mit Kaiser Tiberius, und sein seniler Secundant fällt darüber das Urtheil: „Man sollte meinen, daß gegen diese Charakteristik des Papstes Pius wenig einzuwenden wäre." Das ist der gute Geschmack dieser Herren, und wir glauben gerne, daß man

in Halle alles das geistreich und geschmackvoll findet; außer Halle jedoch hält man das für abgeschmackt, und Herr Mommsen würde da wieder die Unanständigkeit des Quasigelehrten finden. Herr Schlottmann beschwert sich (Vorrede S. xxviii), daß wir in der „angeblichen Recension", die ihm von „Wartenburg, Regierungsbezirk Merseburg", aus empfohlen wurde, sein „epochemachendes Werk" nicht widerlegt haben. Hätte er genauer zugesehen, so würde er gefunden haben, daß wir nicht eine Recension, sondern eine Miscelle schrieben; solch Geschreibsel wird nicht recensirt, sondern persiflirt.

Noch drolliger wird es, wenn die beiden Doctoren der Gottesgelahrtheit die Herren Majunke und Windthorst, das ganze Centrum und alle Ultramontanen mit ihrer Wissenschaftlichkeit bedrohen (Jacobi S. 9; Schlottmann, Vorrede S. v). Hier ein Beispiel dieser Wissenschaftlichkeit aus Schlottmanns Vorrede (S. xxx): „Jetzt ist," schreibt er, „die Kirche der Papst und der Papst ist der Himmel. Das wurde nämlich auf der vorjährigen katholischen Generalversammlung zu Bonn durch den holländischen Professor Schaepmann bezeugt und sofort in der (liberalen) Bonner Zeitung vom 8. September 1881 durch einen katholischen Priester mit Namensunterschrift berichtet. Demzufolge verkündete Papst Pius IX.: ‚alle Gewalt komme vom Himmel', und richtete dabei die beherzigenswerthen Worte an die Welt: ‚Le ciel, c'est moi.'" Der angebliche Priester existirt aber nicht, sondern ein Spaßvogel hatte sich erlaubt, der Bonner Zeitung einen Bären aufzubinden. Dr. Virnich, Secretär der Generalversammlung, hat dafür, mit dem Mutter-Stenogramm in der Hand, den Beweis erbracht, und die Bonner Zeitung war ehrlich genug, ihre Behauptung einfach zurückzunehmen (Köln. Volksztg. 1882, Nr. 164, I.). Der gelehrte Professor Schlottmann ist wahrscheinlich der Einzige, der diesen Bären noch im deutschen Reich spazierenführt; er ist eben Liebhaber von Scherben, von bonnischen nicht weniger als von moabitischen. Das weitere Pathos, womit er das Entzücken der Jesuiten der Laacher Stimmen über jene päpstlichen Worte und über die herrliche Versammlung von Bonn ausmalt, ist also verschossenes Pulver; aber es wäre grausam, ihm die Freude über seine schönen Phrasen zu verbittern.

Herr Schlottmann versichert frischweg (Vorrede S. xxvii), der hl. Augustin habe nicht an die Unfehlbarkeit des Papstes geglaubt. Ein Professor der Theologie sollte doch wissen, daß das berühmte Wort: Roma locuta est, causa finita est[1], vom hl. Augustin ist; daß ferner dieser Satz die Unfehlbarkeit des Papstes bedeutet, oder gar keinen Sinn hat. Wir wundern uns freilich nicht darüber, daß der Herr Professor diesen logischen Zusammenhang nicht sieht, denn wer wie er (Vorrede S. xix) in dem Prediger Lang von

---

[1] So wird der Satz Augustins als sprüchwörtliches Axiom gewöhnlich ausgedrückt. Um indeß dem zarten altkatholischen und Schlottmann'schen Gewissen nicht wehe zu thun, setzen wir den ganzen Urtext her: „Jam de hac causa duo concilia missa sunt ad Sedem Apostolicam: inde etiam rescripta venerunt. Causa finita est: Utinam aliquando finiatur error!" (Sermo CXXXI. n. 10. Opp., ed. Migne V, 73.)

Zürich, „trotz seiner Läugnung der persönlichen Unsterblichkeit", noch „christliche Ideen" findet, ist in der Logik nicht zu Hause.

Beide Professoren brüsten sich nicht übel mit ihrer Geschichtskenntniß, und Herr Jacobi verräth nicht wenig Lust (S. 9), dem Herrn Majunke ein specialissimum über Geschichte zu lesen, weil er die Schwächen Schlottmanns in diesem Fache enthüllt hat und ihm den Rath ertheilte, besser Geschichte zu studiren. Die „Seminaristen", wie Jacobi sie verächtlich nennt, haben indessen den Wettkampf mit den Herren nicht zu scheuen. Prüfen wir die Kenntniß der Professoren an einem Factum. Beide schmähen den hl. Peter Arbues; der eine heißt ihn einen Blutmenschen, der andere einen Menschenschlächter. Arbues trat als Großinquisitor von Aragonien am 19. September 1484 in Function und wurde am 14. September 1485 von den Juden ermordet. *Aus dieser ganzen Zeit ist aber keine einzige Hinrichtung bekannt!* Mit welchem Rechte also werfen die Herren mit Schmähungen wie Blutmensch und Menschenschlächter um sich? An den beiden Professoren ist es nun, den Gegenbeweis zu erbringen. Können sie beweisen aus Quellen (nicht aus Pamphleten, nicht aus Llorente, nicht aus Janus, nicht aus Quirinus oder aus der Augsb. Allg. Ztg. oder Kaulbachs Carricaturen), daß Arbues einen Menschen „schlachtete" oder „schlachten" ließ, so entbieten wir uns zu öffentlichem Widerruf, wenn sie sich bereit erklären, im Falle des Unvermögens auch ihrerseits einen Widerruf ihrer Behauptung in die „Germania" von Berlin mit Namensunterschrift einrücken zu wollen.

Wir gelangen nun zu einem berühmten Bären, nämlich zu des Jesuiten Schneemann famosen Prügeln. Dieser Bär hat sogar schon im deutschen Reichstag ganz lustig getanzt. Was Wunder, daß auch Herr Schlottmann das amüsante Geschichtchen einheimste? Das sind ja wieder „werthlose Scherben", wie er sie liebt. Er schreibt (Erasmus, p. 51): „Schneemann beklagte schmerzlich die Böswilligkeit der Menschen, die es zuwege gebracht, daß nur kümmerliche Reste von zeitlichen Strafen und physischen Gewaltmitteln übrig geblieben seien, die einst der Kirche zustanden; er empfahl wenigstens Stockprügel und ähnliche Zuchtmittel." Auch Professor Jacobi führt diese Stelle aus Schlottmann an, mit der Bemerkung, derselbe habe dafür die genauesten Nachweisungen aus den Quellen erbracht. Was versteht aber ein Jacobi von Quellen? Herr Schlottmann citirt freilich „Stimmen aus Maria-Laach", 1867, Bd. VII. S. 18 ff. (der Übersetzer macht daraus Bd. III. S. 186). Schneemann bedauert allerdings S. 41, „daß das Recht der Kirche in Verhängung zeitlicher Strafen und in der Anwendung physischer Gewalt auf ein Minimum gebracht ist"; allein das Wort Prügel oder Schläge, also auch die Empfehlung derselben kommt hier gar nicht vor. Von „Schlägen" ist nur einmal S. 21 die Rede, wo er die Praxis der Kirche in der Urzeit und im Mittelalter *historisch erzählt*: „Wir sehen denn auch ganz allgemein die körperlichen oder zeitlichen Strafen von der Kirche angewandt, und zwar folgende: Geldstrafen, Kerker, Schläge und Verbannung." Aus dieser Erzählung nun machen Herr Schlottmann und Jacobi, der ihm Alles

blindgläubig mit bewunderswerthem sacrificio dell' intelletto nachbetet, eine Empfehlung der Prügelstrafe, einen Wunsch, daß dieselbe auch jetzt noch applicirt werde! Ist das die historische Treue, wie sie unter den Professoren in Halle üblich ist? Herr Jacobi insbesondere sollte seine Predigt über das achte Gebot (S. 7) zunächst auf sich selbst anwenden; beide Professoren aber thäten nicht übel daran, bei den „Seminaristen" noch etwas Geschichte und historischen Tact zu erlernen.

Die nämliche Treue haben beide Herren auch dem „barbarischen Blatt", der „Hofzeitung des Papstes, der großen Giftmischerin" (Jacobi S. 10), der Civiltà cattolica gegenüber verübt, wenn sie schreiben: „Dort war der Kirche auf's Ausdrücklichste das Recht zugesprochen worden, gegen die, welche die Unterwerfung des Geistes verweigern, einzuschreiten, d. h. sie durch Confiscirung ihrer Güter arm, durch Fasten mürbe zu machen, oder auch mit Einsperrung und Schlägen sie zu züchtigen." — Wir sehen ab von der stümperhaften, sehr entstellten Übersetzung; die Civiltà aber redet an der angezogenen Stelle nicht einmal von der Kirche, sondern von der Coercitivgewalt überhaupt, wie sie auch der Staat ausübt. Daß aber der Staat diese Gewalt übe, das haben die Katholiken in der Culturkampfs-Periode genügend erfahren; gerade darüber erheben Herr Schlottmann und Jacobi lange Lamentationen, daß der Staat zu erlahmen scheine in der Abstrafung der Katholiken. So sieht es aus bei den Gelehrten und Quasigelehrten in Halle und „mit den genauesten Nachweisungen der Quellen".

Wir kehren zu Schneemann zurück. Wäre Herr Schlottmann honett gewesen, wie es einem ehrenhaften Schriftsteller geziemt, so hätte er auch folgende, auf den Gegenstand sich beziehende Stelle Schneemanns aus denselben „Stimmen" (S. 29) anführen sollen: „So wenig also das Mittelalter wieder erweckt werden kann, so wenig wird auch die Art und Weise, wie die Kirche die hier in Rede stehende Gewalt im Mittelalter ausübte, in allen Punkten zurückgeführt werden. Schon aus dieser Bemerkung ergibt sich die Grundlosigkeit der von den Gegnern auf die katholische Wahrheit gemachten Angriffe; anstatt auf die jetzige Ausübung des kirchlichen Rechtes zu sehen, die selbst bei Andersgläubigen kaum der Rechtfertigung bedarf, glaubten sie oder wollten es wenigstens glaublich machen, die Kirche gedenke das mittelalterliche Strafgesetzbuch wieder einzuführen." Schneemann verwahrt sich also in der ausdrücklichsten Weise gegen Repristination des mittelalterlichen Strafcodex, der ebenso wenig als das Mittelalter selbst wieder erweckt werden könne; er unterscheidet zwischen Recht und Thatsache, zwischen Theorie und Zweckmäßigkeit; und es ist unwahr, daß er die berühmten Prügel (fustes) auch für unsere Zeit wünscht oder anempfiehlt. Mögen also die Herren Professoren von Halle ihr erhitztes Blut beruhigen, sie haben keine Prügel zu fürchten.

Herr Jacobi hat offenbar zu viel Vertrauen in die Gelehrsamkeit, Belesenheit und Wissenschaft seines Freundes Schlottmann gesetzt. Von den reichen Citaten seines Erasmus geblendet, hat er, der Unerfahrene und im Bücherwesen wenig Bewanderte, das Alles als baare Münze hingenommen,

während es großentheils Scherben waren. Er hat geglaubt, Herr Schlottmann habe genau in den Quellen geforscht; darin hat er sich getäuscht, so weit ist dessen Wissenschaft nicht her. Wir wollen also das Geheimniß verrathen, das sogar der Freund dem Freunde verheimlichte. Herr Schlottmann hat die von ihm citirten „Stimmen aus Maria-Laach“ und die „Civiltà“ weder gehabt noch gelesen; er hat einfach S. 11 u. 12 aus Janus übersetzt, und dieser altkatholische Janus hat beide Herren Professoren düpirt. Janus ist ein verrätherischer Freund; er hat schon manche Schein-Wissenschaftlichkeit, die ungeschickt aus ihm schöpfte, bloßgestellt und lächerlich gemacht.

Es will uns scheinen, die zwei Professoren seien in dem Feldzug gegen Schneemann nicht nur sehr unwissenschaftlich, sondern auch höchst unvorsichtig und unklug gewesen, denn sie haben sich damit selbst in's Antlitz geschlagen. Unerfahrene Leute sollten nicht mit dem Feuer spielen, denn sie verbrennen sich leicht die Finger. Wir wollen den Gedanken entwickeln. — In Preußen herrschen die Maigesetze, es wüthet der Culturkampf. Auf Grund dieser Maigesetze wurden Hunderte von Priestern zu bedeutenden Geldstrafen verurtheilt, andere aus dem Lande verbannt, wieder andere auf Jahr und Tag in den Kerker geschleppt. Es sind also gegen diese Priester alle von Schneemann erwähnten Strafen, außer den Schlägen, verhängt worden; es waren dieses gerade die schwereren Strafen, denn Mancher würde einige Hiebe einer jahrelangen Kerkerhaft oder der Verbannung aus dem Vaterlande vorziehen. Weßhalb nun geschah das Alles? Diese Priester wollten die Gewalt des Staates über rein geistliche Dinge nicht anerkennen, weil das gegen die katholische Glaubenslehre verstößt; sie hatten also maigesetzwidrig etwa Messe gelesen, oder sie hatten Beicht gehört, oder armen Sterbenden die letzten Sacramente, die Wegzehrung, gereicht. Diese Priester wurden also wegen religiöser, wegen doctrineller und gottesdienstlicher Vergehen als Staatsfeinde und Staatsketzer behandelt und abgestraft. Der Staat hat demnach auf geistlichem d. h. auf fremdem Gebiete physische Gewaltmittel angewandt, wie solches früher in den Ketzergerichten geschah, mit dem Unterschiede jedoch, daß die Kirche darin auf eigenem Gebiete sich befand und nie so maßlos schaltete.

Wie stellen sich nun die hochgelehrten Professoren von Halle zu dieser staatlichen „Ketzerverfolgung“? Gewiß werden sie diese „Staatsinquisition“ höchlich verurtheilen und verwerfen. Gott bewahre! Jacobi schreibt S. 13: „Die evangelische Kirche und Theologie hat sich nach meiner Überzeugung weniger an dem Streite gegen Rom betheiligt, als es hätte geschehen sollen. Ich begreife und entschuldige die Verstimmung vieler evangelischer Theologen und Laien gegen die Maßregeln. . . . Aber es ist mir gewiß, daß man dabei über der Nebensache die Hauptsache vergessen hat, daß, wenn die Staatsregierung Schutzwehren (Maigesetze und ‚Ketzergerichte‘) aufrichtete zur Vertheidigung des deutschen Reiches gegen den unversöhnlichen Feind desselben (Gespensterseherei!), sie damit auch gegen den Erbfeind der evangelischen Kirche stritt. Meint man, daß es ohne Schaden für die Kirche abginge, wenn der Staat, von hinreichender Unterstützung seiner evangelischen Bürger verlassen, genöthigt würde, die Gunst der römischen Partei (des Centrums) durch Con-

cessionen zu erkaufen?" — Liebenswürdig ist das nicht, aber klar. Die Evangelischen sollen sich zusammenschaaren und den Staat ermuthigen, die Katholiken weiter zu drangsaliren; sie sollen ihn hindern, denselben gerecht zu werden; ihm helfen, die „Inquisition" und die „Ketzergerichte" zu erhalten. Diese Sprache entspringt dem „gesunden Haß gegen Rom", es ist der Wunsch, die Katholiken und die katholische Kirche permanent dem Staatsprocurator und der Staatsgewalt zu überliefern. Und das sagt der Mann fast in einem Athemzug, nachdem er Schneemann und die Civiltà wegen Darlegung der kirchlichen Strafgewalt, die er überdieß noch schmählich entstellte, abgekanzelt, nachdem er den Nachweis des Herrn v. Fürth, daß Schlottmanns Buch unter den § 166 des Strafgesetzbuches falle, ein „Geschrei nach dem Staatsanwalt" gescholten hatte. — Etwas weniger plump macht es Herr Schlottmann, aber immerhin predigt auch er klar genug den Kreuzzug zur Fortdauer des Culturkampfes; auch er fordert (S. 98) den „eisernen Kanzler" auf, vor dem trügerisch diplomatischen Rom auf seiner Hut zu sein; so lange die vaticanischen Decrete bestehen, sei keine Harmonie zwischen dem Staat und der katholischen Kirche möglich; auch er fordert (Vorrede S. XLIX) die Protestanten auf, sich vor Compromissen zu hüten, vor „Bundesgenossenschaft mit dem gesteigertsten und übermüthigsten Ultramontanismus", vor der Freundschaft mit dem Centrum. — Haben denn diese Theologen nie etwas gehört vom Pharisäergeschlecht, vom Splitter und vom Balken im Auge, vom Mückenseihen und vom Kameeleverschlucken?

Endlich lassen diese Professoren auch die Bischöfe Spießruthen laufen. „Schlottmann," sagt Jacobi (S. 6), „hat aus den Acten bewiesen, daß die Bischöfe der Opposition, deutsche, französische und andere, vor der Proclamation der Unfehlbarkeit des Papstes anders über dieß Dogma geurtheilt haben, als nachher. Will man sittliche Bezeichnungen für das Verhalten der Bischöfe den zehn Geboten gegenüber, so sind die stärksten nicht zu stark. Schlottmann hat in gerechtem Zorn einige Eigenschaften der Bischöfe genannt, aus welchen man nicht auf deren Charakterfestigkeit, würdevolle Haltung und Wahrhaftigkeit schließen kann." — Was gehen zunächst die Vorgänge innerhalb der katholischen Kirche und das Verhalten der Bischöfe protestantische Professoren an? Nicht mehr, als es uns angeht, ob Schlottmann und Jacobi heute orthodoxe und morgen protestantenvereinliche Prediger seien; das ist eine Sache, die uns nichts angeht und uns kalt läßt; darüber brechen wir weder in gerechten noch ungerechten, überhaupt in gar keinen Zorn aus. Weßhalb also soll der Zorn Schlottmanns gerecht sein in einer Sache, die ihn nichts angeht? — Ferner ist es falsch (mögen die Acten, eigentlich Scherben, Schlottmanns darüber enthalten, was sie wollen), daß die Bischöfe vorher so und nachher anders über das Dogma geurtheilt haben, weil die Opposition — wenigstens der deutschen Bischöfe fast ohne Ausnahme — nicht gegen das Dogma, sondern gegen die Opportunität gerichtet war. — Hätten sie aber auch, drittens, gegen das Dogma selbst gestritten, dürften sie dann nicht, besser erleuchtet oder belehrt, andern Sinnes werden? Nach diesem Grundsatz wäre nie eine Änderung, nie eine Bekehrung möglich. Was sagen

denn die Professoren zu dem großen Herrn, der in öffentlicher Sitzung, als man ihm Wandlung vorwarf, entgegnete: er habe mit dem Alter etwas gelernt? Wie steht der zu den zehn Geboten? Sollten die Bischöfe allein nichts lernen dürfen? — Endlich, viertens, und dieses ist die Hauptsache, dürfen nach katholischer Glaubenslehre weder Bischöfe noch Laien, wenn sie auch vorher frei waren, anders zu denken, nachdem das Concil entschieden hat, nicht mehr opponiren; sie müssen sich unterwerfen. Darin gerade liegt der radicalste und wesentlichste Unterschied zwischen Katholicismus und Protestantismus. Wir haben eine lebendige Lehrauctorität. Es mag den Herren unlieb sein, aber es ist so und wird nie anders sein, und da nützt es gar nichts, in vermeintlichen „gerechten Zorn" auszubrechen. Theologen, sogar Hallenser, sollten doch diesen Grundunterschied zwischen Katholiken und Protestanten kennen; kennen sie ihn, so sollten sie, wenn Streitlust sie anwandelt, auf dieser bestehenden und gegebenen Basis argumentiren, sonst peitschen sie die Luft und produciren Scherben; kennen sie ihn aber nicht, wie es bei Schlottmann und Jacobi der Fall zu sein scheint, so sind sie einfach unfähig, über katholische Dinge zu schreiben, weil sie das katholische Dogma nicht verstehen und wie die Blindgeborenen von den Farben reden. Wenn die beiden Herren anfangen, ihre Unfähigkeit in diesem Punkte einzusehen, so wäre das schon ein großer Vortheil für sie.

Damit Herr Schlottmann nicht mehr genöthigt sei, zu warten, bis ihm unter Postzeichen „Wartenburg, Regierungsbezirk Merseburg", unsere Berücksichtigung seiner „epochemachenden" Werke zugesandt wird, werden wir sie ihm direct überschicken. Wir hegen die Hoffnung, er werde jetzt mit uns zufrieden sein und sich dießmal nicht mehr beschweren, daß wir ihm bloß zwei Seiten gewidmet und ihn nicht widerlegt hätten; wenn doch, so sind wir zu weiteren Diensten bereit.

R. Bauer S. J.

Die Rheinbrohler Glockenaffäre hat uns an ein Rechtsgutachten des Kronsyndicus Professor Dr. Bauerband vom 14. December 1862 (Archiv für katholisches Kirchenrecht, Bd. IX. S. 288 ff.) erinnert, aus dem wir einige für Landräthe und Bürgermeister noch jetzt beherzigenswerthe Sätze ausziehen wollen. Veranlaßt durch ein Obertribunals-Urtheil hatte die königlich preußische Regierung von Köln die Landräthe und Bürgermeister aufgefordert, „daß sie, soweit es nach den örtlichen Verhältnissen nöthig erscheinen könnte, Namens der Civilgemeinden von den vorhandenen öffentlichen Kirchhöfen förmlich Besitz zu ergreifen haben". Der berühmte Jurist urtheilt nun darüber: „Eine solche Weisung ist ihrem eigentlichen Wesen nach und abgesehen von der verfänglichen und vieldeutigen Klausel: ‚soweit es nach den örtlichen Verhältnissen nöthig erscheinen könne', eine Aufforderung zur Ausübung der Eigenmacht, welche in allen civilisirten Staaten — composita et constituta republica — reprobirt ist, und es wäre daher eine solche Aufforderung wohl am allerwenigsten in einem amtlichen Erlasse einer königlichen Regierung zu erwarten gewesen. Denn es handelt sich dabei nicht von einer bloß polizeilichen Maßregel, sondern, wie die königliche Re-

gierung selbst zugibt, von einer Eigenthumsfrage, worüber in Preußen nicht die Regierungs- und Polizeigewalt, sondern ausschließlich die Gerichte zu entscheiden haben. ... Einer solchen Überschreitung der Regierungs- und Polizeigewalt mit aller Entschiedenheit und mit den Schutzmitteln, welche die Gesetze darbieten, jedoch überall mit der den Regierungsorganen gebührenden Achtung entgegenzutreten, ist Pflicht und Schuldigkeit aller derjenigen, welchen die Conservation des kirchlichen Vermögens und die Verwaltung desselben obliegt."

Der königlich preußische Kronsyndicus sagt Ähnliches an einer anderen Stelle desselben Promemoria: „Es weiß nun zwar Jedermann, daß eine königliche Regierung ihren Verfügungen nöthigenfalls den erforderlichen Nachdruck zu geben und die ihrer Ausführung entgegengesetzten Hindernisse kraft der ihr zustehenden Polizeigewalt zu beseitigen vermag; auch sind die Menschen — weil ein Recht nichts ist ohne die Macht, dasselbe in Vollziehung zu setzen — oftmals geneigt, ihre Macht zugleich für ein Recht zu halten; wir Preußen rühmen uns aber, in einem Rechtsstaate zu leben, welchem der Besitzstand vor Allem heilig sein muß und in welchem über die Rechtmäßigkeit des Besitzes nicht die Polizei- und Regierungsgewalt, sondern die Gerichte zu entscheiden haben. Es dürfen daher auch die katholischen Kirchenfabrik-Verwaltungen, welchen nach ausdrücklicher Bestimmung der Art. 1 und 37 des kaiserlichen Decretes vom 30. December 1809 nicht nur das Recht zusteht, sondern auch die Pflicht obliegt, für die Conservation des zu katholisch-kirchlichen Zwecken bestimmten Vermögens, insbesondere für die Unterhaltung der Kirchen und kirchlichen Begräbnißplätze zu sorgen, selbst der königlichen Regierung und den zur Ausführung des in Rede stehenden Erlasses berufenen Organen [Landräthen und Bürgermeistern] gegenüber, sich auf das Verbot der Selbsthilfe berufen und den dem Besitzstande gebührenden Schutz, welcher die Grundlage der staatlichen Ordnung bildet, in Anspruch nehmen."

So der zur Vertheidigung der Kronrechte berufene Syndicus Bauerband. Obwohl nun aber die Folgerung aus seinen Worten auf die Glockenaffäre sehr nahe liegt, wollen wir dennoch nicht selbst den Schluß ziehen, sondern vielmehr durch preußische Gerichte auf einen analogen Fall ziehen lassen.

Am 7. Januar 1879 starb zu Rüdesheim eine Rongeanerin, deren Familie das katholische Pfarramt um das Begräbnißgeläute ersuchte. Die Bitte ward abgeschlagen; nun nahmen Bürgermeister und Gemeinderath sich der Sache an: denn „die Civilgemeinde habe die Pflicht der Beschaffung und Unterhaltung von Thurm und Glocken, also habe sie auch das Recht der Benützung". Vergeblich protestirten die Vertreter der Kirchengemeinde gegen eine solche Schlußfolgerung und gaben das Mitbenützungsrecht nur für die üblichen civilen und polizeilichen Zwecke zu. Die Kirchenthüre ward mit Gewalt geöffnet und so das Geläute bewirkt.

Der katholische Kirchenvorstand erhob nun Klage, aber Niemand wollte seine Klage annehmen; es bedurfte erst einer Entscheidung des königlichen Obertribunals in Berlin und des deutschen Reichsgerichtes zu Leipzig, welche

die Klage wegen Besitzstörung an das königliche Landgericht zu Wiesbaden verwies. Dieses entschied am 25. Februar 1881: „Die beklagte Civilgemeinde R. wird verurtheilt, sich jeder ferneren Störung der klagenden Kirchengemeinde im Besitze der Kirche, insbesondere des Thurmes und der darin hängenden Glocken, bei Vermeidung namhafter und steigender Geldstrafen zu enthalten, auch der Klägerin den durch die Störung entstandenen Schaden zu ersetzen." Das Urtheil stützte sich darauf, daß die Kirchengemeinde seither in dem unbestrittenen Besitze der katholischen Kirche zu Rüdesheim, insbesondere des Thurmes derselben und der darin befindlichen Glocken, sich befunden und daß sie zur fraglichen Zeit allein die physische Herrschaft über die fraglichen Objecte auszuüben gehabt habe. Die Civilgemeinde legte Berufung gegen dieses Urtheil ein, aber der Civilsenat des Frankfurter Oberlandesgerichtes erkannte am 9. März 1882: „daß der Civilgemeinde Rüdesheim das Recht, zu Begräbnissen zu läuten, nicht zustehe, und daß dieselbe sich deßhalb des Läutens bei Beerdigungen ohne Zustimmung des Kirchenvorstandes bei Meidung einer Strafe von 100 Mark für jeden Fall des Zuwiderhandelns zu enthalten habe; daß dagegen der Civilgemeinde Rüdesheim das Recht, bei Feuersgefahr, bei der Weinlese, bei patriotischen Festen u. dgl. ohne vorherige Zustimmung des Kirchenvorstandes zu läuten, zustehe".

Diese Entscheidung der preußischen Gerichte steht übrigens in Einklang nicht nur mit den kirchlichen Bestimmungen, sondern auch mit den Erkenntnissen anderer Gerichtshöfe, z. B. des Oberappellationsgerichtes zu Kassel vom 13. October 1849, des zu Darmstadt vom 6. April 1850, des zu München vom 26. Januar 1872, und mit der Entscheidung des obersten Gerichtshofes Österreichs vom Jahr 1873, ad. Nr. 16083, welcher erklärt, daß eine Gemeinde durch die Widmung der Glocken zu Kirchenzwecken, selbst dann, wenn ihr das Eigenthum von denselben zusteht, selbstverständlich ihr Verfügungsrecht einer Beschränkung unterworfen habe, indem die Verfügung über die zu Kirchenzwecken gewidmeten Gegenstände nur der Kirche, resp. denjenigen Personen zustehen könne, welche die Kirchenangelegenheiten zu besorgen haben (siehe Siering im Anzeiger für die katholische Geistlichkeit Deutschlands, Nr. 7, 1882).

Hiermit haben wir die rechtlichen Grundsätze und Folgerungen, welche zur Beurtheilung der Rheinbrohler Glockenaffäre dienen, mit den Worten königlich preußischer Kronbeamten und Gerichte genugsam dargelegt. Nun also zu unserem Factum.

Wer mit dem Dampfschiff von Bonn aus den Rhein herauffuhr, wird sich der herrlichen gothischen Kirche von Rheinbrohl erinnern, die mit ihrem schlanken Thurm und bei ihrer hohen Lage das ganze liebliche Thal beherrscht. Dorthin marschirte nun am Faschingdienstag Herr Landrath v. Runkel an der Spitze von 15 Gensdarmen und einer Compagnie Soldaten. Was wollen sie? Ist ein Aufruhr zu bewältigen? Haben die Bewohner mit Widerstand gegen die Obrigkeit gedroht? Sind gefährliche Übelthäter festzunehmen? Nichts von Allem! Die harmlose, ruhige Bevölkerung ist denn auch auf dem Platze vor der Kirche zusammengelaufen, um dem Schauspiel zuzusehen.

Aber man treibt sie auseinander, steigt die 45 Stufen zur Kirche herauf, erbricht die Thüre, klettert auf einer Brandleiter zu den Glocken empor, sprengt die um sie gewundene Kette — und nun ertönt das Geläute zum Begräbniß eines protestantischen Kindes. Außer dem Thurm gab es noch eine andere Siegestrophäe: drei Verhaftete, darunter zwei Kirchen- und Gemeinderäthe, die zur Kirche geeilt waren, um zu sehen, wer sich an diesem durch das Vertrauen der Mitbürger und von der Kirche und vom Staate[1] ihrer Hut anvertrauten Gegenstande vergreifen würde. Der Herr Landrath hatte den einen an der Brust gepackt und ihn mit den Worten arretiren lassen: „Fassen Sie ihn, das ist der Mann von gestern.“ Den Tag vorher war nämlich eine Versammlung der Kirchen- und Gemeinderäthe gewesen, von der der Herr Landrath die Bewilligung des Geläutes für das protestantische Begräbniß verlangte. Die Leute schlugen dieses ab und beriefen sich hierfür auf ihr Recht. In der That war niemals vom katholischen Pfarrer oder Kirchenrathe das Geläute für ein protestantisches Begräbniß bewilligt worden. Die katholische Gemeinde war also unzweifelhaft im Besitz des Thurmes und des ausschließlichen Rechtes, die Glocken zu einem Begräbniß läuten zu lassen, obwohl eine kleine Glocke auch noch zu verschiedenen Civilacten gebraucht wurde. Nach den oben angeführten Erkenntnissen der Gerichte durfte also der Civilbeamte nicht eigenmächtig das Geläute für das protestantische Begräbniß erzwingen. Nach den Ausführungen des Kronsyndicus Bauerband war es auch heilige, vom Gesetz selbst aufgelegte Pflicht des Kirchenvorstandes, den kirchlichen Besitzstand zu wahren und zur Wahrung nöthigenfalls auch den Herren Landräthen entgegenzutreten. Die Rheinbrohler Kirchen- und Gemeinderäthe handelten also ganz nach ihrer Pflicht, als sie sich dem Ansinnen des Herrn Landrathes gegenüber auf ihr Recht beriefen. Dagegen ist die Antwort des Herrn Landrathes darauf mehr als naiv: „Ich selbst weiß ja nicht, auf welcher Seite das Recht ist; laßt das Läuten zu, später könnt ihr ja die Sache zur gerichtlichen Entscheidung bringen.“ Also der Herr Landrath weiß nicht, auf welcher Seite das Recht ist, und verlangt nichtsdestoweniger vom Widerpart, den Act, worüber gestritten wird, in Widerspruch mit dem bisherigen Besitzstand zuzulassen und dann später zu klagen. Ei, wenn dem Herrn Landrath ein Haus, das er bisher ruhig besessen, Jemand strittig machte, und dieser sofort die Hausthüre gewaltsam erbräche, den Herrn Landrath und seine Möbel mit den Worten hinauswürfe: „Ich weiß freilich nicht, auf welcher Seite das Recht ist, Herr Landrath; das macht indeß nichts, Sie können ja klagen“ — was würde in diesem Falle der Herr Landrath sagen? Er wird vielleicht mir erwiedern: „Das ist ganz was Anderes; ich bin Landrath und trete für das Interesse der Gemeinde, wenn auch gegen den einstimmigen Willen des Gemeinderathes, ein.“ Doch der königlich preußische Kronsyndicus Bauerband belehrt uns, daß die Herren Landräthe sammt der Regierung zur Entscheidung von Eigenthums- und Besitzfragen nicht berufen sind, daß sie im Gegentheil darin den Untergebenen

[1] Siehe die oben von Bauerband citirten Paragraphen des Staatsgesetzes.

mit gutem Beispiel vorangehen und sich aller eigenmächtigen und gewaltthätigen Besitzstörung enthalten sollen. Herr v. Runkel hätte demnach, selbst wenn er seines Rechtes ganz sicher gewesen, den gegentheiligen Besitzstand nicht eigenmächtig stören dürfen; nun aber, wo er sogar bekennt: „Ich selbst weiß ja nicht, auf welcher Seite das Recht ist", erscheint sein Verfahren völlig unbegreiflich. Jedenfalls war es, wie gleichfalls der öfter citirte Kronsyndicus ausführt, Pflicht des Kirchenrathes, sich auch der Regierung und dem Landrathe gegenüber auf ihr Recht und „auf das Verbot der Selbsthilfe" zu berufen. Doch, was geschah? Ein Zeuge beschwor Folgendes: „Als wir sagten: ‚Aber, Herr Landrath, schützen wir denn nicht unser Recht?' erwiederte er: ‚Ach was, Recht; heute geht Gewalt vor Recht!'"[1] Ferner machte er die Äußerung: „Unter den Daumen drücke ich euch noch!" Endlich bemerkte er einem anderen opponirenden Gemeinderathsmitglied, er werde bei der nächsten Steuerveranlagung an ihn denken. Die Ehrenmänner ließen sich aber durch solche Drohungen von ihrer Pflicht, das Recht und den Besitz der Kirche zu schützen, nicht abbringen und begaben sich demgemäß, auch als Gewalt gebraucht wurde, zur Kirche, was freilich die Arretirung von zweien nach sich zog. Die Kosten der militärischen und polizeilichen Expedition mußte die Gemeinde tragen. Bald darauf illustrirte der Herr Landrath noch in anderer Weise den Spruch: „Gewalt geht vor Recht", indem er einen Landtags-Abgeordneten, der sein Einschreiten in Rheinbrohl getadelt hatte, auf Pistolen fordern ließ. Alles Recht, göttliches und menschliches, Natur-, Kirchenrecht und Staatsgesetz, verurtheilt das Duell; aber Herr v. Runkel achtete nicht auf dieses Recht, er suchte mit Gewalt, ja mit tödtlichen Waffen Genugthuung für seine geschädigte Ehre, ohne zu bedenken, daß dadurch möglicherweise sein eigenes Leben und das eines Familienvaters zum Opfer fallen könnte; daß durch die flagrante Gesetzübertretung des Forderns seine Pflicht, Hüter der Gesetze zu sein, arg verletzt und der Vorwurf der Rheinbrohler von gewaltthätigem Verfahren nur bestärkt werden konnte.

Die Gefahr der Gegenwart ist der Socialismus; gar mächtig und reißend ist die Strömung der socialistischen Ideen und Grundsätze, deren Wesen darin besteht, daß sie dem Staate ein gewaltsames Übergreifen in Eigenthums- und Besitzverhältnisse verstatten. Diesem kräftig entgegenzutreten, ist in der Gegenwart Recht, Pflicht und Beruf der Presse, die darum laut ihre Stimme erheben soll, wenn sie Regierungen und Regierungsbeamte eigenmächtig und gewaltthätig in Eigenthums- und Besitzverhältnisse eingreifen sieht. Denn, wie Bauerband sagt, einem geordneten Staatswesen ist „der Besitzstand vor Allem heilig" und der ihm gebührende Schutz „die Grundlage der staatlichen Ordnung".

---

[1] Der Herr Landrath läugnete das freilich, gab aber doch zu, daß er gesagt haben möchte: „Wenn ihr denn immer sagt, es ginge Gewalt vor Recht, so mag es am Ende so sein." Aber sein Freund, der Bürgermeister, konnte sich nicht erinnern, daß die Leute gesagt: „Heute geht Gewalt vor Recht."

Die hl. Theresia von Jesus.

(Zu ihrem Centenarium.)

Nada te turbe,
Nada te espante;
Todo se pasa;
Dios no se muda;
La paciencia
Todo lo alcanza;
Quien á Dios tiene,
Nada le falta;
Solo Dios basta.
Santa Teresa.

Über die wichtigsten Fundamental-Artikel des Glaubens, über Rechtfertigung, Gnade und Sacramente nicht bloß uneins unter sich, sondern im erbittertsten Hader, stimmten die Glaubensneuerer des 16. Jahrhunderts doch in zwei wichtigen Punkten überein: erstens durch Läugnung der kirchlichen Autorität die gesammte äußere Organisation der Kirche und zweitens durch Verwerfung der Ordensgelübde die Blüthe ihrer inneren Heiligkeit zu zerstören. Die Bigamie Philipps von Hessen, die Verkommenheit Huttens, das Sacrileg Albrechts von Brandenburg, der mehrfache Ehebruch Heinrichs VIII. von England, die Vielweiberei der Wiedertäufer, die düsteren Flecken, welche die protestantische Geschichtschreibung selbst im Leben Luthers, Calvins und Zwingli's zu verzeichnen hat, sind keine bloßen Zufälligkeiten. Die Rebellion des Geistes gegen die gottgesetzte Autorität zieht mit nothwendiger Folgerichtigkeit auch die Auflehnung des Fleisches gegen den Geist nach sich. Die Jungfräulichkeit, in dem göttlichen Stifter des Christenthums, in seiner gebenedeiten Mutter, in seinem Lieblingsjünger personificirt, ist keine zufällige Schrulle melancholischer Seelen oder herrschsüchtiger Priester, sie ward vom Erlöser selbst als Lebenserscheinung seiner Kirche proclamirt, dem Stande der Ehe feierlich vorgezogen und der christlichen Ehe zum Schutzgeist gegeben. Wo sie verscheucht und verbannt wird, da ist es um die Blüthe christlicher Vollkommenheit geschehen, da zieht aus dem Culturleben der Völker auch die Heiligkeit, Einheit und Unverletzlichkeit der Ehe, der

Ernst der Sitten und das Streben nach sittlicher Idealität hinweg. Geschichte und Statistik bezeugen es klar genug.

Die moderne Gesellschaft liebt es im Allgemeinen nicht, an solche Dinge erinnert zu werden. Sie läßt allenfalls barmherzige Schwestern passiren, weil sie sich als die opferfähigsten Retterinnen in zeitlichem Elend, als unbesiegliche Heldinnen christlicher Barmherzigkeit bewähren. Daß nur Gebet und ein ernstes Ringen nach christlicher Vollkommenheit zu solchem Opferleben befähigen, findet wenig Interesse. Man will nicht gern daran erinnert sein, weil das außer Mode ist und den Sinnen nicht schmeichelt. Bei den meisten Jubelfesten, die heutzutage gefeiert werden, kommt diese Tugend gar nicht in Betracht. Bei vielen, wie bei Voltaire-, Rousseau- und Göthe-Festen, wird gerade das Gegentheil bejubelt, und nächstes Jahr wird Deutschland festlich den Geburtstag des Mannes begehen, der sich und hundert Andere von dem verhaßten Ordensgelübde befreit hat, ja von dem man hoffte, daß er die Welt vollständig von dem „Joche“ der Jungfräulichkeit befreien würde.

Können wir Katholiken nur mit Betrübniß diesem Jubiläum entgegensehen, so dürfen wir uns um so freudiger an dem Centenarium betheiligen, welches binnen Kurzem das katholische Spanien feiern wird. Die aufgeklärte Welt wird allerdings bemerken, daß es sich dabei bloß um eine Nonne handle. Sie wird vielleicht achselzuckend hinzufügen, daß diese Nonne bigott, beschränkt, überspannt gewesen sei. Ja sie mag sich entsetzen, daß bald 400 Jahre nach der „Reformation“, am Ende des erleuchteten 19. Jahrhunderts, trotz aller Verfolgung der religiösen Orden, trotz aller Culturgesetze und Polizeimaßregeln gegen das Ordensleben noch ein solches Fest möglich ist. Ein solches Fest ist indeß nicht bloß möglich, es wird von ganz Spanien und von der ganzen katholischen Welt gefeiert werden, und es wird der Welt zeigen, daß die christlichen Ideale, trotz allen Widerspruchs modernen Unglaubens, noch nicht zerstört, noch nicht aus dem Bewußtsein der Menschheit abhanden gekommen sind.

Wie eine Lichtgestalt aus besserer Welt strahlt das Bild der hl. Theresia in die düsteren sittlichen Zustände der Gegenwart herein, deckt deren verhängnißvolle Scheincultur auf, weist aber auch zugleich jedem Edeldenkenden den Weg aus dem Labyrinth einer seichten, irreligiösen Bildung, welche die sittliche Corruption nur nothdürftig mit ästhetischem Flitter verschleiert, ohne ihr Einhalt gebieten zu können — den Weg zurück zu Gott und zu einem für die Menschheit ersprießlichen Wirken.

1.

Die heilige Theresia erblickte das Licht der Welt zu Avila, einer kleinen Provinzialstadt des ritterlichen Altcastilien, am Fuße der Sierra de Guadarrama, von Madrid, das um diese Zeit die bleibende Hauptstadt Spaniens wurde, und der berühmten Universitätsstadt Salamanca fast gleichweit entfernt. Ihr Geburtstag fällt auf den 28. März 1515 — zwei Jahre bevor Luther mit seinen berühmten Ablaß-Thesen den allgemeinen Kampf gegen die päpstliche Autorität und das Ordensleben eröffnete. Leo X. saß auf dem päpstlichen Thron. Spanien stand unter der politischen Führung des großen Cardinals Ximenez. Der Vater Theresia's, Alphons Sanchez de Cepeda, war von altritterlichem Geschlechte, ein wackerer, frommer Mann; die Mutter, Beatrix de Ahumada, eine edle, tiefreligiöse, feingebildete Dame. Glänzender als in den anderen Ländern Europa's gestaltete sich in Spanien der Übergang vom Mittelalter in die Neuzeit durch die großartigen Entdeckungen und Eroberungen in beiden Hemisphären. Während Theresia's Kindheit gewann Spanien Peru und Mexico, umsegelte Magelhaens unter spanischer Flagge zum ersten Mal die Erde und ließ den Radscha von Cebu Karl V. huldigen. Die spanische Monarchie gelangte zum Gipfel ihrer Macht und Größe. Von dem gewaltigen Eindruck, welchen die überseeischen Entdeckungen in ganz Spanien hervorriefen, ist in den autobiographischen Aufzeichnungen Theresia's zwar nicht die Rede; doch ist es kaum möglich, daß das allgemeine patriotische Hochgefühl über Spaniens damalige Größe nicht auch in dem Familienkreis zu Avila seinen Widerhall gefunden haben sollte. Als echte Spanierin legte Beatrix de Ahumada indeß bei der Erziehung ihrer Kinder das Hauptgewicht auf das religiöse Moment, ohne das alle übrige Bildung gehalt- und werthlos ist. Den Unterricht im Gebet ergänzte früh die Lesung religiöser, der kindlichen Fassungskraft angemessener Bücher. So begeistert faßte die kleine Theresia die Leben und Thaten der Heiligen auf, daß sie sich eines Tages mit einem ihrer Brüder auf den Weg machte, um bei den Moriskos sich die Palme des Martyrthums zu erwerben. Ein Oheim fing sie ein und brachte sie in's elterliche Haus zurück, wo sie sich begnügen mußten, in ihren Spielen das Leben der Altväter nachzuahmen. Sie bauten sich im Garten Zellen und Klösterchen und beteten fleißig den Rosenkranz. Doch schon mit zwölf Jahren ward Theresia der treuen Mutter beraubt, deren engelgleiche Frömmigkeit, Sanftmuth, Liebe und

Geduld bis dahin zugleich ihre Führerin und ihr schönstes Vorbild gewesen.

„Ich ahnte," so erzählt sie selbst, „die Größe des Verlustes, den ich erlitten. In meinem Schmerz ging ich zu einem Heiligthum Unserer Lieben Frau, warf mich vor ihrem Bilde nieder und beschwor sie unter vielen Thränen, fürder meine Mutter zu sein. Dieser Ruf eines einfachen, kindlichen Herzens wurde erhört, ich fand eine Mutter in der Himmelskönigin. Von diesem Augenblick an habe ich mich nie dieser erhabenen Jungfrau empfohlen, ohne daß ich ihre allvermögende Hilfe sichtbarlich erfahren hätte; und wenn ich von meinen Verirrungen zurückgekommen bin, so ist meine Rückkehr ihr Werk."

Was die Heilige hier ihre „Verirrungen" nennt, gilt heute ziemlich allgemein als ein Bestandtheil feinerer weiblicher Bildung. Sie erklärt sich darüber selbst folgendermaßen:

„Ich hatte eine Mutter von seltenem Verdienst; dennoch war ich, zum Alter der Vernunft gelangt, sehr wenig bemüht, ihre Tugenden nachzuahmen, während eine Unvollkommenheit, welche sie so vielen trefflichen Eigenschaften zugesellte, mir sehr schädlich ward. Sie liebte es, Ritterbücher zu lesen. Für sie war das nur eine Erholung, nachdem sie allen ihren Pflichten nachgekommen; für mich war es aber nicht so. Indem sie uns diese Lesungen erlaubte, sah sie darin offenbar nur eine Übung, um unseren Geist zu verfeinern. Da sie selbst darin nur eine Zerstreuung in ihren großen Mühen suchte, so hatte sie dabei vielleicht nur im Auge, ihre Kinder so zu beschäftigen und sie dadurch anderen Gefahren zu entziehen, die sie hätten verderben können. Mein Vater sah es indeß mit Mißfallen, und wir mußten uns vor ihm verbergen. Nach und nach gewöhnte ich mich an diese Lectüre. Dieser kleine Fehler, den ich meine Mutter begehen sah, kühlte unvermerkt mein besseres Streben ab und führte mich zur Vernachlässigung meiner Pflichten. Ich sah nichts Böses mehr darin, mehrere Stunden bei Tag und Nacht dieser eiteln Beschäftigung obzuliegen und sie sogar vor meinem Vater zu verhehlen. Ich gab mich leidenschaftlich dieser Lectüre hin, und um mich zu befriedigen, mußten immer neue Bücher her.

„Ich gewann nun allmählich Geschmack an Putz und eleganter Toilette. Ich kümmerte mich viel um weiße Hände und schöne Frisur, ich sparte weder Parfümerien, noch andere frivole Mittelchen der Eitelkeit, in deren Anwendung ich sehr erfinderisch war. Ich hatte keine böse Absicht, und ich hätte um Alles in der Welt in Niemanden den geringsten Gedanken wachrufen wollen, Gott zu beleidigen."

Doch um ein ernsteres Seelenleben war es nun geschehen. Die junge Romanleserin freute sich an den Eitelkeiten der Welt. Eine etwas ältere Cousine, ein recht leichtfüßiges Weltkind, nährte diesen Zug ihres Herzens. Umsonst suchte die Mutter ihre Besuche abzuwenden;

das junge Weltdämchen wußte tausend Vorwände, um wiederzukommen, gewann bald Theresia's volles Vertrauen und zog sie in alle ihre Tändeleien und Eitelkeiten hinein. Die Freundschaft wurde bald so eng, daß der Vater und eine ältere, ernstere Schwester vergeblich davon abmahnten. Sie wollte mit den Schmetterlingen Schmetterling sein, sich amüsiren und gefallen.

Aus Interesse wagte keine der Dienerinnen des Hauses, dem munteren Fräulein ein ernsteres Wörtchen zu sagen; vielmehr waren sie auf alle ihre Einfälle und Phantasien dienstbereit. Als die Mutter gestorben war, verlor auch die ältere, fromme und eingezogene Schwester ihren ganzen Einfluß. Theresia war mit 14 Jahren völlig im Schlepptau ihrer leichtsinnigen Cousine. Ein paar Vettern, nur wenig älter als sie, waren die einzigen jungen Leute, welche in der Familie Zutritt fanden. Bald entspann sich zwischen ihnen und Theresia innigste Familiarität und Anhänglichkeit. Sie hörte mit größtem Interesse ihre Conversationen an und warf gerne ein anregendes Wörtchen dazwischen. Um ihnen nicht zu mißfallen, ließ sie sich von ihren verschiedenen Wünschen und Zukunftsträumen erzählen. Nur dem besonderen Schutze Gottes und ihrem ernsten Ehrgefühl schrieb sie es zu, daß dieß Romanleben nicht weiter gedieh und daß ihre kindliche Unschuld dabei nicht Schiffbruch litt. Doch blieb sie auf dem besten Wege, gleich hundert anderen Mädchen den trübsten Gefahren eines leichtsinnigen Romanlebens anheimzufallen oder wenigstens auf jedes höhere und erhabenere Ziel dieses Lebens zu verzichten.

Wie der Dienst der Eitelkeit indeß ihre eigene Seele nicht befriedigte, so wurde auch ihr Vater über die Gefahren bang, denen er sie dadurch ausgesetzt sah. Als ihre ältere Schwester bald darauf heirathete, beschloß er, sie in dem Mädchen-Pensionat unterzubringen, welches die Augustinerinnen zu Avila hielten. Sie war hiermit ganz einverstanden. Das Einzige, was sie fürchtete, waren böswillige Commentationen; solche waren aber durch die Verheirathung ihrer Schwester abgeschnitten. Sie war noch nicht alt genug, die Haushaltung zu führen, und Jedermann mußte es passend finden, daß der Vater sie nicht allein in dem nunmehr verwaisten Hause walten ließ.

Im Pensionat kam es ihr die ersten acht Tage unausstehlich eng, einsam, still vor. Bald lernte sie indeß die Vortheile ihres neuen Aufenthaltes kennen und schätzen. Das stille, regelmäßige Leben entsprach zwar nicht den Launen und Einfällen der jugendlichen Phantasie, aber

es behütete sie vor den Fehlern, welche das kleinliche Haschen nach Vergnügen mit sich gebracht. Ein sanfter Friede kehrte in ihr Gewissen ein, eine innere Befriedigung und Heiterkeit, welche sie zuvor nie genossen. Vertrauensvoll schloß sie sich an ihre Lehrerinnen an, nahm wahr, daß diese eines viel wahreren und ruhigeren Glückes sich erfreuten, als die ewig unruhigen Weltkinder, nach deren Glück sie sich früher gesehnt. Sie betete mit Liebe, fand Freude und Trost im Gebet und fühlte sich unwillkürlich dazu hingezogen, ihr Leben im Ordensstande ganz Gott zu widmen.

Den Kampf, der sich nun zwischen Gott und Welt in ihrem Herzen entspann, hat sie in liebenswürdiger Einfachheit beschrieben. Es war kein Streit zwischen Gut und Bös, zwischen dem Ruf der Gnade und stürmischer Leidenschaft, sondern ein Schwanken zwischen dem Guten und Bessern, zwischen erlaubter Anhänglichkeit an diese Erde und einer vollkommenen Hingabe an Gott. Ihr Glück und ihr innerer Friede wurde durch dieses Schwanken nicht wesentlich gestört, immer mehr neigte sich ihr Herz dazu hin, dem Rufe Gottes unbedingt zu folgen. Nach anderthalbjährigem Aufenthalt in dem erwähnten Pensionat kehrte sie zwar wieder in's elterliche Haus zurück, besuchte ihre Schwester Maria de Cepeda und ihren Onkel Peter Sanchez, entschloß sich aber nach kurzem innern Kampf, dem Beruf zum religiösen Leben zu folgen. Am 2. November 1533 trat sie, 18½ Jahre alt, als Novizin im Kloster der Carmeliterinnen zur „Menschwerdung“ in Avila ein. Ein Bruder von ihr geleitete sie an die Pforte des Klosters, um dann gleich ihr sich dem Ordensstande zu widmen. Ein Jahr später, am 3. November 1534, legte sie die feierlichen Gelübde ab. Der süßeste Trost belohnte ihr Opfer.

„In dem Augenblick,“ so schreibt sie selbst, „wo ich mich mit den heiligen Gewanden des Ordensstandes bekleidet sah, überfluthete das reinste Glück meine Seele, das bis auf den heutigen Tag nichts zu verändern vermocht hat; auf eine grausame Trockenheit, die mich quälte, ließ Gott das süße Gefühl einer zärtlichen Liebe zu ihm folgen. Alle Übungen des religiösen Lebens wurden mir zu einer Quelle der Wonne. Bisweilen traf es sich, daß ich zur selben Stunde im Hause kehren mußte, die ich früher auf meinen Putz und mein Vergnügen verwandt hatte; schon der bloße Gedanke, nicht mehr Sklavin dieser Eitelkeiten zu sein, erfüllte alsdann mein Herz mit stets neuer Freude: ich war darüber erstaunt und begriff nicht, woher sie kommen könnte.

„Wenn ich daran denke, so gibt es, scheint es mir, nichts so Schwieriges, das ich nicht den Muth hätte zu unternehmen. Wie oft habe ich die Probe

gemacht, und zwar in wichtigen Dingen! Wenn ich im Anfang eines heiligen Werkes den Widerstand einer feigen Natur überwand, hatte ich mir immer Glück dazu zu wünschen. Wenn man rein für Gott handelt, so verstattet er, zur Mehrung unseres Verdienstes, daß die Seele, ich weiß nicht welche Furcht empfindet, bis zum Augenblick, wo sie die Handlung in Angriff nimmt; doch je größer dieser Schrecken ist, desto mehr schmückt sie auch, wenn sie darüber Herr wird, ihre Krone, und desto mehr Freude kostet sie in dem, was ihr so schwierig schien. Schon in diesem Leben gefällt es dem göttlichen Meister, diese Großmuth mit den innigsten Wonnen zu belohnen, nur den Seelen bekannt, welche deren unaussprechliche Süßigkeit verkosten. Hätte ich deßhalb einen Rath zu geben, so würde ich sagen: Lernt aus meiner Erfahrung, nie auf die Furcht der Natur zu hören und nie Gottes Güte mit Mißtrauen zu begegnen, wenn er euch wiederholt einen hohen Plan eingibt. Ist sein Ruhm das einzige Ziel desselben, so zweifelt nicht am Erfolge, denn dieser große Gott ist allmächtig. Er sei gepriesen von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.

„O mein höchstes Gut, o erhabenste Wonne meines Lebens, göttlicher Bräutigam, war es also nicht genug an den Gnaden, mit welchen du mich bis dahin überhäuftest, um mich dir durch ein ewiges Band zu verknüpfen? Du hattest mich auf so viel Umwegen zu einem so sicheren Stand geführt; du hattest mir eine Zufluchtsstätte eröffnet, wo du so viele treue Mägde zähltest, deren Beispiel mich zum Eifer in deinem Dienst entflammen sollte. Allmächtiger Gott, was konnte deine Liebe mehr thun? Ich weiß nicht, wie ich in meiner Erzählung fortfahren soll, wenn ich mir meine religiöse Profeß, meinen großen Muth, meine so reine Freude an diesem schönen Tag und die geistliche Vermählung in's Gedächtniß zurückrufe, die ich mit dir feierte."

Es liegt auf der Hand, daß nicht Alle dem Beispiel dieser heldenmüthigen Seele folgen und mit ihr das schönste Brautfest feiern können, das es auf Erden gibt. Die Ordensgelübde sind kein Gebot, sondern ein Rath. Qui potest capere, capiat. Aber Alle können je nach ihrem Stande dieser heiligen Jungfrau nacheifern. Die Gefahr, an welcher sie wohl schließlich Schiffbruch gelitten hätte, ist heute eine der weitverbreitetsten. Es war nicht jene Literatur, welche den Stempel der Verwerflichkeit deutlich an der Stirne trägt; es war nicht jenes Welttreiben, das ganz von Gott abgekommen, nur der Sünde und der Leidenschaft fröhnt. Was ihren Geist zu verflachen, ihr Herz von Gott abzuziehen und der Sünde zu überantworten drohte, das war ein anscheinend vielleicht harmloses Weltleben, eitle Tändelei, romanhafte Vergnügungssucht und die ihr entsprechende Literatur, welche so oft alles Große im Himmel und auf Erden als Feuerwerk verpufft, um die Leiden und Freuden eines Liebesduetts zu beleuchten. Man kann die moderne Lesewuth nicht treffender

schildern, als Theresia es in ihrer rührenden Selbstanklage thut. Man hatte noch keine Feuilletons, keine Romanzeitungen, keine pikanten Literatur- und Theaterberichte, keine Revuen, welche der andächtigen Leserin Monat für Monat den ganzen Theaterflitter sämmtlicher Bühnen vor Augen führten; aber die Ritter-Romane leisteten für Verflachung und Verweltlichung des Geistes ungefähr denselben Dienst. Cervantes hat sie nach Verdienst gegeißelt. Aber die hl. Theresia hat ihrer Heimath und der Welt wohl einen viel größeren Dienst geleistet, indem sie, anstatt mit unfruchtbarem Galgenhumor das Nichtige jenes Romantreibens zu verspotten, die Geister empor zu höheren Idealen lenkte, zu jener ewigen Schönheit, welche der Quell aller wahren Poesie ist:

„Schönheit, deren Sonnenstrahl
Alle Schönheit macht erbleichen!
Ohne Wunden gibst du Qual,
Ohne Qual durch deine Wahl
Muß die Erdenliebe weichen.

„Band, das Zweier Bündniß schafft,
Die so ungleich sich erweisen:
Warum lösest du die Haft,
Die der Seele gibt die Kraft,
Übel selbst als Gut zu preisen?

„Du vermählst, was ohne Sein,
Dem Unendlichen; nie endend
Geh'st in's Endliche du ein;
Liebest, was für dich nur Schein,
Unser Nichts in Hoheit wendend.“ [1]

2.

Die Vorurtheile, welche gegen das Ordensleben, besonders gegen das rein beschauliche, im Schwunge sind, gehen nach zwei Extremen auseinander. Wie die Anhänger der sogenannten „freien Forschung“ sich schon das katholische Glaubensleben überhaupt als einen Zustand der Beschränktheit, naturwidrigen Zwanges, geistiger Stagnation, ja eines geistigen Todes vorzustellen belieben, so muß ihnen das Ordensleben noch weit mehr als ein Untergang aller menschlichen Freiheit, alles selbständigen Strebens, als Verknöcherung, Sklaverei und Tod erscheinen. Diese Anschauungsweise gehört zu den Fundamentaldogmen des Protestantismus. Der moderne Unglaube dagegen neigt zu einer anderen

[1] Übers. von Storck.

Anklage, zu einem anderen Vorurtheil hin: das Ordensleben für einen riesigen Betrug zu halten, der, unter den Völkern des Orients entstanden, sich im Laufe der Jahrhunderte nach dem Occidente verpflanzt habe und hier noch immer Schaaren von unglücklichen Betrogenen zum Spielball herrschsüchtiger Betrüger mache. Lessings Patriarch und Klosterbruder sind noch die mildesten Gestalten, in welchen man diese Anschauungsweise zum Typus erhoben hat. In tausend abstoßenderen Formen hat man das katholische Glaubensleben und mit ihm das katholische Ordensleben zum schauerlichsten Popanz entstellt, es zum unheimlichen Deckmantel der schrecklichsten sittlichen Verkommenheit herabgesetzt.

Zu beiden Arten von Vorurtheilen hat das katholische Ordensleben in seiner historischen Entwicklung scheinbar berechtigte Anhaltspunkte geboten. Obwohl auf göttlicher Anordnung beruhend, kann es sich nur in schwachen, gebrechlichen Menschen verwirklichen und ist, wie die Kirche selbst, den Einflüssen und dem Mißbrauch menschlicher Freiheit ausgesetzt. Wir begegnen in der Geschichte des Ordenslebens sowohl Beispielen einer gewissen geistigen Stagnation, einseitiger Pflege der äußeren Gebräuche, eines gemächlichen Quietismus, als auch Beispielen trauriger Entartung und gänzlichen Verfalls. Doch nur Ungerechtigkeit und Vorurtheil können solche Ausartungen für das Wesen der Sache selbst nehmen, für das Wesen einer kirchlichen Einrichtung, welche aus sich auf die Heiligung und Vervollkommnung des Menschen zielt und ihm die wirksamsten Hilfsmittel dazu bietet. Daß Luther und Andere an der Wirksamkeit dieser Hilfsmittel zweifelten, ja verzweifelten, beweist nichts wider dieselben, wenn tausend Andere sie besser gebrauchten und mit ihnen sich heiligten.

Man kann nicht sagen, daß das Kloster der „Menschwerdung" zu Avila, in welches Theresia eintrat, der Entartung anheimgefallen sei. Nach den Andeutungen, welche sie selbst darüber gibt, waren viele ihrer Ordensschwestern Seelen von erprobter Tugend, die dem Gebete und allen übrigen Verpflichtungen ihrer Regel treulich nachkamen. Obwohl die Klausur nicht vorgeschrieben war, wurde sie doch einigermaßen beobachtet, es wurden nicht jedwede Besuche zugelassen, der Verkehr mit der Welt war beschränkt, und die Mehrzahl der Klosterfrauen lebten ihrer Regel gemäß und wurden dafür von Gott mit reichen Gnadenerweisungen belohnt. Die Freiheit, welche den meisten ihrer Schwestern nicht zum Anstoß gereichte, sollte indeß für Theresia die Quelle lange dauernder Prüfungen, innerer Kämpfe und ein Hinderniß werden, auf der Bahn innerer Vervollkommnung voranzuschreiten.

Bald nach ihrer Profeß hatte eine Krankheit sie für längere Zeit auf's Schmerzenslager hingestreckt. Besserer Pflege und Erholung halber war sie genöthigt, abermals zu ihrer Schwester und anderen Verwandten zurückzukehren, ohne daß übrigens die Veränderung des Aufenthalts eine Besserung ihres Zustandes herbeigeführt hätte. Erst nachdem das Übel sich noch bedeutend verschlimmert und sie mehrere Jahre hindurch auf's Schmerzlichste geprüft hatte, ward sie endlich durch die Fürbitte des hl. Joseph wunderbar geheilt. Da sie während ihrer vielen Leiden die größte Geduld und Ergebenheit in den göttlichen Willen an den Tag gelegt, ihre Genossinnen aber nicht bloß erbaut, sondern in mannigfacher Weise auf dem Wege der Tugend gefördert hatte, so trugen ihre Oberinnen kein Bedenken, sie nach erhaltener Genesung häufiger und freier mit Weltleuten verkehren zu lassen, als es sonst den anderen Klosterfrauen gestattet war. Für Theresia sahen sie hierin keine Gefahr, für die Weltleute aber, welche sie besuchten, hielten sie einen solchen Verkehr nur für hohen Gewinn, da sie eine besondere Gabe bekundet hatte, Andere zum Gebet und zu einem religiösen Leben anzuleiten und sie dafür zu begeistern. Diese Gabe, verbunden mit einem gewinnenden Äußern, feinen Manieren, einem sehr liebenswürdigen Charakter, ermangelten auch nicht, Besucher anzuziehen. Theresia fand Gefallen daran und verstrickte sich, ohne es zu wollen, wieder in eine Art von Anhänglichkeiten und Zerstreuungen dieser Welt, der sie bei ihrem Eintritte in's Kloster so entschieden und großmüthig auf immer Lebewohl gesagt hatte.

Während Theresia's hohe geistige Vorzüge, verbunden mit besonderen Huldberweisen der Gnade, ihr ein gewisses Prestige von Heiligkeit verliehen, litt ihre eigene Vervollkommnung entschieden unter jenem zerstreuenden Verkehr. Hundert kleine Aufmerksamkeiten nach Außen, Zuneigungen, Abneigungen, Sorgen und Privatbeziehungen theilten ihr Herz; sie vermochte sich nicht mehr zu sammeln, war in den religiösen Übungen zerstreut, fand keine Lust mehr am Gebet und kam so weit, das höhere innere Gebet vollständig daranzugeben, indem sie sich der Täuschung überließ, mit so vielen Unvollkommenheiten behaftet sei sie eines so vertrauten Umgangs mit Gott gar nicht würdig. Während sie ihren Vater kurz vor dessen Tode und verschiedene andere Personen zur Übung des inneren Gebetes anleitete, ließ sie sich selbst theils durch Kränklichkeit, theils durch falsche Demuth davon abhalten. Erst ein Jahr später (1542) benahm ihr ein frommer Priester diesen verhängnißvollen Irr=

thum und bewog sie, jene wichtigste Übung, die eigentliche Seele und Grundtriebkraft des geistlichen Lebens, wieder aufzunehmen. Sie gehorchte; aber da sie auf die Ursachen ihrer Zerstreuungen nicht Acht hatte, sondern ihren geschäftigen Verkehr mit der Außenwelt fortsetzte, so blieb sie noch Jahre lang unter den früheren Schwierigkeiten befangen. Sie hatte sich in der Einsamkeit der Zelle nicht genug geübt, um den Frieden und die Sammlung derselben im äußeren Verkehr zu bewahren; sie hatte zu viel Liebe und Anhänglichkeit an diese äußeren Beziehungen, um sich hinwieder in der Zelle völlig heimisch und glücklich zu finden. Zwischen Sprechzimmer und Zelle, Welt und Kloster entwickelte sich eine Mittelstellung, welche sie unmöglich befriedigen konnte.

„Mein damaliges Leben," erzählt sie selbst, „war sehr mühselig, weil ich während des Gebets meine Fehler erkannte. Auf der einen Seite rief mich Gott, auf der anderen folgte ich der Welt. Die göttlichen Dinge hatten zwar großen Reiz für mich, aber die weltlichen hielten mich noch gefesselt. Ich schien zwei so entgegengesetzte Dinge — das geistliche Leben mit seinen Tröstungen und die sinnlichen Vergnügungen — mit einander vereinigen zu wollen. Unter dem Gebete litt ich viele Mühsal, denn der Geist war nicht Herr, sondern Knecht, und daher konnte ich mich, wie es meine einzige Gebetsweise war, nicht in mir sammeln und mich innerlich einschließen, ohne zugleich auch tausend Eitelkeiten miteinzuschließen. So brachte ich viele Jahre hin, und ich wundere mich nur, wie ich es ohne Unterlassung des Einen oder Andern aushalten konnte ... Bald fiel ich, bald stand ich wieder auf, aber nicht so, wie es sich gebührt hätte, weil ich in der Folge wieder sank. Ich schleppte mich auf so niedriger Stufe der Vervollkommnung einher, daß ich mich der läßlichen Sünden wegen nicht sonderlich beunruhigte, obschon ich mich vor Todsünden fürchtete, jedoch nicht mit so tiefem Abscheu, wie ich mußte, indem ich die Gefahren nicht floh."

Den Zustand unentschiedenen Schwankens rechnet die hl. Theresia selbst bis zum Jahre 1555, d. h. im Ganzen auf etwa 20 Jahre. Von der tiefsten Demuth beseelt, hat die Heilige unzweifelhaft in ihren späteren Aufzeichnungen ihre eigene Schwäche, Unentschiedenheit, Fehlerhaftigkeit auf's Schroffste dargestellt und viel herber beurtheilt, als sie es in Wirklichkeit verdienten. Es handelte sich nicht um Sünden, die sie der Taufgnade verlustig machen konnten, sondern bloß um eine Nachlässigkeit im Guten bei sonst sehr ernster Tugendübung, um Fehler, welche das Gnadenleben indirect bedrohten. Dennoch ist diese anscheinend unfruchtbare Periode ihres Lebens auch für jene von Interesse, welche durch ihren Stand nicht zum Streben nach höherer Vollkommenheit berufen sind. Sie widerlegt vollständig das Vorurtheil, als ob mit dem

Eintritt in's Kloster alles weitere Ringen, Streben und Kämpfen aufhörte, um einer gemächlichen Stagnation Platz zu machen. Sie zeigt, wie gerade das Gegentheil der Fall ist, wie der sittliche Kampf sich weiterspinnt und wie die Seele nur durch standhaftes Weiterringen dem Ruf der Gnade entsprechen kann, wie die innigste Vereinigung mit Gott erst die Frucht langer, beharrlicher Selbstüberwindung und vollständiger Hingabe an ihn ist.

Andererseits aber wirft ihr Beispiel ein bedeutsames Licht auf das Vorurtheil der Andersgläubigen, welche das Ordensleben für heuchlerische Täuschung halten, weil ihnen das Ziel desselben ein Ding der Unmöglichkeit scheint. Um dieselbe Zeit, in welcher Theresia diese inneren Kämpfe zu bestehen hatte, wurden in Deutschland hunderte von Klöstern zerstört, hunderte von gottgeweihten Jungfrauen aus ihren friedlichen Asylen vertrieben, ja mit allen Mitteln der Verführung und Gewalt zum Abfall von ihrem Berufe gedrängt. Nur ein paar Jahrzehnte zuvor hatte ein Mönch in Wittenberg auch seine Kämpfe zu bestehen; nicht weil er sich zu viel mit der Welt zu schaffen machte, aber weil er in frevelhaftem Hochmuth aus eigener Kraft erreichen wollte, was nur Gottes Gnade gewähren kann. Seine Seele verlor das Gleichgewicht. Nach langem schmerzhaften Schwanken ward er an seinem Beruf irre, erklärte die von ihm gebrochenen Gelübde für ein Unding, für eine Sache der Unmöglichkeit und zog Tausende mit sich von dem Pfade innerer Vervollkommnung in den wilden Strudel unbegrenzter Zügellosigkeit. Ganz anders Theresia! Die Schwäche, welche sie an sich erfuhr, machte ihren Glauben und ihr Gottvertrauen nicht wanken. Trotz aller Schwierigkeit gab sie das Ideal nicht auf, das sie einst mit voller Liebe ihres Herzens umfangen. Sie rang, kämpfte, betete. Wenn sie strauchelte, raffte sie sich wieder auf, und wenn sie mit der Gnade auch nicht in vollem Umfang mitwirkte, so wurde sie doch nicht irre daran, horchte immer treuer und muthiger auf ihren Ruf und fand so endlich die Kraft, das Netz zu durchbrechen, in das die Anhänglichkeiten dieser Welt sie verstrickten, und ganz und ungetheilt sich Gott hinzugeben. Der Augenblick kam, wo der, wenngleich anfänglich matt geführte Kampf zum heroischen Sieg über sich selbst ward.

Am meisten trug hierzu das innere Gebet bei, das sie, ein einziges Jahr abgerechnet, trotz aller Schwierigkeiten und Prüfungen mit treuer Standhaftigkeit übte und das sie Allen als wirksamstes Mittel zur Selbstvervollkommnung anempfahl.

„Ich begreife die Furcht derjenigen nicht," so sagt sie in ihrer Selbstbiographie, „welche sich fürchten, die Übung des inneren Gebetes zu beginnen. Ich weiß wirklich nicht, wovor sie sich fürchten. Aber der Teufel weiß wohl, was er thut: er verursacht uns ein wirkliches Übel, wenn er uns durch diesen eiteln Schrecken davon abhält, an Gott, an unsere Pflichten, an die Hölle, an den Himmel, an die Mühen und Leiden zu denken, welche unser Herr für uns ertragen hat. Das war inmitten der Gefahren mein einziges Gebet; das waren die Wahrheiten, die ich emsig zu ergründen bestrebt war, wenn ich konnte. Aber sehr oft, ach! und während ganzer Jahre war ich beim Gebet weniger mit nützlichen und heiligen Erwägungen, als mit dem Wunsch beschäftigt, daß die Uhr bald den Schluß der dem Gebete gewidmeten Zeit verkünden möchte. Oft, ich gestehe es, hätte ich die härteste Buße der Qual vorgezogen, mich zum Gebete zu sammeln. Es ist sicher, ich hatte gegen den Teufel oder gegen meine böse Gewohnheit einen Kampf bis auf's Äußerste durchzukämpfen, um mich zum Oratorium zu begeben, und ich fühlte mich beim Eintritt in dasselbe von einer tödtlichen Trauer befallen. Ich that mir indeß Gewalt an und Gott kam mir endlich zu Hilfe ... Wenn ich mich so überwunden hatte, genoß ich mehr Frieden und Freude als an anderen Tagen, wo ich mich zu dieser himmlischen Unterhaltung von selbst hingezogen fühlte."

„Wenn Gott mich," so schließt sie in ihrer Demuth dieses Bekenntniß, „trotz so vielen Elends so lange ertrug, und wenn er mich, wie es klar ist, im Gebete das Heilmittel für alle meine Übel finden ließ, wer darf sich denn, sei er so schlecht wie er wolle, fürchten, sich dieser heiligen Übung hinzugeben?"

Ihre vollständige innere Umwandlung knüpft sich an den Anblick eines jener Bilder, welche in der modernen Ästhetik nicht eben sehr beliebt sind, an welchen aber das katholische Volk sich meistens viel mehr zu erbauen pflegt, als an den glänzendsten Darstellungen himmlischer Schönheit und Verklärung. Es war eine Statue, welche den leidenden Heiland darstellte, ganz mit Wunden bedeckt, ein Ecce-homo-Bild. Sie sollte für ein bevorstehendes Fest ausgestellt werden. Die schlichte Darstellung fesselte den Blick Theresia's mit unwiderstehlicher Gewalt. Die Wunden schienen ihr ganz frisch, der Ausdruck des Leidens so rührend, so lebendig, daß sie sich auf's Tiefste ergriffen fühlte. Das innigste Mitleid erfaßte sie. Der Undank, mit dem sie bis dahin die Liebe ihres Heilandes erwiedert hatte, erfüllte sie mit herzzereißendem Schmerz. Sie fiel auf ihre Kniee, unter einem Strom von Thränen bat sie den Heiland um Kraft und Stärke, um ihn nie, nie wieder zu beleidigen. Mit der hl. Magdalena warf sie sich vor ihm nieder, um seine Füße mit ihren Thränen zu benetzen.

„Ich empfahl mich," so erzählt sie, „dieser glorreichen Liebhaberin Jesu Christi, und ich beschwor sie, mir Verzeihung zu erwirken. Nie, glaube ich,

zeigte sie sich meinem Gebete so gnädig als dießmal, wo ich beim Anblick der liebevollen Wunden meines Heilandes in Thränen zerfloß. Von da an hörte ich auf, auf mich selbst zu bauen, und stellte all' mein Vertrauen auf diesen guten Meister. Ich sagte ihm, so scheint mir, ich wollte mich nicht von dieser Stelle erheben, bis er diesen tiefen Aufschrei meines Gebetes gnädig aufgenommen haben würde. Ich halte es für sicher, daß er ihn erhört hat; denn von diesem Tage an hörte ich nicht mehr auf, auf den Wegen des inneren Lebens rasche Fortschritte zu machen."

Wie oben gesagt, vollzog sich diese innere Krisis, die über ihr ganzes weiteres Leben entschied, im Jahre 1555. Theresia war von da ab ein völlig anderes Wesen. Für die Eitelkeit der Welt, für Besuche und Unterhaltung hatte sie fürder kein Interesse mehr. Der Überdruß am Gebete wich der innigsten Andacht und dem feurigsten Eifer. Die Betrachtung des Leidens Christi ward ihre tägliche Nahrung. Da sie keine sehr lebhafte Phantasie besaß, vermochte sie nicht, sich im Geiste ein Bild des Heilandes zu machen; aber um so demüthiger verkehrte sie in innigen Acten des Glaubens mit ihm und benützte fromme Bilder und Gemälde, um sich zur Andacht anzuregen. Bald indeß stieg ihre Seele zu den höchsten Graden des Gebets empor; himmlische Gesichte entzückten ihren Geist, und wunderbare Gnadengaben bekundeten die innige Vereinigung, zu welcher sie schon hienieden mit dem Urquell der Seligkeit gelangte. Freudig besang sie da den Triumph Gottes über ihr Herz:

„In des Herzens Tiefe traten
Schwerter mir mit jähen Streichen;
Göttlich war ihr Wappenzeichen;
Denn sie wirkten große Thaten.

„Wund' hat mir ihr Stoß gegeben;
Aber bringt die Wund' auch Tod
Und der Qualen herbste Noth —
Diesem Tod entkeimt das Leben.

„Tödtet sie, wie gibt sie Leben?
Wie kann Leben Tod uns schaffen,
Heil erblüh'n aus Todeswaffen,
Tod und Leben sich verweben?

„Gottes Macht ist wohlberathen,
Der aus also wildem Ringen
Sich erhebt auf Siegesschwingen
Durch Erwirkung großer Thaten." [1]

[1] Übers. von Storck.

3.

Diese innige Vereinigung mit Gott und der darauf sich gründende Heroismus der Tugend Theresia's ward zum Quell einer Thätigkeit, welche nicht nur zahllosen ihrer Zeitgenossen zugute kam, sondern fortgewirkt hat bis auf den heutigen Tag. Der schönste Theil ihres Wirkens gehört allerdings einem wenig beachteten Factor der Weltgeschichte an, der „Geschichte des Gebets", von welcher aber Taparelli mit Recht bemerkt, daß sie, wenn sie vollständig bekannt wäre, den schönsten und erfreulichsten Theil der Weltgeschichte ausmachen würde. Montalembert und Andere haben in anziehenden Schilderungen den Frieden, das Glück und die Segnungen beschrieben, welche durch das Ordensleben und vorzugsweise durch das Gebet der menschlichen Gesellschaft zu Theil geworden sind. Doch das meiste entzieht sich dem Blick. Von Theresia wissen wir, daß sie schon zur Zeit ihrer inneren Kämpfe, weit mehr aber in ihren späteren Jahren, nach dem Beispiele und im Geiste ihres Erlösers unermüdlich für alle großen Interessen des Reiches Gottes, für die Bekehrung der Sünder, der Irrgläubigen und Ungläubigen gebetet hat. Wie manchen Verirrten mag ihr herzinniges Gebet zu seinem Herrn und Schöpfer zurückgeführt, wie manchen Unglücklichen getröstet, wie manchen Sünder bekehrt, wie viele Seelen gerettet haben, ohne daß sie aus dem gottgewollten Kreise weiblicher, häuslicher Stille hinaustrat, ja gerade durch die klösterliche Zurückgezogenheit, welche ihr ein solches Gebetsleben ermöglichte.

Aber auch die Zeit zum Handeln kam. Während die demüthige Ordensfrau nur daran dachte, alle Eitelkeit und Sinnlichkeit des eigenen Ich im mystischen Grabe des strengsten Bußlebens der Vernichtung und Vergessenheit anheimzugeben, berief sie Gott zur Mitwirkung an der großen Reformation, welche er in seiner Kirche vorhatte. Diese Reformation hat keine Gesetze mit Füßen getreten, keine Kirchen gestürmt, keine Domschätze geplündert, keine Kunstwerke zerstört, keine Rebellion und Bürgerkriege hervorgerufen, kein Land mit Schwert und Feuer verheert. Diese Reformation fing still und unscheinbar im eigenen Innern an, suchte erst dieses dem Evangelium, d. h. Christus, dem Quell und Ideal aller Heiligkeit, gleichförmig zu machen; dann strahlte das umgewandelte Herz von selbst, still und anspruchslos das empfangene Licht und die empfangene Wärme nach allen Seiten aus.

Ohne es zu beabsichtigen, gestaltete Theresia durch ihre eigene Vervollkommnung auch ihr Kloster um. Ihr Gebet, ihr Beispiel, ihr

Reden wirkten mit wunderbarer Zauberkraft und zogen ihre Gefährtinnen nach sich. Die bestehenden Statuten des Ordens gelangten zu immer treuerer und schönerer Verwirklichung.

Doch der Eifer der Heiligen drängte weiter. Obwohl mit kirchlicher Sanction modificirt, entsprachen die bestehenden Ordenssatzungen doch nicht mehr der ursprünglichen Strenge, welche bei der Gründung des Ordens gewaltet hatte. Mitten in dem Glanze, welcher die spanische Weltmonarchie umgab, wollte Theresia die Armuth von Bethlehem in die Welt zurückführen, und mit ihr den Frieden, die Gottesliebe und den Segen, dem einst die Engel über dem düstern Stalle zugejauchzt und der von dieser heiligen Stätte ausgegangen über die ganze Erde. Im Jahre 1562 gründete sie zu Avila ein armes Klösterlein, das dem hl. Joseph geweiht war und dessen Einwohnerinnen sich verpflichteten, die ältere Ordensregel, wie sie 1247 Papst Innocenz IV. erläutert hatte, genau zu beobachten. Pius IV. bestätigte 1565 die Regeln, sowie die Zusätze, welche Theresia unter Leitung Gottes hinzugefügt hatte. Diese Zusätze gingen nur darauf aus, die Einsamkeit und Zurückgezogenheit des klösterlichen Lebens zu sichern; Armuth, Gehorsam, Arbeitsamkeit und Buße in jener Vollkommenheit zu üben, wie sie der Geist der ersten Ordensregel erheischt; durch Stillschweigen, Clausur und geregelte Ordnung jenes Gebetsleben zu ermöglichen, welches die eigentliche Seele des Ordenslebens ist. Wohnung, Kleidung, Nahrung ward auf das Unentbehrlichste beschränkt. Das Kreuz sollte Allen als der höchste Reichthum gelten, Alle demjenigen sich gleichförmig zu machen suchen, der um unseres Heiles willen aus der Herrlichkeit des Himmels in die Armuth eines Stalles herniederstieg. Diese Verähnlichung brachte von selbst auch den Frieden Christi, die innigste Vereinigung und die mächtigsten Erweise seiner Gnade mit sich.

Der General der Carmeliten, Giovanni Rossi, der 1567 von Rom nach Avila kam, war über diese Erneuerung innerhalb seines Ordens auf's Höchste erfreut und bevollmächtigte Theresia, die glücklich gelungene Reform auch auf andere Klöster auszudehnen. Es fehlte nicht an Schwierigkeit. Der Freund des Bösen bot alle Hilfskräfte auf, das große Werk zu hemmen. Aber auch die Gnade bewährte ihre unbesiegliche Kraft. In den höchsten Kreisen der spanischen Gesellschaft erwachte ein begeisterter Enthusiasmus für die Heilige. Mit armen Hirtenkindern und Bürgerstöchtern strömten Sprößlinge der erlauchtesten Geschlechter in die neuen Klöster, welche Theresia nach dem Vorbilde des in Avila

gegründeten zu errichten begann. Sie selbst gründete deren nicht weniger als sechzehn: 1567 zu Medina del Campo, 1568 zu Malagon und Valladolid, 1569 zu Toledo und Pastrana, 1570 zu Salamanca, 1571 zu Alba, 1574 zu Segovia, 1575 zu Veas und Sevilla, 1576 zu Caravaca, 1580 zu Villanova und Palencia, 1581 zu Soria, 1582 zu Granada und Burgos; so daß die Reform ganz Spanien umfaßte.

Auf fast unüberwindliche Schwierigkeiten schien die Reform zu stoßen, als Theresia dieselbe auch auf die Mannsklöster der Carmeliter auszudehnen versuchte. Der hl. Johann vom Kreuz, der sie hierin unterstützte, wurde in den Kerker geworfen, sie selbst schmählich verleumdet und für längere Zeit auf die Leitung eines einzigen Hauses beschränkt. Im Jahre 1580 triumphirten indeß ihre Bemühungen. Gregor XIII. traf Verfügungen, durch welche die Carmeliter der milderen Observanz nach ihren bisherigen Statuten fortbestehen konnten, die Reform aber zugleich volle Freiheit erhielt. So gelang es ihr, im Ganzen fünfzehn Mannsklöster der strengeren Observanz zu gründen. Die Geschichte ihrer Klostergründungen hat sie selbst auf Anregung ihrer geistlichen Obern in einem eigenen Werke beschrieben. Wer gewohnt ist, mit Lessing'scher Vornehmheit auf Mönche und Mönchsgezänk herabzublicken, wird sich an diesem Buche wenig erbauen; wer aber an ein Walten der göttlichen Gnade mitten unter den Regungen menschlicher Schwäche und Leidenschaft glaubt, wird sie nicht ohne Rührung lesen. Männer und Frauen aus allen Ständen gelangten durch diese Neugestaltung des Carmeliterordens, oft durch die wunderbarsten Führungen und Fügungen der Gnade, zur innigsten Vereinigung mit Gott, zu erhabenster Heiligkeit, zur heldenmüthigsten Nachahmung des Erlösers. Diese Reformation des Ordenslebens wirkte mächtig auf alle Schichten der Gesellschaft zurück, welche plötzlich in einer Ära sittlichen Verfalls, religiöser Zweifelsucht und revolutionärer Gelüste das Gebets- und Tugendleben der schönsten christlichen Zeiten neu vor ihren Augen verkörpert sah. Diese Neubelebung des christlichen Glaubens und seiner naturgemäßen Früchte hat weit mehr beigetragen, Spanien in seiner unwandelbaren Treue gegen die katholische Kirche zu erhalten, als das polizeiliche Institut der Inquisition. Daran denken wohl diejenigen nicht, die über Spanien nichts als von Ketzerverbrennungen und Stiergefechten, vom finstern Philipp II. und vom blutigen Alba zu erzählen wissen. Hätten die religiösen Orden den Glauben in Spanien nicht neu belebt, es wäre trotz der wirklichen und der viel zahlreicheren erdichteten Scheiterhaufen eine Beute des Pro-

testantismus geworden. Denn Luthers Beispiel zeigt, daß es sehr leicht ist, protestantisch zu werden, unendlich schwer, gleich einer hl. Theresia alle Fesseln der Welt heldenmüthig von sich abzustreifen und den katholischen Glauben nach dem ganzen Umfange seiner Lehren, Gebote und Räthe zur höchsten sittlichen Verwirklichung zu bringen. Wie sie im Leben alle Mühen, Kämpfe und Beschwerden aus Liebe zu ihrem Erlöser freudig auf sich nahm, ja für ihn noch mehr zu leiden wünschte, so sah sie jubelnd, ja unter fröhlichem Gesang, dem Tod in's Antlitz und wurde nicht müde, die Versicherung zu wiederholen: „Herr, ich bin eine Tochter der Kirche!" Sie starb den 4. October 1582, 67 Jahre alt; am 12. März 1622 wurde sie heilig gesprochen.

Auf die spanische Literatur hat Theresia unendlich segensreich eingewirkt. Trotz der vielen Zeit, welche sie dem Gebete schenkte, und trotz der ausgedehnten Thätigkeit, welche die Gründung und Leitung ihrer Klöster beanspruchte, fand sie noch Muße, auf Anregung und Befehl ihrer Obern eine beträchtliche Anzahl von Werken zu schreiben. 1562—1566 schrieb sie ihre Autobiographie, das rührendste Denkmal ihres Lebens, eines der schönsten Seitenstücke zu den Bekenntnissen des hl. Augustin, welch letztere auf ihre Umwandlung keinen untergeordneten Einfluß gehabt hatten. 1566 verfaßte sie den „Weg der Vollkommenheit", 1573 begann sie das „Buch der Gründungen" zu schreiben, an dem sie dann bis zu ihrem Tode weiter arbeitete. 1577 vollendete sie das „Buch von der Seelenburg". Die tiefe theologische Kenntniß und die hohe Stufe der Mystik machen ihre Schriften zu den werthvollsten Schätzen der ascetischen Literatur; ihre reine Sprache, ihr vollendeter Stil, ihre ungesuchte Formschönheit gestalten sie zu einer Zierde der spanischen Literatur. Ihre Briefe, Muster des Briefstils, sprachlicher Fülle und Reinheit, gehören zu dem Besten, was Spanien in dieser Hinsicht besitzt. Während Deutschland mit unreifen, seichten und gehaltlosen Producten leichtfertiger Culturdamen überschwemmt worden ist, steht an der Spitze der neueren spanischen Literatur eine Heilige, welche in ihrer Canonisationsbulle von der Kirche selbst als theologische Schriftstellerin approbirt, von dem Volke wie von den Gelehrten Spaniens als classische Schriftstellerin anerkannt ist, die feinste sprachliche und stilistische Bildung mit dem unschätzbaren Gute eines unentweihten Geisteslebens, ja mit dem Ideenreichthum der höchsten sittlichen und wissenschaftlichen Bildung verbindet. Ihre wenigen Gedichte, gleich denen ihres Freundes Johann vom Kreuz, zählen zu den lieblichsten

Erzeugnissen religiöser Lyrik; sie sind zugleich das Vorspiel jener glänzenden Literaturblüthe, welche Spanien in Lope und Calderon erreicht hat. Ohne sie wären vielleicht solche Dichter nicht erstanden, oder sie hätten sich zu seichter Romanpoesie oder sonstiger erbärmlicher Humanität verflacht. Sie hat der spanischen Poesie ihren religiösen Grundcharakter erhalten, den Zug zum Göttlichen, der schon die alten Sagen des ritterlichen Volkes beherrscht: Solo Dios basta.

In alle vorzüglichen Weltsprachen übersetzt, haben ihre Schriften auch nach andern Ländern himmlisches Licht, Trost und Belehrung getragen, edleres Streben geweckt und Segen verbreitet. Die meisten unserer hervorragenden Convertiten haben sich mit Vorliebe dieser gewinnenden Erscheinung zugewandt. Es sei hier nur an L. Clarus und die Gräfin Hahn-Hahn erinnert. In den Klöstern und in weiten Kreisen des katholischen Volkes hat Theresia als Lehrerin mächtigen Einfluß erlangt und segensreich fortgewirkt.

Zu einer ihrer schönsten Palmen aber darf man es wohl rechnen, daß Gott sich vorzugsweise ihrer Mitwirkung bedienen wollte, um die Andacht zum glorreichen Nährvater des Erlösers, dem hl. Joseph, in der Kirche Gottes zu heben und zu verbreiten. Welche Gründe diese Andacht in den Erstlingszeiten der Kirche beschränkt, ist bekannt. Das Mittelalter blieb in seinen Andachten auf dem traditionellen Pfade. Erst der Neuzeit hatte Gott einen größeren Aufschwung dieser Andacht vorbehalten. Eine schönere und fruchtreichere Andacht aber gibt es nicht für unsere von Hoffart und Genußsucht unruhig umhergepeitschte Zeit. Wo ist Frieden, wo Ruhe, wo das entflohene Paradies hienieden zu finden, wenn nicht in der Demuth und Entsagung, in der Armuth und harten Arbeit des Hauses von Nazareth? Selbstloser als irgend ein anderer Heiliger des Alten und Neuen Bundes verschwindet der ehrwürdigste der Patriarchen in einem Leben rauher Mühe, das schönste Vorbild der arbeitenden Klassen, das schönste Vorbild für Fürsten und Könige: denn ihm hat Gottes Sohn gehorcht. Die hl. Theresia hat versichert, daß er keines ihrer Gebete unerhört gelassen. Vertrauensvoll hat ihn deßhalb Pius IX. zum Schutzheiligen der gesammten Kirche erhoben. In ihm sind die großen Probleme der Gegenwart gelöst. Die Welt wird den Frieden finden, wenn sie demüthig gleich ihm dem Heiland der Welt dient, cui servire regnare est!

A. Baumgartner S. J.

Die Mechanik des Erdballs.

(Fortsetzung.)

XI.

Wie ich versprochen, werde ich jetzt ausführlich von den Gebirgsgewittern handeln. An ihnen lassen sich die Gesetze der feuchten oder dunsthaltigen steigenden Luftströme viel besser beobachten, als an den Gewittern des ebenen Landes und freien Oceans. Denn in den Gebirgen ist es ein Leichtes, die Höhe der Wolken zu erkennen und ob dieselben eine horizontale, schiefe oder verticale Lage besitzen und welche Richtungen sie im Raum verfolgen, wenn sie in Bewegung gerathen. In anderen Gegenden hat man zur Beurtheilung dieser überaus wichtigen Umstände keine sicheren Anhaltspunkte.

Von vornherein erkläre ich jedoch, daß unser Thema von den Gebirgsgewittern sich mit der nothwendigen Deutlichkeit in einem einzigen Aufsatze nicht abmachen läßt.

Zunächst stelle ich hier einen Satz auf, welcher als Grundlage zu dienen hat und um so eingehender bewiesen werden muß, als man in vielen gelehrten Büchern gerade das Gegentheil darzuthun sucht.

Je weiter man auf einem Gebirge emporsteigt, desto niedrigeren Lufttemperaturen begegnet man. Das ist eine bekannte Thatsache, und man hat sich deßhalb so sehr daran gewöhnt, die Gebirge als die kältesten Theile der verschiedenen Erdgegenden anzusehen, daß man sie auch gewöhnlich als die Condensatoren betrachtet, woran die Winde ihre Feuchtigkeit als Regen und Schnee in der nämlichen Weise zum Niederschlag bringen, wie die Luft eines Zimmers ihre Dünste an den kalten Fensterscheiben während des Winters. Diese Anschauung muß ich als eine wesentlich unrichtige bezeichnen, weil die Winde ihren Feuchtigkeitsgehalt am Gebirge hauptsächlich durch ihr eigenes Steigen und dasjenige der von unten in sie eindringenden Luftströme zum Niederschlag bringen. Die letzteren Luftströme aber stellen sich bei schönem Wetter in jeder Jahreszeit, vorzüglich im Sommer, ein und haben ihre Ursache — nicht in der Kälte, sondern — in der Wärme des Gebirges, die größer ist, als den betreffenden Höhenschichten an und für sich zukommt.

Hiervon eben handelt der Satz, den ich zu beweisen gedenke: die

Lufttemperatur im Gebirge übertrifft an allen schönen Tagen der wärmeren Jahreszeiten die Temperatur der neben dem Gebirge frei schwebenden Luft von gleicher Meereshöhe; wenigstens ist das der Fall, wenn unten Windstille herrscht, bis hinauf zu jenen Höhen, wo der Schnee und das Gletschereis beginnt oder die aus der Tropenzone kommenden warmen Winde bei uns sich merklich machen.

Ausdrücklich hebe ich hervor, daß ich hier nicht die Temperatur der Gebirgsluft mit derjenigen der untersten Luftschichten über dem angrenzenden Tieflande vergleiche, sondern mit der Temperatur der Luftschichten von gleicher Meereshöhe, wie der betreffende Theil des Gebirges. Das Tiefland ist ja seiner niederen Lage wegen im Sommer meist viel wärmer als das Gebirge, und deßhalb auch seine unterste Luft.

Ferner darf die beigefügte Bedingung nicht übersehen werden, wenn man den Satz nicht mißverstehen will. Denn wo die genannten obern äquatorialen Winde — bei uns der Südwestpassat — gegen die Gipfel und Kämme hoher Gebirge stoßen, da steigen sie erkaltend daran empor und geben ihnen eine Luftbedeckung, die kälter als die nicht aufgestiegene Luft der Umgebung zu sein pflegt. Die untern Winde haben natürlich die gleiche Wirkung; doch wehen sie nicht immer, und wenn sie auf der einen Seite des Gebirges vorhanden sind, fehlen sie manchmal auf der andern und in vielen, rings von Bergzügen umschlossenen Thälern. Wir berücksichtigen daher auch nur die in den wärmeren Jahreszeiten so oft wiederkehrenden Epochen unterer Windstille. Häufig sind zudem, wie wir bald sehen werden, die untern Gebirgswinde lediglich eine Frucht vorausgegangener Windstille, die Wirkung jener merkwürdigen Saugkraft, womit das von der Sonne erwärmte Gebirge die Luft des umgebenden Flachlandes zu sich heranzieht, weil es die eigene Luft in gewaltigem Strome über seine höchsten Gipfel emportreibt. Diese Winde rechnen wir der Windstille bei, deren Ergebniß sie sind und welche alsdann sich in höhere Berggegenden zurückgezogen hat.

Die Gründe, weßhalb der Satz richtig sein muß, liegen auf der Hand. Einer von ihnen ist universeller Natur. Wenn nämlich die Luft überhaupt mehr Wärme indirect vom Erdboden als direct von der Sonne erhält, so wird unter sonst gleichen Umständen auch jede höhere Luftschicht dort mehr Wärme empfangen, wo sie ein gehobenes und von der Sonne erwärmtes Stück Erdboden unmittelbar berührt. Solche Stücke aber bilden alle schneelosen Hochebenen, unzählige vegetations-

arme Bergstufen und Gehänge, alle offenen, oben im Gebirge liegenden Thäler, ja selbst die untern Hauptthäler und das ganze hügelige oder flache Vorland, weil diese an der allgemeinen Hebung meistens in beträchtlichem Grade theilgenommen haben. So liegt, um ein hierhergehöriges kleineres Beispiel zu erwähnen, der Spiegel des Bodensees 398, des Züricher Sees 409, des Zuger Sees 417, des Vierwaldstättersees 437, des Neuenburger Sees 435, des Sempacher Sees 507 und des Genfer Sees 375 Meter über dem Meer. Diese Zahlen geben uns also die Meereserhebung der tiefsten Stellen und obern Grenzgegenden der sogenannten Flachschweiz oder Schweizer Hochebene an, deren allgemeines Niveau noch um 100—200 Meter höher aufragt und einer großen Menge von Hügeln und kleiner Bergketten als Träger dient. Daher findet sich am Nordfuß der Schweizer Alpen ein ausgedehntes Land, wovon jedes einzelne Stück, wenn es an der Meeresküste läge, ein ansehnliches Gebirge darstellen würde. In seiner Gesammtheit empfängt es nun ebenso viel Sonnenwärme, wie ein gleich beschaffenes Land von derselben geographischen Breite im Niveau des Oceans, und deßhalb erhitzt sich an schönen Tagen sein Boden auch gleich stark. Die gleiche Bodenwärme kommt aber einer 500—600 Meter höheren Luftschichte zugut, und somit ist klar, daß diese, wo sie in der Flachschweiz den Erdboden unmittelbar berührt, wärmer sein muß, als in den Gegenden, wo sie es nicht thut und ihre Wärme von steigenden Luftströmen empfängt, die über der Arbeit des Steigens erkalten. Ganz in derselben Weise muß wieder die Luft der höheren Alpenthäler relativ wärmer[1] als die der Schweizer Hochebene, und die der Berggehänge und Gipfel relativ wärmer als die der Alpenthäler sein, so lange die von uns vorausgesetzten Bedingungen zutreffen.

Zu dem erwähnten allgemeinen Grund kommen aber noch besondere Gründe; sie bewirken, daß bei schönem Sommerwetter der Erdboden gerade im Gebirge mehr Wärme von der Sonne empfängt und davon auch der Luft über ihm mehr mittheilen kann.

Zuerst sieht man, daß die Oberfläche der Bergzüge und Gipfel vermöge ihrer schiefen oder geneigten Lagen allein schon an unzähligen Stellen die Wirkung der Sonnenstrahlen erhöht, indem sie von denselben, hier am Morgen, dort am Abend, und an jenem Punkt wieder um Mittag, in einer mehr senkrechten Linie getroffen wird. Dement-

[1] Sie ist relativ wärmer, wenn die absolut wärmere Luft der Hochebene beim Steigen bis zu ihrer Höhe über der Arbeit des Steigens kälter als sie wird.

sprechend weist nun freilich das Gebirge ebenso viel Stellen auf, wo die Sonnenstrahlen weniger günstig fallen oder kaum hingelangen. Allein das hindert weder das Aufsteigen von warmen Luftströmen an seiner Sonnenseite, noch macht es die Erkaltung der Schattenseite so groß, als man vorauszusetzen pflegt. Hier nämlich rinnt die kühle Luft durch die finstersten Tobel und Schluchten in die Nebenthäler und von da in die Hauptthäler hinunter — eine Wirkung, die nicht nur durch ihre Schwere, sondern auch durch die Zugkraft der bergabströmenden Gewässer hervorgebracht wird; denn diese reißen sie, wenn kein starker Wind entgegenweht, selbst in dem Falle mit sich fort, daß sie keine Neigung zum Abwärtsfließen hat. Ihren Platz aber nimmt oben die warme Luft ein, welche auf der Sonnenseite liegt, indem dieselbe um die Vorsprünge der Gebirgszüge in fast horizontaler Richtung sich herumbewegt und durch andere warme, von unten nachsteigende Luft ersetzt wird. All das läßt sich ohne Mühe constatiren, wenn man nur mit einiger Geduld die kriechenden Bewegungen der Nebelschleier an den Berggeländen verfolgt. Das Gleiche gilt sogar in Bezug auf die kalte Luft, die in Folge der nächtlichen und winterlichen Wärmeausstrahlung der Gebirgsoberfläche in der Höhe sich ansammeln sollte: auch sie strömt ohne Unterlaß auf den Wegen herab, welche die Bäche und Flüsse einschlagen. In vielen Wintern habe ich die Erfahrung machen können, daß zu Feldkirch in Vorarlberg, dort wo die breiten Thäler der Ill und des Rheines zusammenstoßen, die Temperatur wochenlang um 8—12° C. niedriger stand, als in dem nahen, aber ein paar hundert Meter höhergelegenen Übersaxen. Am Tage war der Temperaturunterschied noch größer; während oben die Leute auf ihrem sonnigen Plateau für die Feldarbeiten möglichst leichte Kleidungen hervorsuchten, wußte man unten im Schatten der steilaufragenden Felsen und unter der Überfluthung durch die kalte, nebelschaffende Luft der Bergschluchten vor Frost sich nicht zu schützen.

Ein zweiter besonderer Grund der stärkeren Empfänglichkeit des Gebirges für die strahlende Sonnenwärme liegt in seinem Reichthum an felsigen, öden und vegetationsarmen Flächen. Allerdings denke ich hierbei nicht an die niedrigen, fast ganz mit Wald bedeckten Gebirge Mitteldeutschlands, sondern an die großen und hohen Gebirge von der Gattung der Alpen und Cordilleren. Jedermann weiß, daß kahler, sandiger oder felsiger Boden die strahlende Sonnenwärme mit Gier aufsaugt, darüber eine sehr hohe Temperatur annimmt und dieselbe auch Nachts nur langsam verliert. Das Wärmequantum aber, welches er empfängt, ist wegen

des bald zu nennenden dritten Grundes im Gebirge bedeutend größer als im Tieflande, obschon es weniger zur sinnlichen Wahrnehmung kommt, da die an und für sich kühlere, leichter bewegliche und schneller in's Steigen gerathende Gebirgsluft das Übermaß der Bodenerwärmung verhindert und sozusagen im Keim mit sich in die Höhe führt.

Dagegen vermögen die Sonnenstrahlen, wo sie Eis und Schnee treffen, diese nicht stärker als bis auf 0° zu erwärmen; all ihre weitere Wärme wird latent gemacht und zur Schmelzung verbraucht. Die auf den Gletschern und tieferen Firnfeldern[1] ruhende Luft erleidet demnach im Sommer vom Grunde herauf eher eine Abkühlung als eine Erwärmung, weßhalb wir dem von uns aufgestellten Satz die Bedingung beigefügt haben, daß er wenigstens für alle Gebirgshöhen gelte, die von Gletschereis und ausgedehnten Schneefeldern nicht bedeckt sind.

Thatsächlich aber gilt der Satz auch für die schneebedeckten Gebirgshöhen, so oft sich daselbst die Luft in steigender Bewegung findet. Dieß Steigen nämlich erreicht an der Schneegrenze keineswegs sein Ende, macht sich vielmehr über alle Firnfelder hinaus noch auf den höchsten Bergspitzen bemerklich: die emporschwebenden Luftmassen bringen von den tieferen, schneefreien Gebieten Wärme genug mit, um ohne Störung über die schneebedeckten hinwegzugelangen. Zudem berühren sie gewöhnlich die flachen Schneefelder nicht, sondern lassen beim Steigen zwischen ihnen und sich jene schwere Luftschichte, welche vom Schnee abgekühlt worden ist. Endlich wirft der Schnee seiner weißen Farbe wegen viel mehr Wärmestrahlen nach oben zurück, als das kahlste Felsgestein — eine Eigenschaft, welche der auf ihm lagernden Luftmasse wenigstens indirect zugute kommt. Denn die Wasserdünste der Letzteren empfangen so beinahe ein doppeltes Wärmequantum, werden vor der Umwandlung in Nebel bewahrt und geben einen guten Theil ihrer Wärme durch Berührung an die Luft ab[2]. Nirgends ist die Luft klarer, als über den

[1] Die hohen Schneegebirge, wie etwa die Alpen, haben eigentlichen Schnee nur in den höheren Thalmulden und auf allen sanfteren Gehängen, welche die jähen Felszacken der höchsten Gipfel umgeben. Weiter abwärts bekommt der Schnee eine körnige Structur und wird zum Firnschnee. Ursache ist theils das eindringende Schmelzwasser, theils das Herunterströmen der ganzen, innerlich beweglichen Masse in Folge des Druckes von oben her. Die einzelnen Körner werden allmählich größer und mehr und mehr zu Eis, wodurch tiefer unten das Firneis und endlich das Gletschereis entsteht.

[2] Reine Luft wird von den Sonnenstrahlen und der rückstrahlenden Wärme des Erdbodens kaum erwärmt; dagegen absorbiren, wie im Folgenden sich zeigen wird, die atmosphärischen Wasserdünste außerordentlich viel Wärmestrahlen.

Firn- und Schneefeldern hoher Gebirge, wozu freilich der Umstand, daß ihre Dämpfe am kalten Boden sich niederschlagen, auch Einiges beiträgt.

In großer Höhe kann unter der Wirkung der Sonnenstrahlen der Schnee oder Firn wärmer als die ihn bedeckende Luft werden und dieser durch Berührung von seiner Wärme mittheilen, gerade so, wie es tiefer unten der schneelose Boden thut. Haben beispielsweise ein Schneefeld und die auf ihm ruhende Luftschicht in der Morgenfrühe gemeinschaftlich eine Temperatur von 20° unter Null, so muß die Oberfläche des Schneefeldes von der Sonne um volle 20° erwärmt werden, bevor sie zu schmelzen beginnt, und bei dem großen, beiderseitigen Temperaturunterschied wird demnach die bedeckende Luft nothwendig eine große Wärmemenge vom Schnee empfangen.

Diese Folgerung scheint wunderbar, ist aber richtig. Namentlich bewährt sie sich im Winter bei anhaltend schönem Wetter. Prüft man alsdann, am Gebirge emporschreitend, die Lufttemperaturen in den verschiedensten Höhen, so findet man, daß die Wegstrecken, die man, um jedesmal einen Grad weniger zu haben, abmachen muß, viel größer sind, als im Sommer; ja, wie bereits erwähnt wurde, bemerkt man am Anfang der Steigung nicht selten eine Zunahme der Lufttemperatur.

Der dritte besondere Grund, weßhalb die Oberfläche der Berge an allen schönen Sommertagen mehr strahlende Sonnenwärme aufnimmt, ist die Trockenheit, der geringe Dunstgehalt, und damit die schwache Absorptionskraft der Gebirgs-Atmosphäre in Bezug auf strahlende Wärme. Bei diesem wichtigen Grunde muß ich der Deutlichkeit halber länger verweilen.

Bestände unsere Atmosphäre lediglich aus Luft, d. h. aus einer Mischung von reinem Sauerstoff und Stickstoff, ohne Beigabe anderer Gase oder Dämpfe, so würde sie sich in Bezug auf das Durchlassen strahlender Wärme fast genau wie ein Vacuum oder der Himmelsraum selbst verhalten: wo die Sonne erschiene, müßte der Boden stärker als jetzt sich erwärmen, wie er auch umgekehrt beim Verschwinden der Sonne, selbst in der heißen Jahreszeit, bis unter den Gefrierpunkt erkalten müßte.

Nun findet sich aber in unserer Atmosphäre viel Wasser, theils als unsichtbarer Dampf, theils als Nebel und die Luft trübender Dunst, und theils endlich in der Gestalt von zarten Eiskryställchen, welche in den höchsten Höhen schweben. In all diesen drei Aggregats-Zuständen vermag es eine außerordentlich große Menge von strahlender Wärme zu

absorbiren, d. h. in sich aufzunehmen und festzuhalten, während es zugleich eine andere, ebenfalls große Menge der nämlichen Wärme von der Oberfläche seiner Atome reflectirt, also weder aus dem Himmelsraum bis zum Erdboden, noch vom Erdboden zurück in den Himmelsraum gelangen läßt. In dieser Absorption und Reflexion der Wärmestrahlen durch die atmosphärischen Wasserdünste besteht hauptsächlich das, was man die „Absorptionskraft der Atmosphäre in Bezug auf die Wärmestrahlen" nennt; die Luft als solche ist beinahe vollkommen diatherman oder wärmedurchlässig, so daß sie nur einen sehr kleinen Antheil von strahlender Wärme festhält oder reflectirt. Untersuchen wir an dieser Stelle im Einzelnen, wie das Wasser in seinen drei Aggregats-Zuständen ungleich mächtiger wirkt.

Zunächst fehlt es unserer Atmosphäre niemals an eigentlichem Wasserdampf, an Wasser in seiner gasförmigen Gestalt; auch der klarste Tag ist nicht frei von ihm. Ja in den Alpen ist oft der klarste Tag der verrätherischeste, weil das Blau des Himmels mit der Menge des atmosphärischen Wasserdampfes reiner und dunkler wird. Wenn wir daher von diesem eigentlichen Wasserdampf sprechen, so ist damit nichts Sichtbares gemeint; er ist keine Wolke, kein Nebel, kein Dunstschleier; vielmehr ist er transparenter als die reinste Luft selbst. Nie erscheint uns ein Berg mit all seinen Einzelheiten so nahegerückt und klar, als wenn nach einem Gewitter die Luft ganz dunst- und nebelerfüllt bleibt, aber durch ein allgemeines Sinken diesen reichlichen Wassergehalt vollständig in unsichtbaren Dampf verwandelt [1].

Die Beziehungen zwischen der strahlenden Wärme einerseits und der verschiedenen Absorptionskraft der Wasserdämpfe und reinen Luft andererseits will ich mit Hilfe bekannter Erscheinungen klar zu machen suchen. Man lege im Winter ein Stückchen schwarzes Tuch irgendwo auf den Schnee, und zwar so, daß beide von den Sonnenstrahlen getroffen werden. Wenn das Wetter nicht gar zu kalt ist, wird man beobachten, wie das Tuchstückchen jeden Tag mehr in den Schnee einsinkt. Seiner schwarzen Farbe wegen absorbirt es nämlich mehr Wärme, nimmt eine höhere Temperatur als der Schnee an, theilt diesem von seiner Wärme mit und bringt ihn unter sich zum schnelleren Schmelzen.

Auch der feste Erdboden und seine Bestandtheile, besonders wenn

---

[1] Man erinnere sich, daß sinkende Luft sich erwärmt und dabei ihre Nebel und Wolken gerade so auflöst, wie steigende Luft ihren unsichtbaren Wasserdampf durch Erkalten in sichtbare Nebel und Wolken verwandelt.

sie eine dunkle Farbe haben, absorbiren viel Wärme, die in ihnen fühlbar wird, und sie absorbiren davon in der nämlichen Zeit auch bedeutend mehr, als Schnee und Eis, welche zudem eine höhere Temperatur als die des Schmelz- und Gefrierpunktes nicht annehmen können. Liegen daher kleine Steine vereinzelt auf einem Gletscher, so erwärmen sie sich unter den Sonnenstrahlen mehr als das Eis, machen es im Sommer schmelzen und sinken darin ein, weßhalb man sie in kleinen, mit Schmelzwasser gefüllten Gruben antrifft. Feiner, sandiger oder erdiger Gletscherschutt befördert das Schmelzen des Eises gleichfalls, wo er in dünner Schichte darüber ausgebreitet ist und von den Strahlen der Sonne getroffen wird. In allen klaren Nächten aber strahlt er dafür auch mehr Wärme dem Himmelsraum zu, so daß im Winter die oberste Eisschichte unter ihm kälter ist, als wo sie frei liegt. Bildet hingegen der Gletscherschutt eine genügend dicke Schichte, so dient er dem Eise als undurchdringlicher Schirm gegen Wärme und Kälte. Die Sonnenstrahlen saugt er ein, ohne ihre Wärme durchzulassen; diese behält er vielmehr und strahlt er wieder aus, wenn die Sonne nicht mehr am Himmel steht, und unterdessen schont er die Wärme des Eises.

Ähnlich verhalten sich große Steinblöcke, welche auf dem Eise liegen. Die strahlende Wärme, die sie am Tage absorbiren, vermag nicht bis zur Unterseite vorzudringen, um dort das Eis zu schmelzen; des Nachts aber geht sie wieder verloren, indem sie nach dem Himmelsraum ausstrahlt. Daher die sogenannten Gletschertische, jene Säulen und abgestumpften Pyramiden von Eis, die man allerorts in den unteren Gegenden der Gletscher sieht und auf welchen ein mächtiger Steinblock, einer Tischplatte gleich, aufgelagert ist: derselbe ragt nach allen Seiten frei in die Luft hinaus und schützt sowohl durch seinen Schatten als auch dadurch, daß er die Wärme in seiner Masse zurückhält, das unter ihm liegende Eis vor zu starker Schmelzung, während es ringsum, wo die Sonnenstrahlen freien Zugang haben, rasch schwindet. Die größten Steinblöcke ruhen deßhalb auch auf den dicksten und höchsten Eissäulen.

Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit dem in der Atmosphäre schwebenden Wasserdampf. Seine Theilchen saugen aus den Sonnenstrahlen viel mehr Wärme ein, als die umgebenden Sauerstoff- und Stickstofftheilchen der Luft, nehmen dadurch eine höhere Temperatur an und übertragen dieselbe vermittelst Berührung auch an die Luft, welche so in indirecter Weise beim Durchgang der Sonnenstrahlen durch die Atmosphäre einige Wärme empfängt; denn die meiste Wärme bekommt

sie, wie mehrfach erwähnt wurde, durch ihre Berührung mit der Erdfläche und von den steigenden Luftströmen. Aber es haben die Dampftheilchen auch die Fähigkeit, die aufgenommene Wärme viel schneller auszustrahlen, als die Luft es vermag, und thun es nicht nur des Nachts, wenn die Sonne schon untergegangen, sondern auch am Tage, wenn die Sonne noch am Himmel steht, indem sie einen Theil ihrer Wärme allen Gegenden des Himmels zuwerfen.

Was nun die Erwärmung der Erdfläche betrifft, so ist klar, daß diese um so weniger Sonnenstrahlen bekommt, je mehr davon die atmosphärischen Wasserdünste auffangen, welche demnach in ihrer Gesammtheit, wie das durchbrochene Laubdach eines Baumes, den Erdboden vor zu starker Wärmeeinstrahlung schützen.

Dafür gereichen aber auch dieselben atmosphärischen Wasserdünste dem Erdboden zum Schutz gegen die zu lebhafte Ausstrahlung seiner Wärme, wenn die Sonne nicht hoch genug am Himmel steht oder des Nachts unter dem Horizonte verborgen ist. Dann strahlen zunächst sie ihre Wärme aus, und nur insoweit, als der in der Atmosphäre angehäufte Wärmevorrath nicht genügt, gibt der Boden von dem seinigen her.

Daß Luft im ruhenden Zustande, wenn in ihr keinerlei steigende Bewegung vorhanden ist, ebenfalls einige Wärme annimmt, bewirkt vor Allem ihr Gehalt an Wasserdünsten. Wäre sie ganz rein und nicht mit Dämpfen gemischt, so würde sie selbst unter den glühenden Strahlen der Tropensonne beinahe kalt bleiben oder wenigstens eine lange Zeit nöthig haben, damit sie eine merkbar höhere Temperatur gewinne. Umgekehrt würde sie aber auch ihre einmal erlangte Wärme bei der nächtlichen Ausstrahlung ebenso langsam verlieren. Unter den jetzigen Umständen entnimmt sie ihre Wärme hauptsächlich den in ihr schwebenden und von der Sonne stärker erwärmten Dampftheilchen, welchen sie auch ihre Wärme überläßt, so oft sich die Sonne zurückzieht.

Unablässig ferner entwickeln sich auf dem feuchten Erdboden frische Wasserdämpfe, wenn strahlende Sonnenwärme ihn trifft, und sie steigen, weil sie leichter als Luft sind, in derselben bis zu unbegrenzter Höhe auf, darin eine möglichst gleichmäßige Temperatur verbreitend. Des Nachts verwandeln sie sich in Nebelbläschen, die ihrer Schwere wegen aus der Luft niedersinken und als Thau den Boden netzen; während sie jedoch sinken, entziehen sie der Luft jene Wärme wieder, die sie ihr über Tag gegeben, und so bleibt der Erdboden, indem sie fortwährend Wärme ausstrahlen, vor übermäßiger Erkaltung bewahrt.

Tyndall, der berühmte englische Physiker, auf dessen herrliche Experimente über die strahlende Wärme das Gesagte vorzugsweise sich stützt, ließ von den verschiedensten Gegenden Englands atmosphärische Luft zur genauen Untersuchung kommen und fand, daß die darin enthaltenen, anscheinend so geringen Mengen von Wasserdampf durchschnittlich eine siebzigmal größere Wärmeabsorption ausübten, als die Luft selbst, worin der Dampf vertheilt war. Auch ist er der Meinung, daß von der strahlenden Wärme, welche die Erde zur Nachtzeit gen Himmel sendet, zum wenigsten zehn Procent schon innerhalb der ersten, zehn englische Fuß dicken Luftschichte aufgefangen werden, die unmittelbar über dem Boden liegt und gewöhnlich die meisten Dämpfe enthält. Deßhalb preist er England wegen der oceanischen Wasserdünste glücklich, welche in so großer Menge über es hinwegfluthen, und sagt: „Die Entfernung der Wasserdämpfe aus der britischen Atmosphäre würde schon in einer einzigen Sommernacht von der Vernichtung aller Pflanzen begleitet sein, welche die Gefriertemperatur tödtet.“ [1] Wir werden später einige Thatsachen anführen, die eine solche Behauptung gerechtfertigt erscheinen lassen.

Die Abkühlung bewirkt natürlich, daß die atmosphärischen Wasserdämpfe sich nach und nach in sichtbaren Dunst umwandeln; sie werden zu Nebelbläschen oder hohlen Wasserkügelchen, welche in der Atmosphäre einen noch um Vieles kräftigeren Schirm gegen das Ein- und Ausstrahlen der Wärme bilden. Denn an ihrer äußern und innern spiegelnden Oberfläche finden die Wärmestrahlen eine mehrfache Gelegenheit zur Reflexion, so daß die von der Sonne kommenden in großer Menge nach dem Himmelsraum, die von der Erde aufsteigenden aber ebenso wohl nach dieser zurückgeworfen werden. Die nicht reflectirten Wärmestrahlen dringen jedoch in die Wassermasse der Nebel- und Dunstbläschen ein, werden von ihr absorbirt und nur zum allergeringsten Theile durchgelassen.

Diese Absorption nun bewirkt eine doppelte Änderung im Zustande eines jeden Nebelbläschens.

Erstens bekommt dasselbe eine größere Menge freier oder fühlbarer Wärme; damit erhöht es seine Temperatur und die der umgebenden Luft, oder bleibt wenigstens sammt der Letzteren während der gleichzeitigen Ausstrahlung möglichst lange bei ein und derselben Temperatur.

---

[1] Tyndall, Die Wärme, S. 457 u. 448.

Beginnt aber die Ausstrahlung mächtiger als die Absorption zu werden, so verhindert die große Menge der freien Wärme, die sich mittlerweile in Nebelbläschen angesammelt hat, die zu schnelle Erkaltung desselben und der Lufttheilchen, welche es berührt. Denn unter allen festen und flüssigen Körpern ist flüssiges Wasser gerade derjenige, welcher am allermeisten Wärme in sich aufnehmen muß, damit er äußerlich um ein Bestimmtes wärmer erscheine. So hat man, um ein hierhergehöriges Beispiel zu erwähnen, einem Pfund Wasser reichlich 4,2mal soviel Wärme zuzuführen, als einem Pfund reiner atmosphärischer Luft, wenn beide um eine gleiche Anzahl von Graden wärmer werden sollen. Deßhalb kann ein Pfund Wasser durch den Verlust von einem Temperaturgrad ungefähr 4,2 Pfund Luft um einen Grad erwärmen. Nun ist aber das Wasser 770mal schwerer als die Luft, oder nimmt bei gleichem Gewicht einen 770mal kleineren Raum als diese ein; folglich vermag ein Kubikmeter Wasser mit Verlust von einem Temperaturgrad 770mal 4,2 oder 3234 Kubikmeter Luft um einen Grad wärmer zu machen. Man sieht also, welch ungemein wichtigen Einfluß die Nebel- und Dunstbläschen auf den Wärmezustand der Atmosphäre haben: sie theilen derselben Wärme mit, aber sehr langsam und ohne die Temperatur im Lauf eines Tages zu hoch werden zu lassen; darauf halten sie diese Temperatur möglichst fest oder lassen sie ebenso langsam niedriger werden, wenn die nächtliche Ausstrahlung überwiegt.

Zweitens machen die Nebelbläschen unter der Wirkung der Sonnenstrahlen sehr viel Wärme latent. Ihre Temperatur lassen sie nicht beliebig erhöhen, vielmehr bekommen sie bei kräftigerem Zufluß von Wärme auch immer mehr Neigung, wieder die Dampfgestalt anzunehmen, wobei viel freie Wärme verschwindet und in Arbeit umgesetzt wird, die Temperatur aber die nämliche bleibt. Wenn später die Ausstrahlung Übermacht gewinnt, verwandelt sich die so latent gewordene Wärme wieder in eine ganz gleiche Menge freier Wärme, ohne daß auch bei dieser Gelegenheit eine Temperaturveränderung eintritt. Eine solche erfahren die Dampf- und Nebeltheilchen nur vor und nach der Umwandlung ihres Aggregats-Zustandes, nicht aber während derselben.

Auch hier wollen wir vermittelst Zahlen uns eine klare Vorstellung verschaffen. Um ein Pfund flüssiges Wasser von 100° C., das also zum Sieden eben bereit ist, in ein Pfund Dampf von gleichfalls 100° zu verwandeln, muß man ihm 540mal soviel Wärme zuleiten, als zu seiner Erwärmung von 0° bis 1° nöthig war. Nun haben wir aber

gesehen, daß ein Kubikmeter Wasser mit Verlust von einem Temperaturgrad 3234 Kubikmeter Luft um einen Grad wärmer machen kann. Folglich wird jene Dampfmenge, welche an Gewicht einem Kubikmeter Wasser gleichkommt, bei ihrer Umwandlung in Dunst- und Nebelbläschen so viel Wärme in Freiheit setzen, daß sie damit, ohne selbst kälter zu werden, 540mal 3234 oder nahezu 1 750 000 Kubikmeter Luft um einen Grad wärmer zu machen fähig wäre. Ebenso viel Wärme bindet ein Kubikmeter Wasser, wenn es die Dampfgestalt annimmt.

Die immer sich wiederholende Umgestaltung des atmosphärischen Wasserdampfes in Nebel- und Dunstbläschen und dieser in Wasserdampf muß demnach auf die Beständigkeit der Lufttemperatur einen noch viel wirksameren Einfluß ausüben, als die vorhin erwähnte große Wärmecapacität der Nebelbläschen als solcher. Wenn die Atmosphäre am Morgen von den Sonnenstrahlen getroffen wird, macht sie zu allererst eine ungeheure Wärmemenge latent, indem sie ihre Dunst- und Nebelbläschen auflöst, d. h. in eigentliche Dämpfe verwandelt, und so lange sie das thut, erhöht sie ihre Temperatur nur ganz allmählich und in beschränkter Weise, weil sie fast nur durch die freie Wärme der Nebel- und Dampftheilchen zu einer höheren Temperatur gelangen kann. Denn auch der Erdboden unter ihr bekommt am Morgen noch zu wenig strahlende Wärme, als daß er schon um diese Zeit steigende Luftströme in etwas ansehnlichere Höhen zu senden vermöchte. Erst später empfängt er die dazu erforderliche Kraft; aber alsdann sind in der Luft auch schon die meisten Dunstbläschen verschwunden, und die aus ihnen entstandenen Dämpfe, fähig, viel freie Wärme aufzunehmen, theilen davon reichlich den umgebenden Luftatomen mit, während sie ihren viel größeren Vorrath von latenter Wärme für die Zeit überwiegender Ausstrahlung bewahren. So wird die Atmosphäre langsam und mäßig warm, wärmer jedoch in ihren unteren Schichten, worin stets die größere Menge von Dämpfen enthalten ist. Diese Dämpfe sind aber leichter als die Luft, und indem sich unten stets neue entwickeln, steigen sie darin fortwährend empor, um auch in möglichst hohen Luftschichten ihre Wärme zu verbreiten. Wenn darauf der Abend kommt und die Wärmeausstrahlung das Übergewicht erlangt, so sind es immer gerade die höchsten Dampftheilchen der Atmosphäre, welche zuerst ihre latente Wärme verlieren, aber dabei lange Zeit ihre Temperatur bewahren; endlich nehmen sie die Form von Wasserbläschen an und ziehen über Alles, was darunter liegt, einen Dunst- und Nebelschleier, unter welchem der Erdboden

und der ganze untere Theil der Atmosphäre mit ihren am Tage gewonnenen Wärmevorräthen, so viel es sein kann, gegen die Ausstrahlung geborgen ruhen. Man sieht also, wie die Umformung des atmosphärischen Wasserdampfes in Nebel und der Nebel in Wasserdampf ganz dazu geschaffen ist, alle unteren Luftschichten bis weit hinauf mit einer sogar verhältnißmäßig hohen Temperatur zu versehen und diese vor starken Schwankungen zu bewahren, eine weise Einrichtung, welche das Gedeihen einer kräftigen und üppigen Vegetation zur Folge hat, wo die Sonne mit Leichtigkeit alle Nebel zerstreut.

Ähnlich wie die Wasserbläschen wirken die feinen Eiskryställchen in der höheren Atmosphäre. Auch sie lassen beinahe keine Wärmestrahlen durch, werfen mit ihrer glänzenden oder schneeigen Oberfläche viele andere Strahlen zurück, und die, welche sie absorbiren, verwandeln sie theils in freie, theils in gebundene Wärme, womit sie den oberen Luftschichten zu einer etwas höheren Temperatur verhelfen und sie darin namentlich zur Zeit ihres Entstehens und Schwindens möglichst erhalten. Ihre Fähigkeit, bei der Umsetzung in tropfbar-flüssiges Wasser Wärme latent zu machen, ist jedoch etwa siebenmal geringer als die des Wassers bei seiner Umsetzung in Dampf. Damit man nämlich ein Pfund Eis oder Schnee von 0° in ein Pfund Wasser von 0° verwandle, hat man ihm 80mal soviel Wärme zuzuführen, als ein Pfund Wasser zur Temperaturerhöhung um einen Grad bedarf. Daher geben ein Pfund Eis von 0° und ein Pfund Wasser von 80° mit einander vermischt zwei Pfund Wasser von 0°, weil die 80 Grad freier Wärme zur Schmelzung des Eises verbraucht und somit latent werden. Jene Menge atmosphärischer Eisnadeln und Schneekryställchen, welche an Gewicht dem eines Kubikmeters Wasser gleichkommt, bindet folglich bei ihrer Umgestaltung in Dunst- und Nebelbläschen, ohne ihre Temperatur zu erhöhen, so viel Wärme, als 80mal 3234 oder 258 720 Kubikmeter Luft verlieren, wenn sie um einen Grad erkalten. Umgekehrt vermag natürlich ein Kubikmeter atmosphärischen Wassers bei seiner Verwandlung in eine gleich schwere Menge von Schneeflöckchen und Eisnadeln ohne Temperaturverlust so viel Wärme frei zu machen, daß damit 258 720 Kubikmeter Luft um einen Grad wärmer werden könnten.

Über allen Gegenden der Erdfläche schweben nun gleichzeitig Wasserdämpfe, Wasserbläschen und Eiskryställchen. Sie finden sich nicht nur in der feuchten Luft des Oceans, sondern auch in der scheinbar ganz

trockenen Luft der Wüste; nicht nur über den warmen und von Leben strotzenden Gebieten der Tropenzone, sondern auch über den kalten und todten Schneegefilden des hohen Nordens. Aber ihre relative und absolute Menge ist in den verschiedenen Gegenden verschieden, und weil vorzüglich sie es sind, was innerhalb der Atmosphäre die Sonnenwärme absorbirt und so manchem Sonnenstrahl den Weg bis zur Erdfläche herab verlegt, so werden sie auch zur Ursache, weßhalb in verschiedenen Gegenden der Erdboden bei gleicher Kraft der Sonne so verschiedene Wärme empfängt.

Wo der Himmel klar ist, das leuchtende Tagesgestirn gerade im Zenith steht und der Wassergehalt der Atmosphäre dem oberhalb Frankreichs Boden bei schönem Wetter gleichkommt, da beträgt — nach Pouillet's Untersuchungen — diese Absorption im Mittel ungefähr ein Fünftel der strahlenden Sonnenwärme, welche dort von oben her in die Atmosphäre eindringt, oder, mit anderen Worten, die Wärmemenge, welche daselbst bis zur Erdfläche heruntergelangt, ist noch vier Fünftel der ganzen.

Bei uns kommt die Sonne niemals in das Zenith, auch im Sommer nicht, und viel mehr noch bleibt sie ihm während des Winters fern. Berücksichtigt man außerdem den schiefen Sonnenstand am Morgen und Abend, die verschiedenen Tageslängen und die verhältnißmäßig große Feuchtigkeit der westeuropäischen Atmosphäre, so wird man es nicht wunderbar finden, wenn die Rechnung ergibt, daß der Erdboden bei uns an schönen Tagen im Ganzen vier bis fünf Zehntel aller strahlenden Sonnenwärme verliert. Viel größer natürlich ist seine Einbuße an nebligen, wolkigen und regnerischen Tagen.

Wie aber der schiefe Stand der Sonne die Absorption vermehrt, ist leicht zu ermessen. Die Strahlen legen dabei längere Wege innerhalb der Atmosphäre zurück, zwei- bis dreimal längere als unter dem Äquator zur Mittagszeit. Folglich treffen sie auch zwei- bis dreimal so viel atmosphärische Dünste, welche ihnen die Wärme entziehen.

Die stärkste Absorption übt die Morgenluft aus. Denn abgesehen von dem schiefen Sonnenstande, welcher alsdann vorhanden ist, enthält die Morgenluft eine große Menge von Dunst- und Nebelbläschen, von Wasser in seiner tropfbar-flüssigen Gestalt. Diese atmosphärischen Wassermassen sind in Folge der nächtlichen Ausstrahlung ihrer latenten Wärme beraubt, welche sie Tags zuvor besaßen, als sie noch Dämpfe waren, und jetzt, am Morgen und Vormittag, saugen sie die

latente Wärme wieder ein, um abermals Dampf zu werden. Deßhalb verliert der Erdboden ungemein viel wärmende Strahlen, und sogar wenn die Sonne kräftiger zu scheinen beginnt, hält er sich noch lange kühl, da er von Thau durchnäßt ist, welcher ebenfalls die Dampfgestalt annehmen muß.

Groß ist auch die Absorption der Sonnenwärme am Abend, weil um diese Zeit schon viele Wasserdämpfe in Nebelbläschen sich umwandeln, die eine stärkere Absorptionskraft besitzen.

Jetzt, am Ende dieser theoretischen Betrachtungen, wollen wir uns nach einigen Beispielen umsehen, welche die beschriebene Wirkung der atmosphärischen Wasserdünste klar machen.

Zuerst gedenken wir der auffallend starken Schwankungen der Luft- und Bodentemperatur in allen tropischen und subtropischen Wüsten. Die Luft jener Gegenden enthält wenig Wasserdünste, und dieser Mangel bewirkt, daß es dem Boden und Allem, was darauf ist, an dem nöthigen Schutz gegen die zu heftige Ein- und Ausstrahlung von Wärme fehlt. Wer hätte nicht von der unerträglichen Sonnengluth vernommen, welche den Reisenden in der Wüste Sahara belästigt? Weniger bekannt ist es jedoch, daß im Gegensatz zu den überaus heißen Tagen dort die Nächte so kalt sind und kein Jahr vergeht, in dem nicht an wasserhaltigen Stellen manchmal Eis, häufiger Reif entstände. So hat unter Anderen Duveyrier, auf seiner Reise durch das Land der Tuaregs, einen Unterschied von 72 Grad zwischen der niedrigsten und höchsten der von ihm beobachteten Temperaturen (— 4,7° und + 67,7° im Sonnenschein) verzeichnet[1]. Ähnliches berichten andere Reisende. Ein Thermometer, welches Girard in den Wüstensand Ägyptens gesenkt hatte, zeigte 70°[2]. Rouet fand bei Theben in Ägypten die Temperatur der Bodenoberfläche gleich 67,5° und Winterbottom in Sierra Leone, an der Südgrenze von Senegambien und nahe der atlantischen Küste, gleich 59°. In Rhadames am Nordrande der Sahara, das eine mittlere Jahrestemperatur von 23° hat und in den Sommermonaten Lufttemperaturen[3] bis zu 50° aufweist, sah dagegen Gerhard Rohlfs das Thermometer während der Wintermonate zuweilen bis auf — 5° herabsinken. In der Oase Fezzan, wo die höchsten

[1] Die Erde. Nach E. Reclus von O. Ule. I. S. 73.

[2] Alle Grade sind nach dem hunderttheiligen Thermometer von Celsius.

[3] Diese werden im Schatten oder mindestens nicht unter directer Sonnenbestrahlung des Thermometers gemessen.

Temperaturen des Erdballs getroffen werden, beobachtete der nämliche Reisende — 4° am 20. December 1865, kurz vor Sonnenaufgang, und sogar — 5° am 30. Januar 1866; ja während dieser beiden Monate sah er das Thermometer überhaupt an 24 Tagen auf oder unter den Gefrierpunkt fallen[1].

So gewaltige Temperaturschwankungen in einem Lande, das nur 25—30 Grad vom Äquator entfernt liegt, sind hauptsächlich Wirkungen des Wüstenklimas und bloß zum geringsten Theil dem Wechsel der Jahreszeiten zuzuschreiben. Funchal auf Madeira im Atlantischen Ocean, einige Grad nördlicher als der nördlichste Punkt von Fezzan, kennt zwischen dem kältesten und wärmsten Monat des Jahres (+ 17,3° und + 23,3°) nur einen Temperaturunterschied von 6°. Die höchste Lufttemperatur, welche man auf dieser von Dünsten eingehüllten Insel während einer Reihe von Jahren beobachtet hat, beträgt 29,4°, und die niedrigste + 10,6°, so daß während der nämlichen Zeit die Schwankungen der Luftwärme nie über 18,8° hinausgekommen sind. Zu Kairo in Ägypten, etwas südlicher als Funchal, sollten die Schwankungen zwischen den höchsten und niedrigsten aller beobachteten Lufttemperaturen etwas geringer sein. Doch bewegten sie sich in der That beinahe doppelt so stark, nämlich um 36,5°, eine Folge des trockenen, obschon nicht wüstenartigen Klimas[2].

In der australischen Wüste sind die Temperaturunterschiede womöglich noch größer, als in der Sahara. Die Luftwärme, wie sie Sturt beschreibt, ist während des Sommers erschrecklich. So sagt dieser Reisende von der Gegend zwischen der Flinders- und Grey-Range, nordöstlich vom Spencer-Golf, daß das Thermometer im Schatten täglich bis 44, ja 47° stieg, im Sonnenschein aber bis 60 und 65°. Am 21. Januar 1845, während der heißesten Sommerszeit, zeigte es sogar 55° im Schatten und fast 68° in der Sonne. Der Erdboden ist natürlich noch wärmer gewesen. Im Winter dagegen beobachtete er eine Lufttemperatur von — 4,4°, woraus sich für dieselbe eine Differenz von mehr als 59° ergab. Gleichwohl bildet jene Gegend noch keinen Theil der eigentlichen australischen Wüste, liegt vielmehr vor deren südöstlichem Rande und schon so weit jenseits des Äquators, daß die Sonne auch während ihres höchsten Standes über 7 Grad vom Zenith entfernt bleibt.

[1] O. Peschel, Physische Erdkunde, II. S. 157 u. 160.

[2] Vgl. hierüber G. A. v. Kloeden, Handbuch der physischen Geographie, S. 839 bis 841 u. S. 848—857.

In dem an und für sich viel heißeren nordwestlichen Innern traf Mitchell, ein anderer Entdeckungsreisender, auffallend kalte Nächte, z. B. eine von — 11,1° am 22. Mai und von — 11,6° am 2. Juni[1].

(Fortsetzung folgt.)

Joseph Kolberg S. J.

Die Justizmorde der Titus-Oates-Verschwörung.

(Fortsetzung.)

---

9. Neue Bluturtheile.

Um die Mitte Juni 1679 werde der Herzog von York an der Spitze eines 60 000 Mann starken französischen Heeres landen und gewaltsam die Krone erobern, welche ihm Shaftesbury entreißen wollte: so hatten die Stimmführer der protestantischen Partei ausgesprengt, und so glaubten es die Bürger Londons. Die Mitte Juni kam und brachte zwar keine feindliche Landung, dafür aber eine neue große Gerichtsscene, deren Ausgang bei der Aufregung, die gerade in jenen Tagen herrschte, nicht zweifelhaft sein konnte. Der Jesuiten-Provinzial Whitbread und P. Fenwick, welche bei der Gerichtsverhandlung vom 17./27. December 1678 wegen Mangels an Beweisen nicht abgeurtheilt wurden, hatten jetzt endlich wieder vor den Schranken zu erscheinen, und zugleich mit ihnen drei ihrer Mitbrüder, die PP. William Waring, John Gavan und Anthony Turner, wie sie der Theilnahme an der „greulichen Verschwörung" angeklagt.

Den Vorsitz des Gerichtes führte wiederum Sir William Scroggs, der uns wohlbekannte Lord Oberrichter. Oates und Bedloe hatten an dem Silberschmiede Prance, von dem wir oben erzählten, und an einem gewissen Mr. Dugdale hilfreiche Genossen in ihrem Gewerbe des Meineids gefunden. Es wäre ja auch zu verwundern, wenn der große Lohn und die öffentlichen Ehren, mit denen Oates und Bedloe von Shaftesbury bedacht wurden, nicht Mitbewerber um den gleichen Preis der Sünde erzeugt hätten. Stephen Dugdale aus Staffordshire war früher Rentmeister im Dienste Lord Astons von Tixall gewesen; er

---

[1] Tyndall, Die Wärme. 2. Aufl. S. 470.

hatte seinen Herrn betrogen und war schließlich mit 300 Pfund Sterl. (6000 Mark) flüchtig geworden. Eine Häscherbande, welche in Staffordshire auf Priester und „Verschworene“ fahndete, griff ihn auf und warf ihn als der Verschwörung verdächtig in's Gefängniß. Bei den ersten Verhören läugnete er entschieden jede Mitwissenschaft eines solchen Planes; nach einigen Wochen strenger Haft faßte der Unglückliche den Entschluß, seine Befreiung und reichen Lohn dazu durch meineidige Angaben zu erkaufen. Der Gefangene sagte also, er erinnere sich nun genau der Angelegenheit; sein Herr Lord Aston, einige andere katholische Edelleute und die Jesuiten Every, Gavan, Walker und Levison seien Mitschuldige. Lord Aston und die genannten Adeligen wurden auf diese Aussage hin eingekerkert; auf die Köpfe der Jesuiten setzte die Regierung einen Preis von 100 Pfund Sterl. (2000 Mark).

P. Every und P. Gavan waren so bekannt in Staffordshire, daß es für sie unmöglich schien, den Häschern zu entgehen. Um also keine der katholischen Familien in die Strafe des Hochverrathes zu verwickeln, die Allen drohte, welche ihnen ein Versteck gewährten, beschlossen sie die Flucht nach dem Continente. In ruhigerer Zeit hofften sie zu ihrem Arbeitsfelde zurückzukehren. P. Every entkam mit knapper Noth; nicht so glücklich war P. Gavan. In einer Bedientenlivree gelangte er zwar auf vielen Umwegen und unter vielen Abenteuern im Januar nach London und hatte sich bereits einen französischen Paß zur Fahrt über den Kanal verschafft. Er hatte die Bekanntschaft eines Kutschers des kaiserlichen Botschafters Graf Waldstein gemacht und glaubte sich in dessen Stallungen geborgen. Aber die Späher waren ihm auf der Ferse. Sir William Waller holte ihn mit einem Verhaftbefehle des Privy Councils bei Nacht aus dem Bette des Kutschers[1], schleppte ihn vor den Rath und, trotz seiner glänzenden Vertheidigung, sofort in die Kerker des Gatehouse. P. John Gavan (auch Gawen) war ein geborener Londoner und stand, als er vor Gericht geführt wurde, in seinem 39. Lebensjahre. Mit 20 Jahren war er 1660 zu Watten in das Noviziat der Gesellschaft Jesu eingetreten, hatte seine Studien in Lüttich und Rom gemacht und dann als eifriger Arbeiter im Weinberge des Herrn, namentlich in der Umgegend von Wolwerhampton in Staffordshire, mit so großem Erfolge gearbeitet, daß man diese Stadt der großen Zahl der katholischen Einwohner wegen „Klein-Rom“ nannte. Durch

---

[1] Dom. Charles II., vol. 415. n. 58. p. 92.

eine außerordentliche Gabe der Beredsamkeit und durch einen freundlichen, gewinnenden Umgang rettete er viele Seelen. Im Stile jener Zeit pflegte man ihn die „Silber-Trompete“ zu nennen.

P. Anthony Turner, der zweite neue Angeklagte, den wir vor den Schranken des Gerichtes treffen, war der Sohn eines fanatischen protestantischen Predigers. Wir können es uns nicht versagen, die Geschichte seiner Bekehrung hier mit einigen Worten zu erzählen. Der Vater war Pfarrer von Dalby Parva, nahe bei Melton-Mowbray, in Leicestershire. Die Mutter, Elisabeth Cheselbine von Brandon, eine durch Geburt und Tugend ausgezeichnete Frau, hatte in ihrem Leben nie einen Katholiken gesehen. Aber angesichts der vielen und verschiedenen Secten, welche in England damals ihr Haupt erhoben, lebte die fromme Dame in großen Gewissenszweifeln, ob sie nicht am Ende außerhalb der wahren Kirche stehe und in Gefahr der ewigen Verdammniß schwebe. Ihre zwei Söhne Eduard und Anton studirten nach des Vaters Gebot in Cambridge. Als diese nun in die Ferien kamen, forschte die Mutter, was sie auf der dortigen Schule bezüglich der wahren Religion gelernt hätten; die Knaben sagten, darüber hätten sie gar nichts gehört. Da bat die Mutter, sie möchten sich doch vor Allem über diesen allerwichtigsten und für die ewige Seligkeit entscheidenden Punkt Gewißheit verschaffen; an Geld für die nöthigen Bücher hierzu solle es ihnen nicht fehlen. Gehorsam dieser Bitte kaufte Eduard die Werke Bellarmins und einige der Controversschriften Campians, namentlich dessen „Zehn Gründe“ [1]. Das Lesen dieser Schriften, und mehr noch die innere Einsprechung des heiligen Geistes, überzeugte die Mutter bald von der Wahrheit der katholischen Religion und sie bat ihre Söhne, einen katholischen Priester aufzusuchen, welcher sie in die Kirche aufnähme. Das war keine leichte Aufgabe in den Tagen von 1640! Kein Katholik wollte dem Sohne eines so fanatischen Predigers, wie Mr. Turner war, trauen. Die Sache kam aber doch P. Alford, der sich in der Gegend von Melton verborgen hielt, zu Ohren, und jede Gefahr mißachtend, zeigte er sich sofort geneigt, den gewünschten Unterricht zu ertheilen; unter den größten Schwierigkeiten wurde das Werk der Bekehrung vollendet. Das konnte dem Ehegemahl nicht lange verborgen bleiben,

---

[1] Rationes decem quibus fretus Certamen Anglicanae Ecclesiae Ministris obtulit in causa fidei Edmundus Campianus: eine berühmte Controversschrift, welche zuerst 1581 in Lancashire erschien und in der Folge viele Auflagen erlebte und viele Irrende in den Schooß der Kirche zurückführte. Vgl. diese Zeitschrift, Bd. XX, S. 28.

und nun begann für die heldenmüthige Frau eine Zeit des Martyriums. Täglich quälte der rohe Mensch die ohnehin schwächliche Frau mit ausgesuchter Grausamkeit, schlug sie mit Fäusten, mißhandelte sie mit Fußtritten, schleppte sie gewaltsam nach der protestantischen Kirche, an deren Thüre sie wiederholt ohnmächtig zusammenbrach, so daß die ganze Gemeinde laut über die Rohheit ihres Predigers murrte. Die heldenmüthige Geduld der Mutter bewog bald den ältesten Sohn Eduard ebenfalls zur Rückkehr in den Schooß der heiligen Kirche; noch mehr, er wollte in die Gesellschaft Jesu eintreten. Die Mutter versorgte ihn mit Reisegeld nach Frankreich. Kaum hatte aber der Vater von der heimlichen Abreise seines Sohnes Kunde, so schickte er ihm Häscher nach, die ihn aufgriffen und nach Cambridge brachten, wo er vier bis fünf Jahre gewaltsam zurückgehalten wurde. Nichts konnte aber seinen Entschluß zum Wanken bringen. Inzwischen führte die Mutter zu Hause, wo sie in enger Haft gehalten wurde, ihr Dulderleben mit unerschütterlicher Starkmuth, bis sie endlich den Mißhandlungen ihres Mannes erlag. Der liebe Gott fügte es, daß sie auf dem Todbette alle heiligen Sacramente empfangen konnte; leider erzählten die Jahresbriefe nicht, wie P. Alford das in dem Hause des Predigers bewerkstelligen konnte. Sie starb wie eine Heilige. Jetzt erst scheint auch ihr jüngster Sohn Anton sich zur Annahme des katholischen Glaubens entschlossen zu haben; bei dem ersten Verdachte erfaßte den Vater eine so unbändige Wuth, daß er den Folgen seines Zornes in wenigen Tagen erlag und in halber Raserei starb. Die beiden Brüder eilten nun, nachdem sie noch zuvor alle häretischen Bücher des Vaters den Flammen übergeben, nach Rom, wo sie im Jahre 1650 in das englische Colleg eintraten; Eduard war damals 25, Anton 22 Jahre alt. Beide sollten der Titus-Oates-Verschwörung zum Opfer fallen; Eduard starb am 19./29. März 1681 im Gatehouse-Gefängniß zu Westminster als glorreicher Bekenner, nachdem Anton ihm als Blutzeuge im Tode vorangegangen war.

Da die Verfolgung ausbrach, arbeitete Anton, den wir jetzt vor den Schranken des Gerichts sehen, als Oberer zu Worcester. Über seine Verhaftung liegt ein doppelter Bericht vor. Dem einen zufolge habe er bei der Nachricht, wie man seine Ordensbrüder überall zum Tode aufsuchte, inständigst Gott gebeten, er möge doch auch ihm die Krone des Martyriums zu Theil werden lassen, dann sei er auf besondere Eingebung des heiligen Geistes nach London gegangen und habe sich den Richtern

als einen Priester und Jesuiten freiwillig gestellt. Etwas anderes erzählt der Florus Anglo-Bavaricus[1]. Die Obern hätten P. Anton Turner aus denselben Gründen, welche P. Gavan zur Flucht bestimmten, den Auftrag ertheilt, England zu verlassen, und er sei wie dieser nach London gekommen, um eine Gelegenheit dazu zu finden. Seine Mitbrüder, von denen er Hilfe erwartete, hatten aber die Hauptstadt verlassen, und so sei der gute Pater bald in die äußerste Noth gekommen. Er habe sich nun in der Lage gesehen, entweder den Beistand katholischer Familien anzusprechen, mit der Gefahr, dieselben in das Verderben der vorgeblichen Verschwörer zu verwickeln, oder den Hungertod zu wählen, oder endlich sich freiwillig dem Richter zu stellen. Er entschied sich für das Letztere; seinen letzten Sixpence (50-Pfennigstück) gab er einem armen Knaben, den er bat, ihn zum nächsten Friedensrichter zu bringen und als gefangenen Jesuiten einzuliefern; so konnte durch den Preis, der auf seinem Kopfe stand, doch armen Leuten noch geholfen werden. Der Name des P. Turner war von Titus Oates nie genannt worden, auch nicht von Bedloe, Dugdale oder Prance. Das hinderte aber die Richter durchaus nicht, den Mann, der sich im Vertrauen auf seine Unschuld selbst überliefert hatte, als Attentäter vor die Schranken zu stellen, wo die Zeugen der Krone auch sofort bereit waren, gegen ihn wie gegen die Übrigen meineidig auszusagen.

Der fünfte Jesuit, der des gleichen Verbrechens angeklagt vor Sir William Scroggs stand, war ein Greis mit milden, freundlichen Zügen und silberweißen Haaren — P. William Waring (eigentlich Barrow). Im Jahre 1609 hatte er in Lancashire das Licht der Welt erblickt, war mit 23 Jahren zu Watten in die Gesellschaft Jesu eingetreten und hatte seit 1644 in England 35 gefahrvolle Jahre hindurch am Seelenheile seiner Landsleute gearbeitet. Als der Sturm der Titus-Oates-Verschwörung ausbrach, stand er als Oberer der Jesuiten von London auf dem gefahrvollsten Posten. Oates wollte ihn auch mit P. Provinzial gleich zu Anfang verhaften lassen; P. Waring entging ihm aber in jener Michaeli-Nacht durch einen glücklichen Zufall. „P. William Waring, der Rector, war wohl bekannt in London," berichten die Jahresbriefe, „und deßhalb dem ganzen Ingrimm der Verfolgung bloßgestellt. Dennoch blieb er auf seinem Posten, um seinen Mitbrüdern, besonders den Gefangenen, in ihrer Noth beizuspringen. Durch keine Bitte konnte

[1] p. 119.

er bewogen werden, eine Fluchtgelegenheit, die eigens für ihn vorbereitet war, zu benützen und auf dem Continente für einige Zeit Sicherheit zu suchen. Nie unterließ er seine Liebeswerke, noch wollte er damit Andere, weniger Bekannte betrauen." Während er so viele seiner Mitbrüder in Sicherheit brachte, Andere tröstete und stärkte, ging er selbst dem gewissen Tode entgegen, dem pflichttreuen Kapitän gleich, der an die eigene Rettung zuletzt denkt. Zwar unterließ er keine gebotene Vorsicht: täglich wechselte er seine Kleidung, seine Wohnung, seinen Namen und ging so monatelang unerkannt mitten durch die Häscher. Endlich aber war das Maß seiner guten Werke voll. Eine Magd, welcher die Bescheidenheit und äußerste Mäßigkeit des ehrwürdigen Mannes auffiel, schöpfte Verdacht und verrieth ihn den Spähern. Sofort wurde er festgenommen und vor die Schranken des Parlamentes geführt, wo Oates erklärte, das sei der lange gesuchte Rector der Jesuiten von London, wie das Tagebuch der Lords unter dem 8./18. Mai 1679 bemerkt. Vor dem Privy Council erweckten die weißen Haare des Greises doch bei manchen Mitgliedern Mitleid. Den König schmerzte es, daß derselbe den Häschern in die Hände gefallen: er hätte ihn gerne gerettet. Warum er in England geblieben sei, nachdem der königliche Befehl erlassen, fragte Karl II.; ob er vielleicht nicht gewußt habe, in welcher Gefahr für Freiheit und Leben er schwebe? „Wohl wußte ich das," entgegnete P. Waring, „und ich hätte der Gefahr durch die Flucht nach dem Continente entgehen können, aber ich wollte in einer so guten Sache meinen Posten nicht verlassen. Auch hat mich ja weder Gefangennehmung noch Kerker als etwas Unvorhergesehenes ereilt, und selbst der Tod ist mir nicht unerwartet; denn in den letzten zwanzig Jahren ist kein Tag verflossen, an dem ich nicht gebetet hätte, daß früher oder später das Alles mir zu Theil werden möge, und Gott hat die glühende Sehnsucht meines Herzens gewährt."

Das also sind die fünf Angeklagten, gegen welche am 13./23. Juni 1679 in der Old Bailey von London verhandelt wurde. Ein Benedictinermönch, P. James Corker, der spätere Abt von Lambspring, war zwar mit den Jesuiten vor die Schranken gestellt worden; da er aber gleich bei Eröffnung des Gerichtes um Aufschub einkam, weil man ihn erst am Vorabende mit der Klage bekannt gemacht, während dieses Mal die Übrigen acht Tage Frist zur Beibringung der Schutzzeugen hatten: so gewährten die Richter seine Bitte und ließen ihn in den Kerker zurückführen. Die schreiende Ungerechtigkeit gegen P. Ireland

in der Gerichtssitzung vom December 1678[1] scheute man sich doch noch einmal zu begehen. Man wollte den juridischen Anstand etwas besser wahren, sah sich aber der offenbaren Unschuld der Angeklagten gegenüber bald wieder in der Nothwendigkeit, ähnliche und noch flagrantere Rechtsverletzungen zu begehen.

Da die Verhandlung im Ganzen derjenigen vom December gleicht, die ausführlich geschildert wurde, beschränken wir unsere Erzählung auf die wichtigeren Zwischenfälle. Nach Verlesung der Anklageacte erhoben P. Provinzial Whitbread und P. Fenwick die Einrede: nach englischem Rechte dürfe Niemand wegen derselben Sache zweimal vor denselben Richtern auf Leben und Tod angeklagt werden; nun aber seien sie schon einmal vor eben diesem Gerichtshofe in dieser Sache auf Leben und Tod angeklagt gewesen: also habe dieser Gerichtshof keine Befugniß über sie. „Ich rede nicht für mich allein, sondern im Interesse der ganzen Nation. Kein Mensch soll derselben Sache wegen zweimal auf Leben und Tod angeklagt werden. Mit demselben Grunde könnte man ihn zwanzig- oder hundertmal vor Gericht stellen," sagte P. Whitbread. Der Lord Oberrichter suchte den Einwand zu entkräften: „Ihr waret noch nicht in Lebensgefahr; denn die Jury war noch nicht aufgefordert, ein Verdict abzugeben." „Mit Vergunst, Mylord," antwortete P. Whitbread, „wir schwebten wohl in Lebensgefahr," und dann führte er einen Präcedenzfall aus dem 31. Regierungsjahre der Königin Elisabeth an, wo ein gewisser Seyer aus keinem anderen Grunde freigesprochen wurde, als weil er nicht zum zweiten Male wegen derselben Angelegenheit auf Leben und Tod angeklagt werden dürfe. Richter North kam Scroggs zu Hilfe: erst wenn die Jury sich zum Verdict zurückziehe, könne man sagen, ein Angeklagter schwebe in Lebensgefahr. Mit Recht behauptete P. Fenwick: „Wir schwebten ebensowohl in Lebensgefahr, als diejenigen, welche hingerichtet wurden"; aber es stand nicht zu erwarten, daß die Richter das Gesetz gegen sich selbst auslegen würden, und so geschah, was vorauszusehen war: der Einwand wurde als nichtig erklärt. Die beiden Jesuiten fügten sich und nahmen ihren Platz neben ihren drei Mitbrüdern, nachdem sie wie jene auf die Frage des Richters mit „nicht schuldig" geantwortet hatten.

Es folgten die Aussagen der Belastungszeugen. Oates sagte ungefähr dasselbe, wie im December, über die Versammlung der Jesuiten

---

[1] Vgl. oben Bd. XXII. S. 495 ff.

vom 24. April 1678, in welcher die Ermordung des Königs beschlossen worden sei, und über die Bestechung des königlichen Leibarztes Wakeman, welcher sich für 60 000 Goldkronen verpflichtet habe, den König zu vergiften. Dann fügte er seiner früheren Aussage bei, Waring und Fenwick hätten am 21. August 1678 300 Goldkronen (mehr oder weniger) an die vier Mörder nach Windsor geschickt, um den König zu meucheln. Am folgenden Tage habe eine Versammlung zum Zwecke der Ermordung des Königs stattgefunden; einige Benedictinermönche hätten sich an derselben betheiligt. Da sei aus Briefen des Erzbischofs von Dublin mitgetheilt worden, eine Verschwörung behufs Ermordung des Herzogs von Ormond, des Befehlshabers von Irland, und zur Bewaffnung der Irländer sei vorbereitet. P. Turner habe der Verschwörung beigewohnt und die Beschlüsse unterzeichnet. Ob auch P. Gavan gegenwärtig gewesen, wage er nicht zu behaupten: jedenfalls habe er die Beschlüsse gebilligt, denn Oates habe dessen eigenhändige Unterschrift gesehen, und er kenne seine Hand ganz gut, denn er habe ihn Ende Juli oder Anfangs August 1678 im Zimmer Irelands etwas abschreiben sehen.

Dugdale zeugte also: „Während Harcourt (P. Whitbread) vor drei Jahren im Hause Lord Astons etwas abschrieb, hatte ich Gelegenheit, seine Handschrift mir zu merken. Später sah ich einen Brief von seiner Hand, der durch den öffentlichen Briefboten an den Jesuiten Every bestellt wurde; derselbe erhielt durch dieses Schreiben den Auftrag, zuverlässige und verwegene Burschen — ob es nun Edelleute oder gemeines Volk wäre — zur Ermordung des Königs anzuwerben. Ich nahm wiederholt im Zimmer Every's an den Verhandlungen in dieser Angelegenheit Theil; Gavan hielt dabei eine Ansprache, in welcher er aus verschiedenen Stellen der heiligen Schrift die Erlaubtheit und das große Verdienst einer solchen Handlung bewies. Ich selbst wurde aufgefordert, die That zu unternehmen; ich bezog 600 Goldkronen dafür und sollte noch 400 erhalten, sobald der Mord geschehen wäre. Überdieß versprach mir P. Gavan zum Lohne für meine Dienste einen Platz im Heiligenkalender. Turner verschwor sich vor zwei Jahren im Zimmer P. Every's gegen das Leben des Königs, auch unternahm er, für die Sache in Worcestershire zu wirken. Endlich sah ich einen Brief Warings an Every mit dem Datum vom 14. October 1678, in welchem deutlich die Worte zu lesen waren: ‚Heute Abend wurde der Friedensrichter Godfrey ermordet.‘“

Der unglückliche Prance gab an: „Vor einem Jahre sagte mir Waring, als er mir eine silberne Statue bezahlte, welche ich für ihn gemacht hatte, die Ermordung des Königs sei nunmehr als ein Ding der Nothwendigkeit beschlossen." — „Was?" unterbrach P. Waring den Zeugen, „wagt Ihr zu behaupten, ich hätte jemals so etwas gesagt?" — „Ja," antwortete Prance, das Gesicht den Richtern zuwendend, „während er mir im Beisein eines gewissen Thomson den Preis für vier Leuchter bezahlte. Auch hörte ich Fenwick in Irelands Zimmer sagen, es seien 40 000 Soldaten unter den Fahnen von Powis, Arundell und Belasyse für einen Religionskrieg angeworben worden."

Bedloe endlich hatte die Stirne, seine eigene, vor den gleichen Richtern im December gemachte eidliche Aussage umzustoßen. Er hatte geschworen, die PP. Whitbread und Fenwick seien ihm persönlich unbekannt; er wisse nichts gegen sie auszusagen. Jetzt schwur er, Whitbread sei ihm von allen Jesuiten am besten bekannt, obschon er das bei der letzten Gerichtsverhandlung „aus guten Gründen" geläugnet habe. „Er sagte mir im Beisein Colemans, wie er vier Mörder nach Windsor geschickt habe, um den König zu meucheln. Waring bezahlte das Geld, das den Mördern nach Windsor geschickt wurde, und gab dem Boten vier Goldkronen Trinkgeld, daß er sich beeile. Fenwick kam auch dazu und half bei dem Bezahlen." Dieses schamlose Geständniß der früheren meineidigen Aussage bewog denn doch einen der Richter zum Antrage, das Zeugniß Bedloe's nicht zuzulassen; die übrigen Richter aber, der Oberrichter Scroggs an ihrer Spitze, entschieden dennoch, mit Rücksicht auf den Generalpardon des Königs, für die Zulässigkeit des Meineidigen.

Die Aussagen der Zeugen wurden von den dicht gefüllten Gallerien mit lautem Jubel und Beifallklatschen begrüßt. P. Blundell, welcher der Gerichtsverhandlung beiwohnte, sagt, die Wuth und Rohheit der Menge habe das wüste Treiben einer Bärenhetze übertroffen. Und inmitten dieser tobenden Rotte, welche dem Ernste und der Würde eines Gerichtes Hohn sprach, standen die fünf Angeklagten ruhig, bescheiden, gehoben durch das Bewußtsein, daß nur der Haß gegen ihre Religion und ihren Orden ihr Verderben wolle.

Wahrhaft glänzend vertheidigten sie ihre Unschuld. Das Hauptgewicht wendeten sie gegen Oates, den Erfinder und Urheber der ganzen meineidigen Anklage, und der Beweis gestaltete sich geradezu vernichtend für diesen Mann; vor jedem anständigen Gerichtshofe würde man ihn

sofort verhaftet haben. Der Jesuiten-Provinzial begann also: „Ich danke Gott, Mylord, daß ich vor dem Tode nicht zittere; aber ich möchte mich doch nicht freiwillig einem ungerechten Tode in die Arme werfen. Euer Lordschaft wird hoffentlich bedenken, daß Jedermann sein Leben theuer, und daß die Erhaltung des Lebens für jeden Menschen eine Pflicht ist: es muß ihm also auch das Recht zugestanden werden, dasselbe nach Kräften zu vertheidigen. Daß man ferner durch einen Meineid ebensowohl als mit Messer und Pistole einen Menschen morden kann, bedarf keines Beweises. Ich meine nun, wer auftritt und einen Menschen auf Leben und Tod anklagt, der muß nicht nur in den Augen des Gefangenen, sondern auch in den Augen der Richter und Geschworenen als ein „probus testis", als ein glaubwürdiger Zeuge dastehen. Ich habe aber Gründe vorzulegen, daß Mr. Oates kein solcher Mann ist."

P. Whitbread betonte nun zunächst die innere Unwahrscheinlichkeit, daß er einen Menschen wie Oates, einen ihm unbekannten Mann, so zum Vertrauten seiner geheimsten Pläne hätte machen sollen. Das Gleiche hob P. Fenwick hervor, wie es ihm denn nur hätte beifallen können, einem Menschen, der kurz vorher seiner schlechten Aufführung wegen aus dem Colleg von St. Omer fortgejagt worden sei, so gefährliche Briefe zu zeigen.

Dann kam der Meineid zur Sprache, den Oates in der Gerichtssitzung vom December geschworen und der P. Ireland dem Henker überliefert hatte. Oates hatte damals gesagt, P. Ireland sei um die Mitte August oder am 1. oder 2. September in London gewesen; wenn dieß als eine Lüge erwiesen wurde, durfte Oates als Meineidiger nicht vernommen werden: so schlossen die Angeklagten. Sie wußten, daß heute jene Zeugen gegenwärtig waren, deren Vorladung P. Ireland damals so dringend, freilich umsonst, gefordert hatte, und wenn sie nun auch das Leben des unschuldig Hingerichteten nicht mehr retten konnten, stand doch zu erwarten, daß ihre Aussage den Zeugen mit dem Brandmale des Meineides bezeichnen würde. Die Richter erkannten die Tragweite eines solchen Beweises und gaben sich alle Mühe, das Zeugenverhör, das für ihr letztes Bluturtheil vernichtend lauten mußte, zu hintertreiben. Die Angeklagten, erklärten die Richter, hätten kein Recht, den Proceß P. Irelands noch einmal vor die Schranken zu ziehen; man könne nicht gestatten, daß zwei Processe mit einander verquickt würden; sie hätten Oates in einer besonderen Anklage wegen Meineid belangen sollen; nur wenn sie eine seiner Aussagen, die er jetzt in dieser Verhandlung mache,

als eine Lüge darthun könnten, würde man ihnen erlauben, den Meineidsbeweis gegen ihn anzutreten. Der Bemerkung P. Gavans, wenn sie erhärteten, daß Oates einmal einen Meineid geschworen, so dürfe er nicht mehr als Zeuge zugelassen werden, begegnete der Lord Oberrichter wieder mit dem Bemerken, das müßte aber erst in einer besondern Verhandlung erwiesen sein, und sie könnten unmöglich zwei Processe mit einander vermengen.

Schon schien der Gerichtshof dem unliebsamen Zeugenverhöre glücklich ausgewichen zu sein, da glückte es den Angeklagten dennoch, dasselbe zu erzwingen. Sie wandten sich an Oates mit der Frage, ob er denn heute nicht mehr zu seiner bei der letzten Gerichtssitzung gemachten Behauptung stehen wolle? Unvorsichtig genug sagte Oates, was er damals gesagt, behaupte er auch jetzt noch, zwischen dem 8. und 12. August habe er Ireland in London gesehen. Damit hatte er sich die Hinterthüre verschlossen, durch welche ihn die Richter entschlüpfen lassen wollten: sie mußten nun die Vorführung der Schutzzeugen für P. Irelands Alibi erlauben.

Lady Southcot wurde aufgerufen. Sie sagte: vom 5. bis 16. August sei P. Ireland in ihrer Gesellschaft gereist. — Lord Oberrichter: „Und Sie waren Tag für Tag zusammen?“ — Lady Southcot: „Ja, jeden Tag.“ — Lord Oberrichter: „Sind Sie gewiß, daß die Reise am 5. August begann?“ — Lady Southcot: „Ja, so gewiß als ich nur einer Sache sein kann.“ Oates fing an zu fürchten und wollte die früher erwähnte Sarah Paine [1] als Gegenzeugin aufrufen; man bedeutete ihm, er solle noch warten. — Lord John Southcot wurde nun verhört. Er bestätigte, mit P. Ireland, den er von Gesicht gekannt habe, am 5. August in St. Albans zusammengetroffen und mit ihm wenigstens zwölf Tage gereist zu sein. Mr. Eduard Southcot sagte ganz übereinstimmend, am 3. August sei er bei Lord Aston zu Stanmore gewesen; da habe man ihm gesagt, P. Ireland sei angekommen; am 4. in der Frühe habe er ihn gesehen, sei am 5. mit ihm nach St. Albans gereist und dann weiter, so daß er im Ganzen vom 4. bis zum 16. August beständig in seiner Gesellschaft gewesen sei. Diesen Edelleuten folgte eine ganze Schaar Zeugen beiderlei Geschlechts, welche alle einstimmig die gleiche Aussage bezüglich der Abwesenheit P. Irelands von London machten und trotz des schärfsten Kreuzverhöres seitens der Richter aufrecht hielten. Oates

---

[1] Vgl. oben Bd. XXII. S. 492.

konnte diesem erdrückenden Zeugnisse von 16 unbescholtenen Personen gegenüber nichts Anderes thun, als sich auf die Aussage der Sarah Paine berufen, welche ihr früheres Zeugniß frech wiederholte, und Scroggs kam endlich dem Meineidigen mit der uns schon bekannten Ausrede zu Hilfe: man könne sich ja in der Zeitangabe täuschen, und ein solcher Irrthum hebe keineswegs die Glaubwürdigkeit eines Zeugen auf.

Nach diesem Vorspiele, das allein schon vor gerechten Richtern entscheidend hätte wirken müssen, kam der Hauptpunkt der Vertheidigung. Oates hatte geschworen, er sei im April 1678 in Begleitung der Patres Neville, Pole, Sir Thomas Preston (S. J.), Sir John Warner (P. Clare, S. J.) und eines gewissen Studenten Hildesley von St. Omer nach London gereist und habe daselbst am 24. April der Versammlung der Jesuiten beigewohnt. Beide Punkte dieser Behauptung, sowohl die Reise in der angegebenen Begleitung, als den Aufenthalt in London zu der angegebenen Zeit, schickten sich die Angeklagten an, mit einer Schaar von Zeugen zu widerlegen. In der Gerichtssitzung vom December hatte Sir William Scroggs das schriftliche, durch die Behörden von St. Omer beglaubigte Zeugniß als unzuläſſig zurückgewiesen; jetzt aber waren nicht weniger als 14 Mitschüler und sonstige Bekannte des Oates von St. Omer herübergekommen, darunter Söhne des höchsten katholischen Adels Englands, um Auge in Auge den Erfinder der Verschwörungsgeschichte des Meineides zu zeihen. Sie Alle bezeugten, daß Oates vom 10. December 1677 bis zum 23. Juni 1678 beständig in St. Omer war, und niemals in dieser Zeit außerhalb des Hauses weder aß noch schlief, mit Ausnahme eines einzigen Tages: seine Reise nach London und seine Anwesenheit auf der Provinzialcongregation der Jesuiten war also ein in die Augen springender Meineid.

Wir wollen einige Auszüge aus den Gerichtsprotokollen bezüglich dieses wichtigen Zeugenverhöres geben. Mr. Hildesley, ein junger Mann von 23 Jahren aus angesehener Familie, war der erste Zeuge von St. Omer. Die Richter fuhren ihn an: „Welcher Religion gehören Sie an?" — Mr. Hildesley: „Meine erste Pflicht ist der Dienst Gottes, dann der Sr. Majestät." — Richter Pemberton: „Sind Sie Katholik?" Lord Oberrichter: „Sind Sie römisch-katholisch?" — Hildesley: „Ja, Mylord, das bin ich." Trotz dieses Gebahrens seitens der Richter und des Hohngelächters der Zuhörerschaft, das sich bei jedem der folgenden Zeugen wiederholte und das wohl geeignet gewesen wäre, die Jünglinge einzuschüchtern, erklärte Mr. Hildesley auf das Bestimmteste, er sei nicht

mit Oates nach London gereist. William Parry, ein Schüler der obern Klassen von St. Omer, bezeugte ebenso bestimmt, Oates sei vom December bis Ende Juni mit Ausnahme einer einzigen Nacht, die er in Watten zubrachte, beständig in St. Omer gewesen; keine Zwischenfragen der Richter erschütterten dieses Zeugniß, das denn doch nicht ganz ohne Wirkung blieb. Ebenso bezeugte Dobbington, ein Jüngling von 18 Jahren, und erwähnte außerdem, daß er sich bestimmt erinnere, wie Oates gerade an dem 24. April wegen eines Unwohlseins auf das Krankenzimmer gekommen sei, wo er ihn zwei oder drei Tage später besucht habe; das schärfste Kreuzverhör konnte diese Aussage nicht erschüttern. — Mr. Gifford zeugte übereinstimmend. Als er sich des Ausdruckes bediente: „Ich sah Oates bis in den Juni im Colleg von St. Omer, wenn ich meinen Augen trauen darf", unterbrach ihn der Lord Oberrichter mit dem schlechten Witze: „Ihre Religion verbietet Ihnen aber, den eigenen Augen zu trauen", der natürlich von den Gallerien mit lautem Halloh begrüßt wurde. Thomas Palmer, der Sohn des königlichen Mundschenks Sir Philipp Palmer, bezeugte ganz dasselbe, wie seine Mitschüler, und so alle folgenden Zeugen. Besonders sind noch die Aussagen John Halls und Cooks hervorzuheben; der Erstere, der Diener des Speisesaales, bezeugte, daß er vom December bis Juni täglich für Oates gedeckt habe; der Letztere, der Schneider des Collegs, sagte ebenso positiv, Oates sei bis zum 23. Juni in St. Omer gewesen; er selbst habe ihm für seine Abreise einen neuen Anzug gemacht.

Ganz in ähnlicher Weise wurden die Angaben Oates' in Betreff seiner übrigen vorgeblichen Reisegefährten widerlegt, indem Laienbrüder aus St. Omer, Watten und Lüttich nachwiesen, daß die genannten Patres in der angegebenen Zeit in jenen Collegien weilten und keine Reise nach London machten. Es war ein wahres Glück, daß man die muthigen Zeugen nicht als Mitglieder des Jesuitenordens erkannte; sie wären sonst unfehlbar von der Zeugenbank in das Gefängniß geführt worden. So aber stand Oates diesen Aussagen sprachlos gegenüber; er war auf sie nicht gefaßt, während er das Zeugniß der Studenten von St. Omer vorhergesehen und sich in seiner Weise gegen dasselbe gewaffnet hatte.

Der erste Zeuge, den Oates aufrief, war ein gewisser William Walker, ein protestantischer Prediger. Derselbe beschwor, er sei Ende März oder Anfangs April 1678 in St. Martins Lane (einer Gasse Londons) einem verkleideten Manne begegnet, der ihm bekannt vorgekommen sei, an dessen Namen er sich aber nicht erinnern konnte. Später

wäre ihm eingefallen, das sei Oates gewesen, den er früher gekannt, aber seit fünf Jahren nicht mehr gesehen hatte. Er sei dann am folgenden Morgen in eine Schenke gegangen und habe dort eine Mrs. Ives, die Oates gekannt, nach demselben gefragt und ihr gesagt, er habe ihn Tags zuvor gesehen. Das sei Alles, was er wisse; er sei ihm später nicht wieder begegnet. Der Oberrichter North frug den Zeugen, ob er sich des Datums nicht genauer erinnern könne. Die Antwort lautete, es könne allenfalls auch Mitte April gewesen sein; es sei schon lange her und er habe es sich nicht so genau gemerkt. Bei diesem so unbestimmten Zeugnisse, das einer Täuschung so sehr ausgesetzt war, ermangelte Sir William Scroggs nicht, ein Siegesgeschrei zu erheben. „Dieses Zeugniß," rief er, „widerlegt alle Aussagen eurer Schuljungen, wenn es auch nicht genau auf den 24. April lautet. Wenn es wahr ist — und wir haben keinen Grund, das Gegentheil anzunehmen — stößt es ihr ganzes Zeugniß um; denn sie behaupten, er sei den ganzen März, April und Mai in St. Omer gewesen."

Mrs. Ives wurde dann aufgerufen und bestätigte, Mr. Walker habe ihr wirklich damals von seiner Begegnung mit Oates erzählt. Drei weitere Zeugen hatte Oates in dem Hause des Apothekers Sir R. Barker, eines glühenden Katholikenfeindes, in welchem er als Hausfreund verkehrte, zusammengebracht. Eine Magd behauptete, der Bediente Page habe ihr eine Woche vor Pfingsten einen vermummten Mann als Oates gezeigt und sie habe ihn eine Woche nach Pfingsten wieder gesehen. Dasselbe bezeugte der Bediente Page und der Kutscher Butler; Sir R. Barker selbst konnte sich mit Bestimmtheit nur daran erinnern, Oates Ende Juni oder Anfangs Juli gesehen zu haben, in welcher Zeit derselbe wirklich in London war. Ein gewisser Smith, ein Schulmeister von Islington, sagte dagegen, er habe Anfangs Mai mit Oates zu Mittag gespeist; der unglückliche Mensch widerrief später in einer Druckschrift diese Aussage und bekannte seinen Meineid [1]. Endlich trat für Oates ein Priester und Ordensmann auf. Nach den „Jahresbriefen der englischen Ordensprovinz" war der Mann geistesschwach; nach andern Quellen müßten wir ihn für einen unseligen Apostaten halten; auf die Frage des Lord Oberrichters, ob er römisch-katholischer Priester sei, sagte er, er gehöre der Kirche von Rom an, nicht aber der Curie von Rom. Sein Name ist Clay. Er sagte aus, er sei mit Oates im

[1] Echard, History of England, p. 556.

April 1678 bei Lord Charles Howard in Old-Arundel-House zusammengetroffen. Schon am nächsten Tage wurde dieses Zeugniß von dem edeln Lord persönlich widerlegt; das Zusammentreffen habe im Jahr 1677 und nicht 1678 stattgefunden. Diese Zurechtstellung kam aber bereits zu spät.

Es läßt sich nicht sagen, mit welchem Jubel von den Gallerien, von den Geschworenen, ja von den Richtern diese Zeugnisse zu Gunsten Oates' begrüßt wurden. „Eine volle Viertelstunde," erzählt P. Blundell, der Augenzeuge dieses Dramas, „konnte die Stimme des Herolds bei dem Gelächter und dem Gejohle, das die Halle erfüllte, kaum verstanden werden." — „He, wie steht es jetzt mit den Schuljungen von St. Omer?" rief Richter Dolben. — „Nun, meine Herren," höhnte der Lord Oberrichter, „was haben Sie jetzt für eine Entgegnung? Sie haben euch mit einer vollen Lage bedient!" — „Geschwind, Mr. Whitbread, was sagen Sie zu all dem?" secundirte der Oberrichter North.

Der Provinzial ließ sich keinen Augenblick aus der Fassung bringen. „Meine Entgegnung lautet also," sagte er. „Zunächst konnte Oates bei der letzten Gerichtsverhandlung, als ich ihn drängte, einen Zeugen beizubringen, der ihn damals in London gesehen, keinen Menschen nennen. Auch später, als er vor dem Comité verhört wurde, wußte er noch keinen zu bezeichnen. Er behauptete damals, er habe ganz verborgen im Hause Mr. Grove's verweilt; wir können das als eine Lüge beweisen. Endlich sagte er ganz bestimmt, er habe fast Niemanden gesehen und sich überhaupt nur sechs Tage in London aufgehalten. Nun wollen die Zeugen ihn Ende März oder Mitte April schon gesehen haben, während er doch selbst angibt, er sei am 14./24. April mit Hildesley herübergereist!" — Lord Oberrichter: „Er sagt, er sei am 17. April angekommen; das stimmt ganz gut mit den Aussagen der Zeugen." — P. Whitbread: „Mr. Oates behauptet ausdrücklich, er habe sich hier nur sechs Tage aufgehalten." — Lord Oberrichter: „Und weßhalb soll denn das nicht stimmen?" — P. Whitbread: „Nein, Mylord, das kann nicht stimmen. Wenn er am 17. April hier ankam und bis Ende Mai hier verweilte (Pfingsten fiel 1678 auf den 19. Mai), so kann er nicht bloß sechs Tage hier gewesen sein." Die Widerlegung war handgreiflich, die Richter aber flüchteten zu ihrer alten Ausrede, man könne sich, was die Zeitumstände angehe, leicht täuschen und Mr. Oates müsse trotz dieser kleinen Ungenauigkeiten als ein probus testis angesehen werden.

Ähnlich gestaltete sich die Vertheidigung gegen die übrigen Zeugen der Krone. Bei Bedloe hoben die Angeklagten natürlich den offenen Widerspruch zwischen seiner ersten und heutigen Aussage hervor. Die „guten Gründe", welche ihn im December, wie er selbst eingestand, zum falschen Zeugniß bestimmten, erklärte der schamlose Mensch also: er habe damals mit einem gewissen Mr. Reading in Unterhandlung gestanden und sei halb entschlossen gewesen, sowohl die katholischen Lords, die im Tower gefangen lagen, als auch die angeklagten Jesuiten entschlüpfen zu lassen. Deßhalb habe er damals nicht die ganze Wahrheit gesagt; jetzt aber habe sich die Sache zerschlagen und er wolle nun nichts mehr verheimlichen. — Gegen Dugdale führte P. Gavan einen glänzenden Alibi-Beweis, der aber mit Hohn zurückgewiesen wurde, weil seine Zeugen — sämmtlich Katholiken seien. Das war überhaupt in den letzten Stunden der Gerichtsverhandlung das einzige Argument der Richter: Die katholische Religion dispensirt von Eiden; also darf man keinem Eidschwure eines Katholiken trauen. „Sind Sie römisch-katholisch?" war daher die ständige Frage des Lord Oberrichters an alle Entlastungszeugen, und bei der bejahenden Antwort erhob sich immer ein schallendes Gelächter. „Sie haben auch nicht einen einzigen protestantischen Zeugen für Ihr Alibi beigebracht," schloß der Lord Oberrichter diesen Theil der Verhandlung. Da erklärte sich P. Gavan bereit, seine Unschuld durch ein Gottesgericht zu beweisen. Er wollte barfuß und mit verbundenen Augen über glühende Eisenplatten schreiten; Gott werde ihm helfen, da ihm kein anderes Mittel zum Beweise seiner Unschuld vergönnt sei. Wir müssen wohl annehmen, daß diese Berufung auf das wunderbare Eingreifen des ewigen Hortes der Unschuld eine außerordentliche Eingebung des heiligen Geistes war, wie uns ja ähnliche Fälle aus dem Leben der Heiligen bekannt sind. Der Gerichtshof war einen Augenblick außer Fassung; dann aber wies Sir William Scroggs auch dieses Anerbieten des Unschuldigen mit Hohn zurück.

Nach Beendigung des scharfen Verhöres, das alle Schutzzeugen unter dem wilden Geschrei der Gallerien bestehen mußten, wandte sich der Lord Oberrichter mit der Frage an die Angeklagten, ob sie noch etwas zu ihrer Vertheidigung vorzubringen hätten. Da erhob sich P. Gavan und richtete eine Ansprache voll Kraft und Klarheit an die Geschworenen, so daß anwesende Rechtsgelehrte erklärten, sie hätten kaum jemals von den gefeiertsten Anwälten eine ähnliche, auch vom juridischen Standpunkte aus unübertreffliche Vertheidigung gehört. Sir

William Scroggs suchte umsonst durch Unterbrechungen und Zwischenrufe den Angeklagten zu verwirren; derselbe behielt seine volle Ruhe und sprach mit einer Überzeugung und Wärme, welche auf jeden auch nur halbwegs billigen Gerichtshof Eindruck gemacht haben müßte, obschon seine Worte vor diesen durch Sectenhaß fanatisirten Menschen fruchtlos verhallten. Die übrigen Angeklagten sprachen nur wenige Augenblicke. Alle wiesen auf die innere Unglaublichkeit der Behauptungen des Oates und auf die Widersprüche der Zeugen hin. Der greise P. Waring erinnerte an seine 70 Jahre, die er in Ehren so verlebt, daß ihn nie auch nur die geringste Schuld vor einen Richterstuhl gebracht; auch jetzt noch hoffe er, die Unschuld werde erkannt werden.

Dann hielt der Lord Oberrichter eine seiner Donnerreden an die Jury; sie übertraf womöglich noch die Tiraden vom 17. December, die wir oben mittheilten[1]. In derselben nannte er die Zeugen von St. Omer junge Laffen, denen man als einen Glaubensartikel beigebracht habe, falsches Zeugniß sei erlaubt, wenn es sich um das Beste der Religion handle. Doch fühlte er sich genöthigt, seiner Rede den Satz einzufügen: „Obschon ihre ganze Vertheidigung sich nur auf den Beweis beschränkt, daß die (von den Zeugen angegebene) Zeitangabe nicht stimme, darf doch dieser Punkt nicht ganz leicht genommen werden, indem er in der That beträchtlich zu ihren Gunsten in die Wagschale fällt.“ Das hinderte ihn aber nicht, den Geschworenen zuzurufen: „Sie vertheidigen ihr Leben wie ihre Religion mit schwachen Beweisen und elenden Sophismen.“

Nach einer Viertelstunde kamen die Geschworenen zurück und sprachen das „Schuldig“. Es war acht Uhr Abends; die Verhandlung hatte den ganzen Tag gedauert, und so wurde der Urtheilsspruch auf den nächsten Tag verschoben.

„Ich war von fünf Uhr Morgens bis zum Schlusse der Verhandlung gegenwärtig,“ erzählt P. Blundell, womit er aber wohl nicht sagen will, die Verhandlung habe zu so früher Morgenstunde begonnen; wahrscheinlich mußte er wegen des ungeheuern Andranges der Menge so zeitig auf dem Platze sein. „Die Angeklagten betrugen sich, wie es Religiosen und apostolischen Männern geziemt. Die bittern und verletzenden Worte des Richters, das Gelächter und Gejohle des Volkes nahmen sie entgegen ohne das geringste Zeichen von Ungeduld. Die gegen sie vorgebrachten Klagen widerlegten sie so klar und mit so voll-

---

[1] Bd. XXII. S. 498 ff.

kommener Selbstbeherrschung, die sich auch in ihren Mienen wiederspiegelte, daß sie, wie einige Anwesende laut behaupteten, ganz bestimmt von jedem Verdachte einer Schuld freigesprochen worden wären, wenn sie Türken zu Richtern gehabt hätten."

Am nächsten Morgen wurde Mr. Langhorne, jener katholische Rechtsanwalt, den Oates in seiner „Erzählung" unter den Verschwörern genannt hatte, vor die Schranken des Gerichtes gestellt. Richard Langhorne war ein ebenso ausgezeichneter Rechtsgelehrter als frommer und in jeder Beziehung ehrenwerther Mann. Seit dem 7. October 1678 hatte er in strengster Haft in den Kerkern der Newgate geschmachtet. Bei seinem Processe wiederholten sich alle jene haarsträubenden Ungerechtigkeiten, von denen wir soeben in den Processen der Jesuiten zu erzählen hatten. Einige der Schutzzeugen wurden vor den Thüren der Gerichtshalle nicht nur bedroht, sondern geradezu thätlich mißhandelt, wie der Earl of Castlemain vor den Richtern constatirte; ein Hauptentlastungszeuge, eine Mrs. Sellier, wurde auf diese Weise von ihrer Aussage abgeschreckt. Unter andern Zeugen trat dieses Mal auch der Wirth des Gasthauses zum Schimmel auf, in dessen Haus nach Oates' Behauptung die Versammlung der Jesuiten am 24. April 1678 stattgefunden haben sollte; man hatte ihn früher nicht finden können. Der Mann sagte, man solle sich doch nur durch den Augenschein überzeugen, daß in seinem Hause kein Raum sei, der eine solche Anzahl von Männern hätte aufnehmen können. Nichts half, auch nicht die gewandteste Vertheidigung des seinen Richtern vollkommen ebenbürtigen, wenn nicht überlegenen Juristen. Sir William Scroggs hielt in dritter Auflage seine No-Popery-Rede, die Geschworenen sprachen nach wenigen Minuten Berathung ihr „Schuldig", und ein gewaltiger Jubel der fanatisirten Menge füllte den Gerichtssaal, wie der officielle Bericht meldet[1].

Das barbarische Urtheil des Hochverrathes wurde dann gemeinsam über die fünf Jesuiten und über Mr. Langhorne gefällt. „Sie empfingen dasselbe mit großer Seelenstärke und freudiger Miene, Gott lobpreisend, daß sie für würdig gehalten wurden, Schmach zu leiden um des Namens Jesu willen", so schließen die Jahresbriefe der englischen Ordensprovinz die Darstellung dieser traurigen Gerichtsscene.

Es war der 14./24. Juni 1679, ein Samstag. Mit dem folgenden Morgen begannen die Gerichtsferien, und so mußte die Verhand-

[1] „Upon which there was a very great shout."

lung gegen Sir George Wakeman, den vorgeblichen Giftmischer, und gegen die drei Benedictiner Corker, Marsh und Hesketh aufgeschoben werden. Zum Glücke für die Unschuldigen! Denn der Heldentod der Verurtheilten bewirkte, wie wir sehen werden, einen Umschwung in der öffentlichen Meinung, und als das Gericht im Juli wieder zusammentrat, fanden Oates und seine Helfershelfer nicht mehr so willfährige und leichtgläubige Richter und Geschworene.

(Fortsetzung folgt.)

Jos. Spillmann S. J.

Rechtsgeschichtliches über den Selbstmord.

Das Rechts- und Sittlichkeitsbewußtsein der Menschen findet seinen Ausdruck in den Sitten und Gesetzen. Zwar ist die Wechselbeziehung zwischen denselben nicht adäquat; Manches, was dem Bewußtsein von Recht und Pflicht widerstreitet, kann dennoch zur Handlung werden und zur Gewohnheit sich ausprägen. Aber was sich nicht als Gegensatz zu Recht und Gebühr dem Bewußtsein offenbart, kann im Leben nicht als Verstoß gegen die Ordnung verabscheut und gemieden werden; selbst dasjenige, was erst durch positives Verbot zum Unrecht gemacht wird, kann sich nicht als Gegenstand solchen Gesetzes dauerhaft behaupten, wenn es nicht wenigstens als unschicklich oder minder gut von der Vernunft erfaßt wird. Andererseits ist es aber auch wahr, wenn der Mensch, geschehe es bei Einzelnen oder bei Völkern, sein Leben dauernd in Gegensatz zu den Forderungen der Vernunft und besseren Einsicht setzt, so wird das Bewußtsein von Pflicht und Pflichtverletzung, von Sittlichkeit und Schuld allmählich abgeschwächt und verdunkelt, ja es kann betreffs mancher Punkte ausgelöscht und verkehrt werden.

Suchen wir nun in den Sitten und Gesetzen das Bewußtsein der Menschheit über den sittlichen Gehalt des Selbstmordes, so finden wir, daß ein unverdorbenes Sittlichkeitsgefühl denselben als eine der größten Unthaten verurtheilte, und daß entweder dünkelhafte Selbstüberhebung oder hochgradige Verdorbenheit dazu gehörte, um ihn zu vertheidigen oder mehr als sporadisch und ausnahmsweise in die Erscheinung treten zu lassen.

Die Geschichte bezeugt es, daß bei den verschiedenen Völkern erst dann eine Häufigkeit des Selbstmordes eintrat, wenn der sittliche Verfall überhandgenommen hatte. In Griechenland ist in den Zeiten, wo noch relativ unverdorbene und naturwüchsige Sitten herrschten, von Selbstmord selten die Rede; Rom kannte in der Zeit seiner einfachen und strengen Sitten jene Manie nicht. Allein als Wohlleben und Luxus die Sitten verpestet, das Leben entnervt hatte, als in den leitenden Grundsätzen Zerfahrenheit, in der Lebensanschauung Pessimismus zu herrschen begann: da häuften sich auch die Zahlen der Selbstmorde. Vom peloponnesischen Kriege an und weiter hinab machten manche Männer, die Griechenland als Große pries, mit eigener Hand ihrem Leben ein Ende; bei den Römern war es zur Kaiserzeit Mode geworden, in dieser Weise zu sterben, wenn entweder der Lebensüberdruß nicht mehr in den ausschweifenden Lüsten gemeiner Sinnlichkeit erstickt werden konnte, oder das unvermeidlich winkende Todesurtheil von Seiten der launigen Tyrannen auf dem Throne nur noch durch ein Ende nach eigener Wahl zu anticipiren war [1].

Das natürliche Urtheil der Vernunft, welches in allen noch nicht hypercultivirten Perioden entweder durch bloße Volkssitte oder durch öffentliches Gesetz auf Ehrlosigkeit für das Andenken des Selbstmörders lautete, blieb noch länger in seinem Rechte. In Athen war der Selbstmord ein Staatsverbrechen und wurde bestraft durch Abhauung der rechten Hand des Leichnams und durch unehrenvolle Bestattung, wenn anders nicht der Selbstmörder, bevor er Hand an sich gelegt, dem Senate die Ursache seines Lebensüberdrusses dargelegt hatte. Zwar ist in dieser Gesetzesbestimmung Wahres mit Falschem gemischt; doch die ungebührliche Erhebung der öffentlichen Gewalt, welcher man eine zu weitgehende Macht über Leben und Tod einräumte, kann die Züge nicht verwischen, mit welchen die Natur selbst das Verdammungsurtheil über unbefugtes Eingreifen in's eigene Leben in das Menschenherz niedergeschrieben hat. Daß ein derartiges Attentat nicht der Willkür überlassen werden könne, ist die wahre Seite; daß aber die menschliche Autorität dasselbe legitimiren könne, ist die in's Falsche mündende Übertreibung.

---

[1] Wie grauenhaft die Manie des Selbstmordes zur Zeit eines Seneca schon herrschte, geht aus dessen Ep. 23. hervor. Gebildete und Ungebildete gaben sich den Tod, weil sie einen Genuß dabei fanden. Andere tödteten sich, um nicht alle Tage die Langeweile zu haben, aufstehen, essen, trinken, sich niederlegen, jahraus jahrein Frühling, Sommer, Herbst und Winter ohne irgend eine Neuerung erleben zu müssen.

Jene Strafe der Entehrung war nicht bloß in Athen festgestellt; auch in Theben bestand das Gesetz, den Leichnam des Selbstmörders ehrlos zu verbrennen, ohne Anwendung der gebräuchlichen religiösen Ceremonien. In Sparta schützte selbst die minder auffallende Weise, auf welche ein gewisser Aristodem den Tod gesucht hatte, indem er sich aus dieser Absicht in der Schlacht bei Platää in die feindlichen Reihen gestürzt hatte, durchaus nicht vor der Unehre der Selbstmörder; er wurde zur Schande des Begräbnisses beraubt. Im Allgemeinen erkannte man in ganz Griechenland auf Ehrlosigkeit der Selbstmörder.

Wenn wir bei den andern Völkern Rundschau halten, so begegnen wir bei den Armeniern der herrschenden Sitte, das Haus des Selbstmörders zu verfluchen und den Flammen zu weihen. — Selbst bei den Indiern, wo seit langer Zeit die blutigen Selbstopfer bethörter Götzendiener herrschten und selbst heute noch nicht völlig unterdrückt werden konnten, drücken sich die Vedas verurtheilend über jeden Angriff gegen das eigene Leben aus.

Am stärksten ausgeprägt findet sich wohl die Verurtheilung des Selbstmordes bei den Persern. Da nach ihrer Ansicht das Loos im Jenseits davon abhängt, ob die guten oder die bösen Thaten, welche während des Lebens begangen wurden, überwiegen: so ist es begreiflich, daß sie darauf verfallen konnten, die verschiedenen Arten von Sünden nach Gewicht zu classificiren. Neun verschiedene Abstufungen werden namhaft gemacht. Der geringsten Klasse wird ein Gewicht von sieben Jçtir beigelegt, der schwersten ein Gewicht von 2400—4500 Jçtir; zu dieser letzten Klasse gehören u. A. Ehebruch, Straßenräuberei, Selbstmord [1]. Man sieht also, der Selbstmord wird mit den ehrlosesten Verbrechen zusammengeworfen.

Die Römer hatten in ihren Gesetzen keinen eigenen Paragraphen für den Selbstmörder im Allgemeinen; nur im Falle, daß Jemand aus Furcht vor einem ihn etwa ereilenden Criminalurtheil selbst Hand an sich gelegt hatte, wurde diese That als Schuldbekenntniß aufgefaßt, und die Güter des Todten fielen an den Fiscus; um solche war, wie um gemeine Verbrecher, öffentliche Trauer verboten. Auch aus dieser Bestimmung, welche sich nebst anderen Anordnungen bis tief in die neuere Zeit im christlichen Reiche erhalten hat, klingt wohl eine Verwerfung des Attentates durch. Auf die charakterlose Potenzirung der

[1] Spiegel, Die heiligen Schriften der Parsen, Bd. II. S. LX.

Allgewalt der heidnischen Kaiser aber ist es zu schreiben, wenn für den Fall eines erheblichen Legates, welches dem Kaiser gemacht wurde, dem mit dem Tode Bedrohten gnädigst gewährt wurde, der Ermordung durch Selbstmord zuvorzukommen, ohne des Testirrechtes verlustig zu gehen. Übrigens finden sich noch andere Anzeichen dafür, daß auch die Römer die That des Selbstmordes als etwas Ehrloses brandmarkten. Außer dem unten verzeichneten Urtheile Cicero's und Virgils ließe sich das Verbot der Pontificalbücher verzeichnen, welches die Erhängten vom Begräbniß ausschloß, und noch zur Zeit Hadrians die Statuten einer Leichenkasse, welche alle Selbstmörder der Leichenfeier beraubte.

Wie in den Sitten und Gesetzen der Völker, so finden wir auch in den Erörterungen der Philosophen sowohl das bessere Zeugniß der menschlichen Natur durchklingen, als auch die Verunstaltung dieses Zeugnisses in Folge der Leidenschaft und hochmüthiger Gottentfremdung. Bekannt ist, daß die stoische Schule dem sogenannten Weisen es zugestand, ja sogar zur Pflicht machte, sich selbst das Leben zu nehmen, wenn der Tod ihm höheren Werth zu haben schien, als das Leben: solche Lehre wurzelte eben in der stolzen Selbstgenügsamkeit und dem absoluten Rechte, welches der Stoiker über sich selbst reclamirte; thatsächlich prägte sich in der Verwirklichung dieser Lehre doch nur dem christlichen Starkmuth gegenüber Charakterschwäche und Feigheit aus. Nur das wollen wir gerne zugestehen, die Unerlaubtheit des Eingriffs in das eigene Leben für gewisse, sehr schwierige Lagen ist nicht so selbstverständlich, daß nicht auch ernst forschende Männer darüber in schuldlosem Irrthum sein konnten. — Die Verherrlicher des Selbstmordes aus dem Bereiche der modernen ungläubigen Philosophie zu erwähnen, ist kaum der Mühe werth; entstammen ja ihre seichten Lehren doch nur der Versumpfung des sittlichen Gefühls. Die Fahnenträger der Selbstmord-Verherrlichung haben in „Werthers Leiden" und der „Heloise" ihre eigene sittliche Fäulniß zur Schau gestellt und verewigt.

Weit ernster urtheilten andere der berühmtesten heidnischen Denker. Plato hat in seinem „Phädon" seine und des Sokrates Ansicht über den Selbstmord niedergelegt[1]. Er läßt in populärem Vergleich den ganz richtigen Grund für die sittliche Verwerflichkeit der That zum Ausdruck kommen, daß nämlich in ihr ein unstatthafter Eingriff in ein absolut göttliches Recht vorliege, weil Gott allein über Leben und Tod des

---

[1] Phädon, Kap. 6.

Menschen zu verfügen habe. — In ähnlicher Weise verurtheilt der Stagirite den Selbstmord. Er kommt freilich nur nebenbei darauf zu sprechen[1]; denn daß der Selbstmord gegen die Ordnung der Vernunft, gegen die Forderungen der Sittlichkeit und gegen die Gesetze verstoße, ist ihm so selbstverständlich, daß er sich gar nicht veranlaßt sieht, dieß nachzuweisen oder zu begründen, sondern an diese feststehende Wahrheit nur die Discussion anknüpft, ob Jemand gegen sich selbst eine Ungerechtigkeit begehen könne. Die dießbezügliche Stelle lautet also: „Wer aus Zorn sich selbst tödtet, der thut freiwillig gegen die vernünftige Ordnung Etwas, was das Gesetz nicht erlaubt; er thut also Unrecht. Aber wem? Doch wohl dem Staate, nicht sich selber; denn er erleidet es freiwillig; Niemand aber erleidet Unrecht nach seinem Willen. Darum straft auch der Staat den Selbstmörder und belegt ihn mit Schande als Einen, der gegen den Staat Unrecht verübt hat.“ Wie weit oder eng der Begriff „Unrecht“ und „Gerechtigkeit“ genommen werden muß, ist hier nicht näher zu erörtern; daß der Staat oder vielmehr das „Gemeinwesen“ vor Allem hervorgekehrt wird, ist vom Standpunkte des heidnischen Griechen sehr gut zu begreifen.

Bekannt ist, wie Virgil in seiner Äneis[2] zwar noch ein recht glimpfliches Urtheil über die Selbstmörder ergehen läßt, die ohne sonstiges Verbrechen „aus Überdruß das Leben wegwarfen“; doch läßt er sie für immer am Orte der Trauer gebannt sein, fern von den elyseischen Gefilden, so daß sie jetzt sehnlichst wünschten, alle mögliche Armuth und bittern Mühen des irdischen Lebens zu tragen, wenn sie nur ihrem jetzigen Loose entrissen werden könnten: eine Verurtheilung des Selbstmordes vom sittlichen Standpunkte aus läßt sich also auch hier nicht verkennen.

In ähnlicher Weise erklärt sich Cicero in den Fragmenten De re publica[3], indem er den verstorbenen Paulus Ämilius also redend einführt: „So lange nicht Gott, dem diese ganze sichtbare Welt als Tempel dient, dich von den Fesseln dieses Körpers befreit, kann dir der Zutritt zu uns nicht offen stehen. . . . Ohne Geheiß dessen, der euch die Seele gegeben hat, dürft ihr aus dem menschlichen Leben nicht scheiden und nicht etwa der Gabe euch entschlagen, die euch von Gott zugewiesen ist.“ Er tritt damit offenbar den Stoikern entgegen, welche nach eigener Macht den Selbstmord unter Umständen als Heimgang in's jenseitige Leben anpriesen.

---

[1] Nikom. Ethik 5, 15. [2] Buch 6. V. 434 ff.

[3] Lib. 6. cap. 8.

Doch wenn in so vielen anderen, nicht schwierigeren Punkten die bloße, vom Glauben losgerissene, von Leidenschaften umstrickte Vernunft sich zu einem entschiedenen Festhalten an der erkannten Wahrheit in allen Lagen des menschlichen Lebens nicht emporschwingen konnte, so ist es begreiflich, daß auch in vorliegendem Punkte die Festigkeit der Überzeugung manchmal in's Schwanken gerieth. Festeren Blickes schaute jedenfalls die gläubige Vernunft die Unerlaubtheit des Eingriffes in's eigene Leben an.

In dem vorchristlichen göttlichen Gesetzbuch wird freilich des Selbstmordes nicht ausdrücklich Erwähnung gethan; aber es erschien derselbe bei so feierlichem Verbot des Menschenmordes überhaupt und dessen Begründung eines speciellen Verbotes nicht zu bedürfen, zumal da die Naturwidrigkeit für's Gewöhnliche in die Augen springend ist. Doch daß er in der Überzeugung der Juden als grobes Verbrechen galt, davon haben wir ein gelegentliches Zeugniß bei Flavius Josephus. In seiner „Geschichte des jüdischen Krieges"[1] erzählt er, wie er nach dem Falle Jotapata's in einer Cisterne vor den Römern sich verbarg, und wie er die 40 Männer, welche ebenfalls dort ihre Zuflucht gesucht hatten, von dem fanatischen Vorhaben abzubringen suchte, eher durch eigene Hand zu sterben, als sich den Römern zu ergeben. Der oratorische Erguß, den der Historiker uns wiedergibt, ist jedenfalls insofern bedeutsam, als sich in ihm sowohl die dießbezügliche religiöse Überzeugung der Juden kundgibt, wie auch die im Einklange mit dem göttlichen Gesetze herrschende Praxis der Infamie, welche den Selbstmörder traf. Es ist dieß um so beachtenswerther, weil der Mensch, sich selbst überlassen, in solch außergewöhnlicher Situation, wie die von Josephus gezeichnete war, leicht über das Absolute der Unerlaubtheit einer Handlung hinweghüpft und einen Entschuldigungsgrund zu haben meint. „Ist doch der Selbstmord," so führt sich Josephus redend ein, „überall in der ganzen Natur Allem, was lebt, fremd und ein Frevel gegen Gott, unsern Schöpfer. . . . Gott würde nicht zürnen, meinet ihr, wenn der Mensch übermüthig sein Geschenk wegwirft? Von ihm haben wir unser Dasein, ihm wollen wir auch die Vernichtung überlassen. Unsere Leiber sind zwar sterblich und aus vergänglichem Stoffe gebildet; aber gleichsam ein Theil der Gottheit, eine unsterbliche Seele, wohnt in dem sterblichen Körper. Wenn Jemand, was ein Mensch ihm anvertraut hat, übel verwaltet oder ver-

[1] Buch 3. Kap. 8.

dirbt, so gilt er für treulos und schlecht. Wenn aber ein Mensch das Pfand des Himmels aus dem Leibe gewaltsam entfernt, sollte er da dem rächenden Arme Gottes entgehen? . . . Gott haßt den Selbstmord, und der weiseste Gesetzgeber belegt ihn mit Strafe. Es ist ja Gesetz bei uns, die Leichname der Selbstmörder bis Sonnenuntergang unbeerdigt hinzuwerfen, während wir selbst die Feinde bestatten müssen. . . ."

Die christliche Gesetzgebung ist beständig in eben diese Fußstapfen eingetreten. Die kirchlichen Bestimmungen verweigerten stets den Selbstmördern kirchliches Begräbniß, und sie müssen es verweigern. Davon kann eine noch so pseudohumane Richtung die Kirche nie abbringen. Sie muß an dem ewig wahren Grundsatze festhalten, daß der Selbstmord eine schwere Auflehnung gegen das göttliche Gesetz ist, eine Todsünde gröbster Art, welche vom ewigen Leben ausschließt. Wenn sie daher auch das schließliche Gericht darüber, ob ein solcher Übelthäter noch im Momente, welcher der menschlichen Beobachtung nicht mehr zugänglich ist, durch Reue Gnade und Rettung fand, Gott überlassen muß: so ist sie andererseits doch genöthigt, denjenigen, der ohne Zeichen von Geistesstörung selbst seinem Leben ein Ende gemacht hat, als solchen zu behandeln, der in offenbarer Todsünde aus dieser Welt geschieden sei, und darum mit ihr (der Kirche) in keiner Verbindung mehr stehe. Natürlich beschränkt sie dieses Verdict auf diejenigen, bei welchen kein vernünftiger Grund von eingetretener Geistesstörung vorgebracht werden kann.

Mit dieser Einschränkung verordnet das römische Rituale[1]: „Das kirchliche Begräbniß wird denen verweigert, die sich selbst aus Verzweiflung oder im Zorn das Leben nehmen, sie müßten denn vor dem erfolgten Tode Zeichen der Reue gegeben haben; nicht aber solchen, die aus Irrsinn Hand an sich legen."

Es ist dieß nur die von Alters her erlassene kanonische Bestimmung. Mehrere Particular-Synoden sprechen sich ausdrücklich über diesen Punkt aus. So das Concil von Braga im Jahre 561[2]; der Text desselben ist auch in die kanonische Rechtssammlung Gratians übergegangen[3]: „Es ist beschlossen worden, daß derjenigen, die sich selber durch Waffe oder Gift oder Strick, oder durch Herabstürzen, oder auf irgend welche andere Weise gewaltsam das Leben nehmen, bei den Opfergaben nicht

---

[1] De exequiis, tit. 6. cap. 2. n. 3.

[2] Oder im Jahre 563; vgl. v. Hefele, Geschichte der Concilien, § 285, Bd. III. S. 18.

[3] Nämlich caus. 23. q. 5. c. (12) „Placuit".

gedacht werde, und daß ihre Leichen nicht mit Psalmengesang zu Grabe gebracht werden sollen: Viele haben aus Unwissenheit das zu thun sich herausgenommen. Dasselbe wurde beschlossen bezüglich derer, welche für ihre Verbrechen die Todesstrafe erleiden."

Das Nationalconcil von Auxerre im Jahre 578 [1] bestimmt in ähnlicher Weise: „Wer immer freiwillig sich in's Wasser gestürzt, oder sich erhängt, herabgestürzt oder verwundet, oder auf irgend welche Art freiwillig sich getödtet hat, von dem (für den) sollen keine Gaben angenommen werden." [2]

Das große spanische Concil (das 16. von Toledo) im Jahre 693 bestimmt kirchliche Strafe auch auf den Versuch des Selbstmordes hin. Die Bestimmung lautet folgendermaßen: „Es gibt Einige, welche so sehr die Plage der Verzweiflung in sich überhandnehmen lassen, daß, wenn sie für irgend ein Vergehen gestraft oder zur Sühnung ihrer Schuld der Haft überwiesen sind, unter dem Drange der Verzweiflung sich lieber durch Strick oder Waffe oder auf andere Art selbst den Tod geben wollen, und daß, wenn ihnen nicht durch irgend einen Zufall zuvorgekommen wird, der Teufel in ihnen seinen Willen zur Ausführung bringt. Um solch schändliche Einflüsterung möglichst unwirksam zu machen und gegen diese Plage ein Heilmittel zu verordnen, beschließt unsere hochheilige Versammlung, daß Jeder, der von solchen Netzen sich umstricken ließ, aber schließlich dem Tode entrissen wurde, während der Dauer von zwei Monaten vom Umgange der Gläubigen und vom Empfange des hochheiligen Leibes und Blutes des Herrn vollständig entfernt bleibe; denn durch Strafe der Buße muß zu der früheren Hoffnung und dem ewigen Heile zurückgeführt werden, wer seine Seele durch Verzweiflung der Gemeinschaft mit Satan zu überliefern gewagt hat." [3]

Auch in die sogenannten Kapitularien Karls des Großen, d. i. in die Zusatzsammlung des Diakons Benedict, ist eine Bestimmung übergegangen, welche zwar dem geltenden Recht der Verweigerung kirchlichen Begräbnisses Rechnung trägt, doch aber, wegen des etwaigen Mangels an Zurechnungsfähigkeit oder der noch erfolgten Reue über die Unthat, einer möglichen Hoffnung Ausdruck gibt, daß der Selbstmörder dem ewigen Verderben entronnen sei. Es heißt: „Bezüglich desjenigen, der sich selbst erhängt oder tödtet, ist beschlossen worden, daß, wenn Jemand

---

[1] Oder, wie v. Hefele (Bd. III. S. 42) für richtiger hält, im Jahre 585.

[2] Hardouin, Acta Concil., vol. III. col. 445, Conc. Autisiodor., can. 17.

[3] Hardouin l. c. col. 1795, Conc. Tolet. XVI., cap. 4.

aus Mitleid für ihn Almosen geben will, er dieß thun und auch Psalmengebet für ihn verrichten mag: der Theilnahme an den Opfergaben und der heiligen Messe aber soll ein solcher entbehren. Unergründlich sind ja Gottes Gerichte, und die Tiefe seines Rathschlusses kann Keiner durchforschen." [1]

Übrigens wird dieser Ausschluß von den kirchlichen Gebeten und Segnungen, wie schon angedeutet, nicht so fast durch kirchliche Gesetze normirt, als vielmehr durch natürliches und göttliches Gebot befohlen. Darum findet sich auch, abgesehen von der Anweisung des Rituals, nicht einmal ein förmliches darauf bezügliches allgemeines Kirchengesetz; die Sache wird als selbstverständlich betrachtet. Nur ein mehr indirecter Ausspruch, eine Verordnung Innocenz' III., ist in die Decretalen eingetragen worden: „Da jene Person sich nicht freiwillig herabgestürzt hat ..., so befehlen wir, daß du ihrem Leichnam kirchliches Begräbniß lassest zu Theil werden, und daß mit derjenigen, welche zu Lebzeiten in kirchlicher Gemeinschaft blieb, auch nach ihrem Tode die kirchliche Gemeinschaft nicht abgebrochen werde." [2]

Die bürgerliche Gesetzgebung des christlichen Mittelalters fußte auf demselben Princip und glaubte sich berechtigt, durch geradezu entehrende Behandlung des Leichnams eines Selbstmörders ihren Abscheu gegen solch eine unnatürliche That an den Tag zu legen. Entehrung lag schon in der Verweigerung des gewöhnlichen Begräbnisses; allein an manchen Orten fügte man noch andere Verunehrungen der Leiche hinzu. Legoyt gibt in seinem neuesten Buch „Le suicide" für Frankreich verschiedene gesetzmäßige Gewohnheiten an, wie daß die Leiche des Selbstmörders durch ein Loch, welches man durch die Mauer brach, aus dem Hause geschafft werden mußte; oder daß dieselbe durch den Koth geschleppt wurde bis zur Stelle der Verscharrung; oder daß die Steine auf der Straße aufgebrochen wurden, auf welcher der Leichnam wegzuschaffen war, zum Zeichen, daß derselbe nicht werth sei, den gewöhnlichen Weg zu berühren [3].

Wenn auch unsere Zeit diese Sitten der Rohheit anklagen mag, ja nur consequent handelte, wenn sie den Selbstmördern ein ebenso ehren-

[1] Capit. Car. M., lib. 2. cap. 70. — Wo diese Sammlung mit der Sammlung des Andegis verbunden wird, schließen sich die Bücher der späteren Sammlung als Buch 5—7 an die frühere an, und das betreffende Kapitel findet sich dann im 6. Buch.

[2] Decretal., lib. 3. tit. 28. cap. 7. [3] Chap. 3. § 2.

volles Begräbniß decretirte, wie den erklärten Ungläubigen und Gottesläugnern, so ist doch durchgängig die kirchliche Gesetzgebung noch respectirt und bis auf die neueste Zeit sogar meistens positiv anerkannt worden. So erklärt das österreichische Recht die Selbstmörder des kirchlichen Begräbnisses für verlustig; ebenso das preußische Landrecht und die Particularrechte der übrigen deutschen Länder; das deutsche Strafrecht vom Jahre 1871 zieht den Fall nicht in Erwägung.

Das Mittelalter sah sich um so weniger veranlaßt, von seinen Gesetzen und Gewohnheiten abzugehen, weil der unnatürliche Eingriff in's eigene Leben eine ganz singuläre Erscheinung blieb, welche schon an und für sich den Ort der That für lange Zeit in Aufregung versetzte. Masaryk gibt in seinem früher citirten Buche [1] der katholischen Kirche des Mittelalters das ehrenvollste Zeugniß: „Der Einfluß der mittelalterlichen Kirche war für die Menschheit von großem Nutzen. . . . Die Religion durchgeistigte alle Verhältnisse des Lebens, gewöhnte die Massen an eine geistige Führung und bot in ihrer einheitlichen Weltanschauung einen festen Halt in den traurigen Wechselfällen des mittelalterlichen Lebens. Denn es muß besonders betont werden, daß das Leben damals im Vergleich zu den Fortschritten unseres Jahrhunderts in jeder Beziehung sehr schwer war; trotzdem gelang es dem Katholicismus, die Sitten und die ganze Lebensanschauung der Menschen derart zu bilden, daß die krankhafte Selbstmordneigung gar nicht entstehen konnte." In unseren Zeiten, wo der Unglaube der Selbstmordsucht die Wege gebahnt hat, würde die Sentimentalität zu nervös erregt, wenn sie bei jedem neuen Vorfall durch drastische Veranschaulichung an den unsittlichen Gehalt der schmählichen That erinnert würde.

Man kehrt die Rücksicht auf die Verwandten hervor: man müsse schon aus Schonung gegen diese nicht neue Unehre und Schmerz zu dem Gram hinzufügen, welcher aus der That des Selbstmörders von selbst erwachse. Diese Rücksicht kann nur Nebensache sein. Gerechte Schonung kannte die Kirche stets, nicht bloß gegen die hinterbliebenen Verwandten, sondern gegen den Todten selbst, und zwar gegen diesen in erster Linie: deßhalb schloß und schließt sie ihn nicht aus von der Zahl derer, welche sie noch nach diesem Leben durch ihre Gebete und Opfer begleitet, so lange nur ein vernünftiger Grund zur Annahme vorliegt, daß der Selbstmord nicht der eigentlichen Verantwortlichkeit und vollkommenen

[1] S. 160.

Zurechnungsfähigkeit des Thäters beigelegt werden müsse. Dieß ist nicht etwa ein Abschwächen der Neuzeit, sondern es war von Alters her das Urtheil der Theologen. In dieser Hinsicht sagt z. B. der Moraltheologe Laymann: „So wie andere Leidenschaften, z. B. Zorn, Furcht u. s. w., zuweilen so heftig sind, daß sie dem Geiste die volle Überlegungsfähigkeit rauben und einer sonst todsündlichen Handlung wegen der fehlenden hinlänglichen Überlegung den todsündlichen Charakter nehmen und entweder zur läßlichen oder zu gar keiner Sünde machen: so pflegt es auch zu geschehen, daß eine sehr heftige Traurigkeit, besonders bei Melancholikern, so sehr den Geist und die Phantasie des Menschen in Besitz nimmt, daß derselbe, des Vernunftgebrauches bar, in Irrsinn verfällt. — Das ist, selbst ohne andern Beweis, auf Vermuthung hin anzunehmen, wenn der Selbstmörder ein Mann von anerkannter Rechtschaffenheit und Frömmigkeit war; denn von einem solchen ist es ganz unglaublich, daß er das Verbrechen des Selbstmordes, vor dem Natur und Vernunft, vor Allem die durch den christlichen Glauben erleuchtete Vernunft, so sehr zurückschaudert, mit Vorbedacht begangen habe.“ [1]

Allein schließlich muß sich die Kirche mit menschlicher Gewißheit begnügen: ist diese einmal zu Ungunsten des Selbstmörders erbracht, dann kann weder die Kirche noch irgend welche Autorität durch Rücksicht auf die lebenden Verwandten zum Aufgeben oder Verhüllen ihrer Principien übergehen. Wäre solches der richtige und vernünftige Standpunkt, so müßte schließlich der Richter jeden Mörder und Dieb ungestraft laufen lassen; denn dessen Bestrafung trifft auch die Verwandten in empfindlicher Weise. Aber das ist eben Schuld des Verbrechers. Nun, Selbstmord ist ein gröberes Verbrechen, als Diebstahl und Ermordung eines Andern.

Doch die Neuzeit hat eine andere Schwierigkeit zu erheben gewußt, nämlich: wenn es auch der Kirche zustehe, durch Verweigerung kirchlicher Begräbniß-Ceremonien den Selbstmord gleichsam negativ zu strafen, so gehöre doch eine positive Bestrafung gar nicht zur Competenz der weltlichen oder gar der kirchlichen Autorität; jene mittelalterlichen Entehrungs-Ceremonien seien daher ein Mißbrauch und Übergriff der Gewalten. Das Rotteck'sche Rechtslexikon sucht in dem Artikel „Selbstmord“ diese Behauptung zu begründen, weil der Staat nur Rechtsverletzungen zu bestrafen habe oder solche Unsittlichkeiten, welche den sittlichen Grund-

---

[1] Theol. mor., lib. 3. tr. 3. p. 3. cap. 1. n. 8.

lagen des Rechts Gefahr bringen; hier aber liege nicht eine Verletzung der Rechtsordnung, sondern der allgemein sittlichen Ordnung vor. — Darin stimmen wir gerne jenem Verfasser bei, daß eine strenge Rechtspflicht gegen den Staat durch den Selbstmörder nicht verletzt wird, auch schwerlich jemals eine strenge Rechtspflicht gegen Andere. Ob aber selbst die extremste Rechtsstaatstheorie den Rechten, welche der Staat auch zwangsweise zu schützen hat, solch eine enge Grenze zuweist, oder nicht vielmehr zu den Rechtspflichten auch die Pietäts- und ähnliche Pflichten rechnet, möchten wir doch stark bezweifeln. Diese können aber sehr wohl durch Selbstmord verletzt werden. Hat also auch über diese und deren Erfüllung der Staat zu wachen, so wäre es nicht so absurd, wenn bürgerliche Gesetze den Selbstmord und dessen Versuch in den Strafcodex aufnähmen. „Die freie Theilnahme am Staate," heißt es weiter, „wenigstens an diesem bestimmten Staate, verpflichtet mich nur, so lange ich dessen Bürger nach meiner Überzeugung bleiben kann und will, nicht länger . . . (Wäre der Selbstmord ein Verbrechen gegen den Staat), so müßte auch die Auswanderung ein Verbrechen sein. . . ." — Nun, so glatt liegen die Sachen doch nicht. Glaubt man denn wirklich, die Auswanderung könne nie, unter keinen Umständen, eine Versündigung am Staate sein? Dann kann kein Staat je bindende Gesetze gegen Auswanderung erlassen. Für's Gewöhnliche räumen wir das gerne ein, in absolut allgemeiner Fassung nicht. Es wäre nur legitime Consequenz, dann auch zu behaupten, ein Unterthan könne nie in die Lage kommen, sein Leben für das staatliche Wohl in die Schanze schlagen zu müssen. In dem kritischen Augenblicke brauchte er nur aufhören zu wollen, Bürger des Staates zu sein und sich eine neue Heimath zu wählen; damit hätte er das Band, welches ihn an den bestimmten Staat knüpfte, zerschnitten. Allein jenes Band wird eben nicht bloß durch den freien Willen des Einzelnen geknüpft; darum untersteht auch die Lösung desselben nicht diesem bloßen freien Willen. Somit möchte auch schwer zu erweisen sein, daß durch Selbstmord nie Jemand die Pflichten verletzte, welche er gegen den Staat habe, und daß darum unter dieser Rücksicht die staatlichen Gesetze niemals im Rechte wären, dem Andenken des Selbstmörders positive Entehrung als Strafe anzuheften.

Es gibt jedoch noch andere gesellschaftliche Verhältnisse und aus ihnen entspringende Pflichten, die dem Schutze des Staates unterstellt sind und welche vom Selbstmörder gröblich verletzt werden. Oder sollen wir zu diesen nicht die Pietätspflichten rechnen, welche der Angelpunkt

der Familie sind? Diese Bande, welche der Schöpfer durch die Natur selbst geschlungen hat, unterstehen nie der willkürlichen Lösung. Wer dieselben gegen die Ordnung des Schöpfers zerreißt — und das thut der Selbstmörder —, frevelt gegen diese Pflichten; solcher Frevel steht nicht am unrechten Platze, wenn er in den Paragraphen des Strafcodex verzeichnet ist.

Aber wir müssen entschieden noch einen Schritt weitergehen. Es ist durchaus ein Mißgriff, den Zweck des Staates in bloßen Rechtsschutz aufgehen zu lassen, mag man nun den Begriff der Rechte enger oder weiter ziehen. Über die öffentliche Sittlichkeit hat die staatliche Autorität zu wachen; schon aus dem Grunde, weil die Zusammengehörigkeit des Menschengeschlechtes dem Einzelnen die Pflicht auflegt, dem sittlichen Gefühl seiner Nebenmenschen nicht zum begründeten Anstoß zu werden. Dieser gesellschaftlichen Pflicht handelt derjenige zuwider, dessen verbrecherische Handlungen vor die Öffentlichkeit treten. Wie weit und in welchem Umfange die staatliche Autorität mit ihrer Strafgewalt gegen solche Ausschreitungen eingreifen soll, ist ihrem klugen Ermessen manchmal anheimzustellen: sie kann durch Übermaß und durch zu große Nachsicht fehlen. Daß aber der Selbstmord ein geeigneter Gegenstand ist, gegen welchen sich auch die staatliche Strafgewalt wenden kann, dürfte aus dem Gesagten einleuchten. Nur bleibt für den Selbstmörder keine andere Strafe übrig, als eine verschärfte Schändung seines Andenkens.

Daß nun diejenigen, welche im Selbstmord keine Verletzung der sittlichen Ordnung finden, von grausamen und barbarischen Gesetzen der früheren Zeit in dieser Hinsicht sprechen können, begreift sich; nur fehlt für diese Gelehrten jede sittliche Ordnung. Unter den Rechtsgelehrten noch manche Vertreter einer beschränkteren Toleranz zu finden, brauchen wir uns übrigens nicht so sehr zu wundern; der Protestantismus hat selbst in theologischer und religiöser Beziehung sehr tolerante Ideen zu Tage gefördert. Beispielsweise möge hier noch verzeichnet werden, wie in einer 1848 in Basel erschienenen Broschüre Dr. A. Drechsler in pietistischer Weise sich mit dem Schicksal der Selbstmörder nach dem Tode zurechtzufinden weiß: es dürfte die dort ausgesprochene Ansicht in akatholischen Kreisen vielleicht nicht so vereinzelt sein, daß nicht verwandte Ideen daselbst weiteren Eingang gefunden hätten. Sie bilden freilich einen erklärten Gegensatz zur katholischen Lehre. Diese behauptet, falls beim Selbstmorde die Zurechnungsfähigkeit nicht aufgehört und nach geschehener That vor der wirklichen Trennung der Seele vom Leibe eine aufrichtige

Bekehrung und Reue nicht mehr habe Platz greifen können, so sei die Seele des Unglücklichen unausbleiblich der ewigen Verdammniß anheimgefallen; denn eine einzige schwere Sünde, zu welcher der Selbstmord unzweifelhaft gestempelt werden müsse, schließe unabänderlich von der ewigen Seligkeit aus, wenn der Mensch, mit einer solchen Sünde befleckt, unbußfertig aus diesem Leben scheide. Das ist, wie schon gesagt, der Grund, weßhalb die Kirche nie die kirchliche Todtenfeier für solche Unglückliche gestatten kann. Und jener pietistische Verfasser? Der Himmel ist freilich noch zu gut für den Selbstmörder. Darum wird wohl oder übel auf das protestantischerseits so verrufene Fegfeuer zurückgegriffen, um es recht weit zu öffnen. Während nämlich der katholische Glaube nur heilige Seelen hineinläßt, d. h. solche, welche sich wenigstens von jeder schweren Sündenmakel gereinigt haben, aber noch nicht von aller Sündenstrafe oder von geringer Sündenschuld; während der katholische Glaube diese heiligen Seelen, welche der Läuterung noch bedürfen, des ewigen Heiles schon unwiderruflich für würdig und sicher hält, läßt jener Pietist in's Fegfeuer eintreten „alle Heiden oder solche Menschen, die das Evangelium noch nicht vernommen und angenommen haben, auch solche Christen, die nicht im wahren Glauben das irdische Leben beschlossen haben, und unter diese sind auch die Selbstmörder zu zählen"; ausgenommen werden nur diejenigen, die „wider den heiligen Geist" gesündigt haben. Auch ist durch den Eintritt in dieß neue Fegfeuer das ewige Loos nicht unabänderlich entschieden; weil nämlich die Seele „auch an diesem Orte die Freiheit ihres Willens besitzt, so kann sie sich auch noch zum Bösen wenden und ihre Besserung absichtlich nicht wollen, in welchem Falle sie dann immer tiefer sinkt, ihre Qualen in eben dem Maße vermehrt und ihre Verdammniß beschleunigt". Darnach hätte der hl. Paulus nicht Recht, wenn er Diebe, Räuber und Trunkenbolde vom Himmelreiche ausschließt; Drechsler hat noch eine Thüre für sie. Der heilige Geist sagt durch den Apostel Johannes in der geheimen Offenbarung: „Hinaus die Unkeuschen und Mörder und Götzendiener und Alle, die Trug lieben und vollbringen"; Dr. Drechsler aber hat für alle diese noch ein „Herein!" beim letzten Abschluß der Dinge. So rächt sich jede Verunstaltung der Wahrheit! Da hilft dann schließlich auch die Verwahrung nichts, als ob man bei Leibe nicht „durch diese Darstellung dem Selbstmord Vorschub leisten und ihm ein bequemes Ruhekissen unterlegen wollte"; es ist thatsächlich nichts als eine unverantwortliche Herabdrückung der Schuld des Selbstmordes und eine verstohlene Glorificirung desselben.

Allein das ist eben der Fluch des Abfalls von der Wahrheit, daß sie das Böse gut und das Gute bös nennt. Der gewaltthätige Eingriff in's eigene Leben findet Entschuldigung; das Opfer desselben, wo es todesmuthig für höhere Zwecke gering geachtet oder gefährdet wird, untersteht nicht selten der Anklage, sobald das Erstreben übernatürlicher Güter den Rahmen natürlicher Zwecke durchbricht. Praxis und Theorie ist bezüglich unseres Gegenstandes in der der Kirche entfremdeten Welt unter das Niveau des Heidenthums herabgesunken. Kein Wunder! Das Widerstreben gegen die Wahrheit rächt sich eben ärger, als bloße, wenn auch verschuldete Unkenntniß derselben. Wie mit vorliegendem Gegenstande, so geht's allmählich mit allen, selbst den fundamentalsten Grundsätzen des sittlichen Lebens. Stein um Stein wird herausgelöst aus der Grundveste, die auch das natürliche Wohl, das private wie sociale Wohl der Menschheit tragen muß. Nur die Kirche Christi und die zu ihr halten, stehen fest. Nur durch Erweiterung ihres Einflusses und praktische Annahme ihrer Lehre kann der Ruin aufgehalten werden, dem wir zusteuern.

A. Lehmkuhl S. J.

Von Galway durch Connemara nach Westport.

(Schluß.)

Meine neuen Freunde boten Alles auf, mir den kurzen Aufenthalt in der Nähe von Clifden so angenehm und lehrreich als möglich zu machen. Für den Nachmittag wurde eine Ausfahrt zum Meere vorgeschlagen, vor Tisch machten wir einen Spaziergang auf die Hügel der nächsten Umgebung. Wir hatten die Aussicht auf das Meer, auf viele kleine sogenannte Seen und auf das Zwölfgebirge, welches nunmehr, theilweise von der Sonne beschienen, seine Reize zu entfalten begann. Die Übersetzung des englischen Namens „Twelve Pins“ wäre „die zwölf Kegel“. Aber das Wort pin ist ursprünglich ein irisches, die corrumpirte englische Form des irischen Wortes ben, welches Berg heißt. Doch berechtigt die Form der meisten dieser Berge, sie die zwölf Kegel zu nennen. In den Niederungen stößt man auf feuchten Torfgrund, die Haupterwerbsquelle der armen Bewohner der Gegend. Der Torf ist schlecht. Die Karre wird mit $3^1/_2$ Mark bezahlt. Das Verdienst ist also bei der großen Arbeit, welche die Bereitung einer Karre Torf erfordert, außerordentlich gering. „Ich möchte mich über irische Verhältnisse und Lebensweise etwas unterrichten,“ sagte ich zu Mr. G.; „könnten wir

nicht vielleicht eine Familie in einer dieser Hütten besuchen?" — „Ganz gewiß," lautete die Antwort, „treten wir gleich hier in Paddy's Hütte; Paddy ist unser Freund." Die Hütte war eine der besseren der Gegend, ganz ähnlich denjenigen, welche ich schon früher im Norden Irlands besucht hatte; nur waren ihre Wände nicht wie dort aus Lehm, sondern aus den in dieser Gegend reichlich vorhandenen Felsstücken aufgebaut. Sie waren vier bis fünf Fuß hoch, darüber ein Strohdach. Die Fenster fehlten, aber nicht der Kamin. Ein geräumiges Zimmer nahm uns auf, als wir eintraten; unten der rohe Erdboden, oben das von Rauch ganz geschwärzte Stroh des Daches. Außer diesem Raume enthielt die Hütte auch noch ein Schlafzimmer; in der Wand, welche beide Zimmer trennte, war der Herd. Paddy verstand Englisch, aber nicht besonders gut. Er ist eine Art Hirt (herd) eines Farmers, welcher einen Berg in Pacht hat. Hierzulande nämlich wird das Land nicht nach Morgen oder Acres, sondern nach Bergen verpachtet. Der Pächter eines Berges gewinnt für seinen Pachtzins das spärliche Gras, welches zwischen den Felsen und in einigen Adern besseren Bodens wächst. Bei der großen Ausdehnung ihres Pachtbezirkes sind die Pächter zuweilen Besitzer großer Heerden. So hörte ich z. B. in einer freilich ein wenig besseren Gegend Connemara's, daß ein gewisser Pächter daselbst jährlich für 80 000 bis 100 000 Mark Schlachtvieh auf den Markt schicke. In den einzelnen Theilen ihres Pachtbezirkes ist die Sorge für die in demselben weidenden Thiere sogen. herds anvertraut. Ein solcher herd ist Paddy. Für seine Dienste hat er freie Wohnung und ein Stückchen Land zum Anbau von Kohl und Kartoffeln, ferner das Recht, eine Kuh mit den Kühen seines Herrn auf den Berg zu treiben, und endlich einen täglichen Lohn von vier englischen Pfennigen, d. i. dem Drittel einer Mark. Mit diesen vier Pfennigen muß er also alle Bedürfnisse seiner Familie bestreiten, welchen das Kartoffelfeldchen und die Kuh nicht abhilft. Paddy ist indessen nicht mehr so übel dran wie früher, als er auch noch seine Kinder zu ernähren hatte. Diese sind jetzt herangewachsen, und, höher hinaufstrebend als ihr Vater, haben sie sich nach einem größeren Lohn in Schottland und Amerika umgesehen, von wo sie ihrem Vater manchmal einen Theil ihres Ersparten zusenden. Ob diese reicheren Söhne aber in Schottland und Amerika glücklicher leben, als ihr armer Vater in Connemara, weiß ich nicht. In der Regel sind ganz gewiß die armen Farmer, Torfgräber, Hirten und Fischer in Irland trotz des Wenigen, das sie gewinnen, tausendmal glücklicher, als ihre Landsleute in den Fabrikstädten Englands, Schottlands und Amerika's. Nichts ist frappanter, als der Contrast zwischen diesen ewig durstigen, meist in schmutzige, zerrissene Kleider gehüllten, bei lauwarmer Fabrikluft in geistlosem Dienste der Maschine ihr Leben hinopfernden, bleichen Gestalten und den urkräftigen, genügsamen, lebensfrohen Naturkindern Irlands. In Paddy's Hütte war Alles sehr reinlich und jedes Ding an seinem Platz. Kaum konnte ich glauben, was ich hörte, daß nämlich seine Kuh des Nachts in seinem Wohnzimmer logire und zur Winterszeit, wenn sie nicht auf die Weide gehen könne, auch den Tag in demselben zubringe. Diese Sitte, so

hörte ich, sei hier ganz allgemein, auch in jenen Hütten, in denen man bloß ein Zimmer habe, und zwar wohne in demselben nicht nur die Kuh, sondern alle Thiere, die Jemand besitze, auch das Schwein, einem neueren englischen Gesetze zum Trotz, welches das Schwein aus der menschlichen Wohnung ausgewiesen. — Der Armuth der Wohnung entspricht die der Nahrung. Des Morgens gibt es Brei aus Maismehl, des Mittags Kohl, des Abends Kartoffeln; nie Fleisch, stets dasselbe. Trotzdem sehen die Leute vorzüglich aus, sind recht stark, sehr selten krank, und sie leben im Durchschnitt sehr lange. In einer anderen Hütte, welche wir besuchten, trafen wir Kind, Mutter, Großmutter und Urgroßmutter. Die beiden Letzteren waren noch rüstige Frauen und konnten tüchtig arbeiten. — Überflüssiges Hausgeräthe, wie Tische und Stühle, fand ich nicht in den Häusern der Armen; beim Essen sitzen sie auf dem Boden, und sie bedienen sich des Löffels oder der Hand; Messer und Gabel sind unbekannte Luxusartikel. — Dem Vorwurfe der Unreinlichkeit gegenüber, welchen man namentlich in England allgemein gegen die Irländer erhebt, möchte ich ihnen hier das Zeugniß ausstellen, daß sie sich, wenigstens auf dem Lande, durch Reinlichkeit sogar auszeichnen, und ganz besonders möchte ich dieß in Betreff der Bewohner Connemara's bezeugen. Bei der äußersten Armuth, in welcher sie leben, kann freilich nicht das Haus so fein und sauber sein wie der Speisesaal eines englischen Lords. Was hier auf dem Teppich Schmutz heißt, ist die ipsissima substantia des Bodens einer irischen Hütte. Aber wäre der Sinn für Reinlichkeit nicht so groß, wie müßte das Innere einer Hütte bei ihrer äußersten Armuth aussehen? — Auf Bettler, an denen Irland sonst sehr reich ist, stieß ich in Connemara, dem ärmsten Theile des armen Eilandes, gar nicht; ebenso wenig auf Leute in zerlumpten Kleidern.

Am Nachmittage fuhren wir unserem Plane gemäß an das Meer. Das Ufer ist flach, und die Aussicht auf das Meer bei weitem nicht so schön, als wenn man es von Ferne im Felsrahmen erblickt. Das Anziehendste in unserem Gesichtskreise war die Berggruppe der zwölf Kegel, welche jetzt majestätisch im Glanze der Sonne vor uns lag. Bis zu einer Höhe von 2000—3000 Fuß erheben sich diese Berge zum Himmel, glattgewaschene, riesige Felsblöcke, die nächsten grau, wie aus Erz gegossen, die folgenden blau verschleiert. In immer dichterem Schleier erscheinen zwischen den näheren die Gipfel der entfernteren, bis sich in weiter Ferne die letzten, fernen Wolkengebilden ähnlich, von dem fast gleichfarbigen Horizonte schwach abheben. Schatten und Licht ist von der höchsten Meisterhand vertheilt. Welch ein wundervoller Wechsel bei der Verschiedenheit der Formen und Gestalten, der Menge der Felsenvorsprünge und tiefen Schluchten, und den auf den Bergen dahinwandelnden Wolkenschatten! Jeden Augenblick ändert das Prachtbild, Farbentöne und Glanz und Licht und Schatten, je nachdem die Sonne auf ihrem Zuge über die verschiedenen Gipfel und Vorsprünge ihr Licht ergießt oder es ihnen entzieht, in die Thäler und Klüfte ihre Strahlen sendet oder sie ihrer Dunkelheit überläßt.

Der Volksglaube bevölkert die Berge und Thäler mit Fairies. Diese

Fairies sind, den deutschen Heinzelmännchen ähnlich, winzige Männlein und Weiblein, welche zur Nachtzeit aus ihren Verstecken heraushuschen, um sich bei Spiel und Tanz zu erlustigen. Den Menschen sind sie wohlwollend gesinnt, und sie haben unter ihnen besondere Günstlinge, welche sie glücklich machen; diejenigen aber, welche sie beleidigen oder ihr nächtliches Spiel, wenn auch unabsichtlich, stören, verfolgen sie mit ihrer sehr gefürchteten Rache. Darum hütet man sich, am Abende Wasser aus dem Fenster zu schütten, damit man nicht etwa die unten tanzenden Fairies benetze, oder eine Hütte auf einer Stelle zu erbauen, welche die Fairies zum Tanzplatz auserkoren. In einer Hütte, welche wir besuchten, trafen wir nur ein altes Mütterchen. „Sie glaubt an Fairies," sagte mein Begleiter. Doch protestirte sie gegen diese Beschuldigung. „Aber das Volk ist sonst überzeugt," sagte ich, „daß es solche gibt." — „O ja," erwiederte sie und erzählte mit allerliebster Einfalt, was sie aus dem Munde des Mannes, dem es passirt sei, selbst gehört habe. Er hatte eine neue Hütte gebaut. Da hört er auf einmal des Nachts Geräusch im Hause. Erschreckt durch den Gedanken, daß er vielleicht seine Hütte auf einen Tanzplatz der Fairies gebaut, lauscht er, und da hört er wirklich zu seiner Bestürzung die kleinen Fiedeln und Trompeten, das Hüpfen und Springen der kleinen Pärchen in seinem eigenen Hause. Sogleich steht er auf und sagt: Ladies and Gentlemen! Wenn ich euch in irgend einem Punkte beleidigt habe, so bitte ich um Verzeihung; es ist ohne Absicht geschehen, und was immer ihr von mir verlangt, werde ich thun." Da hörte er ein feines Stimmchen, welches befahl: „Morgen früh gehe auf das Feld; dort wirst Du an einer Stelle vier Häuflein Steine finden; hier sollst Du Deine Hütte bauen; ihre vier Ecken sind von den Steinen bezeichnet." Der Mann fand am folgenden Morgen die Steine, wie der Fairie gesagt, baute dort seine Hütte und war glücklich sein ganzes Leben lang. — „Sie selbst haben also nie etwas von Fairies bemerkt?" fragte ich das Mütterchen. — „Wie oft habe ich gesehen," sagte sie, „wie die Fairies des Nachts Lichter tragen von einem Berge zum andern." — Leider kann ich selbst dem Leser nichts aus eigener Erfahrung über die Fairies mittheilen; denn ich habe nichts von ihnen bemerkt, obgleich ich im Angesichte der zwölf Berge, an denen ich mich nicht satt sehen konnte, im Freien blieb, bis der Abend sie in dunkle Schatten hüllte.

Der folgende Tag kündigte sich ganz anders an, als der trübe Tag meiner Abreise von Galway. Früh am Morgen füllte freundliches Sonnenlicht mein Zimmer. Ich warf mich in meine Kleider, nahm Abschied von der lieben, gastfreundlichen Familie, insoweit sie schon mobil war, und eilte nach Clifden zur Feier der heiligen Messe. Bald nach derselben trafen meine Begleiter für die Weiterreise ein, zwei Söhne des Herrn G., mit dem Wagen, einer outside car. Dieses eigenthümliche Fuhrwerk sieht man in Irland überall, und es ist, wie man sagt, ausschließlich irisch: ein leichter, zweiräderiger Wagen, auf welchem vier Sitze so angebracht sind, daß zwei der Fahrenden auf die rechte, die beiden anderen auf die linke Seite des Weges ausschauen und jene diesen den Rücken zukehren. Da die Fahrenden

ganz im Freien sitzen, können sie vom Wagen aus ungehindert Umschau in der Gegend halten, welche sie durchfahren. Die Einstellung der Omnibusfahrten zwischen Clifden und Westport, welche zuerst für meine Reise so verhängnißvoll zu sein schien, war in der That ein glückliches Ereigniß. In Folge derselben hatte ich die freie Verfügung über einen Wagen und konnte an anziehenden Punkten nach Belieben verweilen.

Die zum Meere sich allmählich abdachende Thalebene hinter Clifden bot wenig Interessantes. Am Wege und auf den öden Steppen erschienen hin und wieder Hütten von der allerärmsten Klasse: vier niedere, mit Stroh überdachte Mauern mit einer einzigen Öffnung, welche der gemeinsame Ein- und Ausgang ist für Menschen und Thiere, Licht, Luft und Kaminrauch. Links glänzt das Meer mit vielen Inseln, unter denen mir die Fischerinsel Boffin als der äußerste Punkt Europa's im Westen bezeichnet wird. Rechts erscheinen nun auch wieder unsere Freunde von gestern, die zwölf Berge; von dieser Seite betrachtet, treten sie in ganz anderen Formen auf; unter ihnen zieht einer ganz besonders unser Auge auf sich, eine riesige, ganz im Sonnenscheine glitzernde Halbkugel; sie heißt der Diamantberg.

Aber erst recht interessant wurde unsere Reise, als wir in die Nähe des Sees Kylemore kamen, auf dessen Felsenufer sich Mr. Mitchell Henry, das bekannte Parlamentsmitglied, ein aus Schottland stammender Kaufmann aus Manchester, ein fürstliches Schloß gebaut. Unser Weg führte uns zuerst zum Garten, welcher allen Fremden offen steht. Welche Überraschung! Aus der ödesten Wildniß tritt man in ein Paradies. Die Pflanzen, welche dort als Repräsentanten der Flora aller Zonen in den dorfartig angelegten Treibhäusern wachsen und zu jeder Zeit des Jahres Trauben, Pfirsiche und die verschiedensten Früchte des Südens, wie Feigen, Citronen, Apfelsinen, Pomeranzen, bieten, fesselten mich nicht so sehr, wie die in die Wildniß hineingezauberten Blumenbeete im Freien, welche in den frischesten Farben erglänzten und, wie lebendige, von der Kunst unnachahmbare Teppiche, sich zur Sonne hin ausbreiteten. Wenn sich ein in der Wildniß ausgesuchtes Plätzchen in den herrlichsten Blumengarten umwandeln läßt, könnte man sie nicht ganz oder wenigstens theilweise in Ackerfeld oder Wiesen verwandeln? Alle, welche ich fragte, verneinten es. Selbst die Irländer, welche die Cultivirung der endlosen Torfgründe im Innern der Insel für möglich halten, bezeichnen die sterilen Felsgegenden des Westrandes als hoffnungslos. Mr. Mitchell Henry hat für seine Liebhaberei vier Millionen Mark gezahlt. Daß sein Luxusgarten keinen Gewinn bietet, welcher die Kosten der Anlage und Besorgung deckte, versteht sich von selbst; aber selbst die von ihm angelegte Farm liefert kaum einen Ertrag, mit dessen Erlös die jährlichen Ausgaben für dieselbe bestritten werden können. Indessen ist Mr. Henry ein Wohlthäter der Gegend geworden, weil er so vielen Arbeitern Gelegenheit zum Verdienste bietet. Die Gunst des Volkes aber hat er in jüngster Zeit dadurch eingebüßt, daß er, obwohl der Partei der Liberalen und Homeruler angehörig, dem Günstling des Volkes, Parnell, nicht durch Dick und Dünn folgte.

Das Plätzchen, welches sich Mr. Mitchell Henry auserkoren, um seinen im amerikanischen Kriege gewonnenen Reichthum zu genießen, entbehrt trotz seiner Unfruchtbarkeit nicht der Reize. Gerade die Wildheit macht es schön. Zwischen steil aufsteigenden, nackten Bergen, die gegen Süden und Norden ein paar tausend Fuß in die Lüfte ragen, schaut aus seinem Felsenbecken, Himmel und Berge klar abspiegelnd, der tiefe, dunkle See. Es leuchtet aus seiner Tiefe etwas wie Zorn über die Fesseln, in welche man ihn, den Starken, geschlagen. Auf seinen Wassern ruht ein Zug von Melancholie, wie auf dem Antlitze eines hoffnungslos Eingekerkerten. — Die dunklen Wogen, die Nacktheit des Felsenufers, die lautlose Stille in seiner ganzen Umgebung, alles das ist eher geeignet, melancholische, als fröhliche Accorde in der Seele des Besuchers wachzurufen.

Dicht am Ufer steht das Schloß. Es ist nicht übergroß, aber ein wahrer Prachtbau, in gothischer Bauart aus weißem Sandsteine aufgeführt. Man gestattete uns, einzutreten und das Innere zu betrachten. Um meinen Führern nicht zu widersprechen, zog ich mit durch die fürstlich ausgestatteten Säle und Gemächer; aber der Leser wird es mir erlassen, ihm zu erzählen, wie dort Alles so trefflich eingerichtet war, um bei Tage recht weich zu sitzen und bei Nacht recht weich zu liegen, wie im dunkeln Speisezimmer die Tafel glänzend gedeckt war für den Herrn, welcher mit Gesellschaft für den Abend von London erwartet wurde, wie die Wände erstrahlten im Gold-, Marmor- und Tapetenschmuck, und wie herrliche Gemälde, unter welchen die vornehmsten Gegenstände der christlichen Kunst den ihnen gebührenden Platz behaupteten, nicht nur das Auge, sondern auch Geist und Herz ansprachen. Die meiste Anziehungskraft hatten für mich die großen Erkerfenster, welche so angebracht zu sein schienen, daß ein jedes eine neue Aussicht auf den unbeschreiblich schönen See gewährte. — Unwillkürlich kam mir, als wir durch die prächtigen Räume schritten, Paddy's Hütte von gestern in den Sinn. „Dieß ist doch ein herrlicheres, bequemeres Coupé für die irdische Pilgerreise," so dachte ich, „als Paddy's Hütte. Doch auch hier herein wird ebensowohl wie dort der Ruf erschallen: Station Ewigkeit! Alle aussteigen." Der Herr des Palastes hat dieß nicht vergessen. Denn in einer Entfernung von ein paar Minuten vom Schlosse hat er sich eine schöne, von einer geschmackvollen gothischen Kapelle überwölbte Gruft gebaut, in welche sein Leib einst gebettet werden soll.

Wir setzten unseren Spaziergang am Ufer des Sees fort. An einem malerischen Felsvorsprunge machten meine Begleiter Halt und holten aus dem Boden des Wagens ein Körbchen hervor, welches ein treffliches kaltes Mittagessen enthielt. Für Mrs. G.'s Gastfreundschaft waren die Wände ihres Hauses zu enge. Wir ließen uns zu einem heiteren Picknick auf dem Felsenufer nieder. Der See lieferte sein Wasser, den kräftigen spanischen Wein zu mildern. Obgleich mit dem nahen Meere verbunden, ist er ein Süßwassersee und enthält gutes Trinkwasser.

Erfrischt machten wir uns zu Fuß auf die Weiterreise und ließen unser Rößlein hinter uns drein traben. Wir verabschiedeten uns hier vom schönen

Zwölfgebirge, um welches wir im Halbkreise herumgefahren waren, und nachdem wir den Wagen wieder bestiegen, flogen wir durch eine stille, einsame Hügellandschaft dahin, bis wir gegen drei Uhr an die Killery Bay gelangten. Diese schöne Bucht hat nicht, wie die meisten Buchten, das Aussehen eines Sees oder das eines Meereinschnittes. Sie ist ein Meeresarm, welcher sich etwa drei Stunden weit in's Land hinein erstreckt. An dem Punkte, an dem wir auf ihn stießen, hatte er etwa die Breite des Rheines bei Andernach. Er erinnerte mich lebhaft an den heimathlichen Strom. Die Berge an den Ufern sind wilder und großartiger; aber was fehlt, ist das Leben am Rhein, die hübschen Landhäuser, die freundlichen Dörfer und Städte, die bebauten Gefilde, der muntere Verkehr auf den Ufern und die hin- und herziehenden Schiffe auf dem Wasser. An meinen Begleitern hatte ich aufmerksame Zuhörer, als ich ihnen von dem Leben und von den Burgen und Klosterruinen des Rheines und den sich an sie knüpfenden Sagen erzählte. Die Killery Bay ist ganz einsam. Auf Meilen keine Hütte an den Ufern, kein Baum auf den Bergen. Weiße Seemöven irrten über dem Wasserspiegel, um einen der hier und da wie zum Spotte auftauchenden Fische zu erhaschen; vergebens, die Fische waren wieder in der Tiefe, wenn die Vögel sich näherten. Aber ein an Gestalt einem Schwane nicht unähnlicher Vogel tauchte aus dem Wasser und, seinen Schwanenhals hervorstreckend, hielt er einen zappelnden Fisch hoch über dem Wasserspiegel, und er tauchte erst wieder, als er den Fisch außer seinem Elemente unfähig gemacht, den Kampf für sein Dasein fortzusetzen. Bald erschien der Vogel zum zweiten Male auf der Wasserfläche und schwamm, wie stolz auf seinen Sieg, majestätisch dahin.

Am Dorfe Leenane nahm ich von meinen Begleitern Abschied; sie fuhren auf einem näheren Wege nach Clifden zurück. Ich sah mich nach einem Reisegefährten für die Weiterfahrt um und hörte zu meiner Freude, daß ein Herr, welcher gerade das Hotel zu einem Spaziergange verlassen, am folgenden Morgen nach Westport reisen wolle und auch seinerseits einen Reisegefährten gesucht habe. Sehr gerne entschloß ich mich, den Abend an der malerischen Bay zuzubringen. Bei Leenane macht sie im rechten Winkel eine Biegung nach Norden. Auf jedem der beiden Ufer laufen zwei hohe Bergreihen parallel dahin und schließen das Thal wie eine zweifache Mauer gegen die Außenwelt ab. Über die innere, niedrigere Reihe ragt die höhere, äußere hervor; beide erscheinen umgekehrt klar und genau nach Form und Farbe im tiefen See. Ein leichter, dünner Grasflor ist über sie ausgebreitet, ohne die Felsennatur derselben zu verhüllen. Bis zu den höchsten Gipfeln zeigen sich weiße Punkte, theils hervorschauende Steinblöcke, theils, von diesen nur hier und da durch ihre Bewegungen unterscheidbar, weidende Schafe.

Ich brachte den Rest des wunderschönen Tages ganz im Freien, am Ufer des einsamen Meeresarmes zu. Selten fand ich ein so schönes Plätzchen für mein Breviergebet; besonders paßten hierher die Verse der Laudes: „Preiset, ihr Berge und Hügel, den Herrn, lobet und erhebet ihn über Alles

in Ewigkeit ... Preiset, ihr Meere und Flüsse, den Herrn, lobet und verherrlicht ihn in Ewigkeit ... Preiset den Herrn all' ihr Vögel des Himmels, lobet und verherrlicht ihn in Ewigkeit." Als es zu dunkeln begann, begegneten mir, von Westport kommend, in drei geschlossenen, wie vermummt aussehenden Wagen, Mr. Mitchell Henry und seine Reisegesellschaft, nachdem zuvor ein mit Polizeimannschaft besetzter Wagen in entgegengesetzter Richtung die Straße passirt, und ein höherer Beamter von Westport sich wie zu einer Spazierfahrt an der Killery Bay gezeigt. Solche Maßregeln wollen dem Reisenden, welcher dieses treuherzige, genügsame, bis auf den Grund des Herzens christliche Volk Connemara's liebgewonnen hat, beinahe beleidigend erscheinen. „Wenn die Engländer uns kännten," hatte mir vorher der Kellner gesagt, als er über den Mangel an Besuchern klagte, „so würden sie nicht durch Furcht von uns ferne gehalten. Sie können ganz ohne Furcht mit von Gold gefüllten Taschen ohne Begleitung durch die einsamsten und wildesten Gegenden ziehen; kein Mensch wird sie anrühren." Ich bin ganz überzeugt, daß dieser Mann Recht hat. Englische Touristen können kühn und furchtlos wie zur Zeit des tiefsten Friedens Irland durchwandern. Anders freilich steht es mit denen, welche es entweder als Landlords oder Pächter, oder als Betheiligte am politischen Leben in der Landfrage mit dem Volke verdorben. Schon zur Zeit meiner Reise lagen betrübende Thatsachen genug vor, welche solche zur Vorsicht ermahnten, und sie haben sich, wie bekannt, seitdem in erschreckender Weise gemehrt. Mit Recht schützt sich Mr. Mitchell Henry gegen etwaige Wegelagerer, welche, vielleicht von überseeischen geheimen Gesellschaften geschickt, ihm an seinem einsamen See auflauern.

Nachdem ich noch einige Streifzüge am Ufer gemacht, war es dunkel, und ich kehrte zum Hotel zurück. Da sah ich durch die Glasthüre des erleuchteten Speisezimmers einen Herrn mit sichtlichem Appetit sein Diner einnehmen. Wahrhaftig, das ist mein Wagennachbar von Galway, der einsilbige Amerikaner. Ich war im Zweifel, ob ich mich ihm nähern sollte. Aber sobald ich in's Zimmer getreten, springt er hastig von seiner ernsten Arbeit auf, streckt mir beide Hände entgegen und schüttelt mir unter lauten Begrüßungsexclamationen die Hand fest, als hätte er einen alten Schulkameraden nach vielen Jahren der Trennung wiedergefunden. Quantum mutatus ab illo! Er zog mich neben sich auf einen Stuhl, und nun begann das Erzählen, wo er gewesen, was er erlebt. Ich hörte, daß er ganz Irland bereist, und daß die Reise durch Connemara den Abschluß seiner Reise bilden solle. „Jetzt sehne ich mich sehr nach Hause." — „Nach Amerika?" fragte ich. — „Wie kommen Sie dazu, mich für einen Amerikaner zu halten?" — „Sie wurden mir als ein solcher bezeichnet." Er lachte laut auf und sagte: „Ich bin das richtigste Kind Englands, das existirt, geboren in York, wohnhaft in London." In der That, sein Benehmen war recht englisch: vier Stunden neben einem auf dem Wagen sitzen und nicht drei Worte sprechen, und sich endlich ohne Abschied davonschleichen; dann aber beim zweiten Zusammentreffen einem fast um den Hals fallen als dem vertrautesten Freunde.

„Sie haben also," sagte ich, „die Irländer so wenig gefürchtet, daß Sie allein Ihre Touren durch so einsame Gegenden machten?" — „O diese Engländer," rief er laut in das Zimmer hinaus, wo noch andere Engländer schweigend saßen, „wie entsetzlich schlecht sind diese über Irland unterrichtet!" Und nun begann er eine Panegyrik auf die Irländer, und ich muß gestehen, daß er in der That die Schwesterinsel nicht durch die Brille der Vorurtheile angesehen, welche seinen Landsleuten in der Regel auf der Nase sitzt.

Wir kamen überein, die Tour nach Westport gemeinschaftlich zu machen und vor Westport den Croagh Patrick zu besteigen. Der Wirth versprach uns für einen verhältnißmäßig billigen Preis einen Wagen. Der Redestrom meines wiedergefundenen Gefährten floß so reichlich, daß ich mich längere Zeit vergebens nach einer Weise umsah, ohne zu beleidigen, mich demselben zu entwinden, um mich zur Ruhe zu begeben. Um so mehr Muße gönnte er mir am folgenden Morgen. Es war beinahe zehn Uhr, als wir das Hotel verließen.

Eine beträchtliche Strecke fuhren wir noch die Killery Bay entlang. Die Gebirge, durch welche wir Tags zuvor gekommen, erschienen uns in immer dunkleren, unbestimmteren Umrissen, und mancher bekannte Gipfel sah in der Ferne aus wie eine Wolke am Horizonte. Vor uns öffnet sich ein weites Thal und in der Ferne steigen neue Berge in die Lüfte. Alle überragend liegt links in der fernen Gruppe der Croagh Patrick, ein ganz vollendeter Kegel, wie eine vom Mathematiker auf die Tafel gezeichnete Figur. Er scheint so nahe; doch wir müssen noch ziemlich lange fahren, bis wir ihn erreichen. Die unmittelbare Umgebung war weniger interessant, meistens weite Torfmoorebene.

Mit Freuden begrüßten wir endlich die ersten Bäume, die Vorboten einer besser cultivirten Gegend. Es mochte gegen ein Uhr sein, als unser Wagen am Fuße des Croagh Patrick, auf der Westportseite anlangte. Ein Strom von Knaben stürzte hier auf uns los, welche sich alle, jeder seine besonders gute Bekanntschaft mit dem Berge anpreisend, zu Führern anboten. Wir glaubten keines Führers zu bedürfen. Unsere Reisehandbücher schilderten den Berg als sehr leicht erklimmbar und sprachen sogar von Stationen, welche hinaufführten. Wir schlugen also den Sturm ab, freilich nicht ohne Mühe. Das ganze Heer der Knaben verfolgte uns. Sie riefen uns zu, daß noch nie ein Reisender den Berg zum ersten Male ohne Führer bestiegen. „Wir werden also die Ersten sein," riefen wir und versicherten, daß wir sie ihrer Zudringlichkeit wegen erst recht nicht nehmen würden. Alles vergebens. Wohl eine Viertelstunde verfolgten sie uns, und erst als wir sie eine Zeitlang ganz ignorirt und uns ihren Anerbietungen gegenüber ganz taub erwiesen, verminderte sich allmählich ihre Zahl.

Wir stiegen bergaufwärts. Der Berg ist ganz kahl, und der Weg zum Gipfel scheint daher leicht zu finden. Aber die Sache war nicht so einfach, und wir bereuten es schon bald, keinen Führer genommen zu haben. Geraden Weges zur Spitze dieses so steil aufsteigenden Kegels zu marschiren, scheint

unmöglich. Wir glaubten, zwischen ihm und dem Nachbarberge zur Linken in der Schlucht den besten Weg zu finden. Aber bald stellten sich Zweifel ein, und wir standen rathlos da. Wir beschlossen, zunächst den beide Berge mit einander verbindenden Sattel zu erklimmen. Eine harte Arbeit. Von einem Pfade war nichts zu sehen. Jetzt gingen wir über scharfkantige Felsenstücke dahin, welche hier und da zu Tausenden lose aufeinanderlagen; dann geriethen wir auf sumpfartige Moorplätze, wo wir bis an die Knöchel in den morastigen Boden sanken. Ein paar Tage früher wäre es wegen des vorhergehenden Regenwetters durchaus unmöglich gewesen, diese Schluchtenwand zu ersteigen. Stellenweise war sie äußerst steil, und manchmal mußte ich die Ginsterbüsche ergreifen, um mich an ihnen hinaufzuziehen. Die Sonne sandte unbarmherzig ihre brennenden Strahlen gerade in unsere Schlucht herab, und kein Lüftchen regte sich in ihr, uns Kühlung zuzuwehen. Mein Gefährte suchte sich einen größeren Stein aus, um etwas auszuruhen; ich folgte gerne seinem Beispiele. „Wir müssen hinauf," sagte er in einem Tone, welcher verrieth, daß sich Gedanken an die Umkehr in ihm geregt hatten, „unser Credit steht auf dem Spiele." — „Also voran!" sagte ich. Wir rafften unsere Kräfte zusammen und setzten unseren Weg fort; mein Gefährte voran. Endlich verließ mich der letzte Rest meiner Kraft, ich konnte nicht mehr voran. Ich schleppte mich zu einem Ginsterbusche und ließ mich auf ihm nieder. Mr. P. schaute um und nahm über mir ein ähnliches Plätzchen ein. Vor Müdigkeit sprachen wir nicht mehr mit einander, und ich muß gestehen, daß ich jetzt verzagend bei mir überlegte, ob es nicht vernünftiger sei, umzukehren. — Da sehe ich am Abhange des Berges zur Linken etwas Weißes wie ein Kopftuch. Was ist das? Eine Gestalt erhebt sich und bewegt sich hinauf. Es ist ein Mann, welcher sich mit einem weißen Taschentuche gegen die Sonnenstrahlen schützt. Er winkt uns zu sich. Die Freude, einen Führer zu finden, gab uns unsere Kräfte zurück. Nicht weit vom Sattel, wo wir freilich auch ohne ihn unseren Pfad gefunden hätten, trafen wir zusammen. „Wahrhaftig, ein Fairy ist uns zur Zeit der größten Noth in der Gestalt eines jungen Mannes erschienen," rief ich ihm entgegen. Er ging lächelnd auf den vertrauten Ton der Begrüßung ein. Er war ein Tourist, der mit seinem Bruder und einem Führer den Berg bestieg, aber unfähig, so schnell voranzueilen wie diese, auf dem Punkte, wo wir ihn zuerst gesehen, zurückgeblieben war. Jetzt hatten wir freilich den Pfad, aber noch ein schweres Stück Arbeit war übrig. Die Spitze des Berges, welcher auch in dieser Nähe die Gestalt eines ganz regelmäßigen Kegels beibehält, ist sehr steil, und der Weg führt über eine Unmasse der scharfkantigen, unter dem Fuße oft hinabrutschenden Felsstücke, mit denen wir schon vorher Bekanntschaft gemacht. Dieses sind auch die „Stationen". Die Verfasser unserer Reisehandbücher haben offenbar nicht selbst unseren Berg bestiegen. Sie haben sich von Anderen erzählen lassen, daß Stationen den Berg hinaufführen. Das sind aber keine Stationen im gewöhnlichen Sinne, nicht Kreuzwegstationen; solche gibt es hier nicht. Wie ich erfuhr, nennen die Irländer ihre hier vorgenommenen Bußwerke Sta=

tionen, welche darin bestehen, daß sie bei ihren Wallfahrten auf den Lieblingsberg ihres Apostels, St. Patrick, mit nackten Knieen diese Steine hinaufrutschen, ein äußerst schweres und peinliches Werk. Wir fanden selbst das Ersteigen des Gipfels so mühsam. Mr. P. hatte indessen alle Müdigkeit vergessen, sobald er sich auf dem rechten Pfade wußte, und ich war erstaunt, ihn so schnell hinaufklettern zu sehen. Mein neuer Gefährte und ich mußten noch einmal ausruhen. Wir sahen zu unserer Rechten auf die weiten, uncultivirten Landstrecken hinab, welche wir auf dem Wege von Leenane hierher durchfahren. „Kein Wunder," sagte mein Gefährte, „daß die Landligue so viele Anhänger in Westport fand. Hier liegt Alles wie eine Wüste da und nichts geschieht für den Farmer." Die Landfrage verfolgte uns also bis auf den Gipfel des Croagh Patrick. „Welche Vorschläge haben Sie denn zur Verbesserung der Lage der Pächter?" fragte ich. Mein junger Mann hatte sich in eine socialistische Idee hinein verrannt. Der Staat, so meinte er, sei Eigenthümer des Landes; bei ihm stehe es, eine neue Vertheilung des Landes vorzunehmen. Doch es gelang mir, ihn zu überzeugen, daß seine Ansicht eine socialistische und verwerfliche sei.

Während unseres Gespräches hatten wir uns schon wieder erhoben; endlich gelangten wir auf den Gipfel; erst hier zeigt das mäßige Plateau, welches man betritt, daß der Kegel doch nicht in eine vollkommene Spitze ausläuft. Für alle Anstrengungen fanden wir uns nun reichlich belohnt. Wir standen auf dem höchsten Punkte der ganzen Gegend. Nur der in blauer Ferne sich erhebende Nephin macht dem Croagh Patrick den Ruhm streitig, der höchste Berg im weiten Gesichtskreise zu sein. Die Berge, auf welche wir im Thale mit so großem Respect hinaufgeschaut, lagen nun tief zu unseren Füßen. Wohin wir uns auch wendeten, genossen wir eine herrliche Fernsicht. Die Aussicht nach Norden über Land und Meer war die schönste. Die glitzernde Wassermasse, welche das Auge westwärts verfolgt, bis sich ihr Blau in endloser Ferne mit dem Himmelsblau verschmilzt, drängt sich am Fuße des Croagh Patrick ostwärts in die schöne Clew Bay, welche mit kleinen, theils grünen, theils kahlen Inseln buchstäblich wie besät und durch die größere Insel Clare vom atlantischen Ocean gesondert ist. Den Hintergrund bildet das bewaldete Ufer von Newport und eine ferne Hügelreihe mit dem Nephin. Der Tag war wunderschön. Im heitersten Sonnenlichte lag das weite, herrliche Land- und Meergebiet tief zu unseren Füßen. Kein Wölkchen war am Himmel. Ich begreife, warum sich der hl. Patrick dieses Plateau für seine Gebetstage ausersehen. Hier fühlt man sich dem Himmel näher und ist man dem Erdengetümmel so ferne gerückt. Von hier aus, so erzählt die Legende, trieb er die Schlangen in's Meer und befreite so Irland von allen giftigen Thieren. Man zeigt hier auch einen gebrochenen Stein mit zwei runden Vertiefungen, welche als Knieabdrücke des betenden Heiligen angesehen und verehrt werden. Aus den platten Felsstücken, welche sich auch oben in großer Menge vorfinden, hat man eine Art von Altar gebildet, auf welchem zuweilen das heilige Meßopfer dargebracht wird. Erst später erfuhr ich, daß das Plateau ein Wallfahrtsort

sei, an welchem die Verehrer des hl. Patrick sich zu bestimmten Zeiten des Jahres zu gemeinschaftlichen Gebeten, zu Betrachtungen und Bußübungen versammeln.

Jenseits der Insel Clare zeigte man mir am Ostrande des Meeres die Insel Achill, wohin ich am folgenden Tage einen Ausflug zu machen gedachte, was aber leider unmöglich war. Diese Insel ist für das Studium irischer Verhältnisse sehr interessant. Sie ist bewohnt von einem von der übrigen Welt ganz abgesonderten, äußerst einfachen und genügsamen Fischervölkchen, das etwa 5000 Köpfe zählt. Die Armuth der Bewohner dieser ganz öden Insel soll beispiellos sein. Man erzählte mir, ihre Hütten seien aus Torf aufgebaut und so arm, daß z. B. oft in einem ganzen Dorfe kein Schornstein existire. Auf der ganzen Insel gibt es kaum einen Baum. Die Vegetation besteht aus Heidekraut und grobem Grase.

So gut es uns auch auf dem Berge gefiel, durften wir doch keine Hütten bauen. Denn 2½ Stunden hatten wir zum Ersteigen gebraucht, und wenn wir auch schneller hinabeilen konnten, so blieb uns doch nicht viel Zeit übrig, wenn wir vor Abend Westport erreichen wollten. Noch einen Blick warfen wir nach allen Richtungen, und wir sagten den herrlichen Bildern Lebewohl. Das Hinabsteigen war, namentlich auf den Steinhaufen, beschwerlicher, als wir geglaubt. Ein paar Mal mußten wir ausruhen. Nach 1½ Stunden kamen wir glücklich unten an der Wirthshütte an, wo der Wagen unser harrte.

Mein Gefährte zog mich in die Hütte. Die Frage, wie reinlich es drinnen sei, wurde nicht aufgeworfen; seit dem Frühstücke an der Killery Bay hatten wir gar nichts genossen. Er forderte für uns irischen Nationalbranntwein, welcher, man kann überall sicher sein, ein unverfälschter Gerstentrank ist, der bekannte irische Whisky. Auch unserem Freund Kutscher wurde gewährt, was aus seinen Augen sprach: „Ich sei, gewährt mir die Bitte, in eurem Bunde der Dritte.“ Das allzu sehr beliebte Getränk nennen die Irländer „the creature“. Ordentlich mit Wasser verdünnt ist das scharfe Getränk genießbar. Getrocknetes Brod, welches auf dem Schenktische stand, war für uns ein Leckerbissen. An Gästen schien es den Wirthsleuten nicht zu fehlen. Schaarenweise kamen die Farmer aus der Stadt, Mann und Weib nach irischer Sitte auf *einem* Pferde; vorne im Sattel sitzt der Mann, hinter ihm seine Frau. An unserer Wirthshütte angelangt, blieben die Pferde wie von selbst stehen, und von den Reitern und Reiterinnen versäumten nur wenige die so gebotene Gelegenheit, ihren Durst zu stillen. Will man die Stimmung des Volkes kennen lernen, muß man in solche Schenken gehen. Wir erkundigten uns nach den Pachtverhältnissen. Alle der Reihe nach gehörten zu den Unzufriedenen; der Pachtzins ist unnatürlich in die Höhe geschraubt. Die Landlords verzehren ihn im Auslande und kommen nur hierher, um ihre Renten zu erheben. Die Middlemen, welche größere Landdistricte pachten und sie in Parcellen für eine unverhältnißmäßig höhere Rente wieder verpachten, sind wahre Blutaussauger des Volkes. — Dieses war das Grundthema, welches durch die ganze Unterhaltung in

mannigfachen Variationen hindurchklang. Die Unzufriedenheit schien mir durch künstliche Agitation gesteigert. Die Ansprüche der Leute gingen etwas zu weit; das erlittene Unrecht wurde zu schwarz gemalt; die Erwartungen von der in's Werk gesetzten Agitation waren zu hoch gespannt. — Mein Londoner Freund ging auf die Ideen der Leute ein und sagte, er habe auf seinen Rundreisen durch Irland gesehen, wie begründet ihre Klagen seien. Nach Hause zurückgekehrt, wolle er seine Erfahrungen zu ihren Gunsten verwerthen. Da schlug die Alte, welche uns den irischen Wein credenzt hatte, ihre schwarzen, irischen Augen auf und fragte: „In Amerika?" Wir schauten uns lachend an. „Sie sehen, daß etwas Amerikanisches Ihrem Äußern aufgedrückt ist," bemerkte ich. Er erklärte aber wiederum, daß er das ächteste Kind Albion's sei, das existire. Vielleicht hatte die Alte es für unmöglich gehalten, daß ein Engländer ein solches Verständniß und eine solche Theilnahme für irische Anliegen zeige.

Erst gegen sieben Uhr, als es zu dunkeln begann, gelangten wir nach Westport. Wir aßen zusammen; ich eilte sodann in die Stadt, um die Erlaubniß zu erhalten, am folgenden Morgen Messe zu lesen, was mir hier wegen eines besonderen Empfehlungsschreibens, das ich bei mir hatte, leicht gelang. Meinem Gefährten versprach ich, vor Abfahrt seines Zuges mich am folgenden Morgen auf dem Bahnhofe einzufinden, was mir wegen Verzögerung der heiligen Messe nicht möglich war. Wir sahen uns nicht mehr.

Den folgenden Tag brachte ich in Westport zu. Meinen beabsichtigten Ausflug nach der Insel Achill konnte ich nicht machen, weil auch hier die Post wegen Mangels an Passagieren die Fahrten eingestellt hatte. Man rieth mir, den Tag zu benützen, um Westport und Umgebung kennen zu lernen. Die Stadt liegt in einem Thale. Ein rauschender Strom theilt sie in zwei durch viele Brücken verbundene Theile. Jenseits des dem Marquis von Sligo gehörenden Parkes, den er durchschneidet, ergießt er sich in die Clew Bay. Diese herrliche Bay, welche wir vom Croagh Patrick aus betrachtet, verleiht der Stadt den Hauptreiz. Der für das Publikum offene Park des Marquis von Sligo, des Hauptgrundherrn jener Gegend, bietet ihr eine Promenade, wie wenige Städte sie besitzen. Auf einem Spaziergange zu einem entfernten Punkte an der Meeresküste erkundigte ich mich bei einem kleinen Mädchen, das mir begegnete, nach dem Wege. Ich hörte, daß ich von meinem Wege weit abgeirrt sei, und kehrte um. Da ich mein Brevier betete, suchte ich mich durch einen eiligeren Schritt von der Gesellschaft der Wegweiserin zu befreien. Aber sie trippelte beständig hinter mir her, und wenn ich einen Vorsprung gewonnen, holte sie mich durch einen Galopp wieder ein. Ich steckte also mein Brevier ein und stellte einige Fragen an das zwölfjährige Mädchen, auf welche sie mir wieder mit jener Gewandtheit, die ich schon an anderen Kindern der Berge bewundert hatte, und zugleich mit dem ganzen Vertrauen antwortete, welches der Irländer dem Priester entgegenzubringen pflegt. „Woher bist du?" — „Von der Insel Bofin." — „Aber das ist ja sehr weit von hier; wie kommst du denn hierher?" — „Meine Eltern sind herübergezogen." — „Warum?" — Die Zeiten sind

schlecht. Mein Vater ist Fischer und suchte hier eine günstigere Stelle für den Fischfang." — „Hat er eine solche gefunden?" — „Ja, Herr, Gott sei Dank." — „Ihr habt also hier eine Hütte gemiethet?" — „Ja, Herr." — „Wie viele Räume enthält sie?" — „Ein Zimmer." — Wie viele seid ihr denn?" — „Vater, Mutter und sechs Kinder. Doch ist meine älteste Schwester vor drei Monaten nach Amerika gegangen." — „Als Magd?" — „Ja, Herr." — „Wie alt ist sie?" — „Fünfzehn Jahre." — „Und sie ging allein?" — „Ja, Herr." — „Wo ist sie?" — „In Ohio." — „Wie geht es ihr? Habt ihr Nachricht?" — „Sie hat geschrieben; es geht ihr sehr gut, Gott sei Dank." — „Kannst du auch schreiben?" — „Nein, Herr." — „Und nicht lesen?" — „Nein, Herr." — „Du besuchst also keine Schule?" — „Nein, Herr." — „Was ist die Nahrung der Leute in dieser Gegend, wo du wohnst?" — „Wir essen Kartoffeln und Kohl." — „Nie Fleisch?" — „Nein, Herr." — „Aber doch Fische?" — „Ja, Herr." — „Habt ihr ein Stück Land, worauf ihr die Kartoffeln zieht?" — „Ja, einen halben Acre." — „Die Miethe wird hoch sein?" — „Zwei Pfund für den halben Acre. Der Middleman zahlt selbst für den ganzen Acre nur ein Pfund und verlangt vier für denselben." — „Konnte dein Vater die Rente bezahlen?" — „Ja, Herr, Gott sei Dank." — „Du hast nur ein Kleid, Kind, nicht wahr?" — „Ja, Herr." — „Für Sommer und Winter dasselbe?" — „Ja, Herr." — „Keine Schuhe und Strümpfe?" — „Nein, Herr." — „Ist es dir nicht kalt an den Füßen im Winter, wenn du barfuß gehst?" — „O, ich friere nie an den Füßen." — „Weißt du, wer zu Bethlehem in einem Stalle geboren wurde?" — „Ja, Herr." — „Wer war es denn?" — „Unser lieber Heiland." — „Ja, der war es. Er war auch ein ganz armes Kind wie du, und war im Stalle schlecht vor der Kälte geschützt. Und doch war er im Himmel so reich, unendlich reicher als der reichste König auf dieser Erde, und er wurde ein so armes Kind, um uns zu zeigen, wie gering die Reichthümer dieser Welt zu schätzen seien, und um die Armen zu trösten und sie reich an himmlischen Schätzen zu machen. Darum etwas Geduld, liebes Kind, hier auf Erden. Sage nur immer: ich will mich nicht beklagen, daß ich so arm bin, wie mein Heiland. Dann wirst du einstens auch reich werden wie er." Wir kamen zum Wege, den ich schon zuvor hätte einschlagen müssen. „Ich bin auch nicht reich," sagte ich, „aber eine Kleinigkeit kann ich dir doch geben." — „Nein, nein, Herr," rief das Kind aus, hielt aber doch zugleich die Hand hin. „God bless your Reverence, God speed your Reverence" (Gott segne Ew. Hochwürden, Gott geleite Ew. Hochwürden), rief es mir begeistert nach.

Die schönste Aussicht auf Westport und das Thal genoß ich im Klostergarten der Sisters of Mercy. Von einem mit einem hohen Kreuze gezierten Hügel überblickt man die ganze Stadt, rechts den schönen Park, links die das Thal abgrenzenden Hügel, in der Mitte die Stadt mit ihrem zwischen zwei Alleen dahinbrausenden Strome, und im Hintergrunde links den Croagh Patrick mit der ihn umgebenden Berggruppe, und rechts die Meeresbucht. Der Tag war wieder ein wunderschöner Sommertag, wie alle Tage meiner

Reise seit dem Regenguß am Morgen der Ausfahrt. Jener Regen scheint nur die Bestimmung gehabt zu haben, mir den Werth des darauffolgenden ausgezeichneten Wetters recht zum Bewußtsein zu bringen.

Die Kapelle des Klosters ist ein Juwel und von allen Gebäuden Westports, soweit ich über die Stadt urtheilen kann, das sehenswertheste. Ein Altar, ganz aus blendend weißem Marmor, hebt sich vortheilhaft ab von der in buntem Farbenschmuck prangenden Chorwand, welche den Altar im Halbkreise umgibt; durch einen Kranz bunter Fenster fällt ein gedämpftes, angenehmes Licht in das kleine Chor; auf den leichten Säulchen, welche die Fenster trennen, ruht, den weißen Altarbaldachin überdachend, das reich verzierte gothische Gewölbe. Hier feierte ich am Samstag zum zweiten Mal die heilige Messe und dankte Gott für die schöne und glückliche Ferienreise. Ein Stündchen später eilte mein Zug über die Moorfelder von Central-Irland nach Dublin.

Th. Granderath S. J.

Recensionen.

Commentar zum Buche des Propheten Hoseas. Von Dr. Anton Scholz, Professor an der königl. Universität Würzburg. 8⁰. XXXIX u. 204 S. Würzburg, Leo Wörl, 1882. Preis: *M.* 4.

Was in diesen Blättern bereits früher (1881, Bd. XX, S. 72) bei Gelegenheit der Besprechung des Jeremias-Commentares an der exegetischen Methode des Herrn Verfassers rühmend hervorgehoben wurde, gilt auch von dem jetzt vorliegenden Commentar zum Buche des Hoseas: Genauigkeit und Scharfsinn in der Erörterung des sprachlichen Theiles, Klarheit und Bündigkeit in der Darlegung der Gedanken des Propheten und in der Entwicklung des Zusammenhanges und Fortschrittes derselben. Der gedrungene, sentenzenreiche Stil des Propheten Hoseas bietet der Erklärung nicht geringe Schwierigkeiten; um so dankbarer muß die gediegene, lichtvolle Erklärung, die uns Dr. Scholz bietet, begrüßt werden.

Die Einleitung bespricht die zeitgeschichtlichen Verhältnisse, das Leben des Propheten und dessen Buch; unter letzterer Rubrik wird die Schreibweise, die Integrität des Textes, die Beziehung auf andere alttestamentliche Schriften, der Einfluß des Propheten auf die Entwicklung der alttestamentlichen religiösen Anschauungen, Ort und Zeit der Reden des Hoseas und der Plan des Buches des Näheren dargelegt. Eine gedrängte Übersicht über die Literatur der Auslegung bildet den Schluß der Einleitung. Aus dem vortrefflichen Inhalte dieses Theiles heben wir im Hinblick auf ein allgemeineres Interesse besonders die auf S. xxxi gesammelten Belege hervor, die sich aus Hoseas für die Pentateuch-Frage ergeben. Der Herr Verfasser sagt: „Überaus häufig ist die Bezugnahme auf den Pentateuch ... Diese Beispiele zeigen, daß Hoseas nicht nur mit dem Inhalte des ganzen Pentateuches vertraut war, sondern aus dem Umstande, daß er in charakteristischen Ausdrücken wörtlich übereinstimmt, geht hervor, daß er den geschriebenen Text desselben kannte. Es ist den fortgesetzten Versuchen gegenüber, die Abfassungszeit des Pentateuches in eine späte Zeit zu verlegen, nicht überflüssig, darauf aufmerksam zu machen. Verstärkt wird dieser Beweis noch dadurch, daß Hoseas von dem Gesetze als von etwas Bekanntem spricht ... und daß er es als ein geschriebenes bezeichnet" u. s. f. Wir fügen noch bei, daß auch Laur. Reinke im 8. Bande seiner „Beiträge" S. 159 ein reichhaltiges Verzeichniß von Stellen aus Hoseas und Amos gibt, in denen Beziehungen auf den Pentateuch sich finden. Vgl. auch im vorliegenden Commentar noch S. 108. 166. Betreffs der — von den Erklärern so verschiedenartig gefaßten — inneren Einrichtung und Ord-

nung des prophetischen Buches unterscheidet der Herr Verfasser die Einleitung, c. 1—3, in der das Thema des Buches: die Constatirung der Sünde, das Gericht und die schließliche Begnadigung, vorgelegt wird; sodann die Ausführung in zwei Theilen (c. 4—10; c. 11—13, 15) und den Epilog. Im ersten Theile (c. 4—10) wird das Thema: Israels Sünde und Strafe, nicht in einer geordnet fortschreitenden Rede abgehandelt, sondern im steten Wechsel bald von der Sünde, bald von der Strafe geredet, das Thema also wiederholt und von verschiedenen Seiten aufgenommen und durchgesprochen. Der Herr Verfasser statuirt für diesen Theil neun Strophen; die ersten fünf sind dem Inhalte nach eine fortschreitende Entwicklung und Darlegung der in Israel grassirenden Sünden und werden folgendermaßen charakterisirt: das Gericht kommt über Israel wegen Übertretung des ganzen Gesetzes — wegen des Baalscultus — wegen des Kälberdienstes — wegen Pharisäismus — wegen heidnischer Bündnisse. Die sechste Strophe ist zusammenfassend: Israel wird wegen Pharisäismus, Aufstellung eines eigenen Königs, Kälberdienstes und heidnischer Bündnisse mit dem Exil bestraft; die übrigen kommen erweiternd und ergänzend auf schon behandelte Punkte zurück, so die siebente auf den Baalsdienst, die achte auf den Kälberdienst, und die neunte ist wieder recapitulirend: Israels König, sein Kalb und seine Laster bringen über es das Vertilgungsgericht. Die Gründe für diese Strophenabtheilung sind S. XXXVII kurz dargelegt. War im ersten Theile Schuld und Strafe vorherrschend, ja fast einzig behandelt, so wechselt im zweiten Theile von c. 11 an die Scene: Schuld und Strafe werden der dunkle Hintergrund, auf dem die Gnade um so herrlicher sich abhebt. Hier unterscheidet der Herr Verfasser vier Theile der einen Rede.

Die Grundsätze der Ausarbeitung betreffend, werden wir durch den ersten Satz der Vorrede auf den Commentar zu Jeremias verwiesen. In einigen Fällen wird die Leseart der LXX dem masorethischen Texte vorgezogen; so S. 59 zu 4, 18; S. 77 zu 6, 5 („mein Gericht"); S. 123 zu 9, 13 (theilweise); S. 163 zu 12, 1 („nun erkennt sie Gott und heiliges Volk wird es genannt"); S. 194. 195 zu 14, 3. Als interpolirt wird nur 8, 14 erklärt. Denn „bei der Eigenart hoseanischer Darstellung waren Einschaltungen kaum möglich. Auch ist das Buch so schwer verständlich, daß es sich in späterer Zeit nicht gut zur Vorlesung und Erklärung in den Synagogen eignete, wodurch die meisten Interpolationen entstanden. Vielleicht hat zu spärlicherem Gebrauche auch der Umstand mitgewirkt, daß es aus dem nördlichen Reiche stammte und so für Juden weniger belehrend war" (S. XXVIII). Außerdem wird das schwierige principium 1, 2 als Zuschrift des Verfassers (Sammlers) des Zwölfprophetenbuches erklärt, dem vielleicht auch 1, 1 angehöre. Über die von Andern beanstandete Stelle 7, 4—7. 10 legt uns der Verfasser nur die dagegen und dafür sprechenden Gründe vor (S. 97); ein sicheres Urtheil wird nicht abgegeben.

In der Erklärung verdient außer dem oben Bemerkten noch besonderes Lob die Sorgfalt, mit der Parallelstellen notirt sind, und der beständige Hinweis auf den gemeinsamen prophetischen Gedankenkreis. Dadurch tritt die

einzelne prophetische Rede oder Äußerung in den lebendigen Zusammenhang mit den Ideen und Anschauungen der geistesverwandten Männer und gewinnt an Klarheit und Kraft. Oft genug wird ein von Hoseas nur angedeuteter Gedanke von Jeremias oder Ezechiel weiter ausgeführt; dadurch ist nicht nur das Verständniß erleichtert, sondern es wächst auch, besonders bei messianischen Stellen, die Beweiskraft; denn schließlich ist die ganze und überwältigende Macht der messianischen Beweisstellen eben nur aus dem innern und unablöslichen Zusammenhange zu erheben, in dem die ganze Jahrhunderte umfassende messianische Prophetie sich darstellt.

Zu diesen größeren Gesichtspunkten gesellt sich im Commentar die Detailarbeit, die es nicht verschmäht, mit Genauigkeit auch unbedeutende Verschiedenheiten der Lesearten nach den von de Rossi 2c. verglichenen Codices zu vermerken. Manche in Geschichte, Archäologie und Geographie (vgl. z. B. S. 54 Gilgal) einschlagende Ausführung wird man mit Interesse lesen. In der Literatur der Erklärungen sind außer den bekannten Commentaren auch rabbinische, z. B. von Raschi, Kimchi, Abarbanel, berücksichtigt. Was die Citationsweise angeht, so werden andere Erklärer überwiegend nur bei den vom Herrn Verfasser bekämpften oder verworfenen Auffassungen angeführt; die gebilligte und befolgte Erklärung steht meistens ohne alle Angabe, wer sie außer dem Herrn Verfasser noch vertrete. Eine Folge dieser etwas sonderbaren Methode ist z. B., daß man, obgleich es S. XXVIII vom betreffenden Commentar des Cornelius a Lapide heißt, diese Arbeit sei besonders gut, dennoch ihn fast nur bei den bekämpften und getadelten Ansichten angeführt findet. Und dabei ist mehrmals das Citat auch insofern unrichtig oder irreführend, als Ansichten, die a Lapide bloß aus Andern anführt, ja selbst solche, die er verwirft, ihm zugeschrieben werden, und er, falls er mehrere Auslegungen und auch die richtige bietet, doch öfters nur für die unrichtige citirt wird. So heißt es z. B. S. 16 zu 1, 10: „Unrichtig beschränkt a Lapide den Sinn auf die Erlösung durch Cyrus.“ Allein bei a Lapide steht in der That Folgendes: „Quaeres, quando et per quem impleta sit haec prophetia?“ Er führt nun zuerst Hugo's Ansicht an, das sei unter Ezechias geschehen, und widerlegt sie; sodann eine zweite, von Rufinus, Theodoret und Hugo vertretene, die Erfüllung sei unter Cyrus eingetreten; auch die fertigt er ab; und dann fährt er fort: „Dico ergo prophetiam hanc impleri coeptam esse a Christo ... dico secundo sub Israëlitis intelligi quoque gentiles conversos ad Christum, in iisque perfecte impleri hanc prophetiam.“ Ähnlich schreibt Dr. Scholz zu 10, 12 (S. 141): „Zu enge erklären S. Hier., a Lap. u. A.: Tempus requirendi Dominum est, cum venerit Christus ...“ Aber a Lapide führt diese Erklärung als die von Hieronymus, Haimo und Hugo gegebene an, erwähnt einer andern, von Lyranus aufgestellten, und fährt dann fort: „Tertio, pro cum venerit ex Hebr. Septuag. Vatabl. et alii vertunt donec veniat, q. d. Nunc est tempus quaerendi Dominum vosque praeparandi ad adventum Messiae ...“ Das ist aber wesentlich dieselbe Erklärung, die Dr. Scholz billigt: „Der terminus a quo ist die Zeit der Rede selbst ...“ Oder, S. 188 lesen wir

zu 13, 14: „Verfehlt wird der Satz auf v. 11 bezogen: Absconditur i. e. non venit in conspectum meum poenitudo, h. e. non mutabo sententiam meam de Israëlis excidio . . . sed sine ulla commiseratione certo et obfirmate eum disperdam (a Lap.)." Die Citationsweise ist derart, daß man glauben sollte, diese verfehlte Erklärung werde von a Lapide gebilligt. Allein a Lapide führt sie bloß aus Andern an und widerlegt sie sogleich, indem er gerade da, wo Dr. Scholz abbricht, fortfährt: „Verum quomodo haec cohaerent cum consolatione summa quae praecessit?" Ebenso wäre zu S. 189 (13, 15) zu bemerken, daß a Lapide bei der von Dr. Scholz getadelten Erklärung nicht den hebräischen Text meint, sondern das dividet der Vulgata. Den hebräischen Text erklärt a Lapide ganz richtig fructificabit Ephraim und vergißt auch nicht, die Anspielung auf den Namen Ephraim anzumerken. Dergleichen wäre noch öfters zu erinnern, z. B. zu S. 105, 117, 135, 169.

Eine wahre crux interpretum ist 5, 2, weßwegen die Erklärung des Herrn Verfassers hier angeführt werden möge; er übersetzt: „Und es (Israel) zu verderben, legen sie tief (verborgen) Schlagbauer." Zu dem Zusammenhange paßt diese Übersetzung allerdings, da v. 1 den Häuptern des Volkes vorgeworfen wird, daß sie Schlingen und Netze d. h. verschiedene Mittel zur Verführung des Volkes anwenden; dazu käme nun an dritter Stelle das aus Weiden oder dgl. hergestellte Flechtwerk, ein zum Vogelfang taugliches Geflecht. Eine aus dem Arabischen beigebrachte Etymologie muß diese Erklärung (S. 62) stützen; oder vielleicht ist das Wort שׂטים als dialektisch anzusehen (l. c.). Recht eingehend ist auch die Erörterung über die schwierige Stelle 7, 4—7, ebenso zu 6, 2.

* * *

Jetzt noch Einiges über das von Dr. Scholz in der Vorrede Bemerkte.

Zunächst wird (S. VI. VII Anm.) wiederholt behauptet, das Trienter Concil habe über die particulae Evangeliorum (d. h. Marc. 16, 9—20; Luc. 22, 43—44; Joh. 8, 2—11) nichts bestimmt; die von mir gegebene Darlegung (vgl. diese Zeitschrift Bd. XXI S. 86) „mißkenne den Fragepunkt, sei unrichtig". Zur Klarlegung diene Folgendes. Das von den Deputirten abgefaßte und den Concilsvätern zur Berathung vorgelegte Decret schließt mit dem Satze: „Si quis autem libros ipsos et traditiones praedictas violaverit, anathema sit" (Theiner, Acta I p. 66b). Bekanntlich aber hat das von dem Concil wirklich angenommene und promulgirte Decret folgenden Schluß: „Si quis autem libros ipsos integros cum omnibus suis partibus, prout in Ecclesia catholica legi consueverunt" etc. Woher diese Verschiedenheit? Sie allein bekundet schon, daß die Behauptung des Dr. Scholz: „das Decret gelangte in der Form, wie es vorgeschlagen war, zur Annahme", unrichtig ist. Die Sache verhält sich so. Am 27. März wurde über das von den Deputirten vorbereitete Decret verhandelt. „Card. Gienensis dixit, se optare, ut quaedam particulae novi testamenti, quae in Luca et Joanne non solum ab adversariis nostris, sed a catholicis

controvertuntur, specialiter enumerentur“ (Theiner l. c. 71[a]). Aus der Antwort Materanus' erhellt, daß die Deputirten, dem Beispiele des Florentiner Concils folgend, jene particulas nicht aufgezählt hatten: „Neque particulas illas Lucae et Joannis explicasse, exemplo Conc. Florentini . . .“ Jedoch wird noch beigefügt, was über die bei den Deputirten herrschende Ansicht Licht verbreitet: „Cogitaverunt tamen posse aliquando de his particulare fieri decretum.“

Die Deputirten wollten also die angeregte Streitfrage (demandatum namque nobis fuit, ut libri sacri juxta Conc. ipsum Florentinum reciperentur) ganz bei Seite lassen. Nicht so die Concilsväter. Denn in Folge der am 27. März stattgehabten Verhandlungen wurden betreffs der Umarbeitung und endgiltigen Fassung des zu erlassenden Decretes den Vätern vierzehn Punkte zur Begutachtung vorgelegt. Der zweite lautet: „An quia de quibusdam particulis evangeliorum Marci cap. ult. et Lucae cap. 22. et Joannis 8. a quibusdam est dubitatum, ideo in decreto de libris evangeliorum recipiendis sit nominatim habenda mentio harum partium, et exprimendum, ut cum reliquis recipiantur, an non.“ Und n. 3: „An vero in ipso decreto numerus capitum evangeliorum sit recensendus, ut huic rei provideatur.“

Das waren also die Gesichtspunkte, die man bei der Umarbeitung und Neufassung des Decretes berücksichtigt wissen wollte. Die Antworten der Väter ergeben, daß man über die Echtheit jener particulae durchaus nicht im Unklaren war; dasselbe erhellt überdieß schon klar genug aus der Fragestellung n. 2 et 3. Die Mehrzahl stimmte nicht für eine namentliche Aufzählung. Daß man aber und wie man den Vorschlägen der mentio harum partium Rechnung trug, zeigt das Decretum reformatum, zeigt die Umarbeitung des ersten Entwurfes. Denn nach den Äußerungen des Tridentinus und Lancianensis wurde in der Congregatio generalis am 5. April das Decretum reformatum vorgelegt, in dem die Worte standen: „Evangelia prout in ecclesia leguntur“ (cf. Theiner l. c. 84). Welchen Sinn diese Fassung hat, kann nach den oben gestellten Fragen nicht zweifelhaft sein. Die Väter wollten, wie diese Änderung des Decretes besagt, der Ansicht der Deputirten, daß man diese Streitfragen für den Augenblick unberührt lassen solle, nicht beitreten. Die Berathungen haben auch hier, wie oft genug bei den conciliarischen Verhandlungen, den ursprünglichen Entwurf erweitert und modificirt. Am 5. April wurde das Decretum reformatum nochmals durchgesprochen; am Schlusse, nachdem allerlei Bemerkungen gefallen waren, äußerte sich Cardinalis de Monte: „Si placet patribus, nos et cardinales extremam manum decreto imponemus.“ Alle antworteten: placet. So erhielt denn das Decret die endgiltige Fassung, in der es am 8. April 1546 in der vierten Sessio feierlich und endgiltig angenommen wurde. Früher hieß es: „Si quis libros violaverit, anathema sit“; jetzt lautet es ganz anders: „Si quis libros ipsos integros cum omnibus suis partibus, prout in ecclesia catholica legi consueverunt“ etc. und diese Änderung wurde angebracht in Folge der nach der ersten Fas=

sung aufgeworfenen Frage de particulis. Cardinalis Tridentinus hat also ganz Recht, wenn er sagt: „Ea intentione factum esse existimo, ne de particulis illis amplius dubitari possit." Daß er sich hier aber „so zweifelnd" ausdrücken sollte, ist dem existimo nicht anzusehen. Wenn ferner Dr. Scholz noch hervorhebt, daß derselbe Cardinal „in demselben Passus eine Ansicht über deuterocanonische Bücher ausspreche, die Herr Knabenbauer kaum vertreten wird", so gehört das nicht zur Sache. Der Cardinal hatte das Recht und die Pflicht, bei Berathung des Decretes seine Meinung zu sagen und das eben zur Besprechung vorliegende Decret nach allen Seiten hin zu kritisiren. Denn die conciliarische Entscheidung fand erst in der Sitzung vom 8. April statt. Also konnte der Cardinal am 5. April seinen Bedenken noch Ausdruck verleihen, ohne daß deßwegen gefolgert werden kann, das Tridentinum habe jene Bücher für minoris auctoritatis erklärt, oder der Cardinal habe auch nach der feierlichen Sitzung und Promulgirung des Decretes an seiner Sondermeinung festgehalten. Beispiele ähnlicher Art aus der Geschichte des Decretes de infallibilitate liegen nahe genug.

Betreffs der übrigen von Dr. Scholz in der Vorrede berührten Punkte kann ich mich kürzer fassen. Ich habe in dieser Zeitschrift (Bd. XIX, S. 116—118) von der nicht 26 Seiten fassenden Rectoratsrede des Dr. Scholz den Inhalt der Einleitung und die zwei Fragen angegeben, die daselbst beantwortet werden; sodann erlaubte ich mir einige Bemerkungen. Herr Dr. Scholz klagt nun: „Die Besprechung hat auf mich und Andere kaum den Eindruck gemacht, als ob der Leser mit dem Inhalte meines Aufsatzes wolle bekannt gemacht werden." Ich denke: 1) der Inhalt ist angegeben; 2) wer sich mit der Ausführung bekannt machen will, muß eben zu der Rede selbst greifen; 3) seit wann soll eine Recension oder Anzeige das angezeigte Buch selbst ersetzen? 4) fast zwei Seiten Recension genügt, um auf eine Rede von nicht ganz 26 Seiten aufmerksam zu machen. — Unerklärlich ist mir, wie Herr Dr. Scholz aus meiner Recension des Jeremias-Commentars von Dr. Schneedorfer herauslesen kann, daß ich die in der früheren Recension ausgesprochenen Grundsätze geändert hätte. — Es will mir scheinen, daß Herr Dr. Scholz in seinem Jeremias-Commentar gar manche Ausmerzung von Stellen würde unterlassen müssen, wenn er die im Commentar zu Hoseas S. 119 und 97 bekundete Mäßigung auch für Jeremias gelten lassen wollte. „Eine systematisch durchgeführte Textkritik" ist allerdings ein feierliches Wort; allein man darf doch an dieser systematischen Durchführung schon aus der einen Wahrnehmung zweifeln, daß derselbe Kritiker im selben Buche binnen kurzer Zeit bedeutende kritische Änderungen vornimmt. Beispiele findet der Leser aus Dr. Scholz' Jeremias-Commentar in dieser Zeitschrift Bd. XX, S. 79. — Wenn Herr Dr. Scholz auch fernerhin „für weitere Kreise, als die sind, welche die betreffenden periodischen Blätter lesen", eine Kritik von Kritiken liefern will, so stelle ich meinerseits an ihn die ergebenste Bitte, daß er die ganze Kritik berücksichtigen und den „weiteren Kreisen" nicht ein so einseitiges und damit allein schon unrichtiges Bild vermitteln möge.

J. Knabenbauer S. J.

Die Hölle. Im Anschluß an die Scholastik dargestellt von Lic. **Joseph Bautz**, Privatdocent an der Akademie zu Münster. Mit Genehmigung des bischöfl. Ordinariates zu Mainz. 8°. VIII u. 210 S. Mainz, Kirchheim, 1882. Preis: *M.* 2.70.

Wir müßten uns eigentlich mit dem Verfasser zuvor noch über die Entgegnung auseinandersetzen, welche er unserer Kritik seines früheren Buches im Mainzer „Katholik" (Jahrgang 1882. S. 101 ff.) angedeihen ließ. Wir freuen uns indessen, dieser Mühe überhoben zu sein. Herr Lic. Bautz schreibt uns nämlich, daß er es uns selbstredend überlassen müsse, über die Tragweite der von ihm, bezw. den Thomisten beigebrachten innern Gründe gegen die Möglichkeit einer geschaffenen Species in der visio beata ein abweichendes Urtheil zu haben, und daß er seinerseits nach wie vor eine solche Species für unmöglich halte. Er fügt jedoch hinzu, daß er auf Grund einer wiederholten, sorgfältigen Prüfung der Sachlage jetzt unsere Kritik seines Buches — von einigen Wendungen vielleicht abgesehen, die aber zur Sache unerheblich seien — für zutreffend halte, in Folge dessen er seine Einwendungen im Mainzer „Katholik" in demselben Umfange für hinfällig erkläre. Zugleich ermächtigt er uns zur Veröffentlichung dieser Mittheilung.

In der vorliegenden Monographie über die Hölle bekundet sich dieselbe Werthschätzung der Scholastik, wie wir sie bereits in den früheren Schriften desselben Verfassers über den Auferstehungsleib und über den Himmel zu unserer Freude wahrgenommen haben. Überall sind es die Leuchten der alten theologischen Wissenschaft, vorab der hl. Thomas und Suarez, denen der hochwürdige Herr Verfasser zu folgen sich getreulich bemüht. Mit ihnen dringt er ein in die Tiefen der christlichen Weisheit, um die kostbaren Schätze zu heben, welche sie theils geschaffen, theils gesammelt haben. So finden wir in dem vorliegenden Werkchen eine ziemlich vollständige, wenn auch hie und da etwas gedrängte Darstellung dessen, was die katholische Vorzeit über die Hölle und ihre Strafen gelehrt hat. Wir dürfen hinzufügen: wenigstens in den meisten Hauptpunkten zeugt die Darlegung nicht nur von einer verständnißvollen Durchdringung des Stoffes, sondern sie ist auch durchweg eine so klare und faßliche, daß der Wunsch des Verfassers, die Schrift möge nicht bloß den Theologen, sondern auch gebildeten Laien von Nutzen sein, gewiß in Erfüllung gehen wird.

Herr Lic. Bautz gliedert seine Schrift in zwei Theile, indem er im ersten über Dasein, Ort und Dauer der Hölle, im zweiten über die substantiellen und accidentellen Strafen derselben handelt.

Die Dauer der Hölle gehört freilich zu den Strafen, oder genauer geredet ist sie eine Proprietät derselben; allein wir möchten es nicht tadeln, daß die Ewigkeit der Höllenstrafen bereits im ersten Theile behandelt wird, da sie, wie der Verfasser bemerkt, im Vordergrunde mehr an ihrer Stelle zu sein scheint und da sie auch mit Recht zu den allgemeinen Bestimmungen über die Hölle gerechnet werden kann. Es sei uns erlaubt, gleich hier ein paar Bemerkungen über den Gegenstand selbst anzuknüpfen. S. 48 kommt

der Verfasser auf die bekannten Stellen einiger Väter zu sprechen, welche die Ewigkeit der Höllenstrafen zu läugnen scheinen. In einer Monographie über die Hölle hätte man, so will uns bedünken, eine etwas eingehendere Erörterung dieser Schwierigkeit erwartet. Sodann sind wir der Ansicht, der speculative Beweis für die Ewigkeit der Höllenstrafen (S. 51 ff.) würde an Kraft und Übersichtlichkeit gewonnen haben, wären folgende zwei Fragen genau unterschieden worden: Kann Gott die schwere Sünde mit einer ewigen Hölle strafen? Muß er eine solche Strafe über die Sünde verhängen? Demgemäß würde zunächst gezeigt werden, warum es der Gerechtigkeit Gottes nicht widerstreite, jede Todsünde mit einer ewigen Hölle zu bestrafen. Darauf wäre der Nachweis zu liefern, warum es der göttlichen Gerechtigkeit, Heiligkeit, Weisheit und Vorsehung angemessen, bezw. vermöge dieser Eigenschaften nothwendig sei, daß Gott thatsächlich diese Strafe verhänge. Wir glauben auch, der hochw. Herr Verfasser würde in diesem Falle bei der Auswahl der Argumente vielleicht etwas vorsichtiger zu Werke gegangen und auch in die Frage, ob die Bosheit der Todsünde simpliciter oder secundum quid unendlich sei, wohl noch tiefer eingedrungen sein.

Betreffs der Natur des Höllenfeuers nimmt Herr Lic. Bautz entschieden Stellung für die Wahrheit eines wirklichen, eigentlichen Feuers (S. 99 ff.). Und gleich zu Anfang dieser Untersuchung bemerkt er mit vollem Recht: „Daß das Höllenfeuer ein eigentliches Feuer sei, von unserem empirischen Feuer nicht wesentlich verschieden, ist allgemeine Lehre der Väter und der katholischen Theologen." Nur aus der Unkenntniß der betreffenden Tradition läßt es sich erklären, daß deutsche Theologen dieses Jahrhunderts das Feuer der Hölle entweder rundweg metaphorisch erklärten, wie Möhler (Neue Untersuchungen der Lehrgegensätze zwischen den Katholiken und den Protestanten. Zweite Ausgabe. Mainz 1835. S. 318), oder diese Frage nicht zu entscheiden wagten, wie Klee (Katholische Dogmatik. Dritter Band. Zweite Auflage. Mainz 1841. S. 463).

Im Anschlusse an den hl. Thomas wird die äußerst schwierige Frage, wie das Höllenfeuer auf den reinen Geist peinigend einwirke, mit Schärfe und Umsicht erörtert. In der That empfiehlt sich die Lehre des hl. Thomas von der Fesselung durch das Feuer recht sehr, zumal wenn die Fesselung nicht zu local gefaßt, sondern der sogen. alligatio facultatum die ihr gebührende Stellung eingeräumt, andererseits aber die Ausschließlichkeit dieser Erklärungsweise nicht zu sehr betont wird.

Die Thätigkeit der bösen Geister auf Erden, Versuchungen, Besessenheit u. s. w. (S. 134 ff.) dürfte streng genommen nicht zur Lehre über die Hölle gehören.

Zur Berücksichtigung für eine zweite Auflage heben wir noch folgende Versehen oder Ungenauigkeiten aus. Das S. 9 über die habituelle Sünde Gesagte erscheint mißverständlich; nicht ein entgegengesetzter Act, nicht Reue und Buße an sich hebt die Sünde auf, sondern nur vollständige Genugthuung oder einfaches Verzeihen von Seite Gottes oder eine theilweise Genugthuung zugleich mit einer Verzeihung von Seite Gottes. — Wenn die Strafe vom hl. Thomas als „contraria voluntati" be-

zeichnet wird (vgl. S. 11 u. 12), so ist unter voluntas, wie die Würzburger Theologen (De peccatis, cap. 2. art. 2) richtig erklären, die inclinatio voluntatis elicitae vel naturalis zu verstehen, nicht aber schlechthin die erstere. — Daß die S. 84 angezogene kirchliche Definition auch den ihr dort beigelegten Sinn habe, scheint uns mehr als zweifelhaft. — S. 90 u. 98 sollte es „Synode von Pistoja" heißen. — Der Begriff „Väter" ist jedenfalls S. 183 zu weit gefaßt.

Aug. Langhorst S. J.

Der innere Lebensgang der Dichterin Luise Hensel. Nach den Original-Aufzeichnungen in ihren Tagebüchern vorgelegt von **Ferd. Bartscher,** Domcapitular und Regens des Priesterseminars zu Paderborn. Kl. 8°. XII u. 432 S. Paderborn, Schöningh, 1882. Preis: *M.* 3.60.

In dem Vorwort des vorliegenden, äußerst fein ausgestatteten Büchleins sagt der hochw. Herr Herausgeber: „Ich hatte im Anfange des Jahres 1877 bereits einige Auszüge (aus den ihm von der verstorbenen Dichterin zu diesem Zwecke hinterlassenen Tagebüchern derselben) gemacht. Ich hatte Solches ausgewählt, welches mehr Luisens Kenntniß religiöser Gegenstände und ihre Lebensanschauungen als ihr inneres Seelenleben kundgab und darum für die Veröffentlichung mir geeignet schien. Da wurden unerwartet von anderer Hand Mittheilungen aus den Tagebüchern gemacht, welche das innerste Seelenleben Luisens vor aller Welt offenlegten. Dieser Hand hatte die Verewigte im Leben viel anvertraut, sogar ihre Tagebücher auf längere Zeit zur Einsicht übergeben. Von derselben Hand wurden diese aber, ob mit oder ohne Erlaubniß, weiß ich nicht, von Wort zu Wort copirt, und aus diesen Copien, ohne den letzten Willen der Verstorbenen in Betreff ihres schriftlichen Nachlasses abzuwarten, sind die gedachten Mittheilungen gemacht worden. D i e s e l b e n s i n d a b e r s o g e w ä h l t, i n s o l c h e V e r b i n d u n g g e b r a c h t u n d s o l c h e r A r t g e d e u t e t, d a ß a l t k a t h o l i s c h e T e n d e n z e n s i c h s o f o r t v e r r a t h e n u n d z u g l e i c h e i n u n g ü n s t i g e s L i c h t a u f d e n C h a r a k t e r L u i s e n s f ä l l t" (S. IV). Wer den Reinkens'schen Roman über Luise Hensel und ihre Lieder kennt, weiß, worin diese altkatholischen Tendenzen bestehen, und wie sie schließlich darauf hinausgehen, die Dichterin hätte besser gethan, wenn sie protestantisch geblieben und die eheliche Verbindung mit „einem edlen Jünglinge" eingegangen wäre, statt dieser wegen der „katholischen Grille" zu entsagen. War Herr Reinkens wirklich so vertraut mit den Schicksalen der Dichterin, so muß er auch gewußt haben, daß „der ehelichen Verbindung mit dem edlen Jüngling" ein ganz anderer Grund als eine Grille entgegenstand und dieser Grund auch dann noch fortbestanden hätte, wenn das Fräulein selbst protestantisch geblieben und sogar jüdisch geworden wäre, ja daß aus diesem Grunde „der edle Jüngling" (welcher, nebenbei gesagt, Brentano n i c h t war) niemals in diese Verbindung gewilligt haben würde, eben weil er wirklich e d e l war und als solcher sich auch bis zu seinem Tode, selbst zu Zeiten des Altkatholicismus und gerade diesem gegenüber, bewährt hat. Doch dieß nur im Vorübergehen, da wir

durch weitere Mittheilung nicht in jenes von Herrn Reinkens beliebte Fahrwasser der öffentlichen Bloßstellung ganz innerer Zustände und persönlicher Geheimnisse einlenken möchten. Gedruckte und ungedruckte Briefe der Dichterin beweisen, wie gerade *sie* einen wahren Abscheu vor derlei Bloßstellungen hatte, und in mündlichen Äußerungen trat sogar ausdrücklich eine gewisse Besorgniß speciell wegen der Discretion des Herrn Reinkens zu Tage. Der unzarte Gebrauch eines dem früheren Seelenführer — wenn auch nicht gerade als solchem — geschenkten Vertrauens blieb denn auch bei der Idiosynkrasie des Altkatholicismus, alles Edle auf seine Seite zu ziehen oder wenigstens als dahin neigend darzulegen, nicht aus, und ein wahres Zerrbild einer edel und aufrichtig in der Wahrheit und Demuth nach dem Höchsten ringenden Seele war die Folge davon. Aber nicht Luise Hensel allein bezahlte die Kosten dieses altkatholischen Tendenz-Romans, in der Dichterin wollte der Schriftsteller und Parteimann in erster Linie die *Kirche*, ihre *Sacramente* und ihre *Lehre von der Jungfräulichkeit* treffen und verunglimpfen. Dem gegenüber kann man es einem frommen, seeleneifrigen Priester nicht verübeln, wenn er sich — gewiß nach ernstem Widerstreben — dazu entschloß, zur Vertheidigung seiner Kirche und einer ungerecht behandelten Verstorbenen ein radicales, nur ihm zu Gebote stehendes Mittel anzuwenden. Da Herr Reinkens seine Darstellung durch losgerissene Stellen aus den Tagebüchern zu belegen gesucht, so wollte Herr Regens Bartscher diese ganze Darstellung über den Haufen werfen und in ihrer vollen Haltlosigkeit zeigen, indem er das *vollständige Tagebuch* zum Abdruck bringt. Wir gestehen aufrichtig, nur das Vorgehen des Herrn Reinkens konnte diesen Abdruck rechtfertigen, und auch heute können wir ihn nur als ein nothwendiges Übel mehr bedauern als freudig willkommen heißen. Den hochw. Herrn Herausgeber trifft selbstredend keine Schuld; er hat sich um den Ruf der verewigten Dichterin sowohl als um die Sache der Moral nur verdient gemacht; auch war er, wie wir ausdrücklich hervorheben möchten, von der Verstorbenen befugt, „Alles, was zur Ehre Gottes dienen und anderen Seelen zu Nutz und Frommen sein möchte, ganz nach seinem Ermessen zu benutzen, auch zu veröffentlichen". Auch theilt der Herr Herausgeber vollständig unseren gerechten Abscheu vor Veröffentlichung solcher Aufzeichnungen, „weil so rein innere Vorgänge zwischen Gott und der Seele nicht auf den Weltmarkt gehören, wo *sie wegen des fleischlichen Sinnes der Weltkinder nicht begriffen und darum mit Hohn und Spott behandelt werden*" (S. XI). Gerade um des ausdrücklich an dieser Stelle angeführten Grundes bedauern wir die Nothwendigkeit der Veröffentlichung, resp. der Widerlegung. Es gibt Dinge, die sich eben wegen ihrer Zartheit gegen gewisse Angriffe nur mit wahrer Gefahr vertheidigen lassen. Man ziehe einmal ganz gang und gäbe in der Schrift und den Vätern gebräuchliche Ausdrücke der Mystik in die niederen Regionen der Natur und des Fleisches — und es wird fast zur Unmöglichkeit, dem Gegner auf ein so schlüpfriges Gebiet zu folgen. Das Letztere aber war die Nothlage des Herrn Bartscher. Er hat seine Aufgabe richtig erfaßt und mit aller Ent-

schiedenheit gelöst. Es wird wohl bloß persönliche Meinung des Referenten sein, wenn er glaubt, bisweilen hätte der Herr Herausgeber unbeschadet der Sache einzelne allzu krasse Äußerungen seines Gegners in Hinsicht auf das katholische Publikum ignoriren sollen. Auf Auslassungen wie die S. 91 mitgetheilten antwortet man am besten durch ein keusches Stillschweigen. So viel zur Rechtfertigung des Herausgebers und Wahrung unseres eigenen Standpunktes. Nun kurz zum Büchlein selbst.

Nach einer biographisch-orientirenden Einleitung (S. 1—14) beginnen die Aufzeichnungen mit dem 1. Januar 1818. Die Dichterin steht auf dem Punkte, in die katholische Kirche überzutreten. Ihre letzten Bedenken, vielerlei innere Seelenkämpfe und endlich der entscheidende Schritt mit seinen Rückwirkungen auf das Herz geben diesem ersten Abschnitte ein interessantes, bewegtes Gepräge. Einzelne biographische Specialnotizen würden vielleicht zum vollen Verständniß nützlich gewesen sein. Ein Vergleich mit der correspondirenden Epoche aus Clemens Brentano's Lebenszeit ist zu rathen, besonders zu: „Am 30. December 1818, eigentlich an Clemens?“ Der zweite Abschnitt umfaßt die Aufzeichnungen aus der Zeit der Übersiedlung nach Münster und Düsseldorf und zeigt uns die Neubekehrte unter der sehr vernünftigen Leitung des P. Wüsten, welcher ihr endlich nach reifer Prüfung erlaubte, am 6. Mai 1820 das Gelübde der Jungfräulichkeit abzulegen. In dem dritten Abschnitt concentrirt sich die Andacht Luisens immer mehr auf das eigentliche Geheimniß der Liebe, die heilige Eucharistie. Eine Folge dieser Andacht war auch das sorgfältig ausgearbeitete Project einer frommen Genossenschaft, die sich nicht nur durch ewige Anbetung, sondern auch durch ihre Arbeit stets nur mit dem allerheiligsten Sacramente beschäftigen sollte. Den vierten Abschnitt überschreibt der Herausgeber mit Recht: „Schritte zur uneigennützigen Liebe — zur heroischen Tugend.“ Seine Aufzeichnungen reichen bis 1828. Aus den nun folgenden Zeiten bis 1843 sind nur verhältnißmäßig wenige Aufzeichnungen erhalten. Das ist natürlich, die innere Läuterung ist glücklich überstanden, wenigstens in die ruhigen Bahnen des gewöhnlichen Lebens gelenkt. Über den Rest der Lebenstage gibt der Herausgeber kurze biographische Notizen und fügt als Anhang I einen überaus interessanten Bericht der pflegenden Schwester über die letzten Tage und den Tod der Dichterin bei. Ein zweiter Anhang enthält den oben berührten Entwurf der religiösen Genossenschaft der „Eucharistinnen“.

Es ist wahr, viele Seiten dieser so intimen Aufzeichnungen würden im gewöhnlichen Lauf der Dinge vom Herausgeber unterdrückt worden sein. Jetzt sind sie auf die Dauer auch etwas lähmend für das Interesse, weil der Leser eben nicht dasselbe dabei denken und empfinden kann, was die Schreiberin im Moment der Aufzeichnung empfand. Indessen finden sich der wahren, allgemein giltigen Perlen christlicher Erbauung und poetischer Betrachtungen so viele in diesem Büchlein, daß man das Minderwerthige gern in den Kauf nimmt. Was man so „geistreich“ zu nennen gewohnt ist, findet sich bei Luise Hensel auch in diesen Tagebüchern nicht, die Verfasserin hatte einen wahren Abscheu vor der Geistreichigkeit der Frauen. Dafür begegnet man

um so mehr aufrichtigem Streben, wahr zu sein auch gegen sich selbst, was nach gewissen Autoren für eine Frau das Allerschwerste sein soll. Mit aufrichtiger Demuth verzeichnet sie auch die härtesten Vorwürfe ihres Beichtvaters. — Den Aufzeichnungen sind viele der bekannten Lieder Luise Hensels eingestreut, andere finden sich hier zum ersten Male gedruckt, alle aber empfangen von den Aufzeichnungen, deren Theil sie sind, das richtige Licht und Verständniß.

Der Charakter der Dichterin wird durch diese Veröffentlichung an Ansehen und Werthschätzung bei allen Wohlgesinnten nur gewinnen. In Herrn Bartscher hat sich die Verewigte nicht getäuscht.

W. Kreiten S. J.

Die Stadt Cleve. Beiträge zur Geschichte derselben, meist aus archivalischen Quellen. Von Dr. **Robert Scholten,** Religionslehrer. In acht Lieferungen. 608 Seiten Text, CXX Seiten Urkunden und acht Tafeln. Cleve 1879—1881. Preis: *M.* 10.

Es liegt auf der Hand, daß archivalische Studien zur Geschichte einer Stadt viele Ergebnisse liefern, welche nur für die Localgeschichte Interesse bieten und nur den Einheimischen verständlich sind. Nichtsdestoweniger werden sie, je nachdem sie mehr oder weniger werthvolle Bausteine für die allgemeine Geschichte des Landes und seiner Cultur beibringen, auch für weitere Kreise bedeutungsvoll und bemerkenswerth. Scholtens Buch enthält viele solcher Bausteine.

Interessant ist der Nachweis, daß die bekannte Sage von Lohengrin, den ein Schwan nach Antwerpen bringt und der dort die Erbin von Flandern heirathet, unter der Bedingung, daß sie nie nach seinem Namen frage, in etwas anderer Fassung bei den Chronisten von Cleve vorkommt und daß sich hier aus dem Märchen ein historischer Kern herausschälen läßt. Es scheint nämlich nur die poetische Umdichtung der historischen Thatsache zu sein, wonach Kaiser Heinrich II. († 1024) den Rütger von Flandern an den Rhein zog, und ihn zum Grafen des Cleverlandes machte, um die Streitigkeiten über den Besitz der Grafschaft glücklich zu enden.

Wahrscheinlich war Rütger es, der Cleve gründete und zwar dicht am Rhein. Manche urkundliche Nachrichten zeigen nämlich, daß der Rhein ehemals dicht an Xanten vorbei über Calcar nach Cleve kam, sich aber immer weiter von dieser Stadt entfernte, die Alles that, um mit der Lebensader des deutschen Handels in Verbindung zu bleiben. Damals waren seine Ufer auch noch bei Cleve mit reichen Weinbergen besetzt, die sich heute bis oberhalb Köln zurückgezogen haben.

Das meiste Interesse beanspruchen ohne Zweifel die genauen Nachrichten über die Politik, welche Brandenburg befolgte, um die Protestanten in Cleve zu schützen und ihnen immer größeres Übergewicht über die Katholiken zu verschaffen. Die statistische Tabelle, die Scholten S. 505 mittheilt, aus der hier ein Auszug folgt, gibt die Grundlage zur Beurtheilung dieser Politik. Es sind demnach für Cleve zu notiren:

	Katholiken.		Reformirte.		Lutheraner.		Mennoniten.	
	Taufen	Communicanten	Taufen	Communicanten	Taufen	Communicanten	Taufen	Communicanten
1666	114	—	40	—	22	—	—	—
1684	119	—	49	—	17	—	7	—
1721	126	—	33	—	18	—	—	—
1740	94	—	35	—	24	—	1	—
1750	117	—	30	—	28	—	3	—
1760	128	—	34	—	30	—	3	—
1767	131	2400	36	330	36	552	4	39
1775	94	2500	40	420	31	496	2	26
1783	109	2445	34	550	26	514	—	18

Da die Ziffern zeigen, daß die Zahl der Katholiken jene aller protestantischen Confessionen zusammen mehr als um das Doppelte überstieg, mußte zum wenigsten paritätische Behandlung gefordert werden. Aber was geschah? Im Jahre 1711 hatten die Reformirten neun Schulen, die Lutherischen zwei, die Katholiken nur zwölf, d. h. nicht doppelt oder dreimal so viel, als die andern Religionsgesellschaften, sondern nur eine mehr, als sie. Trotzdem wühlten die reformirten Schulmeister ohne Unterlaß und klagten: „daß in dieser Stadt, obschon jede der drei tolerirten Religionen nur eine sichere Anzahl Schulen halten dürften und zwar die Römisch-Katholischen nur Eine, diese durch die Stadt und unter der Hand" so viele hätten, daß „die Schulen der Evangelischen sehr benachtheiligt würden". Ein Decret von Berlin 1711 befahl, fast alle Schulen der Katholiken zu schließen (S. 214). Noch schlimmer ging es den Katholiken im Waisenhaus. Bis 1651 war der Waisenmeister katholisch, seitdem sollte abwechselnd ein reformirter, ein lutherischer oder ein katholischer ernannt werden, aber schon 1670 mußten die Katholiken sich beschweren: „daß die Waisenkinder, zu deren Erziehung die Katholiken die ersten und meisten Mittel gegeben, zu der reformirten Religion gezwungen und darin aufgezogen und unterwiesen würden". Einige Waisenkinder erklärten notariell, „der Waisenmeister habe sie gezwungen, an Fast- und Abstinenztagen Fleisch zu essen, in die reformirte Kirche und den Katechismus zu gehen u. s. w." (S. 531 f.). Die Geistlichkeit der Katholiken wurde inzwischen durch reformirte Prediger aus ihren Wohnungen verdrängt und durch Steuern ruinirt, so daß die sämmtlichen Collegia des Fürstenthums Cleve 1628 einen geharnischten Protest erließen, weil „ein Canonicus, der naulich 300 schlechte Thaler von seiner Praebende etwa Einkommen haben mag, jetzo dreimahl so viel Schatthungh geben sall, als etliche der allermögensten Ritterschaft primi gradus — — das heiße den Clerus aussögen und als pisces subtractis aquis lenta morte suffociren" (S. 391). Niemand hatte mehr zu leiden, als die Kapuziner. 1629 kamen sie nach Cleve. Die kurbrandenburgische Regierung erließ am 7. und 27. Juni 1630

Ausweisebefehle. Als aber der Guardian sich auf das in den Verträgen beschworene Recht der Katholiken stützte und erklärte, nur der Gewalt weichen zu wollen, schrieb der Kurfürst an seine Regierung: „Weil Wir bei gegenwärtigen Conjuncturen es unzeitig erachten, dieses Werk ferner zu remueren und Uns dadurch mehr Difficultäten über den Hals zu ziehen, so können Wir es gnädigst geschehen lassen, daß ihr für dieses Mal damit acquiesciert und es bis zu anderer und besserer Gelegenheit hingestellt sein laßt" (S. 477).

„Die andere bessere Gelegenheit, dieses Werk zu remueren", ließ nicht zu lange auf sich warten. Am 2. März 1663 (S. 480) erhielten „diese Kaputziner", denen Graf Schwarzenberg das Zeugniß ausgestellt hatte, sie „sein sulge Leute, die Keinen nix schaden" (S. 477), Nachricht von einem kurfürstlichen Rescript, wonach sie das Land zu verlassen hätten, bis den Religionsbeschwerden der Evangelischen in Jülich und Berg abgeholfen sei. Zugleich wurden die von einem clevischen Grafen für sie fundirten Einkünfte „aus erheblichen Ursachen" gesperrt (S. 481). Da es sich herausstellte, daß die Religionsbeschwerden der Evangelischen durch die evangelischen Prediger übertrieben waren, mußte der Kurfürst die Kapuziner wieder zurückkehren lassen.

Ähnliche bureaukratische Vergewaltigung mußten sie 1678 erleiden, dann wieder 1726 (S. 483—485). Selbst der Hohn gegen die Katholiken fehlte nicht. Im Mai 1666 insinuirte nämlich der kurbrandenburgische Oberjägermeister dem Capitel von Cleve, „daß von nun an alle Stifter und Klöster die Jagdhunde der hohen Herrschaft zu ernähren hätten" (S. 526). Der Protest des Capitels bezeichnet dieß Verlangen „als ein unerhörtes", und in der That muß man ziemlich weit in der Kirchengeschichte zurückgehen, ehe man ein Analogon findet. Ohne Zweifel wären die Bedrückungen der katholischen Kirche noch zahlreicher gewesen, wenn nicht die Furcht, das reiche aber fern abliegende Ländchen zu verlieren, und die dadurch bedingte Sorge, sich die Herzen der katholischen Bewohner allzusehr zu entfremden, den preußischen Eifer für den Protestantismus etwas gemäßigt hätte. Wir würden die Grenzen einer Recension überschreiten, wenn wir die reichen Beiträge zur Geschichte der Kunst und Cultur am Niederrhein, sowie zur Genealogie der dortigen Familien auch nur andeuten wollten, und müssen uns hier begnügen, alle Diejenigen, welche sich dafür interessiren, auf das gründlich gearbeitete Buch, das sich durch gefällige Darstellung und schöne Ausstattung auszeichnet, zu verweisen.

Stephan Beissel S. J.

Dichtungen von Franziska von Hoffnaaß. 8°. 278 S. München, Ernst Stahl, 1882. Preis: *M.* 3.

Franziska von Hoffnaaß hat ein scharf begrenztes, wenn man will, nicht großartig allseitiges, aber ein eigenartiges und durchaus zu beachtendes Talent. Sie versteht es, allerliebst zu erzählen und zu betrachten. Beginnen wir mit dem Letzteren. Die Dichterin selbst faßt die erste Abtheilung ihrer Gedichte unter dem Titel: „Mystik der Natur" zusammen und drückt durch diese Be-

zeichnung recht treffend die ganze Eigenart nicht bloß dieses ersten, sondern auch der vier folgenden Abschnitte: „In der Gemälde-Ausstellung“, „Wildbad“, „Starnberg“, „Kreuth“ aus. Allen ist nämlich die Tendenz gemeinsam, nach einer kurzen, bald malerischen, bald erzählenden, bald lyrischen Darstellung des Gegenstandes, sei es nun einer Landschaft, eines Bildes, einer Begegnung ꝛc., in einer kurzen Schlußstrophe die moralische Idee vorzutragen, welche sich aus dem jedesmaligen Vorwurf wie von selbst hervordrängt. Ein Beispiel erläutere die Methode:

Gestörte Andacht.

Wir kamen, gottgeweihtes Wort zu hören,
An heil'gen Ort; doch Hammerschläge dröhnten
Vom Nebenbau herein und übertönten
Den frommen Klang mit rücksichtslosem Stören.

Schon will mein Herz erregt sich drob empören;
Da sprach die Innenstimme: „Also höhnten
Die Feinde ‚Ihn‘ im Haß, dem unversöhnten,
Und schlugen ihn an's Kreuz mit wildem Schwören.

„Doch Er, das Opferlamm, wollt' stumm es tragen
Und durch Geduld uns die Erlösung bringen.
O daß doch deines Herzens wirres Schlagen

„Nie dich beim heil'gen Opfer möcht' verklagen,
Weil des zerfahr'nen Denkens irdisch Klingen
Selbst beim Altar sich will Gehör erzwingen!“ (S. 40.)

Diese ihre Art, vom Creatürlichen, Körperlichen zum Ewigen, Geistigen, von der Natur zur Übernatur emporzusteigen, bezeichnet die Dichterin an einer anderen Stelle recht schön:

„Es baut der Seele Sehnsucht kühne Brücken
Aus jeglicher Naturgestalt,
Darüber sie mit innigstem Entzücken
Empor zu ihrem Ziele wallt.“

Man muß gestehen, daß eine solche verständnißinnige Lectüre im Buche der Natur des Menschen und Christen nicht weniger als des Dichters durchaus würdig ist. Freilich ist mehr wie einmal, und zwar mit Recht, jenes poetische Recept getadelt worden, wonach der Dichter zuerst ein Naturbildlein, in seine eigene Stimmung tauchend, malte und dann in der letzten Strophe mit seinem „Ich aber“ kam. Es hängt eben Alles von der Art der Ausführung ab, und Göthe's „Über allen Gipfeln“ ist deßhalb nicht schlechter, weil es sich schließlich auf jenes Schema zurückführen läßt. Zudem trägt Fr. v. Hoffnaaß mit Recht Sorge, in der Ausführung ihrer feinen Miniaturen die verschiedensten Farben und Tinten anzuwenden, so daß darum keine Gefahr der Eintönigkeit zu befürchten ist. Bald ein Lied, bald eine Lehre, bald eine Erzählung; bald objectiv schildernd, bald subjectiv empfindend, haben diese kleinen Dichtungen meist das Eine gemeinsam, daß sie dem

„Seufzen der Creatur“ Ausdruck geben in dem herrlichen „Sursum corda“ des Christen. Eine andere Gefahr dieser poetischen Gattung weiß die Dichterin ebenfalls glücklich zu vermeiden — wir meinen jenes prätentiöse Hervortreten der eigenen Persönlichkeit. Gewöhnlich sind es allgemein geltende Gedanken und Empfindungen, die hier zum Ausdruck gebracht werden, und wo ein mehr individuelles Wesen sich geltend macht, tritt es uns unter der Form einer milden, klaren, herzlich frommen Religiosität entgegen, die den Leser wundersam anzieht und mit emporhebt. So unverkennbar also das Talent der Dichterin für diese Art von Gedichten ist, so müssen wir doch auch andererseits anerkennen, daß nicht alle Klippen glücklich umfahren sind. Das Lehrhafte wird leicht prosaisch, und nicht Alles in der Natur eignet sich gleicherweise zur poetischen Behandlung. Sodann nimmt sich die Verfasserin oft sehr spröde Stoffe, denen sie freilich eine ideale Seite abzugewinnen weiß, die sich aber trotzdem nicht immer gleich zum ersten Mal der poetischen Form gefügig erweisen. Daher in den meisten Gedichten noch viele mehr oder minder auffällige prosaische Schlacken, die für den feinfühlenden Leser den Genuß der Gedichte bedeutend beeinträchtigen. So kann schon in den kurzen Proben, die wir mitgetheilt, ein gewisser Prosaismus in den Wendungen, eine harte Ungelenkheit in einzelnen Ausdrücken nicht verkannt werden. Wir bedauern das sehr und möchten die Dichterin dringend ersuchen, ihren schönen, erhebenden Gedanken auch immer mehr das tadelloseste poetische Gewand zu geben. Nicht als ob im Durchschnitt die Sprache nicht glatt, die Reime nicht zum Überfluß meist puritanisch rein wären — es fehlt jenes gewisse Etwas im poetischen Rhythmus, das sich nicht definiren läßt, das aber zum guten Theil den tadellosen Reimer vom Poeten unterscheidet. Es muß auch dieser mehr reflectirenden Dichtungsart eine gewisse Melodie innewohnen, die darthut, daß sie aus dem Herzen und nicht allein aus dem Kopfe stammt. Dazu freilich kann nur angestrengte Arbeit führen, neben einem feinen Gefühl für Sprachmusik gehört dazu die Geduld des Ciseleurs. Manchen dieser Gedichte sieht man es an, daß sie in der ersten, ursprünglichen Form ihres Entstehens jetzt auch vor die Öffentlichkeit treten, daß die Dichterin sich oft mit einem Flickwort, einem gewundenen Ausdruck, einem gesuchten Reim gleich das erste Mal abgefunden hat, wenngleich ihr künstlerisches Gewissen sich dagegen empörte. Das soll der Dichter niemals. Soviel Ehrfurcht soll er vor sich und seiner Kunst haben, daß er sich keine wissentliche Unvollkommenheit verzeiht, bevor er sich nicht aufrichtig Mühe gegeben, dieselbe auszumerzen. Diese Mahnung ist heute doppelt nothwendig, falls aus dem Aufblühen unserer katholischen Dichtkunst etwas Tüchtiges werden soll. Im Vertrauen auf die Güte des Inhalts, d. h. des Stoffes, werden von katholischer Seite nicht selten Dinge zu Tage gefördert, die man dadurch am gnädigsten behandelt, daß man sie ignorirt und vergißt. Oft fehlt freilich solcher Erscheinung jeglicher Uranfang poetischen Geistes; manchmal aber auch bedauert der Kritiker, daß ein unläugbares Talent durch Mangel an strenger Arbeit und ernster Ausbildung zu Grunde geht und verdirbt. Arbeit schändet Niemanden, am wenigsten den Künstler. Man verzeihe uns diese Andeu-

tungen, welche die Münchener Dichterin nur in sehr beschränktem Maße angehen, die wir aber doch machen zu sollen glaubten, weil bei dem unverkennbaren Talent Fr. v. Hoffnaaß noch lange nicht das geleistet hat, wozu sie wirklich befähigt ist.

Diese poetische Befähigung bethätigt Fr. v. Hoffnaaß außer in den genannten Naturbildern der ersten Abschnitte hauptsächlich in den zwei größeren Erzählungen der zweiten Hälfte des Bandes. „Benedetto Marcello" und „Jacopone da Todi" sind zwei Schöpfungen, die man trotz ihrer Länge ohne Unterbrechung zu Ende lesen wird, um am Schlusse derselben sich ganz religiös, fromm und gehoben gestimmt zu fühlen. Beides sind, wie schon die Überschriften andeuten, Künstler-, speciell Musiker- und Dichter-Geschichten von durchaus christlich-idealer Auffassung und harmonischer Durchführung. Novellen kann man sie deßhalb nicht nennen, weil nicht ein einzelner Zug aus dem Leben der Meister in künstlerischer Verknüpfung die Einheit bildet, sondern vielmehr das ganze Leben in einzelnen markanten und charakteristischen Scenen als ebensovielen Bildern uns vorgeführt wird. In dieser Gattung wird die Dichterin noch recht Anerkennenswerthes leisten; denn abgesehen auch hier von einigen unverzeihlich prosaischen Versen, die wohl selbst ob ihrer Vereinsamung in der poetischen Mitte vor Staunen erstarrt sind, wußte Fr. v. Hoffnaaß diese Erzählungen in jenem temperirten Tone zu halten, der weder durch prätentiöse Grandezza ermüdet, noch durch allzu nachlässige Gewöhnlichkeit langweilt. Fehlt auch die künstlerische Einheit der Composition und Gruppirung, so ist dafür eine einheitliche Gemüthsstimmung, wie eine fühlbare, das Ganze belebende Seele um so deutlicher hervortretend. Wie schön klingt z. B. das erste Charakterbild des Musikers Marcello in den Worten aus:

> „Und nur der Demuth neigt sich Gottes Kraft,
> Durch die der Künstler ew'ge Werke schafft." (219)

Ein Gedicht ganz eigener Art ist auch „Der Wunderquell". Nach einem einleitenden, nicht ganz zu künstlerischer Abrundung gelangten Lied „Im Juli", zu Ehren des kostbaren Blutes unseres Erlösers, werden in 7 Bildern die Wirkungen dieses heiligen Blutes in den Seelen vorgeführt. Sind auch nicht alle diese Bilder gleichwerthig, so bekunden doch einzelne, wie z. B. das 3., 5. und 7., eine ganz kräftige Originalität und kühne Selbständigkeit. Das erste Bild, die Taufe, schien uns, trotz wiederholter Lesung, etwas unklar, sonst aber sehr originell. Auch in diesem Bildercyclus müßte die Feile sich für eine weitere Auflage bemerkbar machen. Weniger gelungen, theilweise sogar geradezu verfehlt, weil prosaisch, sind manche der kleineren Romanzen 2c.; am besten gefiel uns der „Christophorus".

Diese Besprechung könnte etwas zu ausführlich scheinen für ein Werk, dem in der jetzigen Form freilich ein allseitiger künstlerischer Vollwerth nicht zugesprochen werden kann. Die großen Vorzüge dieser Dichtungen aber sind derart, daß dem Kenner sofort klar wird, hier habe er es nicht mit einem jener weiblichen Dutzendtalente, sondern mit einem reichangelegten, eigenartigen Geiste zu thun, der ganz sicher bei künstlerischer Durchbildung der

Form in seiner Art ganz treffliche und segensreiche Werke schaffen wird. Wir freuen uns, dieß Buch doppelt empfehlen zu können, weil bei seinem inneren Werthe sein Reinertrag für den Fond der zu erbauenden St.-Elisabethen-Kirche in Eisenach bestimmt ist.

W. K.

Die Lehren der Nationalökonomie seit einem Jahrhundert. Von **Charles Périn,** ehem. Professor des öffentlichen Rechtes und der Nationalökonomie an der Universität Löwen. Autorisirte Übersetzung. 8⁰. XIX u. 358 S. Freiburg, Herder, 1882. Preis: *M.* 3.

Wer in dem vorliegenden Buche des berühmten belgischen Nationalökonomen eine eigentliche Geschichte der Volkswirthschaftslehre suchen wollte, würde sich enttäuscht finden. Eine solche zu schreiben, lag nicht in der Absicht des Verfassers. Er will vielmehr bloß einen dogmengeschichtlichen Überblick über die Entwicklung der volkswirthschaftlichen Grundlehren im verflossenen Jahrhundert geben. Dabei bleibt er aber nicht stehen. Périn liefert zugleich eine scharfe Kritik dieser Grundlehren. An der Hand der Geschichte zeigt er die innere Verkettung des sensualistischen Utilitarismus der Physiokraten mit dem Socialismus. Die dazwischen liegenden Stufen bilden nur die Glieder an einer Kette, deren äußerster Ring der Socialismus ist. Die absolute, von Gott und dem Geiste der Selbstbeherrschung emancipirte Freiheit mit ihrem allgemeinen Kampf um's Dasein wird nicht die sociale Interessenharmonie, sondern die Unterdrückung der Schwächeren, das Massenelend und den Klassenhaß zur Folge haben. Und aus diesem Chaos wird die Menschheit, welche ihr Heil nicht in Gott sucht, nur e i n e n Ausweg finden: den der socialistischen Zwingherrschaft. So wird die uneingeschränkte Freiheit die Mutter der ärgsten Sklaverei.

Das ist aber nur der erste Theil des Périn'schen Werkes (S. 1—169). Er zeigt, welchen Triebfedern und Principien die heutige sociale Frage ihr Dasein verdankt. Jetzt fragt sich aber weiter, wie ist sie zu lösen? Die Beantwortung dieser Frage ist Gegenstand des zweiten Theiles (S. 170—324).

Mit Recht sieht Périn den wichtigsten Theil der socialen Frage in dem Problem der Arbeit, wobei freilich nicht bloß an die Fabrikarbeit, sondern an jede Art von Arbeit, speciell auch an die des Handwerkers, zu denken ist. Wie ist den von der Arbeit Lebenden, welche nun einmal nach dem Plane der Vorsehung immer die immense Mehrheit der Menschen ausmachen werden, ein ihrer menschlichen Würde und der Erreichung ihres ewigen Zieles angepaßtes Dasein zu verschaffen?

Die Lösung dieser Frage vermag der Liberalismus nicht zu geben. Sie wird sich nicht finden ohne Rückkehr der Gesellschaft zur katholischen Kirche und ohne Aufrechthaltung des richtigen Gleichgewichtes zwischen Autorität und Freiheit, zwischen der Alles bevormundenden Zwangsherrschaft des Socialismus und dem Gehenlassen der classischen Nationalökonomen. Aber

welches ist dieses Gleichgewicht? Périn tritt auch hier wie in seinen übrigen Schriften für die volle Freiheit der Arbeit ein. Die staatliche Regelung der Arbeit durch Einführung einer Zwangsorganisation sieht er als eine Art Rückschritt in die Barbarei an. Die Freiheit der Arbeit (freieste Concurrenz, Erwerbs- und Gewerbefreiheit, Freizügigkeit u. s. w.) will Périn als ein kostbares Gut und einen wahren Fortschritt gewahrt wissen. Der Staat soll sich darauf beschränken, die Ungerechtigkeit und die Unsittlichkeit, soweit sie in die Öffentlichkeit gelangt, zurückzudrängen. Das Übrige soll er der Freiheit überlassen. Damit will jedoch Périn nicht die Selbsthilfe der Arbeiter im Sinne von Schulze-Delitzsch befürworten. Er findet die Lösung des Arbeiterproblems für unsere Zeit in der Arbeiter-Corporation nach dem Muster der von Léon Harmel in Val-des-Bois gegründeten, oder, wo diese sich nicht durchführen läßt, in der Nachahmung der französischen katholischen Arbeiter-Cirkel (cercles d'ouvriers), welche die Arbeiter nicht bloß zu materiellen Zwecken, sondern zur gegenseitigen Wahrung und Förderung der Gesammtheit ihrer Interessen auf religiöser Grundlage vereint und so die verloren gegangene nothwendige Solidarität in der Arbeiterwelt wiederherstellt. Périn gibt die nöthigen Aufschlüsse über die genannten Organisationen und weist auf die schon erzielten erfreulichen Resultate derselben hin. Allerdings verhehlt er sich auch die großen Schwierigkeiten nicht; doch hält er sie nicht für unüberwindlich, besonders wenn die sociale Reorganisation begleitet ist von der Neubelebung des katholischen Geistes und der christlichen Charitas.

Wie alle Werke Périn's, so ist auch das vorliegende reich an trefflichen Ideen, überaus anregend geschrieben und von warmem, echt katholischem Geiste getragen. Wer den Charakter der unter den Katholiken Frankreichs und Belgiens herrschenden Bestrebungen zur Lösung der socialen Frage kennen lernen will, dem könnten wir kein besseres empfehlen.

In der Vertheidigung der Freiheit der Arbeit geht indessen Périn vielleicht etwas zu weit. So greift es sicher über die berechtigten Grenzen hinaus, wenn er jedes Bestreben, Zwangsinnungen herzustellen, nicht nur gefahrvoll und thöricht, sondern geradezu ungerecht nennt (S. 264). Périn kämpft überhaupt nur gegen Zwangsinnungen. Von den freien Innungen, wie sie in Deutschland von bedeutenden Autoritäten befürwortet werden, spricht er nie, sei es, daß er sie nicht kennt, oder daß er ihnen keine praktische Bedeutung beilegt. Dieselben scheinen seinen Principien nicht zu widersprechen, da sie die Freiheit der Arbeit bestehen lassen. Mag man übrigens hierin Périn's Standpunkt auch nicht theilen, so hat man deßwegen noch kein Recht, einem so entschiedenen und verdienten Vorkämpfer der katholischen Kirche liberale Gesinnung vorzuwerfen.

Victor Cathrein S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Analecta Bollandiana. Tom. I. Fasc. 1. Ediderunt Car. de Smedt, Gul. van Hooff et Jos. de Backer, presb. S. J. 8°. p. 168. Paris (Palmé), Bruxelles (Albanel), Genève (Trembley), 1882.

Diese Analecta haben den Zweck, Nachträge, Ergänzungen und Verbesserungen zu dem großen Werke der Bollandisten zu bringen. Dieselben erstrecken sich hauptsächlich auf die Veröffentlichung noch unedirter Martyrologien, auf Leben der Heiligen, welche den früheren Bollandisten entgangen sind, auf bessere Textausgaben, auf griechische Texte, von denen bloß lateinische Übersetzungen in den bisherigen Acta Sanctorum geliefert wurden. Neuen Publicationen griechisch verfaßter Leben wird auch die lateinische Übersetzung beigefügt. Auch neuaufgefundene Documente werden verheißen, welche schon früher edirte Lebensgeschichten der Heiligen betreffen, sowie kleinere selbständige Abhandlungen. — Der Ankündigung zufolge soll das Werk in Lieferungen von je 160 Seiten erscheinen, und vier Lieferungen bilden einen Band zum Preise von *M.* 12. Die Fascikel erscheinen zwar nicht in genau bestimmten Perioden, aber die Herausgeber hoffen, jährlich einen Band veröffentlichen zu können. Bereits liegt die erste Lieferung in schönem, gefälligem Druck auf festem Papiere vor. Dieselbe enthält neun Nummern oder Gegenstände: ein Martyrologium Fuldense, welches der Gattung der kürzeren hieronymianischen angehört; eine Vita S. Bonifacii auctore Willibaldo nach besserem, in der königl. Bibliothek von Brüssel gefundenem Text; die translatio S. Benedicti nach einem neapolitanischen Codex; drei Vitae S. Servatii; die noch unedirten griechischen Martyr-Acten S. Christophori aus der Bibliothek von Leyden, mit lateinischer Übersetzung. — Die Wichtigkeit dieser Publication für alle Freunde der Hagiologie, namentlich für die Bibliotheken und Privatbesitzer der Acta Sanctorum, ist selbstredend, und ähnliche Nachträge wurden von den Kennern dieses Werkes schon längst erhofft und gewünscht. Die Ausstattung wie die Correctheit des Druckes läßt nichts zu wünschen übrig. Nicht so unbedingt einleuchtend dagegen ist der Grund, weßhalb ein von dem Bollandistenwerk ganz verschiedenes Format gewählt und weßhalb in der Anordnung des Stoffes nicht der Plan des Hauptwerkes, d. h. die Kalenderform, die Jahrestage, befolgt wurden. Wir wünschen dem Unternehmen die Anerkennung und den Erfolg, den es in der That seiner Wichtigkeit und Brauchbarkeit nach verdient.

Geschichte des hl. Paulinus von Nola. Von Abbé F. Lagrange, General-Vikar von Orléans. Autorisirte Übersetzung. 8°. 536 S. Mainz, Kirchheim, 1882. Preis: *M.* 4.80.

Der hl. Paulinus von Nola war ein wahrhaft providentieller Mann. Vor seiner Erhebung auf den bischöflichen Stuhl einer der reichsten und angesehensten Römer in Gallien, dann Consul und Präfect in Rom, ein Günstling der Kaiser, ein Liebling des Volkes, ein glücklicher Gatte und Vater, ein wissenschaftlich hochgebildeter und gefeierter Dichter, bekehrte er sich erst im reifen Mannesalter zum Christenthum, verließ dann Alles, um sich ausschließlich dem Dienste Gottes zu weihen, wurde we-

nige Jahre später, gerade wie der hl. Ambrosius, auf das stürmische Verlangen des Volkes zum Priester und Bischof geweiht, und erprobte sich dann als ein Werkzeug der Vorsehung und ein Schild der Gläubigen in schweren Zeiten. Wer sich über alles dieses in der anregendsten Weise unterrichten will, den können wir auf die vorliegende vortreffliche Biographie verweisen. Eines vor Allem wird jedem aufmerksamen Leser zum Bewußtsein kommen, daß nämlich jene wilde Zeit des Umsturzes der alten heidnischen Weltordnung, welche so namenlose Trübsale und Leiden über die junge christliche Kirche brachte, doch eine Zeit hoher Blüthe für sie war, indem Gott gerade damals seiner Kirche eine Schaar der größten Heiligen und der tüchtigsten Bischöfe schenkte. — Die deutsche Übersetzung ist eine recht gute.

Leben des hl. Johannes Franziskus Regis aus der Gesellschaft Jesu. Von J. P. Toussaint, Priester der Diöcese Luxemburg. Mit Genehmigung der kirchlichen Obrigkeit. 8⁰. 208 S. Mainz, Kirchheim, 1882. Preis: *M.* 2.

Dieses Buch gibt nicht, wie das obige, ein glänzendes und reiches historisches Bild der Zeit, sondern beschränkt sich auf den engeren Rahmen eines einzelnen Lebens, ist aber ansprechend und mit warmem Verständniß geschrieben. Da es vorzugsweise den Priester in seinen Werken und seinen Tugenden schildert, so empfiehlt es sich auch besonders für Priester und junge Theologen. — Der Bearbeitung ist die zu Anfang des vorigen Jahrhunderts von dem deutschen Jesuiten Reisenn geschriebene Biographie des Heiligen zu Grunde gelegt; jedoch wurden auch die neueren, in französischer Sprache verfaßten Biographien — die von Daubenton S. J. (1818) und die von Daurignac (1862) — gebührend berücksichtigt.

Leben des seligen Dieners Gottes Johannes von Alverna aus dem Minderbrüder-Orden des hl. Franziskus. Aus dem Lateinischen übersetzt von P. Quintianus Müller, Franziskaner-Ordenspriester der sächsischen Provinz vom heiligen Kreuz und Mitarbeiter im Collegium des hl. Bonaventura zu Quarachi bei Florenz. Mit Gutheißung der Ordensobern. 16⁰. XX u. 144 S. Regensburg, Fr. Pustet, 1882. Preis: 60 *Pf.*

Der auf Verehrung von unvordenklicher Zeit her sich stützende Cult des seligen Johannes von Alverna hat vor Kurzem durch feierliches, von unserem Heiligen Vater Leo XIII. bestätigtes Decret förmliche kirchliche Gutheißung gefunden — das geeignetste und in gewissem Sinne nothwendige Mittel zur Weiterverbreitung der Verehrung des Seligen. Diese zu veranlassen, ist der Zweck des verzeichneten Büchleins. Es ist eine Übersetzung der Lebensbeschreibung und der Nachrichten, welche sich auch bei den Bollandisten unter dem 9. August finden. Die schlichte und anspruchslose Erzählung des alten Autors und Mitgenossen des Seligen findet in der Übersetzung getreuen Wiederhall; sie macht den wohlthuendsten Eindruck auf den Leser, der eben Erbauung in dem Büchlein sucht. Solche bietet ihm jedes Blatt der Lebensbeschreibung eines Mannes, in welchem sich die fromme Einfalt und die heldenmüthigste Entsagung und Verläugnung des hl. Franz von Assisi wie in einem würdigen Schüler und Sohne wiederfindet. Der Herausgeber hat recht daran gethan, das Werkchen nicht mit vielen Anmerkungen zu überladen. In den wenigen, welche er hinzugefügt, hat er ganz dem Charakter des Büchleins Rechnung getragen; fast ausnahmsweise sind sie auf die praktische Verwerthung des Tugendbeispieles des Seligen gerichtet, um

aus den oft unnachahmbaren Heldenthaten desselben den nachahmbaren Gehalt auch für das gewöhnliche Christenleben zu erheben.

Geist des hl. Franziskus Seraphikus. Dargestellt in Lebensbildern aus der Geschichte des Kapuziner-Ordens von P. Augustin Maria Jlg, Priester der bayer. Kapuziner-Ordensprovinz. Dritter Theil: Seraphisches Immergrün. 8⁰. 340 S. Augsburg 1882. Preis: *M.* 4.

Als wir (Bd. XX. S. 544) die ersten zwei Theile dieser schönen Sammlung erbaulicher Lebensbilder aus dem ehrw. Kapuziner-Orden den Lesern dieser Blätter empfahlen, war der hochverdiente P. Jlg bereits seiner langwierigen Krankheit erlegen, und so bringt dieser dritte Theil an seiner Spitze einen Nekrolog statt einer Vorrede. „Mit der Vollendung des zweiten Bandes, mit welchem der Verfasser sein Werk abzuschließen die Absicht hatte, schloß derselbe auch sein irdisches Leben," sagt der ungenannte Herausgeber. „Am 24. Februar 1881 hatte er die Feder niedergelegt, um sich nun zum letzten und schwersten Fluge anzustrengen, durch welchen er in die Gesellschaft desjenigen sich erschwingen sollte, dessen Geist er so lange sinnend studirt und in sich und Andern auszubilden bestrebt war. Schon am folgenden Tage, den 25. Februar, hauchte er nach mehrjährigem schmerzlichen Leiden seine Seele aus, im 36. Jahre seines physischen, im 13. seines Priester- und im 10. seines Ordensalters." Geboren war P. Jlg den 12. März 1845 zu Friedberg bei Augsburg, 1871 trat er in den Kapuziner-Orden und starb 1881 zu Altötting in der Blüthe seiner Jahre.

Die Lebensbilder dieses dritten Theiles reihen sich in jeder Hinsicht den früheren schönen Erzählungen würdig an. Nichts verräth, daß sie von der Hand eines Todkranken geschrieben wurden, ja sie athmen so frisches Leben und es schlägt uns ein so warmes Herz aus ihnen entgegen, daß wir ob der inneren Seelenfreudigkeit und übernatürlichen Kraft staunen, welche den seligen Verfasser bis zum letzten Tage des Lebens die leuchtenden Beispiele seiner verklärten Mitbrüder mit immer gleicher glühender Begeisterung schreiben ließ. Das Buch gibt zumeist Biographien aus dem Ende des 17. und dem Anfange des 18. Jahrhunderts. Von ganz besonderem Interesse ist für uns Deutsche das ausführlich geschilderte Leben des vorarlbergischen Kapuziners und Dichters P. Ludwig von Schnifis, der unmittelbar nach Schluß des 30jährigen Krieges mit seiner Laute als deutscher Troubadour unter dem Sängernamen des „Miranten" von seinem Heimathdörfchen aus Basel, Straßburg, Köln, Wien, Innsbruck besuchte und sich in letzterer Stadt längere Zeit am Hofe des kunstliebenden Erzherzogs Ferdinand Karl aufhielt. Seine schönen Lieder, die neben den Dichtungen P. Spee's und Johann Schefflers genannt zu werden verdienen, sind leider viel zu wenig bekannt. P. Jlg theilt schöne Proben mit.

Eine sehr erwünschte Beigabe des dritten Bandes ist das in photographischem Lichtdruck ausgeführte Porträt des sel. Verfassers, der sich durch diese „Lebensbilder" um seinen Orden hochverdient gemacht und ein dankbares Andenken bei einem großen Leserkreise erworben hat. Die Samenkörner frommer Erbauung, welche seine Hand noch mit ihrer letzten Kraft ausstreute, werden gewiß in vielen Herzen aufsprossen und Früchte der Heiligkeit tragen.

Allgemeine Erkenntnißlehre des hl. Thomas. In Kürze dargestellt von Dr. Alois Otten, Priester der Diöcese Paderborn. 12⁰. 124 S. Paderborn, Bonifacius-Druckerei, 1882. Preis: *M.* 1.

Das Schriftchen ist recht geeignet, Anfängern das Verständniß der Werke des hl. Thomas zu erleichtern. In klarer, einfacher Sprache zeichnet es die Grundlinien

der Erkenntnißtheorie des englischen Lehrers, indem es in sachgemäßer Aufeinanderfolge über die Thätigkeit des Erkennens an sich, über das Subject des Erkenntnißactes, über das Object des Erkennens und über die reale Beziehung des Objectes und des Actes zum Subjecte handelt. Die tieferen und schwierigeren Fragen werden mit Rücksicht auf den Zweck der Schrift meistens übergangen. Der Herr Verfasser gedenkt auf diesen allgemeinen Theil besondere Abhandlungen über das Erkennen Gottes, des Menschen und des Engels folgen zu lassen.

Muster des Predigers. Eine Auswahl rednerischer Beispiele aus dem homiletischen Schatze aller Jahrhunderte. Zum Gebrauche beim homiletischen Unterrichte und zum Privatgebrauche. Von Nikolaus Schleiniger, Priester der Gesellschaft Jesu. Zweite Auflage. 8°. XVI u. 1016 S. Freiburg, Herder, 1882. Preis: *M.* 8.40.

Hat schon die erste Auflage der „Muster" eine so günstige Aufnahme und einen so raschen Absatz gefunden, so darf sich die zweite mit Recht einen noch besseren Erfolg versprechen. Wenngleich sie sich nämlich auf dem Titel nur einfachhin als „zweite Auflage" einführt, so ist sie doch thatsächlich eine sehr verbesserte und beträchtlich vermehrte. Die größte Veränderung hat sie in ihrer zweiten Hälfte (Redegattungen) erfahren. Statt des historischen Ganges (Sermo, Homilie u. s. w.) wurde der mehr praktische der heute vorzugsweise üblichen Vortragsarten gewählt, wie er schon in dem „Predigtamte" vorliegt. Außerdem wird der Leser dadurch in die lebendige Gegenwart gestellt, daß die neuere deutsche Predigtliteratur jetzt in hervorragender Weise vertreten ist. Zu diesem Behufe wurden auch manche der früher aufgenommenen Muster durch originaldeutsche ersetzt, sowie auch die zahlreichen Beispiele aus den Kirchenväiern jetzt alle in deutschem Gewande erscheinen. Das Ganze gewährt einen reichen Überblick über die homiletische Gesammtliteratur und hat in Bezug auf Zeiten und Länder einen wirklich universalen Charakter, was nicht nur im Interesse der praktischen Literaturkenntniß, sondern insbesondere auch in dem der formalen Bildung liegt. Übrigens hat das Werk auch in stofflicher Hinsicht seine Bedeutung, wie schon ein Blick in das Sachregister lehrt. Es enthält außer den zahlreichen Fragmenten und einer Menge kürzerer Vortragsarten an vierzig vollständige Predigten. Dazu kommt, daß sich in der Sammlung nicht nur durchgehends sehr praktische, sondern auch viele für unsere Zeit besonders interessante Themata behandelt finden. Die Ausstattung sticht gegen die frühere vortheilhaft ab. Der Preis ist sehr mäßig angesetzt. Auf die Wichtigkeit einer solchen Mustersammlung brauchen wir nicht noch eigens aufmerksam zu machen, da dieselbe zu sehr in die Augen springt, besonders in einer Zeit wie der unserigen, wo der homiletische Unterricht auf ein so geringes Maß beschränkt, ja vielfach wegen Schließung der Seminarien unmöglich gemacht ist.

Miscellen.

Die „Salvation Army" in England. Wer gegenwärtig an einem Sonntage oder auch wohl am Samstag Abend durch die Straßen einer der größeren Städte Englands wandelt, mag einem Zuge begegnen, der ihn gewiß auf den ersten Blick befremden wird. An der Spitze schreitet oder reitet ein uniformirter Bannerträger: die fliegende Fahne zeigt in großer Schrift die aufrührerisch klingende Devise: „Blood and Fire" (Blut und Feuer). Die Musikbande, welche folgt, schmettert auf ihren Blechinstrumenten eine lebhafte Melodie, deren Eindringlichkeit durch den Donner einer gewaltigen Trommel nicht wenig erhöht wird. Hinter der Musik ziehen lange Reihen von Personen jeden Alters und Geschlechtes einher, die mit voller Kraft nach der vorgeschriebenen Melodie singen und ihrer Begeisterung durch das Schwenken von Fähnchen, Taschentüchern und Regenschirmen Ausdruck zu verleihen suchen. Auch unter den Sängern sind einige uniformirt, Männer sowohl als Frauenzimmer, und haben auf ihren militärisch aussehenden Rockkragen ein blankes metallenes S. Wer diese Leute noch nicht kennt, wird gewiß verwundert fragen, was denn dieser halb kriegerische, halb friedliche Aufzug zu bedeuten habe. Ist es eine politische Demonstration? eine Wahlagitation? Sind es Aufrührer oder Unzufriedene? Ist es ein Arbeiterstrike? oder wird ein Volksfest gefeiert? — Dem verwunderten Frager wird man antworten, es sei anders nichts als eine Procession der sogenannten „Salvation Army" (Heilsarmee), welche zu ihrem Versammlungs-Locale ausziehe. Zur näheren Orientirung wird man dann noch vielleicht den Frager auf die großen gedruckten Plakate hinweisen, welche in der Stadt umher an den Straßenecken angeheftet sind und durch sonderbare, kriegerische Überschriften Auge und Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich ziehen.

Die „Heilsarmee" ist nämlich eine neue religiöse Secte; ihr Stifter und Haupt, oder wie er sich selbst zubenennt, ihr „General", ist Herr W. Booth, ein ehemaliger methodistischer Prediger in London. Er ist jedenfalls kein gewöhnlicher Alltagsmensch, wie dieß schon seine auffallenden und scharf markirten Gesichtszüge bekunden, in welchen selbst ihm sehr befreundete Blätter eine überraschende Ähnlichkeit mit dem Typus eines orientalischen Fanatikers finden wollen. Booth gehörte für eine Reihe von Jahren der Secte „The Methodist New Connexion" (die neue Methodisten-Vereinigung) an und soll sich durch den Erfolg namentlich seiner Wanderpredigten ausgezeichnet haben. Die gewöhnliche Routine des ordentlichen Predigeramtes und die herkömmliche Verwaltung desselben sagten aber seiner Neigung nicht zu; seine originelle Individualität trieb ihn zu Ungewöhnlichem. Als ihn daher die Regierungsorgane seiner Secte verpflichten wollten, sich im Ministerium an

die übliche Norm zu halten, gab er die Verbindung mit der Methodist New Connexion auf und beschloß, von nun an selbständig zu wirken, d. h. eine neue Secte nach seinem eigenen Geschmack zu gründen. So wurde denn Herr Booth um das Jahr 1861 der Stifter der „East London Christian Revival Society“ (die christliche Wiederbelebungs-Gesellschaft von Ost-London). Wer London kennt, wird wissen, welcher Theil der Bevölkerung mit dem Ausdrucke „East London“ (Ost-London) oder „East End“ (das Ost-Ende) bezeichnet wird im Gegensatze zu den reichen und aristokratischen Bewohnern des „West End“ (West-Ende). Es waren die unteren Schichten des Volkes, die große Masse namentlich der so zahlreichen Arbeiter- und Fabrikbevölkerung, welcher Booth von jetzt an seine Thätigkeit zu widmen beschloß. In diesen Klassen der Bevölkerung fehlte es dem neuen Religionsagitator denn auch nicht an Erfolg: im East End fand er bedeutenden Anklang und Zulauf, was ihn bewog, seiner Secte die mehr umfassende Benennung: „East London Christian Mission“, zu geben. Als sich jedoch die Secte allmählich über die Grenzen Londons hinaus weit in die Provinzen verbreitete, wuchs mit der Zahl der Jünger auch des Hauptes Unternehmungsmuth, und er beschloß jetzt, seine Wirksamkeit planmäßig über das ganze vereinigte Königreich auszudehnen. Den bisherigen territorialen Namen seiner Secte änderte er 1878 in den universalen von „Salvation Army“ (Heilsarmee), eine Bezeichnung, welche den Schlüssel enthält sowohl zur äußeren Einrichtung als zum Ziele der neuen Religions-Gesellschaft. Sie soll nämlich nach Booths Idee eine religiöse Armee sein, welche unter seinem Obercommando gegen Teufel und Sünde kämpft und durch deren Besiegung die Menschen der Erlösung durch Christus zuführt. Dieser Idee gemäß hat die Heilsarmee nur militärische Titel adoptirt: während nämlich die einfachen Mitglieder „Soldiers“ oder „Privates“ (gemeine Soldaten) genannt werden, bilden die Prediger und Angestellten ein Corps von „Officers“ (Offizieren), welche je nach ihrem Range die beim englischen Militär gebräuchlichen Titel führen, freilich, um Verwechslungen und unangenehmen Reibungen mit den Militärbehörden des Landes vorzubeugen, mit dem Zusatze „S. A.“, d. h. Salvation Army. Herr Booth selbst als Oberbefehlshaber nennt sich „General“, und von seiner officiellen Residenz wird nur als „Headquarters“ (Hauptquartier) geredet. Auf sein Commandowort hören die ihm unterstehenden „Colonels“, „Commissioners“, „Majors“, „Captains“, „Lieutenants“, „Corporals“ und was es noch sonst für Würdenträger im Heere geben mag. Die Versammlungs-Locale heißen nicht mehr wie bei anderen Secten Kapellen, Kirchen oder Bethäuser, sondern sind zu „Barracks“ (Kasernen) geworden. Selbst die Versammlungen erfreuen sich entsprechender militärischer Ehrentitel, wie denn z. B. gemeinsames Gebet auf den Knieen als „Kneedrill“ (Knie-Exerciren), eine Procession als „March“ (Marsch), ein außergewöhnliches Meeting unter Vorsitz des Generals als „Council of War“ (Kriegsrath) bezeichnet wird. Die Armee besitzt auch ihre officielle Zeitung, welche jede Woche vom General in zwei verschiedenen Ausgaben veröffentlicht wird, die eine für die eigentliche Armee unter der Aufschrift: „The

War Cry and official Gazette of the Salvation Army“ (der Kriegsruf und officielle Zeitung der Heilsarmee), die andere unter der Benennung: „The little Soldier“ (der kleine Soldat), für die bereits mehrere Tausende zählenden Kinder, welche der Secte angehören. Militärischen Geschmack verräth auch ohne Zweifel die für das Heilsheer gewählte Devise: „Blood and Fire“, welche namentlich auf den Fahnen zu lesen ist; sie klingt freilich kriegerisch und blutdürstig genug, aber unter dem „Blood“ soll doch nur das vom Erlöser für die Menschheit vergossene Blut und unter dem „Fire“ bloß das innere Gnadenfeuer verstanden werden, mit welchem nach der Secte Ansicht der heilige Geist die neuen Heilssoldaten tauft.

So viel zur Charakterisirung des äußeren Erscheinens und Auftretens der Boothisten. Da dasselbe so ganz originell und neu ist, dürfte man erwarten, daß der seltsame Sectenstifter eine ebenso originelle und funkelnagelneue Lehre producirt habe. Allein Herr Booth ist weder ein Metaphysiker noch ein speculativer Geistesmann: in Bezug auf Lehre und Glaube adoptirte er ohne Weiteres, was er in dem Lehrkasten der fortgeschrittensten methodistischen Secten vorfand; nur hat er, der es auf die religiöse Bewegung der großen Massen abgesehen hat, Lehre und Dogma möglichst vereinfacht. Denn er condensirt, wie es scheint, sein Dogma so ziemlich auf diese eine urprotestantische Lehre: Christus ist zur Erlösung der Menschen gestorben, und willst du seiner Erlösung theilhaftig werden, so brauchst du nur fest zu glauben, daß du wirklich durch das Blut Christi gerettet bist; dieser Glaube bewirkt augenblickliche Reinigung von allen Sünden im Blute des Lammes, und den so Geheiligten ist der Himmel sicher. — Folgerichtig ist bei dem neuen Sectirer keine Rede mehr von Sacramenten oder Priesterthum und priesterlicher Kirchengewalt; selbst die Taufe ist verschwunden; denn unter ihrer „Bluttaufe“ oder „Taufe mit Blut und Feuer“ versteht die Armee keineswegs das christliche Sacrament, sondern eben nur jene „Erlösung“, welcher der Mensch theilhaftig werden soll im selben Augenblicke, wenn er sich emporarbeitet zu der subjectiven Überzeugung seiner persönlichen Erlösung durch Christi Blut. Gerade in dieser Überzeugung besteht nach Booth die christliche Religion, und speciell die Bekehrung und Erlösung des Sünders. Daher betrachtet die Heilsarmee es denn auch als ihre Hauptaufgabe, die Menschen zu dieser subjectiven Überzeugung zu bringen. Wer immer, durch die Reden, die Musik, den Gesang, die Betheuerungen oder das Gebet des Heilsheeres bewogen, diese subjective Überzeugung in seinem Herzen fühlt oder das Gefühl derselben sich aufzwingt, der wird eben dadurch ein Christ, ein Bekehrter, ein Erlöser, ein Heiliger und ein Auserwählter, mag er auch kurz vorher ein noch so großer Sünder gewesen und entweder keine oder was immer für eine Religion gehabt haben. Wer dagegen dieser subjectiven Überzeugung entbehrt, der ist und bleibt ein unerlöster Sünder und ist nicht einmal ein Christ. — Damit nun in dieser Form die christliche Religion am Ende nicht gar zu leicht erscheine, hat Booth noch einige moralische Vorschriften hinzugefügt, die ganz in Übereinstimmung stehen mit der unter den protestantischen Secten gegenwärtig herrschenden Geistesströmung; er befiehlt nämlich

vollständige Enthaltung von berauschenden Getränken und von Tabak. Nehmen wir hierzu noch militärische Subordination, so ergeben sich als die wesentlichen Erfordernisse für einen Heilsarmee-Soldaten die folgenden vier: er muß glauben an Erlösung durch das Blut Christi; er muß öffentlich bekennen, daß er persönlich erlöst ist und dieses fühlt; er muß sich enthalten von geistigen Getränken und Tabak; er muß endlich gegen die Offiziere schuldige Subordination zeigen.

Von welcher Art die religiösen Zusammenkünfte der Heilsarmee sind, zeigt hinlänglich ein officieller Bericht über eine solche Feierlichkeit in der bekannten Exeter Hall in London; wir entnehmen ihn dem „Christian Herald" vom 4. Januar 1882. Die Armee hielt, so heißt es in diesem Sectenblatte, eine Reihe von Heiligkeitsconferenzen in Exeter Hall, Strand, am Morgen, Nachmittag und Abend des 26. December 1881, und jedesmal war die große Halle gedrängt voll, sowohl auf der Tribüne, als im Parterre der Halle und auf der Gallerie. Fast alle Soldaten verblieben in Exeter Hall vom Morgen bis zur Nacht; Mittagessen und Thee wurden eingenommen in der Restauration und dem Lesezimmer des „Christlichen Vereins von jungen Männern". Ein zahlreiches Publikum von Nichtmitgliedern hatte sich eingefunden, und Viele waren offenbar gekommen, um sich aus persönlicher Anschauung ein Urtheil über die Heilsarmee zu bilden. Auch einige Geistliche der anglikanischen Kirche und eine Anzahl Nonconformisten-Prediger waren unter der Menge. Auf der Tribüne sah man zu Seiten des Generals einige in philanthropischen Kreisen wohlbekannte Gentlemen. — Sowohl die Ankunft der Offiziere und Soldaten der Armee, die erstern in ihrer enganschließenden militärischen Uniform und mit dem Metallbuchstaben S auf den Rockkrägen, als auch der Abzug von denen, welche dem Meeting beigewohnt hatten, lockten große Volksschaaren zu dem Strand, besonders am Abend, als die verschiedenen Heeresabtheilungen unter lustigem Gesange nach verschiedenen Richtungen abzogen. Die Meetings hatten einen sehr enthusiastischen Charakter, und zumal waren die häufigen Rufe von „Amen" und „Hallelujah" bemerkenswerth. Reden wurden gehalten von dem General Booth und seiner Frau, Herrn Bramwell Booth, Fräulein Booth, Commissar Railton, Commissar Sherwood, Colonel Colville, Richter Tucker und Major Howard. Der Gesang wurde begleitet von einer ausgezeichneten Blechmusik, in welcher sich Trompeten, Hörner, Cornopean, Trombonen, Violinen und Violoncelles befanden, und vor Allem eine gewaltige Trommel, welche unaufhörlich helfen mußte, den vereinigten Tönen der menschlichen Stimmen und der Instrumentalmusik noch mehr Nachdruck zu verleihen. Der Morgengottesdienst wurde eröffnet mit einer Reihe von Gebeten. Sobald ein Gebet beendet war, und bevor das nächste begann, trug eine Anzahl von sanften Stimmen, begleitet von einem Alto, das Lied vor: „Jesus liebt dich", was eine große Wirkung im Publikum hervorbrachte. Während des Vorlesens von Abschnitten aus der heiligen Schrift machte der General manche charakteristische Bemerkungen. „Als ich auf meinem Wege hierher war," so sagte er unter Anderem, „bemerkte ich an den Mauern Placate mit der Nachricht von einer

Verschwörung, den Czaren zu tödten. Nun, wir haben hier wirklich eine Verschwörung gemacht, eine Verschwörung gegen den Teufel. Wir wollen ihn todt haben, oder wenigstens gefesselt. Da sind nun Manche, welche nichts dagegen haben, daß er in ihren Herzen gefesselt werde; wir aber sind nicht zufrieden damit, wir wollen ihn ganz und gar heraus haben." (Rufe von „Amen, Amen".) Auch rief der General, die Bibel emporhaltend, aus: „Ich betrachte dieses Buch als voll von positiver Wahrheit; wäre es das nicht, es würde längst als Maculaturpapier verbraucht worden sein!" — Dann sang der Bandmeister Fry ein Lied, dessen Refrain:

„Volles Heil, volles Heil,
Ja, es wird mir ganz zu Theil!"

von Tausenden von Stimmen aufgenommen wurde. Es wurde abwechselnd zuerst auf der Tribüne von sanften Frauenstimmen mit schwacher Violinbegleitung gesungen, und darauf mit tausendfachem lautem Echo durch die weite Halle hin wiederholt, während die große Trommel dazu donnerte und in allen Richtungen Fähnchen und Banner zum Tacte geschwenkt wurden. In einer Ansprache, die sich an einen Bibeltext anschloß, empfahl der General noch eindringlich die charakteristische Lehre der Heilsarmee, nämlich, daß ein Christ ein reines Herz haben und ganz Christi Schüler sein müsse." — Auf ähnliche Weise wie hier werden alle andern gottesdienstlichen Versammlungen der Armee abgehalten. Nach dem Anfangsliede fordert der vorsitzende Offizier mehrere Soldaten nach einander auf, öffentliche Gebete zu sprechen. Diese Gebete sind der Eingebung des Augenblicks überlassen, und sie werden vorgetragen mit lauter, zuweilen mit herausfordernder Stimme. An Inhalt sind sie sich alle so ziemlich gleich: es sind Bitten an den Allmächtigen um Erlösung, Heil und Segen; der Wortausdruck ist sehr oft in hohem Grade barock. Die Versammlung unterbricht den Beter fortwährend mit lauten „Amens" und „Hallelujahs", die um so stürmischer und häufiger werden, je energischer die Betkraft des Vortragenden sich äußert. Es folgen Gesänge und declamatorische Ergüsse verschiedener Art. Den Liedern des Heilsheeres, welche speciell für dessen Gebrauch gedichtet sind, ist es eigenthümlich, auf eine volksthümliche, vielleicht schon längst bekannte Melodie gesetzt zu sein, und sie müssen nothwendig einen wirksamen Chorus oder Refrain haben, welchen die ganze Versammlung unter dem Schwenken von Taschentüchern und Regenschirmen wiederholt. Überhaupt betrachten die Heilssoldaten körperliche Gesticulationen als unentbehrliche Hilfsmittel und wesentliche Zeichen religiösen Sinnes, und finden dieselben deßhalb in den Gesängen, Gebeten und oratorischen Productionen der gemeinen Soldaten sowohl als der höher gestellten Offiziere die reichlichste Verwendung; hält es ja selbst ein „Captain S. A." oder auch ein „Colonel S. A." nicht unter seiner Würde, zur Bethätigung seiner innern Erlösungsseligkeit vor der versammelten Armee jubelnd und singend auf der Tribüne herumzuhüpfen. — Unter den Vorträgen sind am meisten bemerkenswerth die sogenannten „Testimonies" (Zeugnisse). In ihnen bekennen erlöste Sünder öffentlich die Unordnungen ihres frühern Lebenswandels, erzählen

ihre Bekehrungsgeschichte und setzen unter Betheuerung ihrer persönlichen Erlösungsgewißheit ihr jetziges Glück in Contrast mit dem ehemaligen Elende. Besonders häufig sind die „Zeugnisse“ bekehrter Säufer.

Gegen Schluß der gewöhnlichen Versammlungen werden noch ganz specielle Anstrengungen gemacht, um unter denjenigen Anwesenden, welche noch nicht zur Heilsarmee gehören, neue Bekehrungen und Erlösungen zu bewirken. Zu diesem Zwecke wird auf Commando des leitenden Offiziers in der möglichst eindringlichen Weise gebetet, gesungen, gerufen, gepredigt, gesticulirt und musicirt, und zwischen den einzelnen Gebeten, Musikstücken oder Liedern haranguirt der Offizier in kurzen, enthusiastischen Apostrophen die Versammelten und fordert dazu auf, daß Alle, welche ihr Herz Christo zu geben entschlossen seien, jetzt von ihren Sitzen sich erheben sollen. Gewöhnlich sind diese Bemühungen erfolgreich. Erregt und überwältigt von dem Eindrucke der ungewohnten Dinge, welche sie sehen und hören, erheben sich denn auch zuerst Einer, dann Zwei, dann allmählich Mehrere, bis endlich eine gute Anzahl von „Erlösten“ dasteht, welche nun der siegreiche Anführer als „Siegestrophäen“ erklärt und unter die Heilssoldaten aufnimmt.

Was im Allgemeinen den äußern Erfolg der neuen Secte angeht, so erhellt aus einem officiellen Bericht über das Jahr 1881, welchen General Booth in dem Meeting von Exeter Hall mittheilte, daß die Armee nicht bloß in England fortwährend zunimmt, sondern auch schon in Australien, Amerika und Frankreich Zweige besitzt. Ende 1881 zählte sie 251 Stationen in Großbritannien unter 533 Offizieren und Cadetten, welche jede Woche 4200 gottesdienstliche Versammlungen abhielten. Auch hatten bereits 6986 Kinder sich der Armee als „kleine Soldaten“ angeschlossen. In demselben Jahre wurden an localen Beisteuern mehr als 57 000 Pfund Sterling, also mehr als 1 140 000 Mark, eingenommen. In London hat Booth bereits die ausgedehnten Baulichkeiten eines ehemaligen Waisenhauses für 20 000 Pfund erstanden, um sie zu einer Heranbildungsanstalt für seine Offiziere einzurichten, und von der Erwerbung anderer noch größerer Localitäten ist stark die Rede. Die officielle Zeitung der Armee, der „War Cry“, wurde bereits im Mai dieses Jahres in 267 000 Exemplaren gedruckt, und der General hoffte es bald auf 300 000 Exemplare zu bringen.

Nach Allem, was wir bisher mitgetheilt haben, ist es eine Thatsache, daß Herr Booth mit seiner neuen Secte Erfolg gehabt, d. h. bedeutenden Anklang und Anhang bei den untern Massen des protestantischen Volkes in England gefunden hat. Man kann ferner, auf das Zeugniß achtbarer Männer hin, auch anerkennen, daß durch die Bemühungen der Heilsarmee manche Säufer wenigstens zeitweilig von ihrem Laster reclamirt wurden, und daß manche Personen aus dem Arbeiterstande, die bisher aller Religion vollständig fremd waren, aus dem Munde der Heilssoldaten zum ersten Male Kunde von dem Erlöser erhielten und gerührt worden sind. Trotzdem zwingt uns die Wahrheit, in dieser neuen Secte und ihrem Auftreten einen neuen handgreiflichen Beweis zu finden für den Zerfall des Protestantismus. Die Secte will radikale Heilmittel bieten für zwei Hauptübel, welche den Prote-

stantismus zerstören und namentlich die Masse des Volkes ihm abwendig machen. Das erste Übel ist die vornehme Kälte und langweilige Einförmigkeit des protestantischen Gottesdienstes, welche das gewöhnliche und naturwüchsige Volk ganz besonders lebhaft fühlt. Welches Heilmittel bietet aber nun die Secte für dieses Übel? Sie führt Versammlungen ein, welche zwar durch aufregende Musik, geräuschvollen oder sympathetischen Gesang, leidenschaftliche Declamation, durch Rufen, Schreien und Gesticuliren die Langeweile verscheuchen, aber auch alle Idee eines christlichen Gottesdienstes gründlich zerstören. Wir sagen nichts über die äußerst bedenkliche Rolle, welche bei diesem sogenannten „Gottesdienste“ Personen des andern Geschlechtes, selbst von jugendlichem Alter, spielen, ein Punkt, auf den schon von manchen Seiten aufmerksam gemacht worden ist. — Das zweite Übel, für welches die Erlösungsarmee ein Heilmittel bieten will, ist die Zerfahrenheit und Unsicherheit der Lehre. Und wie verfährt denn die neue Secte hier? Sie räumt so ziemlich mit aller specifisch christlichen Lehre auf: das Einzige, was sie festzuhalten scheint, ist die Erlösung durch Christus, womit sie die falsche Lehre von der seligmachenden Kraft des Glaubens allein verbindet. Alles Übrige wird so ziemlich nivellirt; Priesterthum und Sacramente verschwinden spurlos; selbst die Taufe ist über Bord geworfen. So stellt sich denn das Unternehmen des Herrn Booth dar als eines der letzten Zersetzungsproducte im Auflösungsprocesse des Protestantismus; die Heilsarmee ist dem religiösen Nihilismus, verbunden mit subjectiver Gefühlsschwärmerei, bereits sehr nahe gekommen. Da aber die innere Hohlheit und Unsolidität geschickt zugedeckt ist mit populärem äußern Aufputz, mit Geräusch, Musik, Bewegung und Anderem, woran das gemeine Volk Gefallen findet, so erfreut sich die neue Religion zeitweiligen äußern Erfolges; wie lange dieser dauern wird, muß die Zukunft lehren. Es ist übrigens interessant, zu beobachten, wie die Heilung derselben zwei Hauptübel des Protestantismus, welche diese und ähnliche Secten durch Nivelliren und Verweltlichung curiren wollen, von dem gleichzeitigen englischen Ritualismus durch gerade entgegengesetzte Mittel versucht wird, nämlich durch immer vollständigeres Zurückgreifen auf den Gottesdienst und die Lehre der heiligen katholischen Kirche.

A. M. B.

Kirchliche Zustände in Neu-Granada (1842—1861).

Simon Bolivar schied am 17. December 1830 mit dem Kummer aus dem Leben, daß sein Lieblingsplan, aus den drei Staaten Venezuela, Neu-Granada (Columbia) und Ecuador eine große Centralrepublik Columbien zu bilden, geschcitert war. Sein eigenes Vaterland Venezuela sagte sich zuerst los im November 1829, Ecuador folgte im Mai 1830. Der Föderalismus hatte den Unitarismus oder Centralismus besiegt. Auch die mittleren Provinzen gestalteten sich im November 1831 zu einem eigenen Staate „Neu-Granada". Sofort traten ebenfalls in diesem Staate die Parteien als Centralisten und Föderalisten hervor. Zu den ersten gehörte der ruhige Bürgerstand, der fleißige Landmann, der Klerus, die überwiegende Majorität des eigentlichen Volkes, die Freunde der Ruhe und der Ordnung; das war die conservative Partei des Landes. Die Föderalisten dagegen bestanden hauptsächlich aus unruhigen Strebern, aus Advocaten, Militärs, aus unzufriedenen Ehrgeizigen, aus den zahlreichen Faulenzern, die gern auf Kosten ihrer Mitbürger lebten und wegen der vervielfältigten Beamtenstellen im Föderativsystem mehr Aussicht auf lucrative Anstellung hatten; was in Europa studirt hatte oder gereist war, sowie fast alle Fremden gehörten dieser Klasse an; es war die überaus rührige Partei der Liberalen. Diese hatten Bolivar gestürzt, nicht zum wenigsten deßhalb, weil er ein geordnetes Staatswesen wollte und weil er den Klerus und die Religion leidlich begünstigte.

Das wahre oder angebliche Ideal der Föderalisten war die nordamerikanische Union, während die Andern einen dem spanischen Charakter und der südamerikanischen Bevölkerung angemessenern und heilsamern französischen Centralismus anstrebten. Die Tendenz der Centralisten ging dahin, Ordnung in die zerrütteten Zustände des Landes zu bringen, darum die vollziehende Gewalt zu kräftigen und namentlich die Befugnisse des Präsidenten so zu gestalten, daß er nicht zum bloßen Spiel-

ball launenhafter Kammermehrheiten herabgedrückt werde. Die Gefahr dieser Richtung lag darin, daß der Präsident es etwa versuchen konnte, Dictator oder gar Kaiser werden zu wollen, wie der unglückliche Iturbide in Mexiko gethan. — Die Föderalisten dagegen legten den Hauptaccent auf die Befugnisse des Congresses, beschränkten die Selbstthätigkeit der Executivgewalt über alle Gebühr und gewährten den Einzelstaaten soviel Unabhängigkeit, daß Neu-Granada mehr als einmal in Gefahr gerieth, in einen Staatenbund oder gar vollständig sich aufzulösen. Diese Tendenz mußte, zumal in Südamerika, dazu dienen, die Unordnung und Anarchie zu verewigen und die specifisch südamerikanische Landplage der Pronunciamentos zu pflegen. Sowohl der Centralismus wie der Föderalismus dienten gelegentlich ehrgeizigen Wühlern als bloße Fahne und Aushängeschild; doch trifft dieser Vorwurf letztern ungleich öfter und schwerer als erstern.

Die Föderalisten hatten zunächst die Oberhand, und aus ihren Reihen waren die ersten Präsidenten Joachim Mosquera und besonders Franz Paul Santander, ein persönlicher Feind Bolivars, hervorgegangen. Welche kirchliche Gesinnung diese Gattung Leute beseelte, kann man daraus entnehmen, daß schon damals einige Provinziallandtage in einem ganz katholischen Lande die Gestattung der Priesterehe beantragten, was freilich später, 1839, nachdem die Conservativen an die Regierung gekommen, im Generalcongreß verworfen wurde. Diese siegten im Jahre 1837 in den Wahlen, wodurch José Ignaz Marques zur Präsidentschaft gelangte. Die Liberalen aller Zeiten und Zonen sind sich aber gleich: tyrannisch da, wo sie am Ruder sind; illoyal und selbstsüchtig, wenn sie an's Ruder zu gelangen wünschen. Da ihnen das neue Regiment nicht behagte, so empörten sie sich; mehrere Provinzen sagten sich von der Union los, und eine Reihe Kämpfe erfolgte 1840, bis schließlich doch die Regierung Siegerin blieb. Die Neuwahl brachte am 2. Mai 1841 wieder einen Conservativen in Pedro Alcantara Herran auf den Präsidentenstuhl.

Während dieser langen Parteikämpfe schwand die Gesittung, die moralische und intellectuelle Bildung immer mehr; der Unterricht und die Erziehung der Jugend sank immer tiefer, und eine stetig wachsende Verwilderung hatte seit dem Aufhören der spanischen Herrschaft erschreckende Fortschritte gemacht. Namentlich waren die Missionen unter den Indianern seit der Vertreibung der Jesuiten im Jahre 1767 aus Mangel an tauglichen Missionären in den traurigsten Verfall gerathen.

Die Regierung und der Congreß beschäftigten sich daher ernstlich mit der Frage, wie diesen Übelständen abzuhelfen sei. Zu diesem Ende erließ der Congreß, d. h. der Senat und das Abgeordnetenhaus, ein Decret des Inhaltes: die Missionen seien so tief gesunken, weil es an Missionären von hinreichender Ausbildung und richtigem Geiste fehle. Es sollen daher zur Besorgung der Missionen in Casanare, San Martin, Andaqui, Mocoa, Goagira und Veraguas ein oder mehrere Collegien errichtet werden; der Executivgewalt sei es überlassen, aus Europa Missionäre jenes Ordens zu berufen, den sie für den tauglichsten hält. Für ihren Unterhalt werden einige Summen angewiesen. Sobald Missionäre aus diesen Collegien in die Missionen abgehen, wird die Regierung die bisher damit beauftragten Regularen von dieser Verpflichtung entheben. Unterzeichnet war das Actenstück am 23. April 1842 von Vincenz Borrero und Ignaz Gutierrez, den beiden Präsidenten des Senats und der Deputirtenkammer, ferner am 28. April vom Vicepräsidenten der Republik Domingo Caicedo und dem Minister des Innern und des Äußern Mariano Ospina. — Caicedo erließ demnach am 3. Mai im Auftrag der Regierung das Decret: „In Erwägung, daß die gesetzgebenden Kammern die Gesellschaft Jesu im Auge hatten, — daß es erfahrungsmäßig feststeht, diese Missionäre seien die geeignetsten zur Bekehrung der Wilden, indem die Missionen in Südamerika seit der Vertreibung der Jesuiten immer mehr in Verfall geriethen, ohne daß der Eifer der anderen Missionäre dieses zu hindern vermochte; daß die civilisirtesten Nationen der Erde, wie Frankreich, England, Nordamerika u. s. f., die Jesuiten aufgenommen haben, und schon darin ein Grund für diejenigen liegt, welche ungünstig von ihrem Institut denken, die Furcht abzulegen; daß ferner die Regierung in dem Umstand, daß sich Sympathien für die Jesuiten bis jetzt im Lande erhalten haben, eine mächtige Förderung des Missionswerkes finden wird — so wird beschlossen, Jesuiten aus Europa zu berufen, den Minister des Innern und des Äußern mit Beschaffung der nothwendigen Unterhaltungskosten zu beauftragen, und auch die Bischöfe zu ersuchen, ihre Diöcesanen zu milden Beiträgen aufzufordern."

Heladio Urizarri wurde als Geschäftsträger der Republik nach Rom geschickt und überreichte am 18. November 1843 dem Cardinal Lambruschini seine Creditive. Noch im selben Monat kam der Vertrag wegen der Jesuiten mit P. General Roothaan zu Stande, und bereits am 8. December wurde P. Paul Torella als Superior der nach Neu-

Granada bestimmten Kolonie ernannt. Diese Verhandlungen fielen beinahe in dieselbe Zeit, wie diejenigen der Jesuitenberufung nach Luzern; beide Berufungen waren den Radicalen ein Dorn im Auge, und beide haben fast das gleiche Schicksal gehabt: nur waren diejenigen von Luzern langwieriger und haben mehr Aufsehen und mehr Lärm in der Welt erregt. Am 24. Januar 1844 reisten zwölf Patres und sechs Laienbrüder, alle zur Ordensprovinz Spanien gehörig, von Europa ab, und 17 (einer starb am 5. Juni auf der Reise in Honda im Staate Cundinamarca) langten am 18. Juni in Bogotá, der Hauptstadt des Landes, an, feierlich empfangen, unter Entfaltung echt spanischen Gepränges.

Noch im Jahre 1844 wurde ein Colleg in Bogotá eröffnet, nachdem die Regierung am 30. August ein Decret dafür erlassen hatte. Die Zahl der Zöglinge stieg bald auf 300 und darüber. Der ausgezeichnete Erzbischof Emanuel José de Mosquera von Bogotá übergab am 31. Juli 1845 sein kleines Knabenseminar oder Convict ebenfalls vertragsmäßig den Jesuiten, und die Regierung genehmigte diesen Vertrag am 23. August. Bereits im November 1844 waren sechs neu-granadensische Jünglinge, unter ihnen Telesphor Paul, der gegenwärtige Bischof von Panama, als Novizen eingetreten. Dieses wurde Veranlassung, daß die Patres Paul Blas und Franz San Roman im Jahre 1846 in Popayan, der Hauptstadt des Staates Cauca, ein Noviziat gründeten, wozu bald noch ein Colleg nebst Convict trat. Im nämlichen Staate, dem südlichsten der Republik, wurde eine Residenz zu Pasto eröffnet, welche hauptsächlich als Centralpunkt für die in der Nähe gelegenen Missionen dienen sollte. Die nördlichste Niederlassung begann P. Freire im Jahr 1847 zu Medellin, der Hauptstadt im Staate Antioquia, wo ein Colleg nebst Convict begonnen wurde. Der Zuzug neuer Kräfte aus Spanien ermöglichte nämlich alle diese Gründungen in so kurzer Frist.

Der vorzüglichste und ausgesprochene Zweck dieser Collegien bestand darin, taugliche und tüchtige Missionäre für die Indianer heranzubilden. Gegen Ende des Jahres 1846 zog P. José Segundo Lainez von Pasto aus an den mächtigen Fluß Caquete, der, in seinem untern Laufe Japura genannt, in den Amazonenstrom einfließt. Das war jedoch nur eine Kundschafterreise, nach welcher er nach Popayan zurückkehrte, um Geldunterstützung und Aushilfe an neuen Missionären zu holen. Die Regierung indessen, welche schon damals eine bedenkliche Stellung eingenommen zu haben scheint, verweigerte am 28. Mai 1847 jede früher zugesagte Unter-

stützung und gewährte auch später nichts; gleichwohl kehrte P. Lainez mit P. José Piquer und zwei neu-granadensischen Jünglingen, die aber nicht aushielten, im September in die Missionen zurück, nur spärlich durch Almosen und freiwillige Gaben in dem mühsamen Werke unterstützt. Sein außergewöhnlich freundliches und liebevolles Wesen, sein gefälliges Auftreten, seine Wohlgestalt und schöne Physiognomie, sein jugendliches Alter — er zählte 35 Jahre — gewannen unwiderstehlich die Herzen der Wilden. Er besuchte die Stämme der Oritopungos, Mameos, Cancapuy, Macaguages, Cunive, Picudos, Bocana, die er dem P. Piquer zur Obsorge anvertraute; zog dann weiter gegen den Marañon hin zu den Orejones, Uries, Paseses, Ticunas, alles Stämme, die man auf den gewöhnlichen Karten nicht aufgezeichnet findet. Alle, mit einziger Ausnahme der Ticunas, die gerade ein Götzenfest begingen, erklärten sich bereit zur Annahme des Christenthums. Der zarte, schwächliche Körperbau des Missionärs hielt aber die Strapazen der langen und beschwerlichen Reisen unter der tropischen Hitze nicht aus. P. Lainez erkrankte in der Nähe des Marañon, schleppte sich mühsam an den Putumayo zurück, gelangte bis Cancapuy am 25. Mai 1848, und sandte um geistlichen Trost und Hilfe zu P. Piquer, den er am Caquete zurückgelassen. Die Jagdlust der abgesandten Indianer jedoch verhinderte das zeitige Eintreffen des Paters; am 27. Juni gab Lainez unter dreimaliger Anrufung des Namens Jesu seinen Geist auf. P. Piquer, der am folgenden Tage ankam, konnte nur unter Thränen die theure Leiche bestatten. Die Indianer-Missionen hörten aber nicht auf; einige neue Missionäre folgten, und viele andere bereiteten sich in den Collegien auf dieses edle Werk vor, freilich umsonst, weil der herzlose Culturkampf bald Alles zerstörte.

Ein anderes Werk, welches die Jesuiten unternahmen, bestand in der Gründung marianischer Congregationen, zunächst unter der Jugend ihrer eigenen Collegien, ferner unter den Bürgern und Handwerkern. P. Vicente leitete eine solche von 300 Männern aus dem Volke in Bogotá. Ähnliche entstanden in Popayan und Medellin.

Im April 1845 wurde Thomas Cyprian de Mosquera, der Bruder des vortrefflichen Erzbischofs von Bogotá, Präsident der Republik. Dieser Mann wird zwar als conservativ während der Periode dieser ersten Präsidentschaft bezeichnet; wir haben indessen Zweifel gegen die Richtigkeit dieser Angabe. Schon im April 1845 wurden nämlich höchst ungerechte Gesetze gegen die kirchliche Jurisdiction erlassen, z. B. daß

Geistliche, selbst Bischöfe, sobald sie vor den weltlichen Gerichten angeklagt würden, sofort ihre geistlichen Functionen einstellen sollten. Gregor XVI. sah sich genöthigt, entschieden Verwahrung dagegen einzulegen, und Pius IX. hatte sich 1847 wegen willkürlicher einseitiger Aufhebung des Zehnten und wegen Einführung allgemeiner Cultusfreiheit zu beklagen. Ferner wurde durch das klägliche Benehmen Mosquera's am 7. März 1849 der Sturz der ganzen conservativen Partei herbeigeführt; endlich zeigte er sich während seiner zweiten Präsidentschaft offen als grimmigster Feind des Klerus und der katholischen Religion.

Die Conservativen mancher katholischen Länder haben sattsam bewiesen, daß sie zum Regieren wenig taugen, weil es ihnen gewöhnlich an Kraft und Energie fehlt und an Kenntniß des Gegners, dem sie gegenüberstehen. Es gebricht daran, weil sie nicht genugsam katholische Überzeugung haben; sie reden von Milde, von Versöhnung der Parteien, wo es sich um Principien handelt, in denen keine Versöhnung möglich ist; sie sprechen viel von Freiheit, Duldung, Nachsicht, Toleranz und vergessen darüber, daß justitia est fundamentum regnorum; sie haben Furcht vor ihrem eigenen Schatten, scheuen jede kräftige That und weichen dem Gegner Schritt für Schritt, bis ihre Existenz plötzlich zusammenbricht; sie erfüllen das Land mit Klugheitsgedusel und podagrahaften Vorsichtspredigten, bis der gemeine Mann, der Sinn hat für klares Vorgehen und für geraden, gesunden Menschenverstand, an ihnen vollständig irre wird und sie im Stiche läßt. — Das war die Politik in Neu-Granada unter den drei sog. conservativen Präsidenten: „Alle drei waren von einer gewissen schwächlichen Milde beherrscht und suchten ihre Gegner durch Nachsicht zu entwaffnen: einer nach dem andern erließ eine Amnestie, und endlich durfte sogar Obando (der Rebell von 1841) zurückkehren, obgleich gegen ihn, als den wahrscheinlichen Mörder Sucre's (neben Bolivar der bedeutendste Freiheitskämpfer Südamerika's, gemeuchelt im Juni 1830), sich noch im Jahre 1848 Stimmen im Ministerrathe erhoben. Diese Nachsicht wurde der herrschenden Partei verderblich, um so mehr, als sie sich spaltete. Wie in mehreren Fällen wendeten sich einige ehrgeizige und herrschsüchtige Generale an die Masse des unruhigen Volkes in den Städten; eine revolutionäre Partei bildete sich, die ihre Schlagwörter und Ansichten den ärgsten Demokraten Europa's entlehnte, und diese erhob, theils durch ihre wirkliche Anzahl, theils durch Einschüchterungen, einen General Lopez,

einen höchst unbedeutenden Mann, im Jahre 1849 auf den Präsidentenstuhl." [1]

Am 7. März 1849 sollte die Präsidentenwahl durch Zählung der Wahlzettel im Congreß entschieden werden. Der Candidat der Liberalen oder Demokraten war der General José Hilario Lopez. Die Conservativen waren getheilt. Während die einen den Dr. Joachim José Gori wünschten, verlangte der bessere und zahlreichere Theil der Bürgerschaft und der Repräsentanten den Dr. Rufino Cuervo. Die Liberalen jedoch sammelten aus der Umgegend eine Menge mit Dolchen bewaffneten Gesindels, umringten die Versammlung und hielten sie über sieben qualvolle Stunden unter Geschrei und Todesdrohungen gefangen. Die Executivgewalt, der Präsident Mosquera, der Präsident des Congresses, Climaco Ordoñez, und der Gouverneur von Bogotá, Urbano Bradilla, deren Aufgabe und Pflicht es war, die Ordnung aufrecht zu erhalten und den Congreß zu schützen, rührten alle zusammen keinen Finger und ließen den Pöbel gewähren. Bei solcher Vergewaltigung änderten viele Deputirte, die nicht gerade den Beruf des Martyriums in sich verspürten, ihre Überzeugung und gaben gegen ihr Gewissen dem Lopez die Stimme; derselbe wurde Präsident.

Lopez war, wie gesagt, ein unbedeutender Mann, und in seinem Kopfe entstanden die schlimmen Pläne nicht, die nachher in's Werk gesetzt wurden. So sehr fehlte es ihm an Selbständigkeit, daß er seine Partei, die Liberalen, bat, ihm die Minister zu bezeichnen, die er zu ernennen hatte. Er gelangte daher unter eine Camarilla, deren Haupt Dr. Manuel Murillo war. Alle Beamte, welche der Gegenpartei angehörten, wurden nun abgesetzt und unfähige Leute, denen aber der furor liberalis als genügende Empfehlung galt, an ihre Stelle gebracht.

Nachdem der Säuberungsproceß vollendet war und die Partei durch solche Mittel ihre Macht gesichert hatte, um erfolgreich gegen die Jesuiten vorgehen zu können, mußte eine Predigt des P. Emanuel Fernandez, worin er die Bogotenser zur Buße nach dem Beispiel der Niniviten aufforderte, den Anlaß bieten, den Sturm gegen sie einzuleiten. Ein gewisser Dr. Riardo Vanegas begann die öffentliche Meinung gegen sie aufzustacheln; er spielte die Rolle, welche nachmals Bluntschli im Deutschen Reich an der Spitze des Protestantenvereins übernahm. Am 16. Januar 1850 überreichte General Mantilla, Gouverneur von

[1] Das Ausland. Stuttgart u. Tübingen, Cotta, 1853. S. 1068.

Bogotá, mit dem demokratischen Verein dem Präsidenten eine Bittschrift, die Jesuiten zu vertreiben. Der Präsident berief am folgenden Tag den P. Emanuel Gil, Obern und Visitator der Jesuiten in Neu-Granada, zu sich. Er warf ihm vor, die Jesuiten hätten die Handwerker ihrer Congregationen nicht gehindert, in conservative Vereine einzutreten; sie selbst hätten die Constitution nicht beschworen und stellten die Rechtmäßigkeit der jetzigen Regierung in Zweifel. Die Erklärungen des P. Gil befriedigten aber den Präsidenten so sehr, daß er ihn mit der Zusicherung entließ, die Jesuiten würden unter seiner Präsidentschaft nie vertrieben werden. P. Gil hielt es indessen nicht für überflüssig, seine mündlich gegebene Erklärung am 19. Januar auch schriftlich einzureichen.

Darin war gesagt: die Jesuiten hätten sich nicht in Politik, Wahlen u. dgl. gemischt, nicht zum Eintritt in irgendwelche politische Vereine aufgemuntert; sie hätten sich nur mit geistlichen Functionen beschäftigt, Kinder unterrichtet, in den Predigten ermahnt, die göttlichen und die Staatsgesetze zu beobachten; sie hielten den gegenwärtigen Präsidenten für rechtmäßig, gehorchten ihm und allen Gesetzen; diejenigen, welche ihres Amtes wegen dazu gehalten seien, hätten die Constitution beschworen, auch jetzt mache keiner Schwierigkeit, das zu thun; sie hätten auch nichts gegen die Verfassung oder die Gesetze gelehrt und Niemanden vom Gehorsam gegen die bestehende Regierung abgemahnt. Er berührt dann eine Erklärung des Staatsministers vom 6. Juli 1848, die er in Händen habe, worin derselbe bezeugt, daß die Jesuiten bis dahin noch keine Staatsunterstützung für die Missionen, trotz der gemachten Zusage, erhalten hätten; wie sie gleichwohl, lediglich auf die Mildthätigkeit ihrer Freunde in Europa und Amerika angewiesen, die Missionen besorgt hätten und auch künftig zu besorgen bereit seien. Schließlich verspricht er der Regierung, keine neuen Jesuiten mehr aus Europa nach Neu-Granada kommen zu lassen.

Der Präsident mochte mit dieser Erklärung zufrieden sein, aber nicht die liberale Camarilla, in deren Schlingen er sich befand. Die liberale Kammermajorität gab zu verstehen, sie wolle der Regierung die Geldmittel verweigern, wenn die Jesuiten nicht vertrieben würden. Der arme, bedrängte und bestürzte Lopez ließ daher noch einmal den P. Gil rufen, stellte ihm seine Noth vor und schilderte ihm die Gefahr für den Frieden der Republik, weil die Jesuiten den Conservativen als Vorwand und Parteifahne dienten; er mache daher ihn und sein Gewissen

verantwortlich für die Folgen des längeren Verbleibens der Jesuiten. Diesen zugemutheten Selbstmord konnten die Jesuiten nicht begehen; zudem läugnete P. Gil die Richtigkeit der Behauptung, daß sie eine Parteifahne seien. Lopez gab ihm Bedenkzeit bis zum folgenden Tag. Zur bezeichneten Stunde erschien P. Gil vor dem Präsidenten, den er in Gesellschaft seines unvermeidlichen Mentors, des Dr. Murillo, traf. „Was haben Sie also überlegt?“ fragte der Präsident. „Ich habe gedacht,“ lautete die Antwort, „weil man sagt, eine politische Partei bediene sich unser als Vorwand, um durch uns sich zu heben, eine andere aber uns vernichten will, so soll die Regierung uns unter ihren Schutz nehmen, um so das Gleichgewicht herzustellen.“ Der Präsident war über die unerwartete Antwort verlegen, wußte nicht, was er sagen sollte, und erkundigte sich endlich nach der Gesundheit des P. Gomila, Professors der Physik im Colleg von Bogotá. Dann entließ er den Pater mit den Worten: „Seien Sie versichert, Sie werden nicht hinterlistig geopfert werden;“ das sollte heißen, nicht ohne richterliches Urtheil und gegen die Gesetze der Republik.

Die demokratischen Vereine, aufgehetzt von zwei Priestern, Azuero und Alaix, fuhren indessen mit ihren Agitationen fort; die Zeitungen tobten gegen die Jesuiten, und am 26. April 1850 erhielt der Präsident eine neue Bittschrift von 50 Kammermitgliedern für Vertreibung derselben, unter dem wohlfeilen, durch nichts erwiesenen Vorgeben, sie mischten sich in die Politik. Es geschah jetzt beinahe vollständig das, was sich 22 Jahre später im Deutschen Reiche ereignete. Die Feinde der Jesuiten hatten mit Petitionen begonnen; die Freunde fühlten sich auf diesem Felde stärker, und bald liefen Petitionen für Erhaltung derselben ein, die an Zahl und Ansehen der Bittsteller diejenigen der Gegner bei weitem übertrafen. Der Erzbischof, das Domcapitel, die religiösen Orden, die angesehensten Bürger der Hauptstadt, die Handwerker, die Armen der Spitäler, alle baten um Erhaltung der Jesuiten. Die Damen von Bogotá erschienen sogar persönlich als Bittstellerinnen im Palaste des Präsidenten; nur einmal hatten sie dasselbe gethan, im Mai 1816, um die gegen ihre Männer und Söhne erhobene Henkershand Morillo's um Barmherzigkeit anzuflehen. Der arme Präsident aber schauderte vor dem Damoklesschwert über seinem Haupt und jammerte gegen P. Gil: „Meine Lage ist schrecklich: ohne Budget kann ich nicht regieren; beten Ew. Hochwürden zu Gott, er möge mich erleuchten.“ An Erleuchtung fehlte es weniger, als an Muth und an Freiheit der Bewegung.

Im Geheimen indessen wurde der längst geplante Schlag vorbereitet. Am 20. Mai brach General Obando mit einigen Truppen gegen Popayan auf. In Bogotá traf man Vorbereitungen wie zu einer großen Schlacht; die demokratischen Vereine und die Studenten der Universität wurden bewaffnet, die Stadtwachen verstärkt, die Kanonen aufgefahren. Endlich wurde am 21. Mai das Verbannungsdecret gegen die Jesuiten öffentlich angeschlagen; es war unterzeichnet vom Präsidenten Lopez, von Murillo, von den Ministern der auswärtigen Angelegenheiten und des Krieges, Paredes und Thomas Herrera. — Als Gründe der Verbannung waren hauptsächlich drei angegeben: 1. Die sogenannte Pragmatik König Karls III. vom 2. April 1767, welche die Jesuiten aus allen spanischen Besitzungen vertrieb. Diese Pragmatik, hieß es, bestehe in Neu-Granada noch zu recht; denn sie sei durch kein späteres Gesetz abgeschafft worden, und die Regierung von 1842 habe durch Einführung der Jesuiten das bestehende Gesetz verletzt. — 2. Der Volkswille habe sich in den Wahlen von 1849 gezeigt; dieser sei den Jesuiten feindselig und habe beabsichtigt, einen Mann an die Spitze zu bringen, der die Energie besitze, die Pragmatik zu vollziehen. Die strengste Durchführung der Gesetze sei nämlich so nothwendig, daß selbst die hochherzigen Gefühle der Humanität sich diesem transscendentalen Bedürfniß unterordnen müßten. Die Executivgewalt habe aber im Repräsentativsystem laut Artikel 101 die strengste Pflicht, den Volkswillen auszuführen. — 3. Das Land sei früher eine spanische Colonie gewesen, darum hätten der Aberglaube und der Fanatismus tiefe Wurzeln darin geschlagen. Die Männer, denen das Volk das Reich der Freiheit und der Demokratie zu wahren anvertraut, hätten die Aufgabe, alle Ursachen der Verfinsterung zu entfernen; es könnten aber die Civilisation und die Industrie nicht gedeihen unter dem tödtenden und verderblichen Einfluß der Doctrinen des Jesuitismus (con la influencia letal y corruptora de las doctrinas del Jesuitismo). — Demzufolge sollen die Jesuiten das Land auf dem Wege verlassen, den ihnen die Gouverneure anweisen; ausgenommen sind die Eingebornen, doch dürfen auch sie nicht als Religiosen leben und angesehen werden; wenn die Landesväter Geld dafür hergeben, so soll die nothwendige Zahl Kapuziner für die Missionen aus Europa verschrieben werden.

Die Leute, welche diese Pragmatik des Absolutismus und der Despotie aus dem Staub und dem Moder herausgruben, nannten sich Republikaner und Demokraten. Die Pragmatik war aber schon von

Ferdinand VII. am 29. Mai 1815 beseitigt worden, und zum Überfluß hatten die neu-granadensischen Gesetze diese Abschaffung noch bestätigt, nachdem schon bei Errichtung der Republik allen Personen, ohne Unterschied der Nation oder des politischen und religiösen Bekenntnisses, also auch den Jesuiten, das Land geöffnet worden war. Der Ruhm, eine so halsbrecherische Juristerei erfunden zu haben, gebührt dem José Vincenz Martinez; dem José Hilario Lopez aber der, seinem republikanischen Präsidentenmantel einen Lappen spanischer Tyrannei und Willkür angeflickt zu haben. Um die Stärke und Allgemeinheit des Volkswillens zu illustriren, der die Vertreibung der Jesuiten forderte, erließ Manuel Maria Franco, der Gouverneur von Bogotá, gleichzeitig mit dem Verbannungsdecret ein Verbot gegen Ansammlungen von zehn und mehr Personen, und ein anderes, über die Maßregeln der Regierung zu sprechen. Das war die republikanische Freiheit in der „Republica la mas democratica del mundo"!

Um drei Uhr Abends desselben Tages erschien der Regierungssecretär Januario Salgav mit drei andern Herren im Colleg der Jesuiten und eröffnete dem P. Gil das Decret nebst dem Befehl, in 48 Stunden abzureisen. P. Gil versprach im Namen aller seiner Untergebenen, sich fügen zu wollen, bat aber um einen Monat Aufschub, damit die Geschäfte geordnet werden könnten. Die Bitte wurde abgeschlagen. Wir versagen es uns, zu beschreiben, wie groß der Schmerz und die Trauer war, welche diese Verordnung unter den Zöglingen, in dem Volke und in der ganzen Bürgerschaft verbreitete, wie viele Thränen geweint wurden, wie sehr besonders der ehrwürdige Erzbischof unter dem Drucke dieser Ereignisse litt; er mußte später einen noch viel bitterern Kelch trinken. Fast Alles strömte in das Colleg, um den Patres Lebewohl zu sagen und zugleich für die eigene Niedergeschlagenheit Trost und Erleichterung zu suchen.

Da der zweite Artikel des Decretes den neu-granadensischen Jesuiten gestattete, als Privatleute zu bleiben, so schien es klar, daß das Decret nicht gegen die Individuen, sondern gegen die Jesuiten als solche, gegen den Orden gerichtet war. Aus diesem Grunde richtete P. Gil, und alle spanischen Jesuiten mit ihm, das Gesuch an die Regierung, ebenfalls als Privatleute und corporative Vereinigung bleiben zu dürfen. Das war nicht ein Gnaden-, sondern ein Rechtsgesuch. Da nämlich die Fremden dasselbe Recht wie die Einheimischen hatten, im Lande wohnen zu dürfen, so verlangte P. Gil bloß dasjenige Recht, welches den Preußen,

Österreichern, Spaniern u. s. f. in Neu-Granada nicht verweigert werden durfte. In der That war die Pragmatik von 1767 entweder gegen die Jesuiten als Corporation oder als Individuen gerichtet: wenn ersteres, so konnte die Regierung nicht die Granadenser ausnehmen; wenn letzteres, so traf die Pragmatik keinen der im Jahre 1850 lebenden Jesuiten, und die spanischen hatten dann dasselbe Recht, in Neu-Granada sich aufzuhalten, wie andere Menschenkinder. Es war aber die Willkür an der Tagesordnung, und die Tyrannei kennt keine Logik und kein Recht. P. Gil erhielt daher den auch anderswo nicht mehr nagelneuen Blödsinn zur Antwort: „Die Regierung befindet sich nicht in der Lage, das Gesuch gewähren zu können."

Um 3 Uhr 11 Minuten Nachmittags des 23. Mai waren die 48 Stunden abgelaufen. Die Regierung scheint aber das Volk gescheut zu haben; darum wartete man mit der Deportation der Jesuiten bis um 2 Uhr in der Nacht, wo sie dann, theilweise von Studenten und Soldaten insultirt, aus der Stadt geführt wurden. — In Popayan verfuhr General Obando am 3. Juni mit gleicher Gewaltthätigkeit. Sobald die dortigen Bürger von dem Vorhaben Kunde erhielten, verfaßten sie eine Bittschrift, worin sie um Aufschub baten, zugleich mit einem Protest gegen das unconstitutionelle Vertreibungsdecret; innerhalb zwei Stunden bedeckte sich dieselbe mit mehr als 800 Unterschriften. Diesem fügten die Damen von Popayan noch einen eigenen Protest gegen das letal y corruptora hinzu, womit der Präsident die Lehre der Jesuiten beehrt hatte. In Pasto, der eigentlichen Missionsstation, kam das Decret am 8. Juni zur Ausführung. — Die Jesuiten, welche in Neu-Granada geboren waren, damals der Mehrzahl nach noch Scholastiker, hätten zwar, wie gesagt, bleiben dürfen, aber ohne klösterlichen und corporativen Verband; daher zogen auch sie mit ihren Obern und mit den Spaniern ab, gegen welche die Maßregel zunächst gerichtet war. In Bogotá schloß sich ein einziger Jüngling, der Sohn des Gouverneurs von Popayan, den Exilirten nicht an, weil der Vater ihn an der Abreise hinderte. Ungefähr 40 gingen nach Ecuador, die übrigen sammelten sich im Hafen von Santa Marta und schifften sich theils nach Europa (Havre), theils nach Jamaica ein. — Die Anzahl der Jesuiten (Priester, Scholastiker, Laienbrüder) in Neu-Granada war zur Zeit der Vertreibung folgende:

Bogotá, Colleg und Convict . .	12	7	6	=	25
Popayan, „ „ „ . .	6	4	3	=	13
„ Noviziat	4	15	5	=	24
Medellin, Colleg und Convict .	7	1	3	=	11
Pasto, Residenz	3	—	1	=	4
	32	27	18	=	77.

Von Santa Marta aus schrieb P. Gil noch am 21. Juni 1850 einen Brief an den Präsidenten, worin er gegen die ungerechte Anwendung der Pragmatik protestirte, worin er ihn an sein gegebenes Ehrenwort erinnerte, die Jesuiten dürften während seiner Verwaltung im Lande bleiben, wenn nicht ein Gesetz ihre Vertreibung verfügen werde; jetzt seien sie aber nicht durch ein Gesetz, sondern durch einen bloßen Act der Willkür verjagt worden; er erinnert ihn daran, wie Lopez selbst ihm, dem P. Gil, öfter bekannt, es habe nichts Nachtheiliges gegen das Benehmen der Jesuiten gefunden werden können, und wie er ihn noch im October 1849 autorisirt habe, dieses Bekenntniß öffentlich kundzuthun. Er hält ihm vor, wie es eine leichtfertige Injurie gegen den Orden und den Heiligen Stuhl sei, ohne Beweis von der Lehre der Jesuiten zu behaupten, sie sei letal y corruptora. Schließlich protestirt er gegen die eben so frivole Anschuldigung, die Jesuiten hätten sich in politische Händel gemischt.

Durch die Aufnahme der ausgewiesenen Jesuiten in Ecuador unter dem dortigen Präsidenten Diego Noboa schien es beinahe zum Kampfe zwischen Neu-Granada und dieser Republik kommen zu wollen. Hilario Lopez forderte deren Entfernung aus Ecuador unter dem Vorwand, daß die Regierung von Ecuador durch die Jesuiten Unruhen in Neu-Granada errege. Schon wurden beiderseitig Truppen ausgehoben; aber Neu-Granada kannte ein anderes, leichteres und wirksameres Mittel, um zum Ziele zu gelangen. Es wurde von da aus Revolution und Verrath fast öffentlich in Ecuador angezettelt. In Guayaquil machte die Besatzung am 17. Juli 1851 ein Pronunciamento gegen Noboa. An der Spitze der Truppen, die gegen Neu-Granada aufgestellt wurden, stand der charakterlose und verrätherische General José Maria Urbina; dieser ließ sich am nämlichen Tage zum Präsidenten ausrufen und am 24. Juli in Guayaquil wählen. Noboa wurde gefangen und verbannt. Der drohende Krieg mit Neu-Granada war nun zu Ende, weil Urbina, ein Liberaler vom reinsten Wasser, auf die Forderung des Lopez einging und auch sonst in allen Dingen als gefügiger Satrap Neu-Granada's sich benahm. Dennoch wurden die Jesuiten erst am 18. November 1852,

aber in einer viel rohern und unmenschlichern Weise als selbst in Neu-Granada, vertrieben; dafür wurden sie (53 an Zahl) um so freundlicher von Carrera in Guatemala, wohin sie sich begaben, aufgenommen.

In Neu-Granada, welches jetzt ganz von den Clubs und den Freimaurern beherrscht wurde, hatte die Vertreibung der Jesuiten, wie fast überall, wo sie sich ereignet, einen heftigen Culturkampf im Gefolge, der mit einer Reihe von Maigesetzen (im Mai 1851) begann.

Am 9. Mai erschien ein Gesetz, das alle auf den passiven Gehorsam gegründeten Vereine, also alle Klöster aufhob; zugleich wurde allen Mönchen, Nonnen und Religiosen Schutz versprochen, welche aus den Klöstern austreten, ihre Gelübde brechen und Apostaten werden wollten; dem Erzbischof aber wurde das vom Heiligen Stuhl 1835 verliehene Visitationsrecht der Klöster untersagt. Am 14. Mai wurde die kirchliche Gerichtsbarkeit (fuero eclesiastico) ohne Rücksprache mit dem Heiligen Stuhl aufgehoben; der Erzbischof, die Bischöfe und alle Geistlichen wurden den weltlichen Gerichten für alle Angelegenheiten, sogar „wegen schlechter Ausübung ihrer geistlichen Functionen“, unterstellt. Am 27. Mai wurde den Gemeindevorständen (dem Cabildo parroquial) das Recht übertragen, ohne Zuziehung der Kirchenbehörden die Pfarrer zu wählen, wie auch das Einkommen derselben und das der Kirchen willkürlich zu schmälern. Am 30. Mai wurden alle zu wohlthätigen Zwecken rechtmäßig bestehenden Renten der Kirche entzogen und dem Staate zugesprochen. Ein Gesetz vom 1. Juni verbot die Verleihung von Kanonikatsstellen ohne vorherige Beistimmung der Majorität der weltlichen Räthe in den betreffenden Bisthümern. Andere Gesetze hoben die Zehnten auf, zogen die Güter des Seminars von Bogotá zu Gunsten des National-Collegiums ein, decretirten das Inspectionsrecht der Laiengewalt im Seminar, während doch in der Constitution zur Übertölpelung der Leichtgläubigen die Unwahrheit stand, der Unterricht, die Presse und die Religion seien frei. Außerdem standen noch andere Gesetze in Sicht: vollständige Trennung zwischen Kirche und Staat wurde bereits im März 1852 von Lopez beantragt und am 15. Juni 1853 zum Gesetze erhoben, gleichsam zum Spott, nachdem die Kirche ausgeraubt war. Der Staat machte ferner Miene, das Recht, Bisthümer zu errichten und zu circumscribiren, beanspruchen zu wollen, ebenso die kirchliche Jurisdiction für alle, vom Staate zu irgend einer Pfründe ernannten Geistlichen zu erzwingen. Auch die Civilehe stand in Vorschlag. Endlich

wurde ein älterer Gebrauch der Vornahme sechsmonatlicher Examina für die Pfarrconcurse den Bischöfen in der Weise von der Regierung zur Pflicht gemacht, daß ein Nachbarbischof sie abhalten sollte, wenn der Diöcesanbischof es unterließe.

Der Episcopat widersetzte sich pflichtgetreu und kräftig dieser muthwilligen Arroganz der wild gewordenen Staatsgewalt. Pius IX. trat in verschiedenen Rescripten an die Regierung, besonders aber in der Allocution vom 27. September 1852, dagegen auf. Es brach nun eine wahre Verfolgung aus, unter welcher mehrere Bischöfe, viele Priester und noch mehr Religiosen schwer zu leiden hatten. Besonders war es auf den wackern und muthigen Erzbischof von Bogotá, Manuel José de Mosquera, abgesehen. Da er sich weigerte, die Pfarrexamina im Auftrag der Regierung vorzunehmen, so fand sich leider ein unwürdiger Geistlicher, der Capitels-Vicar von Antioquia, welcher am 1. März 1852 diese Examina für die Erzdiöcese Bogotá ausschrieb. Papst Pius IX. erließ sofort ein ernstes Mahnschreiben an denselben, der Erzbischof aber ein Circular, worin er das Unterfangen als null und nichtig erklärte und die Gläubigen warnte, demselben nachzukommen. Sogleich wurde der Erzbischof in Anklagezustand versetzt, und die Regierung forderte ihn kraft des oben erwähnten Gesetzes vom April 1845 auf, seine oberhirtliche Jurisdiction zu suspendiren und einem Andern zu übertragen. Natürlich fügte sich der Erzbischof dieser Ungeheuerlichkeit nicht, weil er ein Amt, das er nur von Gott und dem Heiligen Stuhl erhalten, nicht abtreten konnte. Es wurde ihm also von einem Senat der Proceß gemacht, der Richter und Partei zugleich war. Das Urtheil lautete: weil der Erzbischof vor dem Congreß und der Executivgewalt die Maigesetze einen Übergriff in die Rechte der Kirche genannt, und weil er die Gläubigen durch einen öffentlichen Erlaß zum Ungehorsam gegen den Capitels-Vicar von Antioquia verleitet habe, so solle er in's Ausland verbannt werden. Der edle Dulder mußte krank abreisen und kam über New-York, Amiens bis Marseille, wo er 10. December 1853 starb, bevor er sein Reiseziel, Rom, erreicht hatte. — Das waren die Zustände in Neu-Granada unter Hilario Lopez, von denen Sybels bekannter historischer Vexirspiegel (Hist. Zeitschr. XXXIII. 322) berichtet, es sei „vielleicht die glänzendste Periode, die in der Geschichte Neu-Granada's sich findet", gewesen.

Es brach nun eine Zeit großer Verwirrung, politischer Verfassungsänderungen und Parteihaders über Neu-Granada herein. Seit dem

1. April 1853 war der oben erwähnte José Maria Obando Präsident, und mit ihm trat (20. Mai) eine sehr liberale Föderativ-Verfassung in's Leben. Viele Liberale waren indessen über das maßlose Treiben ihrer Partei kopfscheu geworden; sie spalteten sich daher in Gemäßigte und Radikale. Letztere erregten unter der Führung des Generals José Maria Melo am 17. April 1854 eine Revolution und stürzten Obando in Bogotá. Aber auch Melo konnte sich nicht halten und wurde am 4. December 1854 von Mosquera gefangen genommen, worauf zwei Vicepräsidenten nach einander das Amt und die Stelle des abgesetzten Obando bis zum Ablauf seiner Amtsdauer (1. April 1857) nominell bekleideten. Hierauf erhielt wieder ein Conservativer, der allgemein geachtete und fähige Mariano Ospina, die Präsidentenwürde. Zwar ging auch unter ihm und gegen sein Bemühen die auflösende, decentralisirende Strömung weiter voran, so daß der Staat den bisherigen Namen „Republik Neu-Granada" am 22. Juni 1858, seinem Wesen entsprechender, in „Granadische Conföderation" umänderte. Auf kirchlichem Gebiete jedoch zeigte sich einige Besserung.

Der neue Erzbischof, Antonio Herran, wagte es, wieder einige Jesuiten nach Bogotá zu berufen. Am 18. Februar 1858 langte P. Paul Blas mit zwei andern von Guatemala her in der Hauptstadt an. Mehrere folgten später, und sie erhielten das Colleg St. Bartholomäus von der Regierung überwiesen. „Im Vertrauen auf den Schutz der Verfassung, welche mit der freien Ausübung jedes Cultus auch jedem religiösen Orden das Recht der Niederlassung und den Schutz der Gesetze gewährleistete, wohnten, wirkten und lehrten die Jesuiten dort unbehelligt und ohne jede Einmischung in die politischen Parteikämpfe." [1] Die Ruhe dauerte jedoch nur kurze Zeit. Gegen die Regierung und gegen den Congreß erhoben die Föderalen, welche sich Liberale nannten, die Anklage, daß sie die äußerst lockere Föderal-Union strammer zu bilden und, der Verfassung von 1858 sowie dem Föderativ-Vertrag zuwider, die Macht und die Befugnisse der General-Regierung zu stärken suchten.

An die Spitze dieser Unzufriedenen stellte sich Thomas Cyprian Mosquera, der ehemalige „conservative" Präsident, der Bruder des glorreichen Erzbischofs. Derselbe wird als ein principienloser, aber talentvoller und energischer Wüstling geschildert, der die Revolution

[1] Augsb. Allg. Ztg., 1861, S. 4834.

hervorbringe und die Anarchie nur als Mittel zur Befriedigung seiner Herrschsucht benutze[1]. Mosquera riß als Gouverneur von Cauca diesen Staat am 8. Mai 1860 vom gemeinsamen Verbande los und wurde Dictator des getrennten Staates: andere Staaten schlossen sich alsbald an. Ein langwieriger und blutiger Bürgerkrieg entstand, in welchem die Regierungstruppen meistens den Kürzern zogen. Am 18. Juli 1861 zog Mosquera im Triumph in Bogotá ein, nachdem Julio Arboleda, der am 1. April 1861 dem Ospina in der Präsidentschaft gefolgt war, die Stadt geräumt hatte. Der Staat erhielt nun wieder eine neue Verfassung und zur Abwechslung am 20. September den neuen Namen: „Vereinigte Staaten von Columbien."

Acht Tage nach seinem Einzug in Bogotá (solche Eile hatte dieses Geschäft) erließ der Usurpator Mosquera unter dem Titel „provisorischer Präsident" ein Decret, am 26. Juli, um die Jesuiten, die sich daselbst unter dem Schutze der „freiesten Verfassung der demokratischsten aller südamerikanischen Republiken" befanden, aus dem Lande zu vertreiben. Welche Mittel und Lügen die Liberalen angewandt, um das einfältige, arglose Volk zu bethören und in die Revolution zu verhetzen, wie die Revolutionssoldaten auch zu einem Einbruch in's Jesuiten-Colleg verleitet wurden, dann aber nach erkanntem Irrthum nur eine Erfrischung forderten und schließlich sogar zu beichten begehrten, das alles ist schon früher in den „Stimmen" (Bd. I. S. 218. 355) erzählt worden. Es ist möglich und nicht unwahrscheinlich, daß die eigentlichen Rädelsführer einen andern Ausgang dieses Sturmes gewünscht hätten, und daß ihnen das Fehlschlagen desselben nicht sehr gelegen kam; jetzt mußten sie selbst Hand an's Werk legen und durch ein Decret die Jesuiten verjagen. Unter den Motiven desselben war zu lesen: — die Patres seien ohne staatliche Erlaubniß gekommen; nach welchem Gesetz sie eine Erlaubniß brauchten, wurde nicht gesagt. Man las ferner: in einer Gesellschaft, worin der passive Gehorsam gelobt werde, seien die Personen nicht frei, und die Obern nöthigten sie, gegen den der weltlichen Obrigkeit schuldigen Gehorsam zu handeln. Die Patres hätten im gegenwärtigen Krieg für die Centralisten Partei genommen, denn sie hätten den Soldaten Medaillen ausgetheilt, und dieses wird so bewiesen: Die Gefangenen, welche bei Chaguani, Sobachoque und Usaquen gefangen genommen wurden, haben solche Medaillen vorgezeigt. Ferner heißt es:

---

[1] Histor.-polit. Bl., Bd. 57, S. 847.

Die Gesellschaft Jesu hegt feindselige Gesinnung gegen den öffentlichen Frieden (wird ohne Beweis geglaubt); — darum hat die hohe Polizei alle Mitglieder unverzüglich aus dem Lande zu jagen, als Verletzer der Gesetze und als Feinde der Regierung der Vereinigten Staaten. Der Vorstand des Bundesdistricts ist mit der Ausführung beauftragt.

Dieses brutale, eines wildrohen Gaucho würdige Decret wurde pünktlich ausgeführt. Ein britischer Dampfer brachte die 13 landesgefährlichen Jesuiten von Cartagena her nach Aspinwall in Panama. Von da begaben sie sich nach dem gastfreundlichern Havaña. In Columbien aber wurde darum das Glück und die Ruhe nicht heimischer. — Gleichzeitig mit den Jesuiten wurde auch der päpstliche Delegat Msgr. Ledochowsky, der jetzige vielgeprüfte Erzbischof von Gnesen und Cardinal, vertrieben. Wie das erste Mal, so war auch dieses Mal die Verjagung der Jesuiten Signal eines heftigen Culturkampfes. Schon in der Allocution vom 12. October 1861 hatte sich Pius IX. nicht nur über diese beiden Gewaltacte, sondern auch über das höchst ungerechte Gesetz zu beklagen, welches allen Geistlichen ohne staatliche Erlaubniß geistliche Functionen auszuüben verbot. Über die Stärke und die Wuth der Kirchenverfolgung erhalten wir Kunde in der Encyclica vom 17. September 1863 an die Bischöfe von Neu-Granada.

Pius IX. klagt darüber, daß die Kirchengüter geraubt und verkauft worden seien; daß der Kirche das Besitz- und Erwerbsrecht entzogen, dagegen allgemeine Religionsfreiheit eingeführt worden sei; daß die Klöster beiderlei Geschlechtes aufgehoben wurden; daß es den Geistlichen unter Strafe der Verbannung, den Laien aber unter Geld- und Kerkerstrafen verboten sei, Bullen und Breven des Heiligen Stuhles zu publiciren; daß die nämlichen Gesetze das Exil über die Geistlichen verhängten, welche diese kirchenräuberischen Bestimmungen nicht anerkennen wollten; daß kein Geistlicher sein Amt verwalten dürfe, wenn er nicht die Constitution, die bisherigen ungerechten und alle zukünftigen Gesetze beschwöre; daß bereits viele Bischöfe und Priester in Verbannung und in drückendstes Elend getrieben, viele andere in die Gefängnisse geworfen worden seien; daß die Religiosen und die Gott geweihten Jungfrauen nicht nur unbarmherzig aus ihren Klöstern verjagt worden, sondern daß die Regierung sogar drohe, sie auch aus den Privatwohnungen der Gläubigen zu werfen, wo sie bisher mitleidsvolle Aufnahme gefunden. Besonders drückt der Papst seinen Kummer und seinen Schmerz darüber aus, daß es eine Anzahl Staatspfarrer gebe, welche es gewagt hätten,

den gottlosen Gesetzen sich zu unterwerfen und ihnen Gehorsam zu schwören.

Über die Früchte und die Segnungen dieses Culturkampfs-Regimentes berichtete ein höchst liberales Blatt von Bogotá (La Opinion, Mai 1865) vier Jahre später: „Das Elend zeigt überall auf die verschiedenartigste Weise seine Lumpen. Noch nie sah man eine solche Masse von Bettlern; nicht eine einzige Industrie ist vorhanden, von der man sagen könnte, sie prosperire, und dem arbeitsamen Manne bieten sich jetzt nur noch wenige Aussichten dar.“ Also Jesuitenvertreibung, Culturkämpfe, Kirchenraub, Volksverarmung, das sind die Stufen, auf welchen die liberalen Freimaurer-Regierungen die Völker zu ihrem vielgepriesenen Aufschwung und Glücke führen.

R. Bauer S. J.

Ernst Renan.

Ein neues Buch und eine alte Vorrede.

„Seit meiner Jugend habe ich diese Arbeit vorbereitet. Die sieben Bände, aus welchen sie besteht, haben mich 20 Jahre gekostet.“ So Ernst Renan in der Vorrede seines im laufenden Jahre erschienenen „Marc-Aurèle et la fin du monde antique“, der sich bereits am 3. April desselben Jahres, neben den älteren Bänden, in den Index librorum prohibitorum eingetragen fand [1].

Wiederum also ein Kapital an Talent und Kenntnissen nutzlos vergeudet: nutzlos für den Autor, dessen eigen es war; nutzlos für Gott und Menschheit, die einen Zins einzufordern haben von einem jeden Talente, das geboren wird auf Erden.

Renan's Bücher sind Schöpfungen des Talentes; sie verrathen einen scharfen, findigen Geist, treu bis in den Tod einer falschen Prämisse, unerschöpflich in Auskunftsmitteln, wohlbewandert in den Hilfswissenschaften, der Sprache Meister. Das und die Frivolität — um nicht zu sagen: die Gottlosigkeit — seiner These hat ihm den traurigen Vorzug

[1] Seither hat der Autor ein weiteres, jedoch nicht zur selben Gruppe wie die übrigen gehöriges Buch: L'Ecclésiaste, erscheinen lassen, das seinen Weg in den Index gleichfalls gefunden hat.

eingetragen, nächst Voltaire am meisten mitgewirkt zu haben zur Vergiftung des Seelenlebens derjenigen Nation, die sich „die große“ nannte und nennt.

Marc-Aurèle ist, wie bemerkt, der jüngste unter sieben Brüdern, die den gemeinsamen Familiennamen: „Histoire des origines du christianisme“, führen. Wohl niemals haben sieben Brüder einander so ähnlich gesehen, wie „Das Leben Jesu“, „Die Apostel“, „St. Paul“, „Der Antichrist“, „Die Evangelien“, „Die Urkirche“ und „Mark Aurel“. Die Vorreden sind aus einem Geiste, die Bücher selbst aus einem Guß. Selbstverständlich ist hier die Vorrede zum „Leben Jesu“ grundlegend. Sie entwickelt das Programm, das dann in den sieben Bänden ausgeführt wird; sie gibt das Motiv an, über welches die sieben Bände phantasiren. Wir greifen darum auf die alte Vorrede zurück.

Der Standpunkt des Verfassers ist einfach und klar. Ihm zufolge entbehrt das Übernatürliche der Realität. Es hat niemals ein historisch beglaubigtes Wunder, eine historisch verbürgte Offenbarung oder Inspiration gegeben. Darum existiren dieselben für die Wissenschaft auch nicht. Eine wissenschaftlich gehaltene Entstehungsgeschichte des Christenthums hat aller dieser Dinge zu entrathen: sie hat das Christenthum zu erfassen als eine Äußerungsform der dem Menschenherzen eigenthümlichen Religiosität, im Wesen eins mit Heidenthum, Buddhismus und Islam, wenn auch reiner, erhabener, fruchtbarer als diese. Christus ist ihr kein Gott, aber der liebenswürdigste der Menschen und der größte Wohlthäter seines Geschlechtes; seine Religion in ihren verschiedenen Gestaltungen ist die Religion der civilisirten Welt geworden, die letzte und höchste Vorstufe jener lauteren Gottesanbetung „im Geiste und in der Wahrheit“. Darum hat bei Auslegung der heiligen Bücher die Wissenschaft alles Wunderbare von vornherein als Legende zu betrachten und, nach den Regeln der vergleichenden Mythologie, den darin verborgenen historischen Gehalt zu heben.

Wir nannten Renan's Standpunkt einfach und klar — ja, und auch consequent ist er. Denn, ist einmal das Übernatürliche ein Märchen, dann ist auch das Christenthum eitel Mythologie, und dessen Stifter mag sich obendrein bedanken für die glimpfliche und selbst rücksichtsvolle Behandlung, die er zu Handen des Herrn Professors erfährt. Von jener Voraussetzung ausgehend, verarbeitet Renan, was heilige und profane Quellen über die Anfänge des Christenthums melden; er vergleicht, combinirt, corrigirt, restituirt, conjecturirt als geschulter Kritiker. Er-

gibt sich schließlich ein Zerrbild, so tragen nicht die Gesetze der Logik die Schuld, sondern der Hohlspiegel, mit welchem der Meister operirte und in welchem jeder Adonis zum Midas werden mußte. Es verfinge deßhalb auch nicht, wollten wir, sei es aus den sieben Bänden oder aus Mark Aurel allein, eine Blüthenlese veranstalten. Unseren gläubigen Lesern würde das allenfalls einen wohlfeilen, aber zugleich mehr als nutzlosen Zeitvertreib bereiten; sie würden sich freuen, daß selbst die gewandteste, im Dienste des Unglaubens stehende Feder nichts Schlimmeres, sie würden sich grämen, daß sie so Schlimmes zu Tage gefördert. Erreicht wäre damit offenbar nichts.

Worauf es ankommt, das ist nicht die Anwendung, sondern die Voraussetzung, nicht das neue Buch, sondern die alte Vorrede. Renan selbst hat mit anerkennenswerther Genauigkeit das Feld abgesteckt, wo die Geisterschlacht geschlagen werden muß. „Jeglicher Discussion über derartige Gegenstände," erklärt er S. IX der erwähnten Vorrede, „liegt die Frage vom Übernatürlichen zu Grunde. Ist das Wunder, ist die Inspiration gewisser Bücher Thatsache, dann ist unsere Methode verabscheuungswürdig (détestable). Ist das Wunder, ist die Inspiration jener Bücher ein wesenloser Wahn, dann ist unsere Methode die richtige." Und ein paar Seiten vorher: „Ist das Wunder etwas Wirkliches, so ist mein Buch weiter nichts, als ein Gewebe von Irrthümern (un tissu d'erreurs). Sind die Evangelien inspirirte Bücher, also von A bis Z buchstäblich wahr, dann habe ich sehr unrecht daran gethan, daß ich mich nicht darauf beschränkte, mit den Harmonisten die vier Texte zu einem Ganzen voller Weitschweifigkeiten und Widersprüche aneinanderzustückeln. Aber ist im Gegentheil das Wunder ein Unding, dann durfte ich mit vollem Recht die Bücher, welche Wunderberichte enthalten, als ein Gemisch von Geschichte und Dichtung, als mit Ungenauigkeiten, Irrthümern und systematischen Entstellungen gesättigte Legenden auffassen. Gleichen die Evangelien allen übrigen Büchern, dann durfte ich sie mit Fug und Recht behandeln, wie ein Erforscher des griechischen, arabischen oder indischen Alterthums die ihm vorliegenden legendenhaften Urkunden behandelt."

Ja, so ist's! Auf die Frage vom Übernatürlichen kommt es einzig an, und diese Frage leidet einzig und alleinig eine zweifache Lösung: Entweder — Oder! Im Lichte dieser Frage erwogen, ist Renan's Werk entweder köstlich oder verabscheuungswürdig, entweder eine Zierde der Literatur oder gelogen von A bis Z. Entweder — Oder! ein Drittes gibt es nicht.

Eines möchten wir hier betonen: es ist Renan selbst, der uns die allzu herb lautende These aufnöthigt. Wir finden keine Freude daran, einem Autor nachzurufen: „Guter Freund, Ihr Buch ist detestabel!“ oder hinter ihm her, mit der Kinderschaft irgend eines süddeutschen Gaues, den Reim zu singen:

„Eia, Eia, Fiedelbogen!
Was du sagst, ist All's verlogen!“

Auch wir wissen, was Sitte und Anstand ist; wir wissen, mit dem Hut in der Hand kommt man durch's ganze Land. Aber der Herr Professor läßt uns mit seinem Entweder — Oder keine Wahl; er selbst drückt uns statt des Rapieres die Keule in die Hand — nun denn, es sei!

Und doch! unser Herz drängt uns, ihm für's Erste noch etwas Liebes zu sagen. Für Eines, Herr Professor, sind wir Ihnen von Herzen verbunden. Sie hätten den Schwerpunkt der Erörterung auf die Frage von der Möglichkeit des Übernatürlichen verlegen können; stand es ja bei Ihnen, den Kampfplatz abzustecken. Sie haben es nicht gethan. Jene Frage war eine abstrusere; deren Erörterung wäre demnach eine heiklere gewesen, vielleicht auch eine langweiligere geworden. Sie entheben mich derselben, weil Sie in jener Frage ein philosophisches und darum außer dem Bereich Ihrer kritischen Untersuchungen liegendes Problem erkennen — S. LV f. des zweiten Bandes. Sie geben S. XCVI des ersten Bandes die werthvolle Erklärung ab: „Nicht auf Grund dieses oder jenes philosophischen Systems, sondern auf Grund constanter Erfahrung verweisen wir das Wunder aus der Geschichte. Wir sagen nicht: das Wunder ist unmöglich; wir sagen: bis auf diese Stunde hat es kein verbürgtes Wunder gegeben.“ Wir nehmen diese Erklärung zu Protokoll und stellen uns bereitwilligst auf den Boden, welchen Sie selbst als den wissenschaftlich richtigeren bezeichnen.

Die angeführten Worte enthalten zugleich den Grund, dessenthalben Renan die Wunder läugnet: sie sind ihm nicht hinreichend verbürgt. „Die Frage nach dem Übernatürlichen,“ schreibt er S. IX, „ist in unseren Augen durch den einen Grund mit vollständiger Gewißheit entschieden, daß man keine Ursache hat, an ein Ding zu glauben, dessen Spur die Erfahrung in der ganzen Welt nicht nachzuweisen vermag.“

Wahrhaftig, Herr Professor! also auch nicht eine Spur! und das in der ganzen Welt! in dieser Welt, die so groß und lang und breit

ist! Welch einen erstaunlichen Fleiß müssen Sie es sich haben kosten lassen, um all das Material zu revidiren, alle die Wunder zu reduciren, von denen die Jahrhunderte wiederhallen, alle die großen und kleinen Propheten auf die Pensionsliste zu setzen und alle Inspiration wegzublasen! Wahrhaftig, Herr Professor, Sie sind ein großer Mann!

Aber nein, Renan hat sich die Sache etwas leichter gemacht. Auf das Detail läßt er sich nicht ein. Wie David mit einem einzigen Stein den Riesen Goliath zu Boden wirft, so schafft er mit einem einzigen Beweise das Übernatürliche aus der Welt. Und welches ist dieser wunderthuende Beweis? Die Wunder der Vergangenheit, sagt er, waren nicht hinreichend verbürgt, weil sie nicht hinreichend verbürgt sein konnten. „Kein einziges Wunder läßt sich namhaft machen, das sich vor Zeugen zugetragen hätte, die fähig gewesen wären, es zu constatiren“ (S. VI). „Hierin ist weder der gemeine Mann noch der gebildete Laie competent. Hier thut die äußerste Vorsicht und eine durch andauernde Übung gewonnene Vertrautheit mit wissenschaftlicher Untersuchung noth“ (S. XCVI). „Eine Beobachtung, die auch nicht eine Ausnahme leidet, belehrt uns, daß Wunder einzig in denjenigen Zeiten und Gegenden vorkommen, wo man an dieselben glaubt, und vor solchen Personen, die einen Hang zu glauben haben. Kein einziges Wunder hat stattgefunden vor einer Versammlung von Männern, die fähig gewesen wären, den wunderbaren Charakter des Vorganges festzustellen“ (S. XCV f.).

Ja, Herr Professor, das ist in der That ein Jammer. Kommt da der gemeine Mann — Fischersleute wie Petrus, Johannes und Jakobus, ein Zolleinnehmer wie Matthäus, alles Leute, die nicht einmal ihr Abiturienten-Examen gemacht haben —, kommen da ein paar gebildete Laien — Lucas der Maler, und Saulus, der zu Gamaliels Füßen gesessen, — und wollen uns hundert und ein Wunder weiß machen. Aber, ihr guten Leute, seid ihr euch denn eurer laienhaften Ungebildetheit so gar nicht bewußt? Seht ihr nicht ein, daß sich der Mangel an Erfahrung in wissenschaftlichen Untersuchungen nimmermehr ersetzen läßt durch jenen Hang zum Glauben, der euch in so trauriger Weise kennzeichnet? Habt ihr vergessen, daß ihr euch schreibt aus einer Zeit, die sogar noch weit hinter dem „finstern“ Mittelalter liegt, und aus einem Lande, das eben auch hinter den Ländern liegt, wo das große Licht der Aufklärung aufgegangen ist, und hinter Paris, der großen Stadt, wo die Professoren wie Pilze hervorschießen und wo hoch thronen die Akademiker?

„Ja!“ ruft Renan aus (S. XLIV des zweiten Bandes), „ein Wunder, das sich in Paris zutrüge, unter den Augen competenter Gelehrten, das müßte jeglichem Zweifel ein Ziel setzen.“

Einverstanden, Herr Professor!

„Angenommen, morgen stellt sich ein Wunderthäter ein, der wirklich begründete Ansprüche auf unsere Beachtung erhebt; angenommen, er erklärt sich im Stande, z. B. einen Todten zu erwecken — was hätte zunächst zu geschehen? Eine Commission müßte ernannt werden, bestehend aus Physiologen, Physikern, Chemikern, in der Geschichtskritik erfahrenen Männern. Diese Commission wählt einen Leichnam, sie versichert sich auf's Gewissenhafteste des eingetretenen Todes, sie bezeichnet für das bevorstehende Experiment einen Saal, sie vereinbart ein ganzes System von Vorsichtsmaßregeln, so viele deren nöthig sind, um jeden Zweifel abzuschneiden. Würde dann, unter solchen Bedingungen, die Todtenerweckung wirklich stattfinden, so wäre allerdings eine einer Gewißheit beinahe gleichkommende Wahrscheinlichkeit gewonnen. Da indessen ein Versuch nach Belieben wiederholt werden kann; da man im Stande sein muß, was man einmal vollbracht hat, wieder zu vollbringen; und da überhaupt, in Hinsicht auf das Wunderbare, der Unterschied zwischen Leicht und Schwer wegfällt: so wäre alsdann der Thaumaturgus aufzufordern, sein Wunder unter veränderten Umständen, an anderen Leichnamen, in anderer Umgebung zu wiederholen.“

Herr Professor, soll ich Ihnen eingestehen, daß ich Ihre Idee ganz vortrefflich finde? Eine Commission, ein Leichnam — was ist leichter zu beschaffen, als diese beiden Dinge! Ein Wunderthäter — wird sich am Ende auch noch auftreiben lassen. Und diese Drei beisammen in der Klinik zu Paris, unter den Augen der Akademie, im Augapfel der Welt: wo könnte der Wahrheit ein glorreicherer Sieg, wo dem Irrthum eine empfindlichere Niederlage werden? Also einverstanden, Herr Professor; und damit die Sache desto schneller von Statten gehe, lassen Sie uns die Arbeit theilen: sorgen Sie für den Leichnam und den Wunderthäter, derweilen ich mich nach der Commission umsehe.

Die Commission mag dann den ganzen Span ausfechten. Sie wählt den Saal, setzt die Bedingungen fest, bestimmt die Zahl der Sitzungen, sie veranstaltet das Cadaver-Experiment. Mittlerweile mischen wir Beide uns unter die Zuschauer, und je nach dem Ausfalle des Versuches ist dann entweder Ihr Buch oder mein Essay detestabel, entweder jenes gelogen oder dieser. So soll es sein.

Bevor ich mich indessen heute von Ihnen verabschiede, Herr Professor, lassen Sie mich ein paar Worte an Ihr Gefolge richten, an die Krethi und Plethi des Unglaubens, welche hinter Ihnen einhermarschiren oder gar an Ihren Rockschößen hängen.

Da finde ich den „gemeinen Mann“ in der Blouse: Arbeiter in Kohlengruben, in Eisenwerken, in Glasöfen, in Seidenspinnereien, Hutmacher, Tapetenwirker, Kunstschreiner. Da finde ich den „gebildeten Laien“: Schreiber — Kanzleischreiber, Dorfschreiber, Stadtschreiber; Beamte — Maires, Unterpräfecten, Präfecten; Soldaten — Unteroffiziere, Offiziere, Kapitäne; Minister — werdende, seiende und gewesene; Schullehrer und Literaten, Börsenmänner und Demagogen, all die Flitter- und Jammergestalten unserer Civilisation. Ihnen allen ist durch Flugschriften, Vorträge oder Aftererziehung im Geiste der Vie de Jésus der Kopf verdreht worden; sie alle schreien: Es gibt kein Wunder, keine Übernatur, kein Jenseits!

Gemach, ihr Guten! — Habt ihr's nicht vorhin aus dem Munde des Altmeisters vernommen, daß über dergleichen Dinge abzusprechen nicht Jedermanns Sache sei? „Hierin ist weder der gemeine Mann noch der gebildete Laie competent.“ Habt ihr's gehört? „Hier thut die äußerste Vorsicht Noth.“ Habt ihr diese auf die Prüfung des Übernatürlichen angewendet, ihr Blousenmänner bei eurer Arbeit, ihr Schreiber hinter euren Pulten, ihr Beamte hinter euren Acten, ihr Soldaten unterm Gewehr, ihr Minister in euren Verlegenheiten? — „Hier thut eine durch andauernde Übung gewonnene Vertrautheit mit wissenschaftlichen Untersuchungen Noth.“ Habt ihr's gehört? Hattet ihr jemals Muße, euch diese zu erwerben? Also fort mit euch Allen in den für die Zuschauer reservirten Raum, und da harret schweigend und aufmerksam dessen, was die Commission zu Tage fördern wird.

* * *

Ich habe über unser Commissions-Project geschlafen und, aufrichtig gesagt, herzlich schlecht geschlafen. Die Sache ist so einfach gar nicht, wie sie sich auf den ersten Blick darstellte. Hören Sie, Herr Professor, wie's mir erging.

Da hatte ich soeben die Augen zugedrückt und war im Begriffe — wenn man das überhaupt noch einen Begriff nennen kann —, auch die Klappen meines Denkvermögens zuzudrücken, da stellte sich knapp vor Thorschluß eine Sextaner-Reminiscenz ein. Commission, summte es

mir im Kopfe, kommt von committo, commisi, commissum, committere. Ist's nicht so, Herr Professor? Eine Commission ist also kein sich selbst setzendes Ding, sie muß von sonst Jemand commissionirt, ernannt, gewählt oder eingesetzt werden. Genau so verhält es sich mit unserem deutschen „Ausschuß", der, secundum etymon, von sonst Jemand „ausgeschossen" werden muß. Und sagen Sie mir nicht, Herr Professor, daß es Schüsse gibt, die von selber losgehen, denn auch diese müssen vorher wenigstens von sonst Jemand geladen worden sein. Zudem sagen Sie ja selbst in der citirten Stelle: „Eine Commission müßte ernannt werden."

Wer nun soll die von uns projectirte Wunderprüfungs-Commission ernennen?

Die nächstliegende Antwort wäre allenfalls die, daß wir Beide das am besten selber besorgen könnten. Indessen, von anderen nicht unwichtigen Erwägungen abgesehen, empfiehlt uns, dünkt mir, schon die Rücksicht der Bescheidenheit, dieses Auskunftsmittel nicht an die erste Stelle zu rücken; auch dürften über dasselbe die folgenden Erörterungen ein Licht verbreiten, welches uns der Nothwendigkeit einer specielleren Besprechung enthöbe.

Daß ich Ihnen etwa gar den Papst für die gewünschte Liebewaltung vorschlage, dessen versehen Sie sich, Herr Professor, doch sicherlich nicht. Und wirklich, einer derartigen Bosheit bin ich nicht fähig.

Wer kommt dann aber in Betracht? Beginnen wir mit der weltlichen Obrigkeit. Die ist freilich verschieden in den verschiedenen Ländern: weiß-blau-roth, weiß-roth-schwarz, hie schwarz, dort roth, und dazwischen fast farblos in zahllosen Schattirungen. Doch klopfen wir einmal an der Thüre des Präsidenten der französischen Republik, Herrn Jules Grévy. Überreicht er ja Cardinalshüte, ernennt und entläßt Ministerien und geht eben jetzt, wenn ich mich recht entsinne, damit um, eine Commission von wegen des Sahara-Meeres zu ernennen: warum sollte er nicht ebensowohl unsere Wunderprüfungs-Commission einsetzen?

Aber genauer betrachtet ist eben doch ein Wunder eine vom Sahara-Meer, von einem Ministerium und selbst von einem Cardinalshute himmelweit verschiedene Sache, und es läßt sich nicht einfach sagen: Wer das Eine kann, kann auch das Andere.

Und dann — praktisch genommen hat die Sache eine Unzahl Haken und Häkchen. Meinen Sie, der Präsident werde sich trotzdem uns zu-

liebe auf so etwas einlassen? Nimmermehr! Höflich bedanken wird er sich für das ihm von uns entgegengebrachte Vertrauen.

Aber an wen sollen wir uns wenden? an den Fürsten Bismarck? an den Premier Gladstone? Nein, nein: wir kommen mit einem einzelnen Lande oder Potentaten nicht aus; wir brauchen eine breitere Basis für unsere Bestrebungen, und die wäre — daß uns der Gedanke doch erst jetzt einfallen mußte! — die wäre der Congreß. Fürwahr, es ist etwas Großes um die Congresse; schreibt sich doch alles Gute und Herrliche auf dem Continente eben von den Congressen her: Friede, Freiheit, Ruhe, Wohlstand, aber auch gar Alles. Also der nächste Congreß könnte, neben Regelung der türkischen Staatsschuld und der armenischen Reformen, obendrein wohl auch der ehrenvollen Aufgabe sich unterziehen, unsere Wunderprüfungs-Commission zu ernennen. Doch warum erst auf den nächsten Congreß warten? Haben wir doch eben jetzt die in Konstantinopel tagende und sich vertagende Conferenz[1].

Aber nein, ein gewöhnlicher Congreß reicht hier nicht aus. Ist doch die Frage nach dem Übernatürlichen keine solche, die einzig die paar Großmächte anginge, sie ist eine allgemein menschliche. Wir brauchen also einen Weltcongreß im weitesten Sinn des Wortes. Nicht bloß die Bevollmächtigten der Großmächte hätten an demselben theilzunehmen: auch Portugal und Dänemark, Serbien und Rumänien, S. Marino und Andorra, der Großtürke und der Negus, Haiti und Cetewayo — sie alle, alle, Große und Kleine, Weiße und Schwarze — welch eine kunterbunte, kauderwälsche Versammlung!

Fast möchte ich glauben, Herr Professor, daß wir mit unseren Projecten in ein falsches Geleise gerathen sind. Wir gingen die ganze Zeit von der Voraussetzung aus, es stehe der weltlichen Obrigkeit gar wohl an, die Einsetzung unserer Commission zu besorgen; aber was kann im Grunde die weltliche Obrigkeit mit der Sache zu schaffen haben? Nichts, durchaus nichts. Haben Sie uns nicht selber gesagt, daß weder der gemeine Mann noch der gebildete Laie competent sei, wo es gelte, zu entscheiden, was Wunder ist und was nicht; daß hierzu die äußerste Vorsicht vonnöthen sei und eine durch andauernde Übung gewonnene Vertrautheit mit wissenschaftlichen Untersuchungen? Also Fachleute brauchen wir, bedächtig und wohlerfahren; nur solche dürfen der Commission zugetheilt werden. Nun ist es aber für ein Laienauge außerordentlich

---

[1] Geschrieben wurden diese Worte am 16. August d. J.

schwierig, ja, sagen wir lieber unmöglich, stets mit Sicherheit den bescheidenen Meister vom zudringlichen Dilettanten, die äußerste Vorsicht von einer bloß großen Vorsicht, den gewandten Experimentirer vom kecken Charlatan zu unterscheiden. Also müssen diejenigen, welche die Commission ernennen, selbst wieder Fachleute von seltener Umsicht und Erfahrung sein. Und nun lassen Sie mich die unverblümte Frage aufwerfen: Entsprechen unsere Präsidenten, Minister und anderen obrigkeitlichen Personen dieser Anforderung? Sicherlich nicht. Sie erforschen des Staatskörpers Säfte und Kräfte, und sind doch keine Physiologen; sie atomisiren die Völker, und sind doch keine Chemiker; sie sind keine Physiker; sie sind keine Kritiker; Staatsmänner sind sie, auf dem Gebiete der Wissenschaft aber meistens Laien.

Also Sache nicht der Obrigkeit ist es, unsere Commission zu ernennen, sondern der Gelehrten; nicht einen Congreß der Staatsmänner brauchen wir, sondern einen Areopag der Weisen.

Ich schreibe dieses Wort nieder mit einem Gefühle der Andacht. Es ist etwas Großes um die Weisheit. Wie Sterne in stiller Nacht, so leuchten die Weisen droben am Firmamente der Menschheit, indessen tief unter ihnen das Gemeine wird und vergeht. Wie herrlich leuchtet nicht durch die Jahrtausende Zoroaster, von dessen ganzem Lebenslauf man doch eigentlich nichts weiß, als daß er ein Weiser gewesen, und Konfucius und Solon und Numa Pompilius und Buddha und Plato, und dann, freilich nach mehr als anderthalb Jahrtausenden lichtloser Finsterniß, ja dann eine ganze Milchstraße von Weisen — Philosophen, Astronomen, Mathematiker, Physiker, Chemiker, Physiologen, Philologen, Kritiker, und andere —iker und —ogen. O selig, in solchem Jahrhundert auch nur ein Jesuit sein zu dürfen!

Aber so ganz simpel ist die Sache nun doch nicht. Ein Tribunal, welches ein nicht nur richtiges, sondern auch rechtskräftiges Urtheil fällen soll, bedarf außer der Sachkenntniß, die seinem Ausspruche Wahrheit, auch noch der Autorität, die demselben Rechtskraft verleiht; und um so mehr ist eine solche Autorität bei jenen Factoren erforderlich, welche das Tribunal, die Commission einzusetzen haben. In den guten alten, gläubigen Zeiten hatte man es hierin leicht. Der Papst war allgemein anerkannt als der oberste Schiedsrichter nicht allein in Glaubensfragen, sondern überdieß in solchen wissenschaftlichen Fragen, welche den Glauben berühren. Sein Ausspruch, sowie derjenige irgendwelchen von ihm eingesetzten Schiedsgerichtes, galt als allgemein bindend. Aber wo findet

sich gegenwärtig eine in Sachen der Wissenschaft allgemein anerkannte Autorität? Gegenwärtig, sage ich, wo den Meisten und Ihnen vor Allen, Herr Professor, der wissenschaftliche Fortschritt gleichbedeutend ist mit dem Überdenhaufenwerfen des früher Gewußten und Geglaubten? Nein, unsere Commission müßte nothwendig dastehen ohne genügende Autorität, zunächst den Gelehrten selbst und dann folgerichtig auch den Laien gegenüber. Oder sollte nicht von den zur Commission nicht herangezogenen Gelehrten wenigstens die Hälfte aus gekränkter, vielleicht auch nicht ganz unberechtigter Eigenliebe dem Commissions-Erkenntniß mißtrauisch, wenn nicht gar übelwollend gegenübertreten?

Sie werden mir erwiedern, Herr Professor, daß das Urtheil der Commission gerade in seiner eigenen Wissenschaftlichkeit die unanfechtbare Gewähr seiner Autorität finden werde; daß alle ernsthaften Gelehrten sich demselben als einem in lauterster Vorurtheilslosigkeit und nach den strengsten Anforderungen der Kritik erflossenen willfährig beugen werden. Wirklich? Zweifelsohne haben Physik, Chemie, Physiologie, Medicin und andere Wissenschaften in unserem Zeitalter Fortschritte, zum Theil ganz erstaunliche Fortschritte gemacht; aber die Grenzen menschlichen Wissens haben wir doch nicht erreicht, wir stehen denselben noch ferne. So viel Fortschritt wir gemacht, so viel bleibt uns noch zu machen, und wenn unsere Zeit die nach bestem Wissen abgegebenen Gutachten älterer Gelehrten über wunderbare Vorgänge im Leben der Heiligen als dem heutigen Stande der Wissenschaft nicht genügend verwirft, so wird höchst wahrscheinlich und mit gleichem Rechte das zwanzigste Jahrhundert unser und unserer Gelehrten-Commission fachmäßiges Gutachten als unwissenschaftlich bei Seite legen. Es ist etwas ganz Eigenthümliches um die Wissenschaftlichkeit!

Von der noch ungelösten Schwierigkeit, *wer unsere Commission zu bestellen und zu bevollmächtigen habe*, wende ich mich vorläufig zu einem weiteren Bedenken, welches Ihre eigenen Worte in mir wachgerufen haben: *Wer sollen die Mitglieder der Commission selbst sein?* Sie sagen: „Eine Commission müßte ernannt werden, bestehend aus Physiologen, Physikern, Chemikern, in der Geschichtskritik erfahrenen Männern. Diese Commission wählt einen Leichnam u. s. w.“ Die programmmäßige Aufgabe der Commission wird es sein, einmal festzustellen, daß der vorliegende Cadaver ein wirklicher Cadaver und nicht etwa bloß ein Scheintodter ist; sodann festzustellen, daß dieser Cadaver nachträglich wieder lebendig geworden ist. Ich sehe

die Berechtigung der Physiologen, Physiker und Chemiker ein, zu dieser Untersuchung herangezogen zu werden. Die Mediciner vermisse ich nur ungern, und sogar ein paar besonnene Philosophen (womöglich keine Deutschen) könnten durch ihre Mitwirkung mehr Nutzen als Schaden stiften. Aber wie in aller Welt, Herr Professor, kamen Sie dazu, die „in der Geschichtskritik erfahrenen Männer“ mit auf die Liste zu setzen? Daß ein Mensch todt ist, ist allerdings eine recht traurige, und daß ein Todter wieder lebendig wird, eine hocherfreuliche Geschichte — aber was hat mit alledem der Geschichtskritiker zu schaffen? Er kann ihn weder todt noch lebendig machen, er kann weder Tod noch Leben constatiren; er vermag die Zersetzung der Texte nachzuweisen, nicht die der Leiber. Auf welchen Titel hin wollen Sie ihn denn in die Commission einschmuggeln? Etwa darum, weil er Ihr Zunftgenosse ist und Sie so hoffen dürfen, selber in die Commission zu gelangen? Das will ich nicht annehmen.

Hatte ich so gar Unrecht, wenn ich vorhin mit der Bemerkung begann, die Sache mit der Commission sei so einfach nicht, wie sie sich auf den ersten Blick darstelle?

(Schluß folgt.)

Fr. v. Hummelauer S. J.

Die katholische Kirche und die akatholische Ehe.

Nachdem die Wogen der erregtesten Leidenschaft, welche der Frage über die kirchliche Stellung zu den Mischehen und zur Ehe überhaupt vor einiger Zeit sich bemächtigte, nunmehr allmählich sich gesenkt und die künstlich heraufbeschworenen Nebel sich mehr und mehr zerstreut haben, mag es an der Zeit sein, die wichtigsten Streitpunkte in ruhiger Erörterung nochmals in's Auge zu fassen.

Aus Allem, was maßloser Zorn und verbitterter Haß als Anklage der Kirche in's Gesicht geschleudert, oder was gemäßigtere Mißstimmung ihr zum Vorwurfe gemacht hat, lassen sich kurzgefaßt zwei greifbare Einwände herauslösen, zu deren Beseitigung der confessionelle Haß geschürt und die eiserne Staatsgewalt zur Hilfe aufgerufen ward. Der eine Einwand ist die Anklage, welche man gegen die Principien der

Kirche über die Ehe erhebt; der andere richtet sich gegen die praktische Handhabung der Principien und deren Folgerungen.

Zwar könnten wir hier an das Wort erinnern, welches vor wenig Jahren an hoher Stelle gesprochen wurde, daß nämlich, um ein Verständniß anzubahnen zum friedlichen Ausgleich zwischen Kirche und Staat, von Schlichtung des Principienstreites abzusehen sei, und daß über diesen hinweg sich ein thatsächliches praktisches Einvernehmen bilden müsse. So könnten auch wir in dieser Sache unsern Gegnern sagen: Wenn ihr nicht zur Anerkennung unserer Principien kommen könnt, so laßt diese ruhen; die Handhabung der Principien von Seiten der Kirche — und das ist denn doch die praktische Seite, welche euch möglicherweise mehr oder weniger berührt — kann euch nicht im Mindesten Stoff zu Klagen bieten.

Doch da einmal die Principienfrage an die Öffentlichkeit gezogen ist, dürfen wir es nicht scheuen, auch über sie Rede und Antwort zu stehen. Wir werden daher zuerst das Principielle und dann das Praktische am Verfahren der Kirche in Ehesachen, soweit die Akatholiken davon betroffen werden, einer Besprechung unterziehen.

I.

Es ist als eine unerträgliche Anmaßung der katholischen Kirche hingestellt worden, welche den ganzen Zorn des Protestantismus wachrufen müßte, daß sie es wagt, gewisse Ehebestimmungen zu treffen und zu glauben, es könnten davon unter Umständen auch protestantische Ehen berührt werden. Daß die kirchlichen Lehren wie in andern Punkten, so auch in Ehesachen den Zorn desjenigen wachrufen müssen, welcher der Wahrheit widerstrebt, geben wir zu; daß dieselben aber auch einen wissentlich wahrheitsliebenden Protestanten in Harnisch bringen sollten, können wir nie und nimmer annehmen. Die katholische Kirche ist vom Bewußtsein beseelt, die einzige von Christus gestiftete Kirche zu sein und durch rechtmäßige Nachfolge der Amtsträger im Vollbesitz jener Gewalt und Auctorität sich zu befinden, welche Christus selbst den Aposteln übertragen hat; sie ist sich bewußt, allein als rechtmäßige Hüterin und Verkünderin der göttlichen Offenbarungen und als Spenderin der göttlichen Heilsmittel dazustehen. Darum kann sie nicht umhin, alle Menschen auf der ganzen Welt aufzufordern und an die Pflicht zu mahnen, sich ihr anzuschließen, unter Wiederholung der Worte Christi: „Wer euch hört, hört mich, und wer euch verachtet, verachtet

mich; wer aber mich verachtet, der verachtet den, welcher mich gesandt hat." Den Beweis ihrer alleinigen göttlichen Sendung und das von Gottes Hand in die Weltgeschichte hineingeschriebene und besiegelte Document breitet sie vor Aller Augen aus. Wer sich die Mühe nicht nimmt, dasselbe anzusehen und auf seine Echtheit zu prüfen, oder wer mit offenen Augen die unbequeme Wahrheit nicht sehen will: der mag der Kirche den Vorwurf der Anmaßung machen — ein Recht, gehört zu werden, hat er nicht. Aus dem Bewußtsein der Alleinberechtigung vor Gott und der Alleingewalt in Sachen der geoffenbarten Religion, für welche die Kirche, das heißt alle ihre echten Kinder, wenn es sein muß, selbst unter das Henkersbeil sich zu beugen bereit sind, folgt mit unerbittlicher Nothwendigkeit, daß die katholische Kirche sich das Recht zuschreibt, die göttlich verordneten Gesetze, auch die Verordnungen über die Ehe, zu verkünden und zu erklären. Mag davon wer immer betroffen werden, er kann über die Kirche nicht Klage führen; er mag, wenn er gottlos genug ist, Gott selbst anklagen, der dafür hielt, die sittliche Ordnung und das Gesammtwohl der Menschheit sei über die Launen und die Leidenschaft des niedern Theiles des Menschen zu stellen. Daher verkündet die Kirche vor aller Welt die Einheit der Ehe und die Unauflöslichkeit der Ehe. Es genügt, an den durch den „Syllabus" verurtheilten Satz (67) zu erinnern: „Nach dem natürlichen Sittengesetz ist das Eheband nicht unauflöslich, und in verschiedenen Fällen kann eine eigentliche Ehescheidung durch die bürgerliche Auctorität festgesetzt werden."

Mit welcher zähen Festigkeit die Kirche an diesen Sätzen stets festgehalten hat, zeigt deutlich genug die Geschichte. Man denke nur an Heinrich VIII. von England und an den Prinzen Hieronymus, den Bruder Napoleons I. Die Kirche zog es das eine Mal vor, eher die Wuthausbrüche eines lüsternen Tyrannen über sich ergehen und ein ganzes Reich von sich, wie ein Glied vom eigenen Leibe, abschneiden zu lassen, als an der Wahrheit zur Verrätherin zu werden. Und in dem anderen Falle trat sie mit derselben Entschiedenheit für die Heiligkeit einer Mischehe ein, indem sie auch diese, anscheinend gegen ihren eigenen Vortheil, dem neuen Cäsar gegenüber aufrecht hielt, selbst auf die Gefahr hin, daß zu ihrem eigenen höchsten Leidwesen etwa halb Europa in ein Zwangsschisma gestoßen würde.

Die Gesetze der Einheit und Unauflöslichkeit der Ehe, welche die Kirche proclamirt, treffen nicht nur die Ehen der Katholiken, sondern auch die der Protestanten, die Ehen der Getauften und Ungetauften, die

der Juden und der Heiden. Im Einklange mit diesen Gesetzen fordert die Kirche streng von jedem Heiden, und sei es der mächtigste Fürst, die Entlassung der nach der ersten ihm angetrauten Frauen. Sie erklärt auch die neue Ehe eines geschiedenen Protestanten als eine nichtige, unerlaubte Verbindung — und mag auch der Staat und selbst ein akatholischer Religionsdiener seinen Segen dazu geben; vor Gott und in Wahrheit gilt ihr eine solche Verbindung nicht höher, als ein fortgesetzter Ehebruch. Aus diesen Principien hat die katholische Kirche nie Hehl gemacht. Ist das gehässig? Dann muß sie den Haß auf sich nehmen, den Christus als einen Grund der Freude erklärt hat: „Selig seid ihr, wenn die Menschen euch hassen . . . um des Menschensohnes willen", den Haß, welchen derselbe Christus als sein Erbstück den Aposteln zuwies: „Mit grundlosem Hasse haben sie mich verfolgt."

Die Kirche anerkennt sich und sich allein als die rechtmäßige Hüterin der Sacramente; ihr ist nach Christi und der Apostel Lehre die Ehe ein wahres Sacrament des Neuen Bundes. Unter Getauften gibt's nach ihrer Lehre entweder keine wahre, vor Gott und dem Gewissen giltige Ehe, oder die Ehe trägt zugleich den Charakter der Heiligkeit, den Charakter eines Sacramentes. Diese Lehre hat in neuerer Zeit durch Pius IX. und Leo XIII. einen besonders klaren Ausdruck gefunden. So in der Allocution Pius' IX. vom 27. September 1852 und im 66. Satze des Syllabus; deßgleichen in der Encyclica Leo's XIII. „Arcanum divinae sapientiae" vom 10. Februar 1880.

Ist es nun etwa gehässig, daß die Kirche nicht bloß den Ehen ihrer Kinder, sondern auch denen der Protestanten, eine solche Heiligkeit und eine solche Bedeutung im übernatürlichen Haushalt der göttlichen Gnaden zuerkennt, wie es auch von dem gläubigsten Prediger bei Weitem nicht geschieht? Wir lehnen es freilich ab, die Kirche in erster Linie für den Inhalt ihrer Lehren und für das anscheinend Gehässige oder Gefällige derselben verantwortlich zu machen — es ist ihr unmöglich, das nicht zu reden und zu lehren, was Gott ihr in den Mund legt —: aber will man sie einmal verantwortlich dafür machen, dann verdient sie wahrlich nicht den Tadel, sondern das Lob der Protestanten; sie hat Anspruch auf Dank dafür, daß sie den hohen Werth auch ihrer Ehen festhält, welchen die eigenen Lehrer preisgegeben haben. Im Munde der Kirche ist ein Sacrament eben kein leeres Wort; es ist ein Vehikel der kostbarsten Gabe, deren der Mensch hier auf Erden fähig ist, der gottverähnlichenden Gnade. Als ein Medium dieser Art sieht die Kirche

auch den Eheabschluß der Protestanten an. Wenn diese daher in schuldlosem Irrthum zwar, aber mit genügender Reue und Liebe zu Gott, die Ehe eingehen, so kann es nicht ausbleiben, daß sie vermöge des Ehesacraments, auch ohne es zu wissen oder speciell zu wollen, eine Vermehrung der heiligmachenden Gnade empfangen; unter Umständen ist es sogar wahrscheinlich, daß sie gerade der nothwendigen Verzeihung der Sünden und des Standes der rechtfertigenden Gnade so theilhaftig werden. Das ist in der That etwas Anderes, als die Ehen der Protestanten herabdrücken, ihnen Schimpf und Schande anthun.

Ist die christliche Ehe nun, wie wir es nicht läugnen können, ein Sacrament, dann liegt darin jedenfalls ein durchschlagender Grund, weßhalb die Kirche dieselbe, soweit das Eheband berührt wird, als eine ihrem Forum zustehende Angelegenheit reclamirt, mag sie nun bloß als authentische Erklärerin des göttlichen Gesetzes auftreten, oder kraft eigener von Christus erhaltener Machtbefugniß ihre Gesetze erlassen. Solche Befugniß hat unter Anderem das Trienter Concil beansprucht, solche hat Pius IX. und der gegenwärtige Statthalter Christi beansprucht. Dieses Verfahren hat hie und da Conflicte veranlaßt, Competenzstreitigkeiten hervorgerufen: gehässig aber hat man dasselbe nicht gefunden, sondern die Regierungen, welche der Kirche ihre Anerkennung versagten, haben sich schließlich dabei beruhigt, in diesem Punkte der Kirche den Scheidebrief zu geben und sich selbst mit der Civilehe und der Regelung der civilen Folgen eines Eheabschlusses zu begnügen. Weiter nahmen sie nicht Act von den Ansprüchen der Kirche, indem sie sehr wohl einsahen, daß sie von dieser keine Bedrohung in ihren Rechten zu befürchten hatten. Wie kann man es also jetzt auf einmal gehässig finden, daß die Kirche ihrerseits von ihrem Standpunkte aus ihr Gebiet durch Gesetze, d. h. durch schon lange bestehende Gesetze, geregelt hat? Wer diese Gesetze nicht anerkennt, den läßt sie ja seiner Wege ziehen.

Besonders ist die kirchliche Form der Eheschließung, wie sie das Trienter Concil geregelt hat, in neuester Zeit der Zankapfel und der Stein des Anstoßes geworden. Sehr mit Unrecht. Die Kirche sagt: Die christliche Ehe, soweit das sacramentale Band vor Gott und dem Gewissen in Frage kommt, untersteht meiner Sorge und Auctorität. Sie hat gute Gründe gehabt, die heimlichen Ehen nichtig zu erklären und die Eingehung der Ehe vor Pfarrer und Zeugen als die der Regel nach zur Giltigkeit erforderliche Form vorzuschreiben. Ob und wie weit etwa akatholische Ehen hiervon betroffen werden, soll später untersucht werden.

Aber gesetzt, es würden diese Ehen vor Gott und dem Gewissen davon betroffen — läge nun bei solcher Eheschließung von Seiten der Betreffenden keine Schuld vor, so wäre darin ein so großes Übel gar nicht zu finden, weil vor Gott und dem Gewissen keine weitern Folgen entständen; würde aber die Ehe mit dem Bewußtsein schwerer Versündigung geschlossen, dann gehörte ein hohes Maß von Heuchelei oder Frechheit dazu, gegen den Gesetzgeber wegen solcher Folgen die Anklage der Gehässigkeit zu erheben.

Wenn ein protestantischer Prediger die Taufe nicht mehr spendet unter förmlicher Anrufung der drei unterschiedenen Personen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, oder wenn er nicht Sorge trägt, den Täufling hinlänglich mit dem Taufwasser zu begießen, so ist eine solche Taufe nach der Erklärung der Kirche auch ungiltig oder zweifelhaft, und die Kirche läßt dieselbe eventuell wiederholen — aber dennoch kann ein vernünftiger gläubiger Christ darin nichts Gehässiges finden: erklärt doch die Kirche zu gleicher Zeit, daß die Taufe eines Akatholiken deßwegen, weil der Spender akatholisch sei, ebenso wenig ungiltig genannt werden dürfte, wie die Taufe durch einen katholischen Priester.

Also die Principien der Kirche über die christliche Ehe im Allgemeinen sind höchst harmloser Natur; sie werden nur verhängnißvoll für denjenigen, welcher der anerkannten Wahrheit widerstrebt und grundsätzlich der von Christus gewollten und bestellten Auctorität mit feindlicher oder gleichgiltiger Gesinnung entgegentritt. Ein Solcher wird aber auch auf unsere Hochachtung keinen Anspruch erheben. Weit anders stehen in unseren Augen diejenigen da, welche im Glauben an Christus redlich der Wahrheit nachstreben, und wenn wir sie auch für Irrende halten müssen in der vitalsten Angelegenheit des menschlichen Lebens, so nöthigt uns doch ihr guter Wille eine Hochschätzung ab, welche durch die von ihrer Seite ausgehende ehrliche Befehdung der katholischen Lehren und Einrichtungen mehr gehoben wird, als durch einen blasirten Indifferentismus, dem jede Religion, weil gleich gut, im Grunde eben gleich schlecht ist. Ein Saulus, auch auf dem Wege nach Damaskus, ist ehrenwerther, als ein Religionsspötter mit dem Friedenslächeln auf den Lippen.

Wenden wir uns nun von der Ehefrage im Allgemeinen zu den Mischehen im Besondern, läßt sich da etwas Verletzendes, etwas Vernunftwidriges in den Principien der Kirche entdecken? Wir verstehen hier unter Mischehe, wie es meistens geschieht, eine Ehe unter Christen,

d. h. Getauften, von denen der eine Theil katholisch, der andere akatholisch ist, oder kurz christliche Ehen gemischter Confession, zum Unterschied von solchen, bei denen der eine Ehetheil christlich oder getauft, der andere nicht getauft, unchristlich ist. Die principielle Auffassung der Kirche über die so verstandenen Mischehen ist in dem einen Satze enthalten: Die Verschiedenheit christlicher Confessionen macht die Ehe nicht ungiltig, wohl aber in der Regel unerlaubt. Wir sagen erstens, die Verschiedenheit der christlichen Confessionen mache die Ehe nicht ungiltig; dennoch kann bei solchen Ehen unter Umständen ein anderer Grund vorliegen, aus dem sie etwa ungiltig werden. Wir sagen zweitens, solche Ehen seien in der Regel unerlaubt; denn in Ausnahmefällen können sie durchaus gerechtfertigt und erlaubt sein.

Die erste Behauptung enthält sicher nichts Verletzendes, da ja die Kirche nicht den leisesten Unterschied macht zwischen solchen Ehen und den Ehen der Katholiken, sondern ihnen an sich die gleiche innere Heiligkeit und die gleichen göttlich garantirten Vorrechte einräumt. Daß sie aber gerade diese vor ihr Forum zieht, ist erst recht begreiflich. Wollten wir auch nicht auf den oben besprochenen Charakter der christlichen, sacramentalen Ehe zurückgreifen, so läge doch hier der eigenthümliche Grund vor, daß ein Theil der Eheschließenden ganz unbestritten der Auctorität der katholischen Kirche untersteht, und somit das untheilbare Ehebündniß von ihrer Gewalt abhängig wird. Findet ja doch Keiner etwas Ungereimtes darin, wenn die Kirche ihre gesetzgebende Gewalt in der Art auf die Mischehen zwischen Christen und Juden ausübt, daß sie dieselben für ungiltig erklärt. Denn wenn auch die Juden nicht Unterthanen der Kirche sind, so ist es doch der Katholik, welcher es wagen wollte, eine solche Mischehe einzugehen; diesen kann die Kirche zum giltigen Eheabschluß unfähig machen: ist aber einer der beiden contrahirenden Theile unfähig, dann ist nach allen Regeln des Rechts der betreffende Act null und nichtig. Es kann also gar nichts Anfechtbares darin gefunden werden, wenn die katholische Kirche sich die Berechtigung beilegt, an den Ehen gemischter Confessionen ihre Gerichtsbarkeit auszuüben.

Aber sie hält dieselben in der Regel für unerlaubt. Ja, sagen wir's noch schärfer, sie hält sie für verderblich und unheilvoll. Und das soll nicht gehässig sein gegen die Protestanten? Wir sagen dennoch: nein. Wir geben gerne zu, es ist eine Verurtheilung des Protestantismus, d. h. seiner Lehren, und eine Läugnung seiner Gleichberechtigung; es

liegt darin auch eine scharfe Spitze gegen diejenigen, welche wissentlich der geoffenbarten Wahrheit den Rücken kehren — gegen redlich gesinnte Protestanten keineswegs. Diese verurtheilen mit uns gemischt confessionelle oder confessionslose Schulen, weil dieselben thatsächlich religionslose und gottlose Schulen werden. Wem aber Religion für sich und seine Kinder noch Bedürfniß des Geistes, Bedürfniß des ganzen denkenden und wollenden Menschen ist, der kann einer Veranstaltung das Wort nicht reden, welche naturgemäß die Religion im Herzen erstickt. Nun, sehen wir bei den Mischehen von den Folgen für die Eltern selber ab, wenn für die Kinder die Erziehung in einer confessionslosen Schule verderblich ist, wie weit mehr wird die Erziehung Schaden leiden, wenn in der Familie selbst die Religion gar nicht oder nur in indifferenter Weise zur Sprache kommt. Es sollte dort der Keim der Religion, insbesondere warme Liebe zu ihr in's Herz des Kindes gepflanzt und dieser Keim sorgsam geschützt, gepflegt, entwickelt werden. Wie kann das aber für's Gewöhnliche gedeihlich geschehen, wenn das Kind bei seinen Eltern, an denen Beiden es mit Liebe hangen muß, solche Gegensätze erblickt, die bis in's Heiligste hineingreifen? Da muß es jeder vernünftig Denkende begreiflich finden, daß die Kirche die Mischehen an sich verwirft, und daß sie, falls wichtige Gründe die Eingehung einer solchen Ehe räthlich machen, unverbrüchlich festhält an der Forderung der unbehinderten Religionsübung des katholischen Ehetheils und der Erziehung aller Kinder in der katholischen Religion. Da jeder Katholik seine Kirche für die einzig wahre hält, so läge in der Preisgebung dieser Bedingungen ein Verrath an seiner Religion, ein Seelenmord an seinen Kindern; und wollte die Kirche zustimmen, so wäre das ein Verbrechen, welches dem geistigen Selbstmord gleichkäme. Der Protestant und der Protestantismus ist in dieser Beziehung auf laxeren Principien basirt. Er tritt nicht ein für seine eigene ausschließliche Rechtmäßigkeit in Sachen der Religion — welche Consequenz oder Inconsequenz sich daran heftet, ist hier nicht zu untersuchen —, der Protestantismus in einer beträchtlichen Anzahl seiner heutigen Vertreter räumt dem Katholicismus eine wenigstens relative Gleichberechtigung ein: daher kann er, ohne seinen Principien und religiösen Überzeugungen untreu zu werden, jene Bedingungen vollführen, die der Katholik fordern muß, die jedoch dieser in umgekehrtem Sinne dem protestantischen Theile nie leisten darf. Wenn an diesen Forderungen des Katholiken und der katholischen Kirche die Mischehen scheitern, nun so ist's eben kein Schaden; meistens gibt es trotz aller Versprechen doch

nur Halbheit in der Religion; das mag einem Ungläubigen recht sein, einem gläubigen und eifrigen Christen nicht.

So viel über das Principielle der Ehesachen vom kirchlichen Standpunkte aus. Wenden wir uns jetzt zur praktischen Seite der Frage, zur Handhabung der Ehesachen von Seiten der Kirche. Wenn in den Principien für vernünftig Denkende etwas Gehässiges und Verletzendes nicht zu finden ist, dann noch weit weniger in der praktischen Handhabung der Principien.

II.

Die Kirche kann die nothwendigen Folgerungen, die sich aus dem Rechtsbewußtsein ihrer von Gott verliehenen und ausschließlichen Auctorität ergeben, nicht verläugnen, so wenig wie sie läugnen kann, daß die Taufe, von jedem Beliebigen gespendet, zum Mitgliede der wahren Kirche Christi macht. Was allein in ihrer Gewalt liegt, ist, in der Ausübung ihrer Machtbefugnisse Rücksicht auf Zeit und Ort zu nehmen und je nach Umständen mögliche Milderungen eintreten zu lassen. Indessen ist es im höchsten Grade selbstverständlich, daß sie dergleichen Milderungen niemals Einem geradezu aufzudrängen hat, zumal nicht demjenigen, welcher eben darin eine Anmaßung und Überhebung erblicken wollte. Dennoch läßt die Kirche sich selbst durch solch eine gesteigerte Undankbarkeit nicht abhalten, nach weisem Ermessen und in Erstrebung allgemeinen Wohles ihre Vergünstigungen zu ertheilen, unbekümmert um Lob und Tadel: sie wandelt eben in den Fußstapfen ihres Herrn, der auch unbekümmert um Dank oder Undank „einherging und Wohlthaten spendete".

Beleuchten wir diese Milde und Uneigennützigkeit durch die kirchlichen Ehebestimmungen, soweit andersgläubige Christen, sei es in akatholischen Ehen, sei es in Mischehen, davon betroffen werden.

Die Kirche konnte ohne Zweifel christliche Ehen gemischter Confession einfachhin ungiltig machen, so wie sie die Mischehen zwischen Getauften und Ungetauften ungiltig gemacht hat. Allein sie hat darin Schonung geübt. Die Ehen zwischen Getauften und Ungetauften sind durch göttliches Gesetz noch nicht ungiltig; aber auch nach kirchlichem Rechte blieben sie lange Zeit giltig. Doch mit Ausbreitung des Christenthums mußte die sittliche Unerlaubtheit solcher Verbindungen sich steigern, und die christliche Gewohnheit drückte ihnen mit der Zeit, ohne förmliches Gesetz, selbst den Charakter der Ungiltigkeit auf. Daß jedoch

diese uralte Gewohnheit rechtskräftig geworden sei und nicht nach Belieben durchbrochen werden könnte, fand seine feierliche Anerkennung im 16. und 17. Jahrhundert anläßlich der neu entstehenden christlichen Gemeinden in den heidnischen Ländern China und Japan [1]. So hoch hält die Kirche den christlichen Namen und den christlichen Charakter, daß sie ihn, wo es geht, vor einer so intimen Berührung mit dem Unglauben bewahren will: wir möchten das eher eine Vergünstigung nennen, welche die Kirche gewährt, als eine Last, die sie aufgelegt hat. Und so hoch hält sie auch den Tauscharakter bei den Protestanten, daß sie deren Ehen mit Juden oder Heiden ebenfalls für ungiltig ansieht, wie Benedict XIV. es in dem eben angezogenen Schreiben förmlich erklärt. Ja, sie macht bezüglich all der Vorrechte, welche der christlichen Ehe zuerkannt sind, keinen Unterschied zwischen Katholiken und Akatholiken.

Die Unauflöslichkeit der Ehe erleidet gemäß der heiligen Schrift (1 Cor. 7, 15) zu Gunsten des Glaubens eine Ausnahme. Wenn von zwei ungläubigen Eheleuten der eine Theil sich durch Annahme der Taufe zum Christenthum bekehrt, der andere aber nicht mehr friedlich ohne Gefährdung des christlichen Glaubens mit ihm zusammenwohnen will, so steht es dem neuen Christen frei, den Ungläubigen ziehen zu lassen und durch Eingehung einer neuen Ehe das erste Eheband zu trennen. Diese Gunst verneint die Kirche auch nicht bei den Akatholiken. Obwohl eine förmliche kirchliche Entscheidung nach dieser Richtung nicht vorliegt, so stimmt doch wohl die Mehrzahl der angesehensten Theologen der Vorzeit und der Neuzeit durchaus für diese Auffassung des genannten Privilegiums [2].

So viel haben wir also schon erkannt, daß die Vergünstigung, welche die Kirche für die christlichen Ehen ertheilt oder als Auslegerin göttlichen Rechtes festgestellt hat, durch sie den andersgläubigen Christen nicht vorenthalten oder entzogen wurde. Allein mehr noch hat sie direct zu deren Gunsten gethan.

Bekannt ist, wie viele Mühen und Berathungen und Widersprüche es kostete, bis das Tridentinische Gesetz der Verungiltigung der geheimen Ehen und der Nothwendigkeit des Eheabschlusses vor dem Pfarrer und zwei Zeugen, wie es heutzutage vorliegt, zu Stande kam. Diese mühevollen Berathungen und jene die Rechtskräftigkeit erschwerende Clausel,

---

[1] S. Benedict XIV. in seinem Schreiben „Singulari Nobis" vom 9. Februar 1749, § 19.

[2] Vgl. Dr. Braun im „Archiv für Kirchenrecht", Bd. 46. S. 402 ff.

nach welcher das neue Gesetz in jeder einzelnen Pfarrei verkündigt werden müßte, waren großentheils das Resultat der vorsorglichen Rücksicht und Gunst, welche man den Ehen der Andersgläubigen zuwandte. Gerade als die Wogen der kirchlichen Revolution am höchsten aufschäumten, als noch beständig Gemeinde um Gemeinde, Land um Land von der bisher anerkannten kirchlichen Auctorität sich losriß, konnte es Keinem beifallen, für diese, welche sich selber lossagten, ein förmliches Privileg aufzustellen — das wäre höchstens für eine spätere Zeit thunlich gewesen, wo die längere Dauer bei gutem Glauben den Charakter des Abfalles verwischt hätte —; allein die Kirche wollte trotzdem auch jetzt schon sich günstig und milde erweisen, wenn es auch nur auf Umwegen möglich sei. Der General der Gesellschaft Jesu, Jak. Laynez, hatte, wie Pallavicini berichtet [1], auf die folgenschwere Bedeutung des in Vorschlag gebrachten Gesetzes aufmerkam gemacht, und das gerade mit Rücksicht auf die von der Kirche abgefallenen protestantischen Länder, für welche die Hoffnung auf Wiedervereinigung und Annahme des Concils verschwunden schien. Dieß bewog die Väter des Concils, die Rechtskräftigkeit des Gesetzes von einer Bedingung abhängig zu machen, welche bei Protestanten voraussichtlich nicht in Erfüllung ginge, nämlich von der Verkündigung des Gesetzes in jeder einzelnen Pfarrei. Damit waren schon damals die protestantischen Länder vom Gesetze eximirt; daß anderswo vereinzelt Protestanten davon betroffen werden konnten, war zufällig.

In demselben Sinne der Schonung ging man um so mehr in der Folgezeit voran. Wo Protestanten die Spaltung von der katholischen Kirche vollendet und im friedlichen oder garantirten Besitz eigener Pfarreien ihre eigenen Gemeinden gebildet hatten, da wurden, selbst wenn das Trienter Gesetz zur Verkündigung kam, nur die Katholiken gebunden. Besonders lehrreich ist in dieser Beziehung die Erklärung Benedicts XIV. vom 4. November 1741 über die protestantischen und die gemischten Ehen in den vereinigten Staaten von Holland und Belgien. Der Papst erklärte beide für giltig: nur die rein katholischen Ehen hingen in ihrer Giltigkeit von der Beobachtung der Trienter Form ab. Und in dem vorhin schon erwähnten Schreiben vom 9. Februar 1749 hebt derselbe Papst betonend hervor: „Aus unzweifelhaften Gründen und Vermuthungen erhellte es, daß, als die Kirchenversammlung von Trient dieses neue trennende Ehehinderniß aufstellte, dieselbe ihre Vorschrift

[1] Geschichte des Concils von Trient, Buch 22, Kap. 4 u. 8.

nicht auf solche Ehen ausgedehnt hat, welche zu unserer endgiltigen Entscheidung vom Jahre 1741 den Anstoß gaben." Und doch war vor den Wirren in den Niederlanden und deren Losreißung von der spanischen Krone die Tridentinische Ehevorschrift an den meisten Orten verkündigt worden: um wie viel mehr gelten also die Worte Benedicts von denjenigen Gegenden, wo jene Vorschrift nie zu allgemeiner Verkündigung gelangte. Reiner Unverstand gehörte deßhalb dazu, wenn Tagesblätter in ihrem Culturkampfseifer sich in der Hitze soweit versteigen konnten, um zu behaupten: „Also wenn die katholische Kirche das Tridentinum in Brandenburg und Pommern eingeführt hat, so hat sie damit erklärt, daß daselbst alle evangelischen Ehen und alle gemischten, bei denen nicht ein katholischer Geistlicher mitgewirkt hat, null und nichtig, daß die Kinder, die aus diesen Ehen hervorgehen, Bastarde sind — vom Kaiser bis zum Bauern."

Jene sogenannte Benedictinische Erklärung ist später auf manche andere Gegend ausgedehnt worden, sei es als einfacher Entscheid, sei es als Dispens, auch auf solche Gegenden, welche an sich von dem Trienter Gesetz wären betroffen gewesen: so besonders von Clemens XIII. auf Quebek und Canada in Amerika (29. November 1764), auf den preußischen Antheil der Diöcese Breslau (27. Februar 1765), von Pius VI. auf Russisch-Polen und auf das Preußen einverleibte Herzogthum Cleve, u. s. w. — Pius VII. gab noch betreffs derselben Ehen eine andere höchst wichtige Erklärung ab, die freilich für denjenigen, welcher mit der kirchlichen Gesetzgebung und ihrer Praxis vertraut ist, sich von selbst versteht. Im Briefe an den damaligen Mainzer Erzbischof v. Dalberg schreibt er unterm 8. October 1803: „Sehr wohl mußt Du wissen, ehrwürdiger Bruder, daß solche Ehen fest und giltig sind überall da, wo die Tridentinische Vorschrift entweder niemals als solche beobachtet ist oder wo sie durch langjährige entgegenstehende Gewohnheit in Wegfall kam."

Was aber hier besonders hervorgehoben zu werden verdient, und was die vernünftig denkenden Protestanten um so versöhnlicher gegen die Kirche stimmen muß, ist dieß, daß bei all diesen Verordnungen und Erklärungen zwar protestantische und gemischte Ehen gemeint sind, daß aber in erster Linie die Kirche gerade die Ehen der Protestanten berücksichtigte und ihnen milde und günstige Praxis angedeihen lassen wollte. Aus der Giltigkeit der protestantischen Ehen wurde auch auf die Giltigkeit der gemischten Ehen geschlossen, auch wenn die vom Trienter Concil

vorgeschriebene Form nicht beobachtet sei. Diese Schlußfolgerung ist unter Anderem zu lesen in dem Gutachten der Gelehrten, welches der oben genannten Erklärung Benedicts XIV. voraufging und welches der Papst zu dem seinigen gemacht hat. Die innern bestimmenden Gründe finden sich in zahlreichen moral-theologischen und kirchenrechtlichen Schriften; sie sind kurz in dem allgemein anerkannten Princip enthalten: Wenn bei einem untheilbaren Contracte dem einen Theile eine rechtliche Vergünstigung zukommt, so wird diese auch auf den andern Theil übertragen. Wir begnügen uns, statt aller andern Autoren die Worte Benedicts XIV. selbst in seinem Werke de synodo dioecesana (l. 6 cap. 6 n. 12) anzuführen, wo derselbe mit Rücksicht auf die von ihm als Papst erlassene Erklärung über die Ehen in Holland sagt: „Nach Feststellung des Fragepunktes wurde in der Berathung mit Einmüthigkeit entschieden, daß ebenso, wie die von zwei Protestanten ohne Gegenwart des Pfarrers eingegangenen Ehen für giltig erklärt seien, auch diejenigen für giltig erachtet werden müßten, welche zwischen einem katholischen und einem protestantischen Ehetheil in derselben Weise an gleichem Orte geschlossen würden: denn wenn der eine Ehetheil wegen seines Wohnsitzes und wegen der (religiösen) Gesellschaft, der er angehört, von dem Trienter Gesetze ausgenommen ist, so wird diese Ausnahme, welche zu seinen Gunsten da ist, dem andern Ehetheile mitgetheilt, und zwar auf Grund der Untheilbarkeit des Vertrages, gemäß welcher die Ausnahmevergünstigung, die dem einen Contrahenten zukommt, auch nach bürgerlichen Gesetzen, auf den andern Contrahenten ausgedehnt und übertragen wird."

Wenn wir daher unsere Meinung sagen sollen über die Mischehen, welche den mehrwöchentlichen Zeitungsstreit hervorgerufen haben, die Mischehen in der sogenannten Delegatur, die der Breslauer Diöcese zugewiesen ist, so glauben wir, daß, trotz der in den siebenziger Jahren erfolgten Verkündigung der Tridentinischen Vorschrift, nicht nur die rein protestantischen, sondern auch die gemischten Ehen ohne Gegenwart des katholischen Pfarrers wahre und giltige Ehen im vollen Sinne des katholischen Begriffes wurden und blieben. Wenn daher der Römische Stuhl die Ermächtigung gab, die Clementinische Vergünstigung auf den Delegaturbezirk auszudehnen, so dürften wir wohl nicht fehlgreifen, wenn wir für diese Gegenden den Sinn der Clementinischen Vergünstigung genau nach der „Erklärung Benedicts XIV." verständen, als dessen Ausdehnung sie sich einführt, nämlich als eine authentische Erklärung

dessen, was schon rechtsgiltig war, nicht als eine neue Rechtsvergünstigung, die bisher noch nicht vorgelegen. Will aber Jemand sie absolut als eine neue Rechtsvergünstigung ansehen, so mag er sie als eine sogenannte dispensatio ad cautelam betrachten, die nur zur größeren Beruhigung, nicht aus eigentlicher Nothwendigkeit ertheilt zu werden pflegt.

Später, um die Zeit der Kölner Wirren unter dem Erzbischofe Grafen v. Spiegel, wo der Streit zwischen Kirche und Staat sich formell auf die gemischten Ehen zuspitzte, hat der Römische Stuhl sowohl für die Diöcesen der von Preußen neu erworbenen Landestheile Rheinland und Westfalen wie für andere Länder in der ertheilten Dispens einfach bloß die Mischehen genannt. Diese Dispens wurde eben dem Heiligen Stuhle fast mit Gewalt abgezwungen, wie Pius VIII. in seinem denkwürdigen Schreiben, das der Dispensertheilung vom 25. März 1830 beigefügt wurde, ausdrücklich erklärt; unter solchen Umständen aber pflegt man dem Dränger nicht noch etwas Überschüssiges nachzuwerfen.

Wir dürfen also wohl sagen, die Kirche sei in Behandlung der Protestanten, wo ihre Ehen und die gemischten Ehen in Frage kamen, bis zu einem Grade der Milde und Rücksicht vorgegangen, der etwas Anderes als den Zorn und die Verunglimpfungen von Seiten der Andersgläubigen verdient hätte. Vollständig grundlos erscheint die Entrüstung, wenn auch die Folgerungen hinfällig werden, um derentwillen das Geschrei erhoben wurde. Was kümmert einen Protestanten und was kann ihn kümmern das sacramentale Band der Ehe? Er glaubt ja nicht an ein solches Sacrament. Es handelt sich also nur um die Folgen einer als legitim oder illegitim geltenden Verbindung. Die vermögensrechtlichen Folgen müssen aber wiederum gestrichen werden; denn diese zieht der Staat, und er zieht sie unbekümmert um jede kirchliche Norm nach der staatlichen Anerkennung oder Nichtanerkennung der Ehe. Das fühlte die Zeitungshetze auch heraus, und deßhalb klammerte sie sich schließlich an den emphatisch ausposaunten Satz an: „Die katholische Kirche hat damit erklärt, daß . . . die Kinder, die aus diesen Ehen hervorgehen, Bastarde sind — vom Kaiser bis zum Bauern."

Wohin versteigt sich doch ein gar zu blinder Eifer! müssen wir da antworten. Solchen Eiferern können wir getrost sagen: Wenn euch nichts Anderes fehlt, so würde solche Bastardeigenschaft euch nicht einmal von den höchsten kirchlichen Würden ausschließen; und doch sind diese

ganz besonders den illegitimen Sprößlingen verschlossen. Diejenigen, welche wissentlich in wilder Ehe leben, oder welche in wissentlichem Übermuthe gegen die kirchlichen Gesetze sich in eine ungiltige Ehe gestürzt haben, drücken freilich ihren Kindern das Mal der Illegitimität auf. Allein wenn nur der eine Ehetheil in gutem Glauben lebte, dann pflegt die Kirche zu Gunsten dieses einen als unschuldig erwiesenen Theiles auch für die Kinder die Legitimität festzuhalten; um wie viel mehr, wenn beide Eltern in gutem Glauben sich für wahre Eheleute ansehen! Schon ein flüchtiger Einblick in das katholische Kirchenrecht könnte darüber Belehrung verschaffen [1]. Unterstellen wir indessen einmal den allerungünstigsten Fall, der von der thatsächlichen Wahrheit freilich weit abliegt, daß nämlich die in Frage stehenden protestantischen und gemischten Ehen vor Gott ungiltig seien: wollen in diesem Falle jene Hetzer wirklich sagen, all die Protestanten, welche in solchen Ehen ohne Zuziehung des katholischen Pfarrers lebten, führten mit ausgesprochenem schlechten Gewissen eine wilde Ehe? Wenn wirklich, dann hätten sie auch Recht, daß die Sprossen solcher Ehen von der katholischen Kirche für Bastarde gehalten würden.

Wer die Wahrheit haßt, wohlan, der mag, wie gegen Christus, so auch gegen die Kirche seinen Haß ergießen, der mag, wie gegen Christus, so auch gegen die Kirche ankämpfen: wenn auch sein Kampf noch so gute Aussichten haben und sich zeitweilig in Triumph verwandeln sollte, der endliche Ausgang ist dennoch schon entschieden, die Niederlage bis zur Vernichtung wird der Abschluß sein. Wer aber die Wahrheit liebt und sucht, der wird weder an der Kirche noch an ihren Lehren und deren praktischer Verwerthung einen Grund zu Unwillen oder Haß entdecken. Um die Kirche lästern zu können, muß man ihre Lehren und Thaten entweder entstellen oder mißkennen.

A. Lehmkuhl S. J.

---

[1] S. Decretal., Buch 4, Tit. 17, Kap. 2 u. 14; vgl. z. B. Phillips, Lehrbuch des Kirchenrechts, § 282.

Die Mechanik des Erdballs.

(Fortsetzung.)

XII.

Auch der Unterschied von Continentalklima und Seeklima beruht wesentlich auf dem Weniger und Mehr des Wassergehaltes in der Atmosphäre. Das Continentalklima ist um so ausgeprägter, je weniger Dünste die Luft enthält oder, besser gesagt, je mehr sie davon bei ihrer Temperatur aufnehmen könnte, bevor sie mit Dämpfen gesättigt ist. Wenn man nämlich verschiedene Erdgegenden mit einander vergleicht, kommt es dabei nicht so sehr auf die absoluten Mengen der atmosphärischen Wasserdämpfe an, als auf die relativen, welche zur Sättigung der Luft erfordert werden. So hat z. B. England ein ausgezeichnetes Seeklima, weil seine Atmosphäre mit oceanischen Dünsten stark erfüllt ist und nur geringer Abkühlung bedarf, um dieselben als Nebel erscheinen und als Regen herabfallen zu lassen. Würde aber die britische Atmosphäre nach der Sahara gebracht, so vermöchte sie deren continentales Wüstenklima wohl etwas zu mildern, jedoch nicht zu beseitigen. Denn die kräftigere Erwärmung, welche sie in jenen südlichen Breiten erlitte, würde sie fähig machen, noch bedeutend mehr Dämpfe aufzunehmen, und deßhalb müßte sie auch relativ mehr erkalten, wenn sie dort ebenfalls ihre Dünste in Nebel und Regen umwandeln sollte. Die Niederschläge wären demnach spärlicher und seltener, als in England, wofern sie überhaupt vorkämen. Ebenso ist möglich, daß die Atmosphäre der Sahara genug Dämpfe besäße, um damit im hohen Norden ein Seeklima verursachen zu können; die Temperaturverminderung, welche sie in der Nähe des Poles erführe, dürfte wohl ausreichen, daß sie dort Ströme von Regen ergösse.

Das Continentalklima zeichnet sich durch starke Temperaturschwankungen aus, und zwar sind in der Gegend des Äquators die täglichen Schwankungen sehr groß, die jährlichen sehr klein, indeß weiter vom Äquator entfernt die täglichen Veränderungen der Luft- und Bodentemperatur kleiner, die jährlichen größer werden. Auch ist bei uns und überall, wo die Tageslänge erheblich wechselt, das tägliche Schwanken im Sommer viel stärker, als im Winter. All dieß ergibt sich einfach aus der mehr oder minder großen Höhe, welche innerhalb

eines Tages die Sonne über dem Horizont erreicht; je näher sie Mittags um 12 Uhr dem Zenith kommt, desto mannigfaltiger sind die Richtungen, in welchen sie ihre Strahlen niedersendet, desto veränderlicher die Bodenerwärmung und die Stärke der atmosphärischen Absorption.

Das Seeklima hingegen weist viel kleinere Temperaturschwankungen auf, mögen dieselben von der täglichen oder jährlichen Veränderung des Sonnenstandes herrühren. Wo es herrscht, arbeitet der Dunstgehalt seiner Atmosphäre wie der Regulator einer Dampfmaschine. Dieser sucht den Gang der Maschine, jener den des Thermometers oder die Luft- und Bodentemperatur möglichst gleichförmig zu machen.

Das Wüstenklima der Sahara und des australischen Innern ist im Grunde nichts weiter, als ein stark ausgeprägtes oder sehr trockenes Continentalklima von tropischen und halbtropischen Ländern; Madeira hingegen, dessen wir um des Contrastes willen im Vorigen gedacht haben, besitzt das entschiedene Seeklima einer auf dem 33. Grad nördlicher Breite im freien Ocean liegenden Insel. Natürlich sind die Temperaturschwankungen des Seeklimas in der Nähe des Äquators noch geringer. Zu Singapore in Hinterindien, am Südende der malaiischen Halbinsel und nur $1\frac{1}{2}$ Grad vom Äquator entfernt, hat man während einer Reihe von Jahren das Thermometer im Schatten niemals höher als bei 31,75°, und niemals niedriger als bei 21,75° gesehen; die äußersten Schwankungen der Lufttemperatur betrugen also nicht mehr als 10° und waren um 8,8° kleiner, als auf Madeira. Das Meiste davon kommt auf die täglichen Wechsel, indem die jährlichen 2° nicht übersteigen; der kälteste Monat, Januar, hat nämlich in Singapore eine mittlere Temperatur von 25,8°, und der wärmste, Juli, eine solche von 27,8°. Zu Palembang auf Sumatra schwankt die mittlere Monatstemperatur während des ganzen Jahres sogar nur um $^3/_4$°, weil dort ein noch vollkommeneres Seeklima herrscht.

Wenden wir uns aber jetzt zu den beiden großen nordischen Continentalmassen.

Das Innere von Asien und das angrenzende Südosteuropa haben ein entschiedenes Continentalklima, sehr heiße Sommer und sehr kalte Winter, und während der ersteren wieder sehr warme Tage und kühle Nächte; Regen und Schnee fällt im Ganzen wenig, und die Luft ist meistens klar und trocken. Das westliche Europa dagegen hat ein mehr oder weniger entschiedenes Seeklima, im Sommer mäßig warme Tage und linde Nächte, im Winter keinen oder schwachen Frost; Regen sind

häufig, und noch häufiger ist das Blau des Himmels durch Dunstmassen und Wolken verschleiert.

Um hier wenigstens den Temperaturunterschied klar hervorzuheben, welchen das See- und Continentalklima für sich im Gefolge haben können, seien die Wärmeverhältnisse von Bergen in Norwegen und von Jakutzk in Sibirien erwähnt. Beide Städte liegen fast gleichweit vom Äquator entfernt; wie sehr aber ihre Klimate verschieden sind, zeigen die folgenden Angaben über die mittleren Temperaturen des Jahres, sowie des kältesten und wärmsten Monats in Graden des hunderttheiligen Thermometers:

	Jahr.	Januar.	Juli.	Differenz.
Bergen	+ 8,1	+ 1,7	+ 15,8	14,1
Jakutzk	— 10,3	— 43,0	+ 20,5	63,5

Darnach ist Bergen im Januar um 44,7° wärmer und im Juli um 4,7° kälter als Jakutzk; auch ist in Folge des überaus milden Winters seine mittlere Jahrestemperatur 18,4° höher. Seine mittlern Monatstemperaturen schwanken dabei nur um beiläufig 14°, die von Jakutzk dagegen um mehr als 63°.

Auch in Bezug auf den Unterschied der absolut höchsten und absolut niedrigsten Temperatur, welche sich im Lauf eines Jahres einstellt, beobachtet man ein ähnliches Gesetz. Leider vermochte ich gerade für Bergen das absolute Minimum nicht aufzufinden; deßhalb stelle ich hier die Angaben für Jakutzk und Reikiavik auf Island neben einander, wobei zu bemerken, daß die letztere Stadt ein paar Grade nördlicher liegt und, wenn sie kein Seeklima hätte, stärkeren jährlichen Temperaturschwankungen ausgesetzt sein müßte:

	Maximum.	Minimum.	Unterschied.
Reikiavik .	+ 20,5	— 20	40,5
Jakutzk . .	+ 30	— 58,2	88,2

Die absoluten Temperaturdifferenzen in Jakutzk, wie in jenen Gegenden Sibiriens und ganz Mittelasien überhaupt, sind also noch größer als in der Sahara und der australischen Wüste [1].

[1] Die niedrigsten Temperaturen, die man beobachtet hat, sind: in Jenissëisk — 59° (Januar 1872), in Jakutzk — 60° (21. Januar 1838), in Nischne Udinsk, nordwestlich von Irkutzk, — 62½°, in Wierchojansk im Tschuktschenlande — 62⅔°, bei Kiringa — 66⅔° (von Gmelin auf seiner Reise notirt). In Nordamerika beobachtete man die Minima: — 55,8° im Smith-Sunde und — 56,7° in Fort Reliance. Peschels Phys. Erdkunde, Bd. II. S. 197.

Wie der Name besagt, entsteht das Continentalklima im Innern großer Festländer. Die mit Feuchtigkeit beladenen Winde kommen vom Ocean und verlieren ihren Wassergehalt um so mehr, je weiter sie auf ihrer Bahn in's Innere der Continente vordringen. Die Abkühlung, welcher sie da im Spätherbst, Winter und ersten Frühling unterliegen, die steigenden Luftströme der erhitzten und meist vegetationsarmen Landflächen im Sommer, der Widerstand zahlreicher Gebirge, wodurch sie selbst zu steigen gezwungen werden, und das Hineinstürzen kalter nordischer Winde, dieß alles beraubt sie nach und nach ihrer Feuchtigkeit, welche als Regen und Schnee zu Boden sinkt und durch die zahllosen Bäche, Flüsse und Ströme zum Ocean wieder zurückkehrt. Man wandere einmal von Lissabon oder Bordeaux in der Richtung des herrschenden West- und Südwestwindes über Wien, Kiew und Kasan nach Tobolsk in Westsibirien und zähle die ungeheuren Mengen strömender Gewässer, die man auf dem langen Wege zu überschreiten hat, und man wird einen Begriff davon bekommen, wie viel Feuchtigkeit die genannten Winde auf der nämlichen Strecke verlieren, und um wie vieles die sibirische Atmosphäre dampfärmer als die westeuropäische sein muß. Wenn Bergen in Norwegen einen um 45° wärmeren Januar und um 5° kühleren Juli als Jakutzk besitzt, so hat es auch eine so dunstreiche Atmosphäre, daß derselben im Lauf eines Jahres 83 Pariser Zoll (224,7 Centimeter) Regen entströmen, während Barnaul in Sibirien davon nur etwa 9 Zoll (24 Centimeter), und Nertschinsk, weiter gegen den Stillen Ocean hin, nicht ganz 15 Zoll (40,6 Centimeter) erhält.

Die dunstarme Atmosphäre des östlichen Europa und des ganzen Innern von Asien vermag nun während des Sommers die Einstrahlung der Sonnenwärme und während des Winters die Ausstrahlung der Erdwärme[1] nicht gehörig zu hemmen; darum hat sie starke Temperaturschwankungen des Bodens und ihrer selbst, ein so entschiedenes Continentalklima zur Folge, und was noch wichtiger als das ist, sie bewirkt ein ungemein großartiges Zu- und Abströmen der ganzen benachbarten Atmosphäre.

Denn in den heißen Sommermonaten bekommt die dunstarme Luft vom Erdboden, über welchen sie langsam dahinstreicht, viel Wärme, löst

[1] Unter der Erdwärme wird hier nicht so sehr die Wärme des tiefen Erdinnern, als vielmehr die der obersten Erdschichten verstanden, welche in die letzteren während des Sommers von oben her eindringt.

ihre Nebelbläschen, wenn sie deren hat, völlig auf, vermindert ihre wärmeabsorbirende Kraft, verursacht eine noch stärkere Erhitzung des Bodens, und indem auch sie von ihm noch mehr Wärme annimmt und sich ausdehnend emporschwillt, steigt sie sowohl mit ihrer ganzen tieferen Masse zugleich, als auch in zahllosen Einzelströmen, vom Innern des Festlandes zu höheren Regionen der Atmosphäre auf. Im Winter dagegen erkaltet sie stark, wird schwer und geräth in sinkende Bewegung. Ihr Antheil an Wasserdünsten ist zu dieser Zeit noch viel kleiner, als im Sommer; denn nicht bloß vermag sie ihrer niedrigen Temperatur wegen nur eine geringe Menge von Feuchtigkeit aufzulösen und zu behalten, sondern sie besitzt davon auch in den untersten Schichten überhaupt nicht mehr, als sie beim Sinken aus den dunstarmen oberen Lufträumen herabbringt. Das innere Asien strahlt deßhalb während des Winters so viel Wärme aus, daß seine mittlere Jahrestemperatur unter dem normalen Werthe bleibt, welcher der Entfernung vom Äquator an und für sich entspricht.

Wo die Luft ihrer Wärme und Leichtigkeit halber in großer Menge steigt, verursacht sie einen niedrigen Barometerstand und saugt zugleich unten, über die Erdfläche fort, aus allen Nachbargegenden andere Luft zum Ersatze heran, welche kühler und schwerer ist und in Folge ihres stärkeren Druckes in ihrem Ausgangsgebiet einen höheren Barometerstand bewirkt. Die sommerliche Erwärmung von Asien-Europa führt also zur Bildung einer stehenden Cyklone von sanftem Charakter und ungemein großer Ausdehnung, einer Cyklone mit steigendem Kern, untern Zuflüssen und obern Abflüssen, welch letztere beide etwas spiralig gekrümmte Bahnen verfolgen. Wir wollen diese neue Art von Cyklonen zum Unterschiede von den übrigen, welche über die Erdfläche fortwandern und bei viel kleinerem Durchmesser heftig toben, einfachhin „festländische Luftfluthung“ nennen. In der That besteht ihr Wesen darin, daß ihr Kern von einem außerordentlich breiten, aber nur sanft gehobenen Fluthberg atmosphärischer Luft gebildet wird, in welchen die letztere von allen Seiten, und zum Theil bis zur Mitte selbst, hineinfluthet, um in der Höhe ebenso allseitig abzuströmen. Wir können sie aber auch in einem übertragenen Sinne mit dem Namen eines stehenden barometrischen Minimums bezeichnen. Schon lange nämlich haben die Meteorologen sich daran gewöhnt, jede cyklonenartige Bewegung der Luft, wenn sie einige hundert Meilen Durchmesser hat und nicht gar zu heftig auftritt, ein barometrisches Minimum zu nennen, weil ein tiefes

Sinken des Barometers beim Herannahen und Vorbeigehen dieser atmosphärischen Aufwallung immer beobachtet wird.

Wo hingegen die Luft ihrer Kälte und Schwere halber in großer Menge niedersinkt, verursacht sie einen hohen Stand des Barometers, auf dessen Quecksilbersäule sie im kurzen, offenen Schenkel drückt; zugleich fließt sie unten über der Erdfläche nach allen Gegenden ab, wo die Luft wärmer und leichter ist, also gern steigen möchte oder wirklich steigt und durch ihren aufwärtsgerichteten Zug einen niedrigen Barometerstand veranlaßt. Die winterliche Erkaltung des combinirten Festlandes Asien-Europa führt demnach zur Bildung einer stehenden Gegen- oder Anticyklone mit sinkendem Kern, untern Abflüssen und obern Zuflüssen. Wir nennen sie einfach „festländische Luftebbung", oder das stehende barometrische Maximum des europäisch-asiatischen Winters.

Wegen ihrer ungemein großen Wichtigkeit war es nothwendig, auf diese Luftcirculationen kolossalsten Maßstabes etwas näher einzugehen. In ihrer Form unterscheiden sie sich wesentlich von den eigentlichen Cyklonen. Nicht nur sind sie viel ausgedehnter, sondern auch von höchst unregelmäßiger und schwankender Begrenzung, worin sie von den Umrissen des Festlandes abhängen, ohne denselben sich irgendwie genauer anzuschließen. Der wechselnde Stand der Sonne innerhalb des Jahres, die Umwandlung der continentalen Luftfluthung in die darauffolgende Ebbung, die Fähigkeit der verschiedenen Bodensorten und Pflanzenbedeckungen verschieden stark zu erwarmen oder zu erkalten, die Vertheilung, Richtung, Größe und Höhe der Gebirge, die Temperatur der umgebenden Oceane und benachbarten Meeresströmungen, wie endlich die Nothwendigkeit für die obern und untern Passate, nach dem Pol oder Äquator sich Wege bahnen zu müssen, beeinflussen diese Form so sehr, daß man ein klares Bild davon nur aus eigens hierzu gefertigten Karten zu erlangen vermag, die übrigens für jeden Monat andere sein müssen [1].

---

[1] Es sind dieß die Karten der sogenannten Isobaren oder der Linien, welche die verschiedenen Erdpunkte mit gleichem Barometerstande unter einander verbinden. Die Barometerstände müssen, wie es oben im Text überall verstanden wird, auf die Meeresfläche reducirt sein, indem sie von der Höhe der Orte über dem Meeres-Niveau wesentlich abhängen. Leider ist gerade die Höhenlage vieler innerasiatischen Gegenden nicht genau bestimmt. Zweckmäßig werden in die Isobaren-Karten noch die Richtungen der vorherrschenden Winde eingetragen, in welcher Beziehung unsere Kenntnisse freilich noch mehr einer Ergänzung bedürfen.

Wir beschränken uns daher auf die allgemeine Bemerkung, daß von den oceanischen Küstengebieten nach einer gewissen Gegend des innern Festlandes der Barometerstand während des Sommers, hier langsamer, dort schneller, hier weniger, dort mehr, bis zu einem geringsten Betrage abnimmt. So trifft man das kleinste oder eigentliche barometrische Minimum des Juli und die ihm entsprechende höchste Erhebung der asiatischen Sommerluftfluth in jener breiten, von Nordost nach Südwest gestreckten Zone, welche die Wüsten der Mongolei und Ost-Turkestans, sowie die Hochebenen von Tibet umfaßt. Wenn man jedoch die Barometerstände mitrechnet, welche schon erheblich tief sind und einer bereits ansehnlichen Höhe des Luftfluthberges entsprechen, so erstreckt sich das in einem weitern Sinne genommene Juliminimum von den nordöstlichen Küstengebieten Sibiriens über alle Wüsteneien Asiens und Nordafrika's hinweg bis in die Nähe des Atlantischen Oceans am Senegal und Cap Verde.

Das barometrische Maximum des Januar hat eine ähnliche Lage und Form, was die Umrisse seiner sinkenden Strömung betrifft, ist aber zum Theil um 10—20 Grad nach Nord und Nordwest verschoben und verbreitert. In seinem innersten Kern steigt das Barometer bis 774 Millimeter, während es in den nämlichen Gegenden zur Zeit des Sommerminimums auf 748 Millimeter herabsinkt. Dieß jährliche Schwanken des Barometerstandes um beiläufig 26 Millimeter ist das stärkste seiner Art auf der Erde überhaupt [1].

Fast um den gleichen Betrag würde das Barometer sinken, wenn man es im Juli von den Azoren nach der östlichen Mongolei und im Januar vom Baikal-See in Sibirien nach Island brächte [2]. Mit Rück-

[1] In Norddeutschland beträgt das jährliche, von ganz allgemeinen Ursachen abhängige Schwanken des Barometerstandes sehr wenig, für Berlin z. B. nur drei bis vier Millimeter; stark sind dagegen die unregelmäßigen oder nicht periodischen Schwankungen, welche von einer Cyklone oder einem wandernden barometrischen Minimum hervorgerufen werden.

[2] Jenseits der Azoren steht über dem Atlantischen Ocean im Winter und Sommer ein barometrisches Maximum von ungefähr 768 Millimeter. Da nämlich sinkt fortwährend ein Theil jener Luft nieder, die im heißen Erdgürtel aufsteigt. Hingegen trifft man bei Island immer einen niedrigen Barometerstand, im Juli von ungefähr 756 Millimeter und im Januar sogar ein Minimum von 746 Millimeter. Hauptursache ist die warme See, wozu im Hochsommer die Erwärmung der Insel durch die Sonnenstrahlen, im Winter aber die starke Erkaltung der Landumgebung des Isländischen Meeres hinzukommt. Die Luft über demselben muß nämlich steigen, weil sich andere kältere und schwerere Luft herbeidrängt, ja auch die warme des Südwest-Passats durch den Gegendruck in die Höhe zu gehen nöthigt.

sicht auf die ungeheure Weglänge, welche die zu- und abfluthenden Winde zwischen diesen Endstationen zurückzulegen haben, ist das aber nicht viel, und demnach die windererregende Kraft des barometrischen Minimums und Maximums Asiens verhältnißmäßig klein. Denn bei den gewöhnlichen westindischen Cyklonen fällt vom Außenrande bis zum Centrum, auf Wegstrecken von oft nur 40—60 Meilen, das Barometer nicht selten 40—50, ja 60 Millimeter.

Daher sind die Winde, welche vom innerasiatischen Minimum angehaucht werden, durchschnittlich sanfter Natur. Sie kommen von allen Oceanen in der Runde, besonders den kalten, dem Eismeer und den nördlichen Theilen des Stillen und des Atlantischen Oceans, und sonst noch aus jenen Meeresgebieten, worüber eine Luftebbung gegen die benachbarten Continente, also auch wo ein starker Luftdruck vorhanden ist. Ein solcher findet sich auf dem Atlantischen Ocean als permanentes barometrisches Maximum zwischen Südwest-Europa und den Bahama-Inseln und treibt uns die untern West- und Südwestwinde zu. Diesen gesellt sich noch der Südwestpassat bei, der obere Abfluß der im heißen Erdgürtel steigenden Luftströme und zugleich derjenige Wind, dem Europa seine klimatische Bevorzugung verdankt. Denn neben und auf den Atlantischen Gestaden Europa's, etwa von Bordeaux an bis zum Nordcap, beginnt der Südwest aus seinen Höhen herabzusteigen oder reißt wenigstens strichweise die tieferen Luftschichten vom Ocean mit sich fort.

All diese Winde dringen bis in das innerste Festland, verlangsamen sich jedoch immer mehr, weil ihre Luft sich erwärmt und allmählich in's Steigen geräth oder auch durch Tausende von Einzelströmen in die Höhe geführt wird. Wo ihre Bahnen lang genug sind, da laufen sie in sanft gekrümmten Bögen, indem sie wegen der täglichen Drehung des Erdballs um seine Axe von ihrer jedesmaligen Richtung nach rechts abgelenkt werden[1].

Dem gleichen Gesetz der Rechtsbiegung unterliegen auch die vom barometrischen Maximum des asiatischen Winters kommenden Luftströmungen; doch würden ihre Bahnen, auf eine Landkarte gezeichnet, dort convex erscheinen, wo die andern concav sind, eine Folge des

[1] Die Windspiralen der eigentlichen Cyklonen sind links gekrümmt, so daß diese links rotiren, in einer Richtung, welche der Bewegung des Uhrzeigers entgegengesetzt ist. Beides gilt indessen nur für die nördliche Halbkugel. Auf der südlichen biegen die großen Luftströmungen nach links und die der Cyklonen nach rechts.

umgekehrten Laufes. Diese fortebbenden Winde fließen natürlich zu den barometrischen Minima, die alsdann über den Oceanen stehen, und sonst nach allen Seiten, wo die Luft wärmer und leichter ist, nach der Wüste Sahara, gegen die Sunda-Inseln und Australien, nach dem Indischen und dem Stillen Ocean im Süden und Südosten, aber auch nach den nördlichen Theilen des letztern und selbst nach dem Eismeer, dessen Gewässer im Winter wärmer als der Boden Sibiriens sind. Schwerer gelangen sie über Europa hinweg auf den Atlantischen Ocean. Denn hier übt gerade während der kalten Jahreshälfte der Südwestpassat unbestritten seine Herrschaft aus; in dem engen Raum zwischen der asiatischen und nordamerikanischen Winter-Anticyklone preßt er mit Gewalt seine warmfeuchten Luftmassen durch, um dieselben nach Norden zu schaffen.

Jetzt wird erklärlich sein, weßhalb Europa's Westhälfte mit einem so warmen Seeklima begabt ist. Seine Atlantischen Küstenländer haben vor Allem einen ausgezeichnet milden Winter, viel milder, als die Entfernung vom Äquator und der Zusammenhang mit so großen Continentalgebieten erwarten lassen. Wenn wir die Tage des Winterhalbjahres nach der herrschenden Windrichtung in Procenten ausdrücken, so kommen

auf	N.	NO.	O.	SO.	S.	SW.	W.	NW.	
	6	8	9	11	13	25	17	11	Procent,

und man bemerkt, daß 55 Procent allein dem Süd, Südwest und West angehören, lauter warmen Winden, die uns regenfeuchte tropische Luft zutragen. Denn auch der Südwind pflegt vom Atlantischen Ocean seinen Ursprung zu nehmen, indem er meist ein Spiralstück einer mit dem Südwestpassat anrückenden Cyklone bildet. Selbst der Nordwest mit seinen 11 Procent ist für die Jahreszeit nicht kalt zu nennen, da er die gemäßigte Temperatur mitbringt, welche der warme Golfstrom im Westen von England und Norwegen verbreitet. Weiter erkennt man, daß die winterlichkalte Luft der asiatischen Anticyklone oder der sogenannte Polarstrom nur mit Mühe bis Westeuropa vordringt; immer wird sie von Neuem durch den Südwestpassat und dessen Anhang oder den Äquatorialstrom zurückgeschoben und das klare, frostige Wetter, welches mit ihr kommt, durch Thauwetter, Regen oder einen wolkigen Himmel ersetzt. Ihr gehören die 8 Procent Nordost, die 9 Procent Ost und ein Theil der 11 Procent Südost an. Denn der letztere entspringt häufig der Umgebung des Schwarzen und des Kaspischen Meeres, welche ein strenges Winterklima hat. Der Nordwind mit seinen 6 Procent ist

so besonders kalt nicht, weil seine Luft, bevor sie zu uns gelangt, über den warmen Strömungen des Atlantischen Oceans ausgebreitet lag [1].

Im Sommerhalbjahr ändern sich die Windverhältnisse von Westeuropa nur wenig und haben ein warmes Seeklima zur Folge. Denn es treten auf

N.	NO.	O.	SO.	S.	SW.	W.	NW.	mit
9	8	7	6	10	22	21	17	Procent.

Abermals sind die Westwinde den übrigen Strömungen weit überlegen, schieben die heißtrockene Continentalluft zurück und ersetzen sie durch kühlere Oceanluft, die indessen von den Tropen kommt oder mit den warmen Gewässern des Golfstromes in Berührung stand.

Man muß nicht denken, daß die Nähe eines Oceans für sich allein genüge, um einem Lande das Seeklima, und wenn das der Fall ist, ein warmes Seeklima zu verschaffen. Ein belehrendes Beispiel liefert in dieser Beziehung Ostasien längs dem Stillen Ocean. In China und im Amurlande betragen während des Winterhalbjahres die continentalen und polaren Windrichtungen, also West, Nordwest und Nord 70 Procent gegen 14 Procent der oceanischen und äquatorialen Richtungen Ost, Südost und Süd. Auch da walten, wie in Europa, die Westwinde vor, kommen jedoch aus der kalten asiatischen Anticyklone. Die Folge davon ist, daß all jene Landgebiete im Winter ein ausgeprägtes Continentalklima haben. Während des Sommers jedoch tritt ein Umschwung der Windverhältnisse ein. Die im Winter vorherrschenden Landwinde sind durch Seewinde (Ost, Südost und Süd) verdrängt, deren Zahl von 14 auf 55 Procent gestiegen ist. Damit hat das Seeklima die Übermacht gewonnen, ist aber nördlich von China bei Weitem nicht so warm, als in Westeuropa. Denn längs der Küste sind alle Randmeere mit kalten Meeresströmungen erfüllt, so daß die Seewinde weniger Wärme und Feuchtigkeit mitbringen. Daher ist auch die mittlere Jahrestemperatur im nördlichen Theil von Ostasien niedriger, als bei uns. Peking auf dem 40. Breitengrad gleicht hierin London, das um $11^1/_2$ Grad weiter nach Norden liegt, und der mittlere Amur auf dem 50. Breitengrad hat eine Temperatur wie die Gegend des Nordcaps und der russischen Tundren jenseits Archangel.

---

[1] Man denke an das oben angeführte Gesetz, wonach all diese Winde im Bogen laufen, also der Nord vorher Nordwest, der Südost vorher Ost gewesen ist. Die Orkane machen eine Ausnahme, da ihre Spiralstücke die umgekehrte Krümmung haben.

Schreitet man von den europäischen Küsten des Atlantischen Oceans gegen Osten vor, so findet man, daß das Seeklima allmählich in das Continentalklima übergeht. Im Norden geschieht es nur langsam; denn die warmfeuchten Äquatorialströme walten noch im ganzen nördlichen Rußland vor und jenseits des Ural am untern Ob und Jenissëi. Im Süden dagegen hat schon Ungarn und das Steppengebiet Rußlands am Schwarzen Meer sehr heiße Sommer und strenge Winter, und dieß ausgeprägte Continentalklima findet man dann weiterhin in Armenien, in ganz Turkestan und Tibet bis China. Während des Winters erleiden all diese ausgedehnten Gebiete eine Überfluthung durch die trockene und kalte Luft des asiatischen Maximums, welche sich mit Vorliebe nach südlichen Richtungen wendet; im Sommer dagegen wird einestheils Afrika und anderntheils die Höhe des Landes über dem Meeresspiegel zur Ursache der Trockenheit und übermäßigen Erwärmung von Luft und Boden [1].

Klar ist, daß so verschiedene Klimata und deren unregelmäßige Vertheilung auf die Art und Verbreitung der **Vegetation** von wesentlichem und oft sehr merkwürdigem Einfluß sein müssen. In vielen sehr kalten Gegenden Sibiriens wird in dem kurzen, aber heißen Sommer Weizen und Roggen auf einem Boden gebaut, welcher in einer Tiefe von einem Meter beständig gefroren ist. So noch bei Jakutzk, wo die mittlere Jahrestemperatur — 10,3° und die des Januar sogar — 43° C. beträgt. Darin besteht ein Vorzug des Continentalklimas. Auf der Insel Island, welche freilich etwas nördlicher liegt, ist bei ungleich höherer Jahrestemperatur und bei einer unbedeutenden Winterkälte an den Bau von Getreide nicht mehr zu denken, weil die niedrige Sommertemperatur nicht ausreicht, es zur Reife zu bringen; statt dessen finden aber die Herden ihre Nahrung beinahe das ganze Jahr hindurch im Freien.

Im nordöstlichen **Irland**, wo im Winter Eis eine Seltenheit ist, auf gleicher geographischer Breite mit **Königsberg** und Tomsk in Sibirien, gedeiht des warmen Seeklimas wegen die Myrthe so kräftig wie

---

[1] Verbindet man auf einer Weltkarte alle Erdpunkte miteinander, welche zu gleicher Zeit gleiche Temperaturen haben, so erhält man die sogenannten Isothermen. Es gibt Karten der Jahres-Isothermen, in welchen die mittleren Jahrestemperaturen, und von Monats-Isothermen, in denen die mittleren Monatstemperaturen zum Vergleich kommen. Ein Blick auf sie macht sofort den Unterschied der klimatischen Verhältnisse aller Erdgegenden deutlich.

in Portugal; aber der Weinbau gedeiht weder da noch in irgend einem Theile von England, weil die Rebe wohl eine ziemlich starke Winterkälte ertragen kann, jedoch eines heißen Sommers bedarf, wenn die Trauben reifen und einen trinkbaren Wein liefern sollen. In Astrachan am Kaspischen Meer, wo die Winterkälte des Nordcaps herrscht, reifen die herrlichsten Trauben. Ebenso bringt Ungarn ausgezeichneten Wein hervor, obgleich seine Winter kälter sind, als die im nördlichsten Schottland, wo der kühlen Sommer wegen nicht einmal der Obstbaum gedeiht[1].

Die klimatischen Verhältnisse Nordamerika's gleichen denen von Asien-Europa, und es gelten dafür auch die nämlichen Gründe. Die Trockenheit des Innern verursacht im Sommer ein sehr ausgedehntes barometrisches Minimum bis zum Betrage von 756 Millimeter; der Mittelpunkt desselben liegt im Juli neben den Quellen des Missouri, wohin zu der Zeit die Luft aller umgebenden Oceane und kalten Länder heranfluthet. Im Winter bringt dafür die Kälte eine stehende Anticyklone oder Luftebbung gegen die Oceane, und ein barometrisches Maximum, von 768 Millimeter größten Betrages im Westen der Hudsonsbai-Länder, gibt dazu die nöthige Kraft. Deßhalb herrscht ein entschiedenes Continentalklima im größten Theil von Britisch-Amerika und den Vereinigten Staaten.

Die Pacifische Küste Nordamerika's, von Südcalifornien bis Aljaska, hat wie die Atlantische Küste Europa's ein ausgeprägtes Seeklima während des Sommers und Winters; doch ist dasselbe wegen der nahen Cordilleren auf eine schmale Zone beschränkt und im Ganzen viel kühler als bei uns, weil die vorherrschenden westlichen Winde über einen minder warmen Ocean sich fortbewegen, ehe sie das Land erreichen.

An der gegenüberliegenden Seite Nordamerika's bilden in klimatischer Beziehung die östlichen Vereinigten Staaten einen scharfen Gegensatz zu Westeuropa, indem sie mehr Ähnlichkeit mit Ostasien haben, ohne jedoch im Sommer jene häufigen Seewinde wie China zu bekommen. Als solche treten der Ost, Südost und Süd, zusammen mit nur 34 Procent auf. Entschiedene Landwinde sind Nord, Nordost, West und Nordwest mit 43 Procent. Hierzu gesellt sich für die meisten Staaten noch der vorherrschende Südwest, dem allein 23 Procent angehören. Nur in der Nähe des Mexicanischen Golfes ist er ein

---

[1] Joh. Müller, Kosmische Physik, 2. Aufl., S. 334.

feuchter Seewind; später verliert er seinen Dunstgehalt und wird beinahe ebenso trocken wie der dortige Westwind. Die Sommer sind also heiß und entsprechen dem Continentalklima noch viel mehr, als es in China der Fall ist. Das kleinere Nordamerika hat eben weniger Kraft, den Südost an sich zu ziehen. Im Winter kommt dagegen der Nordwest mit ganzen 25 Procent direct aus dem innersten Kern der nordamerikanischen Anticyklone, und ihm gesellen sich als kalte Winde noch bei der West, Nord und Nordost, mit zusammen 38 Procent, so daß für die wärmeren Luftströmungen nur 37 Procent übrig bleiben, darunter 15 für den in den nördlichen Staaten schon trockenen, also mit schönem und kaltem Wetter verbundenen Südwest. Daher die strengen, continentalen Winter der Vereinigten Staaten, trotz der Nähe des warmen Atlantischen Oceans.

Natürlich wird auch die mittlere Jahrestemperatur durch solche Verhältnisse herabgedrückt. New-York und Halifax liegen beziehungsweise wie Neapel und Bordeaux, haben jedoch mittlere Jahreswärmen wie London und Drontheim, oder wie Mainz und Riga.

Diese klimatischen Verhältnisse fallen den deutschen Auswanderern sehr auf und nöthigen sie zu manchen Änderungen ihrer Gewohnheiten. Die Wäsche trocknet rascher; die Brodvorräthe, welche man in Europa längere Zeit aufbewahren kann, werden schnell unbrauchbar. Die Ernten sind weniger unsicher als bei uns. Ohne Nachtheil für die Gesundheit kann man in ein eben erst vollendetes Haus einziehen; man hat nicht nöthig, erst auf das Auftrocknen der Wände zu warten. Dagegen haben die Schreiner mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, indem zu Boston und New-York in kurzer Zeit das Holz zerreißt, welches man in Europa für hinlänglich trocken halten würde, um es für Möbel zu verwenden. Auch müssen die Schreiner in Amerika viel stärkeren Leim anwenden, als bei uns.

Alle diese Erscheinungen deuten darauf hin, daß die Luft an den Ostküsten von Nordamerika im Durchschnitt weit trockener ist, als in den westlichen Gegenden von Europa.

Da nun aber weder die Regenmenge noch die Anzahl der Regentage in Nordamerika geringer ist, so kann der Unterschied nur dadurch bedingt sein, daß dort bei schönem Wetter die Atmosphäre weniger Dämpfe enthält. Die Luft bleibt nicht, wie in England und Westeuropa, immer ihrem Sättigungspunkte nahe. In Nordamerika herrschen eben die westlichen Winde gerade so vor, wie in Europa, sind aber im Winter

und Sommer trockene Landwinde, während die Westwinde uns von dem warmen Atlantischen Ocean viel Wasserdampf bringen.

Der Einfluß dieses Klima's auf die Bewohner von Nordamerika ist auffallend. Selten findet man dort, was man wohlgenährt nennt. Die Nordamerikaner sind meistens hager und zeichnen sich namentlich durch einen langen Hals aus. Europäer, welche nach Amerika gehen, verlieren alsbald von ihrer Beleibtheit, während die Nordamerikaner in Europa vollere Formen annehmen. — Der Europäer, welcher in New-York, Boston oder Baltimore landet, erstaunt über die fieberhafte Regsamkeit, die ebenfalls eine Folge des Klima's ist. Jedermann hat Eile; die Leute auf der Straße laufen mehr, als sie gehen. Allerdings bemerkt man in den großen Städten Englands etwas Ähnliches; aber die Thätigkeit des Engländers scheint mehr überlegt, die des Yankee mehr instinctmäßig, mehr das Resultat einer natürlichen Ungeduld, als der Nothwendigkeit. Der Amerikaner gönnt sich kaum die Zeit zum Speisen, selbst wenn er nichts zu thun hat. Trotz seiner anscheinenden Kälte ist er weit reizbarer als der Europäer, und seine Empfindlichkeit ist weltberühmt geworden [1].

Weiter im Norden, östlich von Neu-Braunschweig, rings um Neu-Fundland, Labrador und Grönland, begegnet man in immer größerer Breite sehr kalten Meeresströmungen, welche dort überall auch die Seewinde kalt und dunstarm machen. Daher die Unwirthlichkeit jener Länder in geographischen Breiten, welche in Europa die fruchtbarsten Gegenden, die glücklichsten Völker und reichsten Städte umfassen. Der mittlere Theil von Labrador liegt vom Äquator nicht weiter entfernt als Belgien und Holland; aber wie verschieden sind nicht die Wärmeverhältnisse dießseits und jenseits des Atlantischen Oceans! Die Julitemperatur Labradors stimmt mit derjenigen Lapplands und der russischen Einöden zwischen dem Weißen Meer und der Petschora überein, während die des Januars erst auf Nowaja Semlja und dem nordöstlichen Spitzbergen angetroffen werden kann!

Das ist die Bedeutung der atmosphärischen Wasserdünste in Bezug auf die Continente und deren Klima; welches ist sie in Bezug auf die Gebirge?

Um diese Frage in einer richtigen und klaren Weise zu beantworten, wollen wir uns die gesammte Atmosphäre mit so viel eigentlichen Wasser-

[1] Desor in J. Müllers Kosmischer Physik, S. 449—450.

dämpfen erfüllt denken, daß sie davon nicht mehr aufzunehmen vermag; zugleich soll sie keine Nebelbläschen oder Eiskryställchen enthalten, sondern überall genau in jenem Zustande sich finden, welchen man den der *Sättigung* nennt. Niemals erscheint sie reiner, durchsichtiger und mit tieferem Blau, als gerade unter den hier vorausgesetzten Bedingungen. Würde sie aber nur ein wenig steigen, so müßte sie gleich einen guten Theil ihrer Dämpfe in Nebelbläschen verwandeln, während sie umgekehrt beim Sinken und der damit verbundenen Wärmeaufnahme noch mehr Dünste aufzulösen fähig würde.

Unter dieser Voraussetzung eines mit Wasserdünsten eben gesättigten Zustandes enthält im Niveau des Meeres ein Luftraum von 10000 Kubikmeter bei einer Temperatur von

— 5°	0°	+ 5°	+ 10°	+ 15°	+ 20°	+ 25°	+ 30° C.
32	48	72	104	152	216	300	410

Kubikmeter Wasserdampf. Wie man sieht, nimmt die Menge desselben mit der Lufttemperatur in einem außerordentlich starken Grade zu und ist z. B. bei + 26° fast zehnmal größer als bei — 5°. Klares Wetter in der Umgebung des Nordpols ist daher auch nur möglich, wenn die dortige Atmosphäre im Vergleich zu der des Äquators einen sehr geringen Betrag von Wasserdünsten enthält.

Man beachte nun den wichtigen Umstand, daß die Dampfmenge, die ein bestimmter Raum fassen kann, *lediglich von der Temperatur abhängt*, welche darin herrscht, und von gar nichts anderem. Sie nimmt mit der Temperatur des dampfhaltigen Raumes zu und ab, und zwar genau so wie in der obigen kleinen Tabelle verzeichnet steht; denn in Gemäßheit des Diffusionsgesetzes der Gase bleibt es sich gleich, ob der betreffende Raum mit dichterer oder dünnerer Luft angefüllt, oder ob derselbe ganz luftleer ist.

Vom Äquator aus hat man an die 1000 Meilen weit nach Norden zu wandern, wenn man im Niveau des Meeres statt der Temperatur von + 30° C. eine solche von 0° haben will; es bedarf aber am Äquator nur einer Steigung von ein paar tausend Meter Höhe, um Luftschichten von 0° anzutreffen, und in diesen müssen bei schönem Wetter die Wasserdämpfe ebenso spärlich vorhanden sein, wie in jener weit vom Äquator entfernten Meeresgegend bei gleich schönem Wetter.

Die Folgerung, welche wir hier zu machen haben, ist einfach. Erhebt sich an einem hohen äquatorialen Gebirge mit Dampf gesättigte Luft aus einer Region, worin eine Temperatur von 30° herrscht, bis zu

einer andern, worin dieselbe nur 10° warm ist, so muß sie auf diesem kurzen Wege von ihren 410 Kubikmeter Dampf, die sie in einem Raum von 10 000 Kubikmeter enthält, fast genau drei Viertel zu Wolken verdichten und als strömenden Regen fallen lassen; nur ein Viertel oder 104 Kubikmeter Dampf bleiben ihr übrig. Sie wird noch mehr Dampf verlieren, wenn sie höher steigt, dagegen weniger, wenn sie nicht so hoch kommt, oder beim Beginn des Steigens mit Dämpfen nicht gesättigt war.

Ähnliches gilt von jedem Gebirge, und daher kann man in einem gewissen Sinne sagen, daß alle Gebirge ein feuchtes Seeklima haben, so oft an ihnen hinlänglich mit Dampf erfüllte Luft in die Höhe getrieben wird. Denn schnell gelangt man unter dieser Voraussetzung beim Steigen in eine ausgedehnte Region, wo die Luft mit Dünsten übersättigt ist und sogar schwerere Wolkenmassen enthält, als über den Rändern der Continente unter gewöhnlichen Umständen. Nirgends auch tritt das Seeklima entschiedener und mit ergiebigerem Regen auf als dort, wo neben dem Ufer eines warmen Oceans eine hohe Gebirgskette den Seewinden sich in den Weg stellt. Wenn zu Bergen in Norwegen 83 Zoll (224,7 Centimeter) Regen fallen, so ist das zum größten Theil eine Wirkung des norwegischen Gebirges, welches jäh aus dem Meere sich emporhebt. Zu La Rochelle neben der Atlantischen Küste Frankreichs, wo es mehr regnen sollte, die Gegend aber flach ist, beträgt die Regenmenge nur 24¼ Zoll (65,6 Centimeter). Selbst im tiefen Innern eines Continents, wo die Luft durch allmählichen Verlust ihrer Wasserdünste schon verhältnißmäßig trocken geworden, bringen hohe Gebirge die nämliche Wirkung hervor wie niedrige Küstengebirge: sie zapfen vermittelst ihres Widerstandes gegen die daranstoßenden Winde auch einer schon dampfarmen Atmosphäre noch Ströme von Regen ab und bilden mit ihrem feuchten Klima gleichsam quellenreiche Inseln im trockenen Gebiet des Continentalklimas, vegetationskräftige Oasen mitten in einer vor Hitze ausgedörrten Wüste.

Wo aber die Gebirge hoch und breit genug sind, pflegt ihr feuchtes und regnerisches Klima sich auf die eine oder die andere Seite und da wieder auf die tieferen Gegenden zu beschränken, weil die an den Abdachungen emporsteigenden Winde den größten Theil ihres Wassergehaltes schnell verlieren. Auch herrschen diese Winde nicht zu jeder Jahreszeit. In allen Fällen aber sind jene Hochebenen, welche bei großer Meereshöhe eine mächtige Ausdehnung besitzen, mit einer dunstarmen

Atmosphäre bedeckt, die selten neblig ist und in ausgezeichneter Weise Licht und Wärme durchläßt; nur zur Zeit der periodischen Gewitter wird die Plateaulandschaft für einzelne Stunden in Wolken gehüllt, und diese sind meistens nicht die Wirkung eines weit herkommenden, allgemeinen Windes, sondern der luftsaugenden Kraft, welche das von der Sonne stark erwärmte Gebirge in einem noch höheren Grade als das innerste Tiefland des betreffenden Continents zeigt.

So wenigstens in der tropischen Zone und während des Sommers in unseren geographischen Breiten. Die kalte Jahreszeit aber, wo eine solche eintritt, macht die Atmosphäre der Hochebenen und der innern Gegenden aller breiten Gebirge doppelt trocken, verursacht eine starke Wärmeausstrahlung des schattigen oder in Nachtdunkel eingehüllten Bodens und bewirkt, daß mehr abgekühlte Luft in die Thäler niedersinkt, als erwärmte von den Gipfeln aufsteigt.

Große Gebirge haben folglich in ihren oberen Gegenden, welche oft den meisten Raum einnehmen, ein ausgezeichnetes Continentalklima, das jedoch überall, wo die Luft des umgebenden Tieflandes mit Dämpfen erfüllt ist, viel mehr Gewitter bringt, als im flachen Innern des Continents aufzutreten pflegen.

Schon über den verhältnißmäßig kleinen Alpen bildet sich im Winter eine Luftebbung oder Anticyklone mit sinkendem Luftstrom aus, so daß am Nordfuß in Vorarlberg das Barometer im Winter zuweilen 1—2 Monate ohne zu schwanken 8 bis 12 Millimeter höher steht als im Sommer. Während dieses aber schwankt das Barometer fortwährend um 10 bis 15 Millimeter auf und nieder, ein Zeichen, daß steigende und sinkende Luftströme ohne Unterlaß mit einander wechseln. Doch sind die sinkenden Ströme nicht eine Folge von Wärmeausstrahlung des Bodens, sondern der zuvor aufsteigenden Luftströme, welche bei schönem Wetter sich bilden und zu Gewittern oder gewitterartigen Regen werden: hierbei verdichten sich die Wasserdünste hoch in den kältesten Regionen der Atmosphäre, und wenn sie darauf als Schnee und Regen niederfallen, verursachen sie eine allgemeine Abkühlung und sinkende Bewegung der Luft.

Sozusagen ein einziges Gebirge von wahrhaft kolossaler Ausdehnung und Höhe bildet der ganze südliche Theil von Innerasien; die Mongolei, Tibet, Ostturkestan sind die von den verschiedenen Gebirgszweigen umschlossenen Hochebenen. Nicht zu verwundern ist also, wenn die dortige Atmosphäre schon wegen der Höhe des Landes so geringe Mengen von

Wasserdünsten enthält, im Sommer nur wenige Sonnenstrahlen absorbirt, im Winter jedoch ebensogut die Wärmeausstrahlung begünstigt, und daß in Folge davon das barometrische Minimum Asiens mit seinem steigenden Luftstrom so weit nach Norden, das winterliche Maximum aber so weit nach Süden gerückt, ja die ganze luftsaugende und luftfortpressende Kraft Asiens wesentlich vermehrt wird.

Ähnliches läßt sich von Nordamerika sagen. Dort nehmen die Cordilleren mit ihren vegetationsarmen Hochebenen Breiten bis zu 200 geographischen Meilen an, entwickeln auf diesen gewaltigen Plateaus im Sommer eine erstaunliche Hitze und im Winter eine ebenso unerträgliche Kälte. Darum steht sowohl das barometrische Maximum als Minimum des Continents unabänderlich im fernen Westen, ganz anders als in Asien-Europa, wo beide durch noch größere Gebirgsmassen so weit nach Osten gerückt sind.

Die geringe Absorptionskraft der Gebirgsatmosphäre verursacht natürlich an allen schönen Tagen eine stärkere Wärmestrahlung der Sonne, und in allen klaren Nächten eine stärkere Wärmeausstrahlung des Bodens, als nebenan im Tieflande beobachtet wird. Wer jemals kurz nach einem schweren Gewitter, zur Zeit, wo die Gebirgsluft am reinsten ist, einen 2000 bis 3000 Meter hohen Alpengipfel erstiegen hat, weiß von dem stechenden Wärmegefühl zu erzählen, welches er empfand, so oft er in den höheren Gegenden, vor dem Winde geschützt, die Sonne ungestört auf sich einwirken ließ. War er das Bergsteigen nicht gewöhnt, so konnte es sogar geschehen, daß in Folge einer längeren Wanderung neben kahlem Felsgehänge ihm die Gesichtshaut stellenweise sich losschälte. Unten, am Fuß des Berges, wo die Lufttemperatur viel höher war, hätte er diese Unannehmlichkeit nicht zu erleiden gehabt. Auf den öden, mit mächtigem Büschelgrase bewachsenen Páramos von Ecuador, in Meereshöhen von 3400 bis 4200 Meter habe ich regelmäßig gefunden, daß es zwischen 10 und 3 Uhr am Tage im hellen Sonnenschein unmöglich war, auch nur ein paar Minuten an einem windgeschützten Orte sitzen zu bleiben; und doch war an den nämlichen Stellen des Nachts die Empfindung der Kälte ebenso unerträglich. Selbst inmitten des ewigen Schnees kann man zuweilen die Sonnengluth unausstehlich finden. So erzählt Tyndall von sich, daß er in seinem Leben nie mehr vor Hitze gelitten als auf einer Wanderung auf den Höhen des Montblanc, wobei er mit jedem Schritt bis über die Kniee in den Schnee einsank. Es rührt dieß nicht von der hohen Luft-

temperatur her, sondern von der directen Sonnenstrahlung und der Rückstrahlung des Schnees.

Diesen Erfahrungen entspricht der äußerst wechselnde Stand des Thermometers bei Tag und Nacht in freier Luft. In Quito, in einer Meereshöhe von 2850 Meter, habe ich oft gesehen, daß ein Metallthermometer, welches ich vor das Fenster legte, Nachts bis auf +4 oder +2° C. zurückging, in der Sonne aber schon gegen 10 Uhr Vormittags einige 40 Grade angab. Der Unterschied wäre noch größer gewesen, hätte das Thermometer nicht unter dem Einfluß der gleichmäßigeren Temperatur der umgebenden Luft und nahen Wände gestanden. In meinem Zimmer betrug die Temperatur Jahr aus Jahr ein unabänderlich 15—17° C.

Wenn man ein Thermometer im Freien aufhängt, so daß es nach allen Richtungen den blauen Himmel über sich hat, steigt es am Tage weit über die Temperatur der umgebenden Luft, wie es Nachts tief darunter sinkt. Am Tage saugt es nämlich mehr Sonnenstrahlen ein als die Luft, während es Nachts mehr Wärme ausstrahlt. Auf hohen Bergen, wo kein Dampfschirm von genügender Dichtigkeit das Thermometer schützt, wird es am Tage höher steigen und des Nachts tiefer sinken als unten im Thal. Martius und Bravais haben nun sowohl auf dem Grand Plateau des Montblanc als auch am Fuße desselben zu Chamouni je zwei Thermometer aufgestellt, das eine im Freien, das andere an gedeckter Stelle, und so wenigstens den Unterschied der nächtlichen Ausstrahlung beider Orte zu bestimmen gesucht. Auf dem Montblanc zeigte das freie Thermometer 13,3° C. weniger als das geschützte, welches die Lufttemperatur angab; unten in Chamouni betrug diese Differenz nur 5,6° C.[1]

Die stärkere Wärmestrahlung der Sonne am Tage sollte auch die Oberfläche des Erdbodens auf einem Gebirge wärmer machen als unten im Thal. Das ist jedoch im Allgemeinen nicht der Fall, wenn man einfach die beiderseitigen Temperaturgrade mit einander vergleicht, und anders kann es auch nicht sein. Oben ist der Höhe wegen die Luft kälter als unten und entzieht deßhalb dem Boden auch mehr Wärme, so daß er kälter sein muß; außerdem findet sich die Luft oben bei schönem Wetter fast unablässig in schnell steigender Bewegung, wodurch sie eine zu starke Erwärmung des Bodens über ihre eigene Temperatur gleich-

[1] J. Tyndall, Die Wärme, S. 456.

falls nicht aufkommen läßt. Richtig muß aber sein, daß der Unterschied zwischen der Boden- und Lufttemperatur in der Höhe größer ist als derjenige, welchen man unten beobachtet, oder mit andern Worten: es muß die von der Sonne bestrahlte Gebirgsoberfläche in Bezug auf die sie bedeckende Luft mehr Heizkraft besitzen als die Fläche des tief unten liegenden Thalgrundes. Martius hat gezeigt, daß es sich hiermit in der That so verhält. Auf der Spitze des Pic du Midi fand er, daß die Wärme des der Sonne ausgesetzten Erdbodens nicht nur größer als die Wärme der Luft war und dieselbe vermehren konnte, sondern er vermochte auch zu constatiren, daß der Wärmeunterschied zwischen dem Boden und der Luft oben doppelt soviel betrug als unten am Fuß des Berges[1]. Und der Beobachter fügt die Bemerkung hinzu: „Die bedeutende Erwärmung des Bodens im Vergleich zur Erwärmung der Luft auf hohen Bergen ist um so auffallender, als die Abkühlung während der Nacht durch Ausstrahlung dort viel größer ist, als in der Ebene".

Die Heizkraft der Gebirge nimmt mit der Höhe zu. Hooker[2] beobachtete am Himálaja gleichzeitig den Stand eines den Sonnenstrahlen ausgesetzten Thermometers mit geschwärzter Kugel und eines gewöhnlichen, im Schatten aufgestellten, welches die Lufttemperatur angab. In der Meereshöhe von 2250 Meter stieg das erstere im Durchschnitt auf 52° C. und um 37,2° C. höher als das zweite. Dieß Resultat übertraf das in Calcutta, in feuchter Küstengegend, gefundene bei Weitem, war aber kaum größer als in den trockenen Ebenen des Innern von Indien. Im December, um 9 Uhr Morgens, in einer Höhe von 3050 Meter, gab das berußte Thermometer 55,5° C. an, während die Temperatur des beschatteten Schnees dicht daneben —5,6° C. betrug. Bei 3960 Meter Höhe stand es im Januar (während des kältesten Wintermonates) um 9 Uhr Morgens auf 36,7° C. und um 10 Uhr Morgens auf 45,6° C., beziehungsweise um 37,9° C. und 45,2° C. höher als das andere Thermometer, welches die Lufttemperatur bestimmte. Kurz vor Sonnenaufgang aber hatte das gegen den freien Himmel ausstrahlende Thermometer —18,2° C. angegeben.

Wie hier die berußte Thermometerkugel, verhalten sich schwarze Felsmassen gegenüber der Ein- und Ausstrahlung von Wärme; nur saugen sie letztere tiefer in sich ein und zeigen darum geringere Schwan-

---

[1] J. Tyndall, Die Wärme, S. 471.

[2] A. a. O. S. 468.

kungen ihrer Oberflächentemperatur. Demnach folgt aus diesen Beobachtungen, daß im Sommer, wo die Wärmeeinstrahlung überwiegt, solch schwarze und in niederem Grade auch alle anderen Felsmassen und Bodensorten auf einem Gebirge mehr Wärme von der Sonne empfangen als in einer Ebene, und zwar um so mehr, je höher sie liegen.

Damit wäre der dritte besondere Grund für die Richtigkeit unseres im Eingange aufgestellten Satzes hinreichend bewiesen: die Oberfläche eines Gebirges erhält an sonnigen Tagen mehr Wärme als der Boden des Flachlandes nebenan. Daher ist denn auch ihre heizende Kraft in Bezug auf die Luft größer. Vergleicht man also die Temperatur der Gebirgsluft mit der Temperatur jener Luftschichten, welche in einiger Entfernung davon in gleicher Meereshöhe schweben, so wird unter den angegebenen Bedingungen unseres Satzes die erstere nothwendig höher sein.

Wo aus ebener Gegend ein mächtiger Bergkegel vereinsamt hoch in die Atmosphäre emporragt, ist er in den Tropen an allen schönen Tagen, bei uns aber wenigstens an allen schönen Sommertagen, wenn die Winde still stehen oder sanft genug fließen, von unten bis oben in eine warme und leichte Luftmasse gehüllt, die zwischen der kälteren und schwereren der weiteren Umgebung gleich einem Luftballon das Bestreben hat, in die Höhe zu schweben. Und sie schwebt in der That empor, sobald die Luft der Ebene warm geworden ist und nachsteigend in deren Platz einrückt, um darauf ihrerseits wieder von anderer Luft der Ebene ersetzt zu werden. So entstehen bei schönem Wetter die steigenden Luftströme mit Vorliebe gerade an den isolirten Berggipfeln, welche als Ventilatoren für die ganze Umgegend dienen und Ausgangspunkte zahlreicher Gewitter sind.

Dieses fortwährende Nachrücken der Luft von unten ist Ursache, daß solche vereinsamte Berge unter der Wirkung der Sonnenstrahlen sich nicht so stark erwärmen, als andere, welche gedrängt zusammenstehen oder als Hochebenen von selbst größerer Erhebung. In den mexicanischen Gebirgen zwischen dem 18. und 19. Grad nördlicher Breite hört schon in einer Höhe von 4400 Meter alle phanerogamische Vegetation auf; die Schneegrenze findet sich in einer Höhe von 4700 Meter. In Peru dagegen wohnt, bei gleicher südlicher Breite, eine zahlreiche ackerbauende Bevölkerung in ebenso großen Höhen; Potosi liegt 4400 Meter über dem Meeresspiegel, und die Schneegrenze trifft man erst in einer Höhe von 5970 Meter. Dieß erklärt sich nur durch die ungemein

große Ausdehnung und Höhe der peruanischen Hochebenen, welche den zusammenhängenden Grundstock bilden, woraus die einzelnen Bergketten und Gipfel noch weiter emporsteigen. Das Plateau, in dessen Mitte der Titicaca-See liegt, hat zu beiden Seiten wallartige Einfassungen, mächtige Gebirgszüge, und es nimmt schon für sich eine mittlere Höhe von mehr als 4000 Meter ein; bei einer Breite von 60 geographischen Meilen erstreckt es sich vom 16. bis zum 20. Grad südlicher Breite, so daß es eine Oberfläche von 3600 Quadratmeilen hat. Die Höhe der mexicanischen Hochebene beträgt nur 1950 bis 2600 Meter.

Ein anderes Beispiel des wärmenden Einflusses allgemeiner Landeserhebung bietet die Hochebene von Tibet und der chinesischen Tartarei. In einer Höhe von 3800 Meter wird dort in einer geographischen Breite von 32 Grad mit Erfolg Weizen gebaut. Die Cultur der Gerste steigt noch weit höher hinauf, während auf dem südlichen Abhange des Himálaja, in den Thälern des Ganges schon in einer Höhe von 3090 Meter alle Cultur ein Ende hat. Ja selbst unter dem Äquator auf den kleinen Plateaus von Quito und Caxamarca ist die Grenze der Weizencultur 750 Meter tiefer gelegen als auf den Hochebenen von Tibet[1]. Ja hier scheinen sogar die höchsten Lufttemperaturen des Erdballs vorzukommen; denn man hat solche bis zu 65° C. beobachtet, mehr als in der Sahara und der australischen Wüste[2]; das scheint um so wunderbarer, als die Entfernung des Landes vom Äquator schon so beträchtlich ist und seine mittlere Erhebung über den Meeresspiegel 3400 Meter beträgt. Aber gerade diese Höhe ist es, was bei der geringen Wärmeabsorption der trockenen Atmosphäre eine so erstaunliche Hitze verursacht, wenn Windstille herrscht. Dafür sind natürlich die Winter ebenso kalt, und dieß gewaltige Auf- und Abschwanken der Temperatur ist eben ein Beweis, daß ungeheure Gebirgsmassen die Luftventilation der Erde noch energischer betreiben als die weit größeren Continentalmassen selbst. Erkalten sie durch ihre kräftigere Ausstrahlung, so pressen sie die Luft mit Lebhaftigkeit von sich fort; erwarmen sie aber unter der kräftigeren Wirkung der Sonne, so saugen sie die Luft mit noch größerer Geschwindigkeit zu sich heran.

Wie dieß letztere im Einzelnen geschieht, bleibt uns noch zu untersuchen übrig. Der gewärmte Continent als Ganzes hat seinen steigenden Luftstrom, in welchen die oceanische Luft hineinfließt; auf den Fest-

[1] Joh. Müller, Kosmische Physik, S. 351—352.
[2] Nature. Vol. VI. no. 166, 2. January 1873, p. 170.

landsmassen ruhen gewaltige Gebirgsmassen mit ausgedehnten Plateaus, und auch sie haben als Ganzes einen steigenden Luftstrom, welcher die erwärmte Atmosphäre der continentalen Niederungen einsaugt; von den Hochebenen der Gebirge aber fließt die Luft wieder zu den einzelnen Bergketten, und von da endlich zu den höchsten Gipfeln, über denen sie stromartig und breiter als die mächtigsten Dampfsäulen der Vulkane, bis in die höchsten Regionen der Atmosphäre aufsteigt. Furchtbare Stürme umtoben deßhalb die höchsten Gebirgsgipfel nach anhaltend schönem Wetter, wenn es der steigenden Luft an Feuchtigkeit gebricht; ist sie aber damit versehen, so erhebt sie sich leichter und nach kürzeren Pausen in der Form von Gewittern.

(Fortsetzung folgt.)

Joseph Kolberg S. J.

Altirische Sagen und Geschichten.

Nicht umsonst führt Irland in seinem Wappen eine goldene Harfe in blauem Feld. Durch Jahrhunderte schrecklichster Leiden und drückendster Verfolgung trug es nicht bloß unversehrt den heiligen Schatz seines Glaubens, sondern auch den unbesieglichen Frohmuth eines jugendkräftigen Geistes, die Harfe erschütternder Klage, die Harfe aber auch lebensfreudiger Dichtung. Weit über alle Meere hin sind Moore's Irische Melodien gedrungen und haben den stolzen Herrschern Erins selbst Theilnahme und Mitleid abgepreßt. O'Connels Reden und Burke's glänzende Kanzelberedsamkeit ist vom Hauche jener Poesie durchglüht, welche im Charakter des irischen Volkes wurzelt, unzertrennlich mit seinem tragischen Loose verbunden ist und dasselbe liebenswürdig verklärt hat. Sein Loos gemahnt nicht wenig an das Loos des Dichters, dem Phantasie und Gefühl ebenso wohl die Quelle reinster Freude als tiefsten Schmerzes sind. Ohne dieses mächtige Vorherrschen des Gefühls und leichter, unruhiger Erregbarkeit wäre Irland wohl nie in so hohem Grade der kalten, nüchternen Berechnung seines gewaltigen Nachbarn zum Opfer gefallen, hätte nie so viel gelitten, hätte aber auch nie so viel Spannkraft behalten, um allen Stürmen des Mißgeschicks zu trotzen, hätte vielleicht auch nie jene Begeisterung des Glaubens bewährt, welche seinen Namen mit dem Glorienschein des Martyriums umgeben hat. Manche seiner ersten Apostel waren Sänger und Barden, und ohne gewaltsamen Umschwung trat das Christenthum friedlich und freundlich an die Stelle des alten Naturcultes und der mit ihm verschwisterten Sage. Letztere war großentheils so harmlos

daß die Mönche ihr nicht feindlich entgegenzutreten brauchten. Sie lebte weiter und verschmolz sich vielfach mit den Legenden der ältesten christlichen Zeit.

Während die celtischen Sagen von Wales und Schottland einen nicht unerheblichen Einfluß auf die continentale Literatur erlangten, jene hauptsächlich durch die Abenteuer des Königs Artus und seiner Tafelrunde, diese durch den Macpherson'schen Ossian (dem wenigstens Namen und Stoffe alter celtischer Volksdichtung zu Grunde liegen), ist die celtische Sage der Iren nur mittelbar und in sehr beschränktem Grade über die Inselgrenze ihrer Heimath hinausgedrungen. Sie wird vielleicht auch nie eine Macht erlangen, wie sie die Artus-Sage über die Gemüther der mittelalterlichen Dichter erlangt, oder wie sie Ossian vor einem Jahrhundert, wenn auch nur vorübergehend, auf die Begründer der neueren deutschen Literatur ausübte. Dennoch verdient sie Interesse. Sie bildet mit altirischen Ortsnamen und Erinnerungen ein anziehendes poetisches Ganze. Viele der schönsten Dichtungen Moore's sind ihr entsproßt und weisen auf sie hin, nicht wie auf gelehrte Reminiscenzen, die der Dichter aus dem Staub der Bibliotheken gerettet hat, sondern wie auf echt poetische Erinnerungen, die im Volksbewußtsein noch fortleben und darum, von poetischer Hand berührt, elektrisch zünden. Dann wirft die altirische Sage manches bedeutende Streiflicht auf die alte Streitfrage über die Macpherson'schen Gedichte, die zur Untersuchung der älteren celtischen Literatur in Irland entscheidende Anregung gab. Sie ist auch ein nicht zu unterschätzendes Element zur Charakteristik des Volkes, dem sie angehört, und ihre weitere Untersuchung, welche von gelehrten Gesellschaften in Irland noch immer betrieben wird, kann vielleicht später dazu beitragen, die dunkle Geschichte des Landes vor der christlichen Ära mehr aufzuhellen. Erschöpfend ist das Material bisher weder zusammengestellt noch erforscht [1].

Dunkel und phantastisch reicht die altirische Sage bis in die Zeiten der großen Fluth hinauf, deren Andenken sich in den Sagen aller Völker erhalten hat. Parthalon hieß nach den celtischen Barden der Erste, welcher nach der großen Fluth die grüne Insel in Besitz nahm und bevölkerte. Ihm folgte Nemed und sein Volk, diesem die Firbolgs und diesem hinwieder die Dedannans, ein wandernder Völkerstamm, der in Griechenland mit magischen Künsten vertraut wurde, dann nach Lochlann (Dänemark und Schweden) zog, von dort aus Schottland besuchte und endlich in Irland bleibend sich niederließ. Etwa 200 Jahre schalteten und walteten sie hier, als die letzte und

[1] Reiche Mittheilungen enthalten die Transactions of the Ossianic Society, die Proceedings of the Royal Irish Academy, das Journal of the R. Histor. and Archeol. Association of Ireland, die Atlantis. Eine Unzahl dieser Sagen veröffentlichte schon im vorigen Jahrhundert Miß Brook als Reliques of Irish Poetry, in neuerer Zeit Dr. Drummond (Ancient Irish Minstrelsy, 1852). Eine größere Sammlung veranstaltete Dr. Joyce (Old Celtic Romances, translated from the Gaelic. London 1879). Vgl. Lady Ferguson, The story of the Irish before the Conquest, 1868. — Standish O'Grady, History of Ireland. Vol. I (The Heroic Period). 1878.

größte Einwanderung stattfand und das Volk des Miled oder Milesius — die Milesier genannt — sie in zwei Schlachten überwand und verdrängte. Die eine dieser Schlachten wurde zu Tailltenn am Flusse Blackwater in Meath geschlagen, die andere zu Druim-Lighean bei Lifford in Donegal. Die Sieger versetzten hinterher die besiegten Dedannan's unter die Götter; als „Elfen" (Fairies) lebten dieselben noch lange im Volksglauben fort.

Von literarischem Interesse sind hauptsächlich zwei dieser Einwanderungen: jene der Dedannan's und jene der Milesier, weil sich an sie zwei unterscheidbare, wenn auch nicht völlig getrennte Sagenkreise anschließen: jener der Dedannan's und jener der Feni's, welch letztere der Periode der Milesier angehören. Beide Sagenkreise weisen auf Ereignisse zurück, welche der Einführung des Christenthums lange vorangehen, beide reichen aber in den erhaltenen Denkmalen auf die Einführung des Christenthums durch die Mönche des Abendlandes herab. Helden beider Sagen treffen noch mit den ersten Verkündern des Evangeliums zusammen. Da aber die ältesten Fassungen dieser Sagen noch aus christlicher Zeit stammen, so ist es im Einzelnen schwer zu bestimmen, wie weit sie gerade älterer, vorchristlicher Überlieferung angehören.

Die Dedannan's waren vorzugsweise Zauberer, dann Krieger; die Feni's vor Allem Krieger, aber nicht ohne Zauberkunst. In der Dedannan-Sage waltet darum das Wunderbare vor, in der Feni-Sage das Kriegerisch-Heroische. Jene steht dem bunten Märchenkranze näher, mit dem die Walisische Sage die Abenteuer ihrer Helden umwoben, diese nähert sich in Namen und Stoff dem Macpherson'schen Ossian, in ihrem phantasiereichen Charakter aber ebenfalls den celtischen Sagen von Wales.

1. Sagenkreis der Dedannan's.

Wenden wir uns zunächst dem Kreise der Dedannan's zu, so treffen wir hier auf eine Sage, in welcher der Schwanenmythus in seltsame Verbindung mit der Einführung des Christenthums in Irland gebracht ist. Es ist die Sage vom „Schicksal der Kinder des Lir". Ihr Inhalt ist kurz folgender.

Lir war einer der fünf Fürsten, welche nach der Schlacht von Tailltenn sich um die Königskrone der Dedannan's bewarben. Er ward indeß nicht zum König erkoren, wie er gehofft, sondern Bove Derg, Sohn des Dagda. Lir ertrug diese Zurücksetzung nicht, sondern verließ grollend die Versammlung, ohne dem neuen König zu huldigen.

Die andern Häuptlinge wollten ihn dafür umbringen; Bove Derg widersetzte sich indeß diesem Vorhaben und bot Lir sogar, als dessen Gattin starb, eine seiner drei Pflegetöchter, Eve, Eva und Alva, zur Frau an. Lir hielt Eve, die älteste, für die würdigste und zog mit ihr nach Shee Finnaha, wo die Hochzeit gefeiert wurde. Auch sie starb jedoch, nachdem sie ihm zweimal Zwillinge geboren: Finola und Aed, Ficra und Conn. König Bove Derg gab nun dem verwittweten Häuptling die zweite seiner Pflegetöchter, Eva, zur

Gemahlin, und diese zog anfänglich die vier Kinder mit vieler Liebe und Sorgsamkeit auf. Die Kinder aber waren so schön und lieblich, daß ihr Vater Lir, wie auch der König Bove Derg sie innig liebgewannen und das ganze Volk der Dedannan's stolz auf sie war. Das erweckte den Neid der Stiefmutter und verwandelte ihre Liebe in Haß; sie stellte sich krank, verließ ein ganzes Jahr ihr Lager nicht und sann auf einen Plan, die vier Kinder zu verderben. Eines Tages stellte sie sich, als ob sie mit ihnen den König Bove Derg besuchen wollte. Die drei Knaben ahnten nichts Arges; aber Finola, ihre Schwester, wollte nicht mit, weil sie im Traum eine Warnung bekommen. Allein sie konnte ihrem Schicksal nicht entgehen. Unterwegs befahl Eva ihren Dienern, die vier Kinder zu tödten. Als jene sich der That weigerten, griff Eva selbst zum Schwert; allein sie brachte es nicht über sich, die blutige That zu vollführen. Also führte sie die Kinder weiter zum See Darvra (Lough Derravaragh in Westmeath), hob sie vom Wagen, berührte sie mit ihrem Zauberstab und verwandelte sie in vier wunderschöne, schneeweiße Schwäne. Da wandten die vier Kinder Lir's ihr Antlitz nach ihrer Stiefmutter, und Finola sprach:

„Böse ist die That, die du gethan, o Eva! Deine Freundschaft gegen uns war eine Freundschaft des Verraths. Du hast uns ohne Grund in's Verderben gestürzt. Doch die That wird gerächt werden; denn die Macht deiner Zauberei ist nicht größer, als die Zaubergewalt unserer Freunde, dich zu strafen; und der Fluch, der deiner harrt, ist schlimmer als der unsrige."

Und wiederum sprach Finola: „Sag' an, wie lange sollen wir in Gestalt von Schwänen leben, auf daß wir wissen, wann unsere Noth ein Ende hat."

„Besser wär' es dir, du hättest diese Frage nicht gestellt," sagte Eva, „aber ich will dir die Wahrheit sagen, da du mich gefragt hast. 300 Jahre auf dem glatten See Darvra; 300 Jahre auf dem See von Moyle, zwischen Erin und Alban; 300 Jahre zu Irros Domnann und zu Inis Glora in der Westsee. Bis zur Hochzeit Largnen's, des Fürsten vom Norden, mit Decca, der Fürstin vom Süden; bis der Tailkenn nach Erin kommt, bringend das Licht des reinen Glaubens; und bis ihr hört den Klang der Christenglocke. Und weder durch eure Macht noch durch meine, noch durch eurer Freunde Macht könnt ihr erlöst werden, bis die Zeit kommt."

Da bereute Eva, was sie gethan; und sie sagte: „Da ich euch keinen andern Trost geben kann, so erlaube ich euch, eure Gälische Muttersprache zu behalten, und ihr möget singen süße, klagende Zauberlieder, die alle Lieder dieser Welt übertreffen und in Schlummer einlullen werden einen Jeglichen, der ihnen lauscht. Überdieß werdet ihr eure menschliche Vernunft behalten, und ihr werdet nicht darob trauern, in der Gestalt von Schwänen zu sein."

Darauf verließ Eva die vier trauernden Kinder. Umsonst versuchte sie, nach Hause zurückgekehrt, den Vater über das Geschehene zu täuschen. Lir zog aus, um seine Kinder aufzusuchen und fand sie auf dem See Darvra. Finola redete ihn an und erzählte ihm, was geschehen. Der Vater lud sie ein, mit ihm nach Hause zu kommen; doch dieses war ihnen durch den Zauber

verwehrt. Sie sangen den trauernden Vater und seine Mannen mit ihrem süßen Klagelied in den Schlummer. Aber am andern Morgen verließ Lir seine Kinder und suchte Eva auf. Er fand sie im Königspalast bei ihrem Pflegevater Bove Derg und warf ihr ihre Unthat vor. Bove Derg ergrimmte darob und verwandelte die grausame Stiefmutter zur Strafe in das, was sie am meisten verabscheute: in einen Dämon der Luft. Sie öffnete ihre Fittige und flog mit einem Schrei empor und über die Wolken hinweg; und sie ist noch ein Dämon der Luft und wird ein Dämon der Luft bleiben bis an's Ende der Zeiten.

Bove Derg und sein Volk zogen indessen an den See Darvra, um bei den vier Schwänen zu sein. Denn diese sangen so schön, wie noch Niemand bis dahin in Erin gesungen. Auch der Stamm der Milesier wurde von dem süßen Liede angezogen und schlug am andern Ufer des Sees sein Lager auf.

So führten die vier Schwäne auf dem See Darvra ein nicht ganz unfreundliches Leben. Des Tages sprachen sie mit den Männern von Erin, den Dedannan's und den Milesiern; des Nachts sangen sie dieselben durch ihre sanften Klagelieder in süßen Schlaf, so daß sie alle Sorge und Noth vergaßen und froh und fröhlich am folgenden Morgen erwachten. Aber endlich kam der letzte Abend der 300 Jahre, und trauernd mußten sie von ihren lieben Freunden scheiden. Sie breiteten ihre Fittige aus, hoben sich in die Lüfte empor, blickten noch einmal auf die Männer von Erin herab und entschwebten dann nach dem See von Moyle.

In dem düsteren Sund von Mull geriethen sie in große Angst und Noth. Wilder Sturm peitschte die See und trieb sie auseinander. Erst nach schrecklicher, banger Nacht trafen sie sich in Carricknarone wieder, aber alle erschöpft und kalt und todesmüde. Finola, die treue Schwester, nahm Conn und Ficra unter ihre Flügel und schirmte Aed, den jüngsten, mit dem Flaume ihrer Brust. Aber Leid und Noth nahm kein Ende, und der Winter kam, der strenge, kalte Winter, und Finola sprach:

„Unser Leben ist Noth und Weh,
Wir finden nicht Rast, nicht Ruh';
Wie eisig weht der Schnee,
Wie kalt pfeift der Nordwind dazu!

„Vor des Meeres frostigem Schaum,
Vor des Nordwinds grimmiger Pein
Schirm' ich unter Schwingen und Flaum
Meine drei Brüderchen klein.

„Uns're Stiefmutter sandte uns her —
Elend ward uns tägliches Brod,
Im öden, eisigen Meer
Ward Qual uns das Leben und Noth."

Nur mit Mühe erwehrten sie sich im folgenden Jahre des um sie starrenden Eises, rissen sich, wund und mit zerfetztem Gefieder, von den Klippen los und erreichten die Küste. Abwechselnd besuchten sie nun die Gestade von

Erin und Alban (Irland und Schottland), mußten aber ihrem Loose gemäß immer wieder in den Sund von Mull zurückkehren, wo neues Leid und neue Qual, Sturm und Frost und Schmerz ihrer harrten.

Eines Tages sahen sie an der Nordküste von Erin, an der Mündung des Bann, einen stattlichen Reiterzug. Es waren Leute von ihrem Stamm, Dedannan's. Zwei Söhne Bove Derg's führten sie: Aed, der Scharfsinnige, und Fergus, der Schachspieler. Von diesen hörten sie, daß die Dedannan's alle froh im Hause Lir's, ihres Vaters, zum Feste versammelt wären, und daß zur vollen Freude des Festes nur sie fehlten. Da sang Finola ein unendlich schmerzliches Lied von der Heimath Freude, von der Verbannten Leid.

Nach diesem Liede aber mußten sie von einander scheiden. Denn die Kinder Lir's durften nicht fern bleiben dem See von Moyle. Da litten und duldeten sie die vollen 300 Jahre.

Als diese um waren, schwammen die vier Schwäne nach der Westsee bei Irros Domnann und bei der Insel Glora. Hier erneuerten sich bald die Leiden, welche sie im Meere von Moyle ausgestanden. Ein ganzer Theil der See fror ein, und der Nordwestwind trieb den Schnee über das Eisfeld hin. Besonders in einer Nacht schien es den drei Brüdern, daß sie ihre Leiden nicht länger ertragen könnten, und sie begannen laut und zum Erbarmen zu klagen. Finola suchte sie zu trösten, aber es gelang ihr nicht; denn sie jammerten immer mehr, und sie selbst begann mit ihnen zu jammern.

Nach einiger Zeit sprach Finola zu ihnen und sagte: „Meine lieben Brüder, glaubet an den großen und herrlichen Gott der Wahrheit, der die Erde mit ihren Früchten und die See mit ihren Wundern gemacht hat; setzet euer Vertrauen auf Ihn, und Er wird euch Hilfe und Trost senden.“

„Wir glauben an Ihn“, sagten sie.

„Und ich auch,“ sagte Finola, „ich glaube an Gott, der in Allem vollkommen ist und Alles weiß.“

Und auf die bestimmte Stunde glaubten sie Alle, und der Herr des Himmels sandte ihnen Hilfe und Schutz, so daß fürder weder Kälte noch Sturm sie quälte von dieser Zeit an, so lange sie auf der westlichen See wohnten.

Endlich verstrichen auch hier die langen 300 Jahre. Da mahnte Finola ihre drei Brüder: „Meine lieben Brüder, das Ende unserer Zeit hier ist gekommen; wir werden jetzt unsern Vater und unser Volk wieder besuchen.“

Dann erschwangen sie sich in die Luft und flogen ostwärts in freudiger Hoffnung, bis sie Shee Finnaha erreichten. Aber als sie sich niederließen, fanden sie die Stätte verlassen und einsam; die Hallen waren zerstört und überwuchert mit wildem Gras und mit einem Walde von Nesseln; keine Häuser, kein Herd, kein Zeichen von menschlicher Wohnung. Da drängten sich die vier Schwäne zusammen und stießen ein trauerndes Jammergeschrei aus. Sie blieben diese Nacht in den Trümmern des Palastes — der Heimath ihrer Väter, wo sie selbst aufgezogen worden waren, und sangen mehrmals in der Nacht ihr süßes, trauriges Lied.

Am andern Tag flogen sie nach Innis Glora auf der westlichen See zurück, und lebten dort, bis der hl. Patrick nach Erin kam mit dem reinen Glauben, und bis Sanct Kemoc kam nach Inis Glora.

In der ersten Nacht, als Kemoc auf die Insel kam, hörten die Kinder des Lir früh zur Mettezeit seine Glocke läuten dumpf in der Ferne. Und sie zitterten sehr, sprangen auf und rannten wild herum; denn der Klang der Glocke tönte ihnen fremd und schreckvoll und erfüllte sie mit großer Furcht. Die drei Brüder waren mehr erschrocken, als Finola, so daß diese ganz allein blieb; aber nach einiger Zeit kamen sie zu ihr, und sie fragte sie: „Wißt ihr, meine Brüder, was dieß für ein Klang ist?"

Und sie antworteten: „Wir haben eine dumpfe, schreckliche Stimme gehört, aber wir wissen nicht, was es ist."

„Das ist die Stimme der Christenglocke," sagte Finola, „und jetzt ist das Ende unseres Leidens nahe; denn diese Glocke ist das Zeichen, daß wir bald von dem Zauber erlöst und von unserem Leidensleben befreit werden; denn Gott hat es beschlossen."

Da beruhigten sich ihre Brüder; und die vier Schwäne lauschten der Musik der Glocke, bis der Mönch seine Mette geendigt hatte. „Laßt uns nun unser Lied singen", sagte Finola. Und sie sangen eine leise, süße, wehmüthige Weise, um den hohen, großen König des Himmels und der Erde zu preisen und ihm zu danken. Kemoc hörte das Lied, von wo er stand, und er lauschte mit großer Verwunderung. Aber nach einiger Zeit wurde ihm geoffenbart, daß die Kinder des Lir es wären, die dieses Lied sängen, und er war froh; denn um sie zu suchen, war er gekommen.

Am andern Morgen sah er sie auf den Wogen schwimmen und rief sie zu sich an's Land. „Ich danke Gott, daß ich euch gefunden habe," sagte er, „denn um euretwillen bin ich zu diesem kleinen Eiland gekommen, vor allen andern Inseln von Erin. Kommt an's Land und vertraut auf mich; hier sollt ihr befreit werden von eurer Verzauberung." Und sie folgten ihm freudig in sein Haus, und er ließ durch einen Meister zwei feine, glänzende Ketten von Silber machen, und er festigte die eine Kette zwischen Finola und Aeb und die andere zwischen Ficra und Conn.

So lebten sie mit ihm und lauschten seinen Unterweisungen Tag für Tag und nahmen Theil an seinen Andachten. Sie waren die Freude und Wonne des Mönches, und er liebte sie von seinem ganzen Herzen, und die Schwäne waren so glücklich, daß die Erinnerung an all das Elend, welches sie während ihres langen Lebens auf dem Wasser erlitten hatten, ihnen weder Leid noch Kummer machte.

Unterdessen war Largnen, der Sohn des Colman, König über Connaught geworden, und seine Gemahlin war Decca, die Tochter Finnin's, Königs von Munster, wie Eva vorhergesagt. Die Königin hatte von den redenden Schwänen gehört und wünschte sie zu haben. Als Kemoc sie herzugeben sich weigerte, wollte sie selbst sie holen. Aber Largnen holte sie ein und ging statt ihrer zu Kemoc. Kemoc bestand auf seiner Weigerung. Der König aber drang gewaltsam in seine Zelle ein, faßte die Schwäne an den zwei Silber=

ketten und zog sie vom Altare weg, um sie zur Königin zu bringen, während Kemoc ängstlich ihm folgte.

Der König war noch nicht weit des Weges gekommen, als plötzlich das weiße Federkleid dahinschwand und die Schwäne wieder Menschengestalt annahmen. Finola ward in ein uraltes Mütterchen verwandelt und die drei Söhne in drei schwache Greise, mit schneeweißem Haar, hager und voll Falten.

Als der König das sah, starrte er erschrocken auf und eilte davon, ohne ein Wort zu sagen, während Kemoc ihm bittere Vorwürfe machte.

Die Kinder Lir's aber wandten sich zu Kemoc, und Finola sprach:

„Komm', heiliger Mönch, und taufe uns ohne Verzug; denn unser Tod ist nahe. Du wirst um uns trauern, o Kemoc; aber fürwahr, es wird dir nicht schmerzlicher sein, uns zu verlassen, als es uns ist, dich zu verlassen. Mach' uns ein Grab hier und begrabe uns zusammen; und wie ich oft meinen Brüdern Schutz gab, als wir Schwäne waren, so lege uns in's Grab: Conn zu meiner Rechten, Ficra zu meiner Linken und Aed vor meinem Angesicht.

„Komm', Priester, mit dem heil'gen Buch,
Tauf' und begrab' uns hier.
Komm' schnell, komm' schnell, die Stunde drängt,
Des Todes harren wir.

„Grab' uns ein Grab — ein tief', tief' Grab:
Laß ruh'n uns ungestört
Bei deinem Kirchlein, wo zuerst
Wir Christi Ruf gehört.

„Und wie ich meine Brüder lieb
Beschirmt im Meeresschaum,
Conn, Ficra unter'm Flügelpaar
Und Aed im weichen Flaum:

„So leg' sie rechts und links von mir,
Ich bitte dich, recht nah',
Und Aed vor meinem Angesicht,
Daß mich ihr Arm umfah'.

„Wie auf der langen Wanderschaft,
Vereinigt ruhen wir.
Komm', Priester, schnell! Es drängt der Tod —
Tauf' und begrab' uns hier!"

Dann wurden die Kinder Lir's getauft, und darauf starben sie alsbald. Und als sie starben, schaute Kemoc auf, und siehe, er schaute ein Gesicht: vier liebliche Kinder mit leichten Silberschwingen und freudestrahlendem Antlitz. Sie schauten einen Augenblick auf ihn; aber während sie ihn anblickten, schwebten sie empor, und er sah sie nicht mehr. Und er ward mit Freude erfüllt, denn er wußte, daß sie gen Himmel gegangen waren; aber als er niederwärts blickte auf die vier Leiber, die vor ihm lagen, wurde er betrübt und weinte.

Und Kemoc ließ neben der kleinen Kirche ein weites Grab graben; und die Kinder Lir's wurden zusammen begraben, wie Finola angeordnet hatte — Conn zu ihrer Rechten, Ficra zu ihrer Linken und Aed vor ihrem Angesicht. Und er schüttete einen Grabhügel über ihnen auf und errichtete einen Leichenstein, mit ihren Namen in Oganschrift darauf eingegraben, worauf er die Klage für sie anstimmte, und die Leichengebräuche wurden vollzogen.

So weit haben wir berichtet die traurige Geschichte des Schicksals der Kinder Lir's. —

Viel reicher an Handlung, Leben und Farbe ist „das Schicksal der Kinder Turenn's". Bove Derg, der König der Dedannan's, ist noch am Leben, aber nicht mehr oberster Herrscher. An seiner Statt regiert Nuada mit der silbernen Hand, auf dem Hügel von Usna, jedoch auch er nicht als unabhängiger König. Denn die Fomorier aus dem Lande Lochlann haben die Dedannan's unterjocht und tributpflichtig gemacht. Jeder Mann der Dedannan's muß ihnen jährlich eine Unze Gold entrichten; dazu lastet eine Steuer auf dem Flechten der Mulde, auf den Mühlsteinen, auf dem Backen der Brodkuchen, und wer die Steuer verweigert, dem wird von den Tyrannen die Nase abgeschnitten. König und Volk sind schon an diese Abhängigkeit gewöhnt und stehen ehrfurchtsvoll vor den neunmalneun Steuereinnehmern auf, welche erschienen sind, die Jahressteuer einzutreiben. Ja, der freie Mann wagt nicht, den eigenen Sohn zu züchtigen, ehe er ihre Einwilligung eingeholt.

Da steht plötzlich ein Befreier auf, Luga mit den langen Armen, der Schützling Mannanan Mac Lir's, angethan mit Mannanan's undurchdringlicher Rüstung, geschützt durch Mannanan's unverletzlichen Brustschild — er reitet Mannanan's Stute, Enbarr mit der fliegenden Mähne; an seiner Seite hängt Mannanan's Schwert, der „Antworter", das unheilbare Wunden schlägt, und von seinem Helm blitzen zwei Edelgesteine, der Sommersonne gleich.

Er bringt in die Volksversammlung ein und schlägt vor König und Volk die Steuerbeamten nieder, bis auf neun; diese sollen Botschaft bringen nach Lochlann von dem, was sie geschaut. Dann hebt er sein Banner und ruft die Stämme Erins zum gemeinsamen Befreiungskampfe auf.

Doch während seine Schaaren sich sammeln, begegnen die drei Söhne Turenn's, Brian, Ur und Urcar, seinem Vater Kian auf der Haide. Alte Feindschaft trennt sie. Sie benützen die Gelegenheit, den Vereinzelten anzufallen. Umsonst verwandelt er sich mittelst Druidenkunst in ein Schwein. Brian besitzt ähnliche Künste und verwandelt seine beiden Brüder in scharfspürende Jagdhunde. Bald ist Kian entdeckt und aufgespürt. Ur und Urcar nehmen dann wieder Menschengestalt an. Auch Kian wird Zeit gegönnt, sich wieder in einen Menschen umzuwandeln; aber dann morden ihn die drei grausamen Brüder, aber nicht mit Schwert und Lanze, sondern sie werfen ihn mit runden Steinen, bis er als unförmliche Masse zusammensinkt.

Unterdessen besiegt Luga der Held die Fomorian's in gewaltiger Feldschlacht — er kämpft zuletzt Mann gegen Mann wider Bras, ihren König,

bis dieser die Waffen streckt und ihm bei Sonne, Mond und allen Elementen schwört, nie wieder gegen ihn die Waffen zu tragen. Herrlich ist der Sieg, reich die Beute, Erin frei. Aber Luga's Vater fehlt unter den triumphirenden Helden. Vor König und Volk fordert Luga Rache an dem Mörder. Doch die Söhne Turenn's stehen am Königsthron, gestehen ihren begangenen Mord und bieten sich an, den Mord durch einen Lösepreis zu sühnen. Luga geht darauf ein und fordert als Lösepreis: drei Äpfel, die Haut eines Schweines, einen Speer, zwei Stuten und einen Wagen, sieben Schweine, einen jungen Hund, einen Bratspieß, dreimaligen Ruf auf einem Hügel.

Die Parteien werden einig und beschwören den Vertrag. Dann erklärt Luga näher seine Forderung:

„Die drei Äpfel, die ich verlange, sind die Äpfel des Gartens Hisberna im Osten der Welt, und andere will ich nicht haben. Keine andern Äpfel in der Welt gleichen ihnen an Schönheit und an den geheimen Kräften, die sie besitzen. Ihre Farbe ist die Farbe geglätteten Goldes; sie schmecken wie Honig, und wenn ein verwundeter Krieger oder ein Mann in tödtlichem Siechthum davon ißt, so ist er alsbald geheilt. Und sie nehmen nicht ab beim Essen; sie bleiben so groß und so vollkommen am Ende wie am Anfang. Überdieß mag der Held, der sie besitzt, mit ihnen jedwede Heldenthat verrichten, die er will, indem er sie wirft, und der Apfel wird von selbst zu ihm zurückkehren. Und obwohl ihr drei wackere Krieger seid, ihr Söhne Turenn's, so glaub' ich, werdet ihr's nicht leicht finden, diese Äpfel zu entführen; denn es ist lange vorausgesagt, daß einst drei junge Krieger von dem Eiland im Westen kommen werden, um sie gewaltsam zu rauben, so daß der König Wachen ausgestellt hat, um eurer Ankunft zu harren.

„Die Schweinshaut, die ich begehre, gehört Tuis, dem König von Griechenland. Als das Schwein am Leben war, wurde das Wasser, durch das es ging, in neun Tagen in Wein verwandelt, und alle Kranken und Verwundeten, welche seine Haut berührten, wurden auf einmal gesund, so lange noch ein Funken des Lebens in ihnen war. Nun sagten die Druiden dem König, daß die Kraft nicht in dem Schwein selbst läge, sondern in seiner Haut; so ließ der König es tödten und abhäuten, und er hat jetzt die Haut. Auch sie, ihr tapfern Recken, ist ein Theil meines Lösepreises, den ihr schwer erringen werdet, sei's mit Freundschaft oder Gewalt.

„Der Speer, den ich von euch verlange, ist der vergiftete Speer Pezar's, des Königs von Persien. Sein Name ist „der Schlächter“. Zur Friedenszeit wird seine glühende, feurige Spitze allzeit in einem großen Kessel Wasser aufbewahrt, um zu verhindern, daß er des Königs Palast niederbrennt; und zur Kriegszeit kann der Kämpfer, der ihn zum Schlachtfeld trägt, jegliche Heldenthat vollbringen, die ihm beliebt. Und es wird nichts Leichtes sein, diesen Speer von dem König von Persien zu erlangen.

„Die zwei Stuten und der Wagen gehören Dobar, dem König von Sigar. Der Wagen übertrifft alle Wagen der Welt an Schönheit der Gestalt und an Tüchtigkeit der Arbeit. Die zwei edeln Stuten haben ihres

Gleichen nicht an Stärke und Schnelligkeit, und sie fliegen mit gleicher Behendigkeit über die See dahin, wie über das Land.

„Die sieben Schweine, die ich verlange, sind die Schweine Asal's, des Königs der Goldenen Säulen. Wer immer davon ißt, wird weder Siechthum noch Krankheit leiden; und wenn man sie heute schlachtet und ißt, so sind sie morgen wieder lebendig und heil.

„Der junge Hund gehört dem König von Iroda, und sein Name ist Failinis. Er strahlt so herrlich wie die Sonne am Sommerhimmel; und jedes wilde Thier des Waldes, das ihn sieht, fällt vor ihm machtlos zur Erde.

„Der Bratspieß gehört den kriegerischen Weibern der Insel Fincara. Sie sind dreimal fünfzig an der Zahl, und wehe dem Krieger, der ihrem Hause naht; denn ihrer jede hält im Einzelkampf drei wackern Mannen Stand; und sie gaben noch Keinem einen Bratspieß, ohne erst im Kampf überwältigt zu sein.

„Der Hügel, auf dem ihr dreimal rufen müßt, ist der Hügel Midkena's im Norden von Lochlann. Midkena und seine Söhne bewachen allzeit diesen Hügel; denn sie stehen unter dem Gelübde, Keinen darauf rufen zu lassen. Überdieß waren sie es, die meinen Vater in der Kriegerkunst und in Waffenthaten unterrichteten, und sie liebten ihn gar sehr; so daß, wenn auch ich seinen Tod euch vergäbe, sie es nicht thun würden. Und wenn es euch gelingen sollte, alles Übrige des Lösepreises zusammenzubringen, wird euch dieß, glaube ich, nicht gelingen; denn sie werden sicherlich meines Vaters Tod an euch rächen. Und dieß, ihr Söhne Turenn's, ist der Lösepreis, den ich von euch fordere."

Umsonst verlangen die Söhne Turenn's von Luga zur Vollbringung der geforderten Heldenthaten Enbarr mit der fliegenden Mähne, die Stute Mannanan's; aber Mannanan's Canoe, den „Wogenkehrer", kann er ihnen nicht abschlagen, denn das ist ihm verwehrt. Mit Hilfe dieses wunderbaren Bootes bestehen sie dann glücklich die geforderten Abenteuer, entführen, erst in Habichte, dann in Schwäne verwandelt, die drei Äpfel Hesperien's, erkämpfen sich die wunderbare Schweinshaut und ebenso den Speer des Königs von Persien, nachdem sie zuvor vergeblich versucht, den beiden Königen ihre Zauberkleinodien als Gastgeschenk mit ihrer Sangeskunst abzulocken. Den Wagen des Königs von Sigar erringt Brian theils mit List, theils mit Gewalt. Der König der Goldenen Säulen liefert ihnen darauf gutwillig ohne Widerstand die sieben Schweine aus, der König von Iroda nach kurzem Kampf den jungen Hund Failinis. Dann kehren die Söhne Turenn's zu Luga zurück und bringen ihm ihre bisherige Beute. Obwohl Luga nun selbst anerkennt, daß sie als Lösegeld angenommen werden könnte für Jeden, der bisher erschlagen wurde und noch erschlagen werden wird bis an's Ende der Zeiten, beharrt er doch auf seinen zwei übrigen Forderungen.

Den Bratspieß erlangt Brian mühelos, indem er in das Haus der nordischen Amazonen eindringt, und diese, von seinem Muth und seiner Schönheit eingenommen, ihm keinen Widerstand entgegensetzen. Aber auf Midkena's

Hügel entwickelt sich ein schrecklicher, blutiger Kampf. Zwar fallen Midkena und seine Söhne von der Hand der drei Söhne Turenn's; aber auch diese sind tödtlich verwundet. Nur mit Mühe gelangt Brian zur Spitze des Hügels und thut mit erlöschender Stimme den dreimaligen Ruf.

Die drei verwundeten Helden werden nach Erin gebracht zu Turenn, ihrem Vater. Es stände in Luga's Macht, sie noch zu retten. Allein er verweigert die goldenen Äpfel, die ihnen Leben und Gesundheit zurückbringen könnten. „Du und deine Brüder, ihr habt eine ruchlose und herzlose That gethan," ruft er in ungesättigter Rache den drei Sterbenden zu, „als ihr meinen Vater umbrachtet. Für diese That müßt ihr leiden, und nur mit eurem Tode werde ich mich befriedigen."

Da sterben die drei Helden dahin; Turenn und Ethnea, Vater und Schwester, halten ihnen die Todtenklage und sinken dann selbst entseelt an den drei Leichen nieder. Ein Grab umfängt sie alle. —

„Das Schicksal der Kinder Turenn's", „Das Schicksal der Kinder Lir's" und „Das Schicksal der Kinder Usna's" bildeten eine Art Trilogie unter dem Namen: „Die drei traurigsten Geschichten". Die älteste Fassung der ersteren Erzählung ist in dem Buche von „Lecan" enthalten und datirt schon aus dem Jahre 1416. Sie ist theils in Versen, theils in Prosa ausgeführt, enthält indeß bloß die Angabe des „Lösepreises", nicht die Ausführung der einzelnen Abenteuer. Während diese späterer Zeit anzugehören scheint, ist der Kern der Geschichte unzweifelhaft noch viel älteren Ursprungs; denn Bezüge auf die drei Söhne Turenn's finden sich schon im Buche von Leinster (1130), in einem Gedichte Flann's von Monasterboice (welcher 1056 starb) und in Cormac's Glossar (das um 900 geschrieben wurde).

Wenigstens ebenso alt sind drei andere der von Dr. Joyce mitgetheilten Sagen: „Das Überfließen des Sees Neagh und Geschichte Liban's der Seejungfer", „Connla der Goldhaarige und die Elfenmaid", und „Die Reise Maildun's". Alle drei sind dem ältesten gälischen Sammelcodex entnommen, der bis jetzt vorhanden ist, dem sogen. „Buch der dunkelbraunen Kuh" (Leabhar na h-Uidhre). Das Buch ist eine Abschrift von älteren Büchern und stammt von Maelmuire Mac Ceilechair, welcher 1106 starb.

Am merkwürdigsten ist wohl „die Reise Maildun's", eine kleine Odyssee von sehr phantastischem Charakter. Der celtische Forscher O'Curry nimmt an, daß der Dichtung eine wirkliche Reise zu Grunde liege, und setzt dieselbe, nach innern Gründen, in das achte Jahrhundert. Maildun ist ein Waisenkind, dessen Vater von Piraten getödtet worden, und das die Mutter nun der Königin des Stammes Owenaght übergibt. Der wunderschöne Knabe wird von der Königin wie ihr eigen Kind großgezogen und von Jedermann bevorzugt. Eifersucht anderer Knaben führt ihn auf die Frage, wer sein Vater sei, und so wird ihm das bisherige Geheimniß eröffnet, sein Vater sei von Piraten gemordet worden. Mit 60 Mann zieht er auf einem Kahne aus, seinen Vater zu rächen. Die Reise ist weniger eine Kette lebhafter, spannender Abenteuer, als ein Panorama phantastischer Gestalten. Denn nachdem die Reisenden gleich bei der ersten Ausfahrt den Mörder ent-

deckt, verschlägt ein plötzlicher Sturm sie vom Gestade, weil Maildun die Vorschriften der Druiden nicht genau beobachtet, sondern außer seinen 60 Mann noch seine drei Pflegebrüder mitgenommen hatte. Drei Tage werden sie auf hoher See umhergetrieben; dann fahren sie zwischen einer mit Ungeheuern bevölkerten Inselwelt dahin — die Insel der Riesenenten, die Terrassen-Insel der Vögel sind die ersten Stationen; dann kommt eine Insel mit nur einem Ungeheuer, halb Pferd, halb Hund, mit blauen Klauen — auf einer andern halten die Dämonen ein Wettrennen. Darauf landen sie am Palaste des Stillschweigens, erquicken sich nach langer Hungerqual an dem wunderbaren Apfelbaum und beobachten die Insel der blutdürstigen Thiere. Weiter erscheint ein Ungeheuer, dessen borstiges Fell festsitzt, während der Leib drinnen sich unaufhaltsam wie eine Windmühle dreht — dann die Insel der feuerglühenden Thiere, der Palast der kleinen Katze, die Insel, wo Alles sich weiß oder schwarz färbt, die Insel des brennenden Flusses, die Insel des Höllenmüllers, die Insel der Weinenden, die Insel mit den vier kostbaren Mauern, der Palast der Krystallbrücke.

Wieder auf andern Inseln begegnen sie redenden Vögeln und riesigen Schmieden; dann lenkt ihr Kahn in die Krystallsee. Unter den Wogen schauen sie ein liebliches Land, etwas weiter staut sich die See wie eine Mauer um eine Insel auf, bildet auf einer andern Insel einen breiten Wasserbogen. Darauf folgt die Insel, die auf einer Säule steht, die Insel der verzaubernden Weintrauben, die Insel mit dem Wundersee, die Insel der Lachenden, die Insel der Seligen. Das Ganze ist ein rechtes Märchenland, aus dem sich kaum eine Allegorie herausphilosophiren läßt, ein Kranz von Phantasieträumen, wie sie wohl ein einsamer Wanderer in der Inselwelt der Hebriden erträumt haben mag. Nur zweimal machen die Seefahrer längeren Halt: zuerst bei der „Königin mit dem magischen Fadenknäuel", welche Maildun stete Jugend verspricht und ihn zum Verdruß der Gefährten ein ganzes Jahr auf ihrer Insel festhält; dann bei dem alten Eremiten auf dem Felsen, der ihnen die Geschichte seiner Schuld und Buße erzählt:

„Ich wurde geboren und aufgezogen auf dem Eiland Tory. Als ich zum Mann erwachsen war, wurde ich Koch bei der Brüderschaft des Klosters, und ein böser Koch war ich; denn täglich verkaufte ich einen Theil der mir anvertrauten Nahrung und kaufte insgeheim auserlesene und seltene Dinge mit dem Gelde. Ja, ich that noch Schlimmeres; ich machte geheime unterirdische Zugänge zu der Kirche und den dazu gehörigen Häusern und stahl von Zeit zu Zeit große Mengen goldener Gewänder, gold- und erzgeschmückter Bücherdeckel und andere heilige und kostbare Dinge. Ich wurde bald sehr reich und hatte meine Zimmer gefüllt mit kostbaren Pfühlen, mit Gewändern jeglicher Farbe, leinenen und wollenen, mit ehernen Krügen und Kesseln und mit goldenen Agraffen und Armbändern. Nichts fehlte in meinem Hause an Ausstattung und Schmuck, wie man's von einem Mann von hohem Rang im Leben erwartet, und ich wurde sehr stolz und übermüthig."

Für diese Finanzoperationen an den Gütern todter Hand mußte der Klosterkoch aber harte Buße thun. Nachdem er eines Tages glücklich alle

seine Schätze auf ein Schiff gebracht und einige Tage ruhig auf dem Meer vorangeschifft, wird sein Schiff plötzlich von einem geheimnißvollen Greise festgehalten, der auf dem Kamme einer Welle daherfährt.

„Wohin gehst du?“ fragte er.

„Ich weiß nicht,“ antwortete ich; „aber das weiß ich, ich habe meine Freude daran, wie mein Kahn so sanft, so artig über die Wellen dahinschwebt.“

„Du würdest dich nicht freuen,“ erwiederte der Greis, „wenn du die Schaaren sähest, welche dich in diesem Augenblick umlagern.“

„Was für Schaaren?“ fragte ich, und er antwortete:

„All der Raum um dich, so weit der Blick reicht über die See und hinauf zu den Wolken, ist eine gewaltige, drohend aufragende Masse von Dämonen, wegen deines Geizes, deines Diebstahls, deines Stolzes und deiner übrigen Verbrechen und Laster.“

Dann fragte er mich: „Weißt du, weßhalb dein Boot innehielt?“

Ich antwortete: „Nein“, und er sagte: „Ich habe es angehalten, und es wird sich nicht vom Platze bewegen, bis du mir zu thun versprichst, was ich dich heiße.“

Ich antwortete, daß es vielleicht nicht in meiner Macht stehe, seinem Geheiß zu entsprechen.

„Es steht in deiner Macht,“ antwortete er, „und wenn du's mir verweigerst, so werden die Qualen der Hölle dein Antheil sein.“

Dann kam er hart an mein Boot, hielt seine Hand auf mich und ließ mich schwören, das zu thun, was er fordere.

„Was ich verlange,“ sagte er, „ist, daß du in diesem Augenblick alle die übelerworbenen Schätze, die du im Boote hast, in die See wirfst.“

Das that mir sehr leid, und ich erwiederte: „Es ist ein Jammer, daß all diese köstlichen Dinge verloren gehen sollen.“

Hierauf antwortete er: „Sie werden nicht verloren sein. Es wird Jemand kommen und sie aufheben. Jetzt thue, was ich sage.“

So warf ich denn, gar sehr gegen meinen Willen, all die schönen, kostbaren Dinge über Bord und behielt bloß einen kleinen Holzbecher, daraus zu trinken.

Für die Weiterreise erhält der nun verarmte Klosterkoch sieben Brodkuchen und einen Becher Wasser. An einer öden Felseninsel hält der Kahn. Die magere Kost reicht für sieben Jahre; dann muß der Büßer drei Tage fasten. Von da ab bringt ihm ein Fischotter täglich einen Salm, wieder sieben Jahre lang — dann wieder dreitägiges Fasten; dann bekommt er abermals etwas Fisch und etwas Brod dazu. Bei dieser zweiten Bußperiode treffen ihn Maildun und seine Genossen.

Ältere Sagen, wie die Reise selbst und die Erzählung von der Königin mit dem wunderbaren Fadenknäuel, haben sich hier offenbar mit Mönchslegenden vermischt. So wird denn auch am Schluß das ursprüngliche Motiv der Geschichte, die Blutrache, verlassen, indem Maildun dem Mörder seines Vaters verzeiht und unter seinem gastlichen Dache ausruht, während Diuran Lekerd, einer der Fahrtgenossen, das Silber, das er von dem großen Netz der Silbersäule abgeschnitten, als Votivgeschenk am Hochaltar von Armagh niederlegt.

Einen ähnlichen legendenhaften Abschluß hat die „Geschichte Liban's der Seejungfer“, der Tochter des Königs Ecca, welche bei dem Überfluthen

des Sees Neagh am Leben bleibt und auf ihren Wunsch zur Hälfte in einen Fisch verwandelt wird. Nachdem sie so 300 Jahre, d. i. von der Zeit Ecca's, des Sohnes Marid, bis auf die Zeit Compall's von Bangor, im Meere herumgeschwommen, wird sie endlich vom heiligen Mönche Beoc bei einer Romfahrt durch ihren Gesang erkannt und durch Fergus von Miluc mit einem Netz an's Land gezogen. Sie erhält die Wahl, entweder noch 300 Jahre auf Erden zu leben, oder unmittelbar nach der Taufe zu sterben und sofort in den Himmel einzugehen. Sie wählt das Letztere, wird getauft und stirbt, und das Volk widmet ihr fürder eine Art frommer Verehrung.

Die Geschichte „Connla der Goldhaarige und die Elfenmaid" dagegen hält sich ganz im Gebiet der Märchenpoesie. Vor Connla, dem Erbprinzen Conn's des Hundertbezwingers, steht plötzlich eine Elfenmaid, die ihn einladet in das Land, wo ewige Jugend blüht. Ihr erster Blick bezaubert ihn. Anhänglichkeit an Vater, Familie und Heimath schwinden vor ihrer Einladung dahin, ihr in's Land der Feen zu folgen:

„Ich komme aus dem Lande der Lebenden — einem Land, wo weder Tod noch Alter noch Unrecht ist. Die Bewohner der Erde nennen uns Aesshee, denn wir haben unsere Wohnstätte zwischen großen, lieblichen, grünen Hügeln. Fröhlich vertreiben wir uns die Zeit bei festlichen Mahlen und unschuldigen Freuden, wir werden nie alt; und unter uns gibt es weder Feindschaft noch Streit."

Der König und sein Gefolge vernehmen ihre Worte, doch ohne ihre Gestalt zu sehen. Da der König seinen Sohn frägt, mit wem er rede, antwortet sie an dessen Statt:

„Connla spricht mit einer lieblichen, edelgeborenen Maid, die wird nie sterben und nie altern. Ich liebe Connla den Goldhaarigen und ich bin gekommen, ihn mit mir zu nehmen nach Moy-mell, auf die Wiese nie endender Freude. An dem Tage, da er mit mir kommt, wird er König werden, und er wird für immer herrschen im Feenland, ohne Weinen und ohne Trauer. Komm' mit mir, geliebter Connla, und du sollst bewahren die Schönheit und Würde deiner Gestalt frei von des Alters Falten bis zum schrecklichen Tag des Gerichts."

König Conn fordert nun seinen Druiden Coran auf, den Zauber der Sirene zu brechen. Zweimal gelingt es ihm. Er nöthigt die Feenmaid, zu entweichen. Doch jedesmal wirft sie Connla einen Apfel zu. Und einen ganzen Monat ißt und trinkt der Prinz nicht mehr, außer von dem wundersamen Apfel, der ihm Leben und Kraft erhält, durch das Essen sich nicht vermindert, sondern immer voll und ganz bleibt. Am Ende des Monats erscheint die Fee abermals und wiederholt ihre bezaubernde Lockung vor dem König und seinem ganzen Hof. Connla, sonst in Gegenwart der wunderbaren Maid still und schweigsam, klagt jetzt dem Vater seinen Jammer:

„Vater, ich bin sehr unglücklich; denn obwohl ich mein Volk über Alles liebe, bin ich doch in Trauer um diese Maid.

„Ein Land der Jugend, ein Land der Ruh',
Von Kummer frei und Weh,
Liegt fern dem gold'nen Westen zu
An den Grenzen der goldenen See.
Hell wie Krystall, ein leichter Kahn —
Kein sterblich' Aug' ihn sah —
Bringt uns hinüber auf kurzer Bahn,
Vor Abend sind wir da.
Bald sind wir am Strand,
In dem sonnigen Land,
Frei von Dämonen und Weh,
In dem Land der Ruh',
Gen Westen zu,
Am Rande der bläulichen See.

„Ein lieblich Land in ewigem Grün;
Licht schlängelt der Bach sich zum Thal.
Der Sommer währet das ganze Jahr
In leuchtendem Sonnenstrahl.
Ein friedlich Land voll sanfter Lust,
Ein Lenz voll Lieb' und Licht.
Nicht Kummer, nicht Trauer ängstigt die Brust,
Wir sterben, wir altern nicht.
Das Land der Jugend,
Der Liebe, der Tugend,
Frei von Schmerzen und Weh,
Das Land der Ruh',
Gen Westen zu,
Am Rande der bläulichen See."

Connla vermag dem Zaubergesang nicht zu widerstehen. Plötzlich eilt er hinweg von seines Vaters Seite, steigt in das festgebaute, strahlende, blitzende Krystallboot und entschwebt auf demselben mit der Fee langsam, vor den erstaunten Blicken des Königs und des ganzen Volkes, über die leuchtende See gen Westen hin. Niemand weiß, was aus Connla geworden ist; denn er ward seitdem nie mehr in seiner Heimath gesehen.

Der Sage, die sich in manchen andern Liedern und Erzählungen wiederfindet, liegt der weitverbreitete Aberglaube zu Grunde, daß es in der Macht der Fairies stehe, Menschen von dieser Erde in ein unsichtbares und sonst unnahbares Land zu entrücken.

(Schluß folgt.)

A. Baumgartner S. J.

Der Singschwan[1].

„Da bin ich wieder, wo die düstern Tannen
Geheimnißvoll am Saum der Haide steh'n;
Hier laßt mich ruh'n und still und ungeseh'n
Den flücht'gen Traum in holden Zauber bannen.
Rings Alles noch wie sonst, nichts neu, nichts alt:
Weit dehnt sich hin die alte Osenhaide,
Und mitten drin, ihr blitzend Brautgeschmeide,
Erglänzt der See, von hohem Schilf umwallt,
Und jenseits ragt, zerklüftet und verwittert,
Der Felsenkranz, von blauem Duft umzittert."

Als müder Pilger heimkehrend von irren Wegen, läßt sich der Dichter unter den Tannen nieder, ob ihr Flüstern ihm noch einmal verlorene Kunde zurückrufe. Und weiter, immer weiter schaut er träumend zurück in

„längst vergang'ne Tage,
Da schwer die Zeit und schwach die Herrscherhand,
Da Glaubenszwist die Leidenschaft entband
Und rohe Willkür hielt die Richterwaage;
Da Hussens Geist die Kriegsdrommete blies
Und grimm die Fackel schwang auf deutschen Fluren;
Da Mahom's Söhne Tod den Christen schwuren
Und herrlich sich des Kreuzes Kraft erwies . . ."

Aus jenen Zeiten steigt ihm ein leuchtendes Bild entgegen und begeistert ihn zu dem frommen Liede vom „Singschwan".

In einem einsamen Föhrengrund des westphälischen Nordens lag ein Jägerhaus,

„vom Volke bang gemieden.
Die Sage ging, daß hier, zu Drei im Bund,
Falschmünzer einst dem Teufel sich verschrieben
Und Jahr und Tag ihr Höllenhandwerk trieben,
Bis sie der Böse schlug in nächt'ger Stund':
Im Nacken grimm das Antlitz, graus geschunden,
So fand man Zwei, der Dritte war verschwunden."

Ein halbes Jahrhundert hatte das unheimliche Haus leergestanden, und bildete darum jetzt so recht die Wohnung eines wildfremden, finstern Mannes, den man zwar in der Umgegend nicht kannte, aber doch mit dem seltsam richtigen Instinct des Volkes als einen verfluchten, geächteten Mann völlig mied und floh. Erst später erfahren wir die Geschichte des Armen:

„. . . ich war des heil'gen Bund's Genoß,
Da reizte mich des Stuhlherrn einz'ger Sproß,

[1] Der Singschwan. Lyrisch-epische Dichtung von F. F. Brill. Münster, Nasse, 1882.

Ich stieß ihn nieder, daß im Staub er kauert!
Für Mord geheischt, dreimal nach Recht und Brauch,
Bat zwanzig ich der Freunde, mich zu schützen
Durch Eideshülf' — ich wähnt' sie treue Stützen;
Nur Einer kam. Weh! bei den Neunzehn auch
Der Graf von Alt. Da floh mit dir (seinem Weib) ich eilig
Und dankte Gott, daß dir mein Schweigen heilig." (31)

Wer die Gerechtsamen und Gepflogenheiten der Vehme kennt oder sie hier im Gedicht angedeutet findet, weiß, welche Leidensgeschichte in dieser kurzen Strophe enthalten ist. Einsam die Welt meidend, aus Furcht, von einem Diener des geheimen Gerichtes erkannt und gerichtet zu werden, von der Welt gemieden ob seines unheimlich scheuen Wesens; zur Unthätigkeit und Armuth verdammt, quält den Ärmsten auch noch der Gedanke, ein treues, unschuldiges Weib und die theuren Kinder einem Leben des Jammers und der Schande überantwortet zu haben. Sogar die Tröstungen der Religion glaubt der Geächtete meiden zu sollen, und sein Herz verbittert sich mit der Zeit so sehr, daß er nicht bloß die willkürliche und leidenschaftliche Rechtspflege des ausgearteten Vehmgerichtes, sondern auch die ewige Gerechtigkeit des göttlichen Richters anzuklagen — überhaupt an jeder Gerechtigkeit zu zweifeln beginnt. Vor dem äußersten Schritt des Selbstmordes bewahrt ihn nur noch die Liebe zu seiner Familie, besonders zu dem ältesten Sohne Raimund, der trotz seiner düstern, freudelosen Umgebung sich immer mehr zu einem ritterlichen Jüngling entwickelt und, ohne seine edle Abkunft zu ahnen, sich derselben dennoch in jeder Hinsicht würdig zeigt. Die fromme Mutter hat ihm das beste Erbtheil einer Christin, Glauben und Unschuld, tief in's Herz gelegt und ihn so vorbereitet, der Retter der Seinen nach Gottes Rathschluß zu werden.

Nur mühsam hatte sich nach langen innern Kämpfen der Vater endlich entschlossen, den Sohn auf die Flotte ziehen zu lassen, welche sich zum Kampfe gegen die Türken rüstete. Schon stand der Tag der Abreise Raimunds bevor, da erschien ein neuer Helfer in der Noth: der Graf von Alt, der Freund des Vervehmten, der endlich nach jahrelangem Suchen durch Gottes Fügung den Geächteten wiedergefunden hatte. Dessen Bitten, der Freund möge ihm auf sein Schloß an der Donau folgen, wo er unerkannt und sicher seinem Stande gemäß leben könne, weist der stolze Werth zurück: er will kein Gnadenbrod, selbst nicht von seinem Freunde; wohl aber gestattet er, daß dieser seinen Sohn Raimund mit sich nehme und als Ritter zu edlem Thun erziehe. So kommt denn der Haideknabe aus dem stillen Försterhause hinab an die blaue Donau, sich nicht bloß in edlem Waffenwerk, sondern auch im Studium auszubilden und zu vollenden.

Der siebente Gesang führt uns nach Wien; ein großartiges Schauspiel entrollt sich vor unsern Augen:

„Ha, welch ein Zug! voran, in weißem Linnen
Und Stolaschmuck, die Diener am Altar;
Im rauhen Kleid der Mönche fromme Schaar,

Der Stadt hochweiser Rath mit ernstem Sinnen.
Und die der Lehr' und Wissenschaft sich weih'n,
Vereint mit Jenen, die nach Weisheit dürsten;
Die Meister edler Zünfte, stolz wie Fürsten,
Und stahlbewehrt der Krieger kühne Reih'n;
Und wachsend drängt — kein Auge kann es fassen —
Dem Zuge nach das Volk in bunten Massen . . ."

Der Heilige tritt auf:

„Wie Moses, segnend mit erhob'nen Händen,
Am Nebo stand, bereit zum Todesgang:
So steht der Rufer ernst am Hügelhang,
Im Bußgewand, den Gürtel um die Lenden.
O sel'ge Augen, die solch Wunder sah'n!
Die Jünglingskraft im Schmucke weißer Locken,
Ein gottentflammter Streiter, unerschrocken,
Zieht barfuß durch die Lande Capistran
Und ruft zum Kampf gen wilde Türkenhorden,
Die drohend nah'n, das Christenvolk zu morden." (98)

Unter denen, welche, durch die Predigt des Heiligen begeistert, das Kreuz nehmen, finden wir auch Raimund wieder, dem es unterdessen ganz eigen ergangen. Sein Gönner, der Graf von Alt, war dem Urtheil der Vehme zum Opfer gefallen, und der Knabe, wieder arm und auf sich allein angewiesen, hatte sich doppelt ernst dem Studium gewidmet. Auch ein Freund war ihm geworden in der Person Raphaels von Frankenfels, des Sprößlings jenes Mannes, den Raimunds Vater im Zorn erschlagen hatte und durch dessen Mord er der Vehme verfallen. Zwar ist Raphael von seinem Großvater in den Grundsätzen der Feindesrache erzogen worden und kennt ganz genau die Geschichte vom Untergang seines Vaters und der Flucht seines Mörders; allein er kann unmöglich in dem Freunde Raimund von Toulouse den Sohn seines Todfeindes ahnen, und auch Raimund, der absichtlich von seinem Vater in Unkenntniß über sein Herkommen gehalten wurde, verkehrt in der größten Unbefangenheit mit seinem Freunde, und rührend ist es, zu vernehmen, wie er Raphael zu christlicheren Gedanken der Feindesliebe erheben will, ohne zu ahnen, daß sein eigener Vater der Gegenstand allen Hasses ist. Auch Raphael möchte jetzt das Kreuz nehmen; allein der alte Frankenfels, sein Großvater, bangt nicht allein um das Leben seines einzigen Erben, sondern er, der alte Ritter, hat auch einen solchen Abscheu gegen das neue Kriegführen mit Feuerwaffen rc. gefaßt, daß er seinem Enkel jede Betheiligung am Kriege unter Androhung seines Fluches verboten hat. So scheiden denn die beiden Freunde traurigen Herzens; doch Raimund empfängt noch von Capistran die Versicherung, daß er gerade durch die Theilnahme am heiligen Krieg die Prophezeiung des Singschwans erfüllen und seine Eltern erlösen werde. Auf dem Weg zum Kreuzheer rastet er eines Tages im Walde am Ufer eines Sees und rettet durch seine Tapferkeit und Geistesgegenwart eine dort mit der Reiherjagd beschäftigte Jungfrau aus den Tatzen eines Bären. Bald er=

scheint auch die männliche Jagdgesellschaft, an ihrer Spitze ein Greis, der Großvater des geretteten Mädchens — welcher wiederum kein Anderer ist, als der alte Frankenfels. Natürlich muß Raimund mit auf das Schloß, nur für einen Tag, wie er meint, allein wie die Sachen kamen, für eine verhängnißvoll lange Zeit. Am Abend nämlich führt ihn der alte Frankenfels zu seinem Gastgemach durch einen langen Gang, der mit allerlei Bildnissen geziert ist. In einem derselben steckt der symbolische Dolch an der Herzstelle. . . . Raimund glaubt zu erkennen, hält sich indessen und gelangt in sein Gemach. Sobald er jedoch meint, daß der Alte sich zurückgezogen, kehrt er in die Halle zurück, erkennt wirklich das Bild seines Vaters, und Alles ist ihm jetzt so entsetzlich klar geworden. Er verfällt in ein tödtliches Fieber, und nur langsam erholt er sich aus den Gefahren der Krankheit, um in die noch gefährlicheren der Liebe zu verfallen. Anfangs kämpft er nur schwach gegen die allzu süße Lockung, da erschallt im Augenblicke der höchsten Gefahr der warnende Ruf des Singschwans — und der Held erinnert sich seines Berufes und Schwures. Er reißt sich los — und trotz seiner Offenbarung, daß er der Sohn des verhaßten Mörders sei, der Liebe Selindens sicher, eilt er zum Kreuzheere. Hier trifft er Raphael, der es schließlich lieber mit dem Zorn seines Großvaters aufnehmen wollte, als noch länger ein Feigling zu scheinen, und beide Freunde vereint nehmen nun Theil an der glorreichen Vertheidigung Belgrads unter Huniady's Leitung. Der Sieg blieb den Christen, und nicht bloß zeichnete sich Raimund durch besondere Tapferkeit aus, sondern er hatte auch hier wieder das Glück, seinem Freunde Raphael das Leben zu retten.

Der elfte Gesang entführt uns an den Rhein, wohin der alte Frankenfels wieder gezogen ist. Hier stand die Burg seiner Väter, die er nach dem Tode seines Sohnes geflohen, die er aber jetzt wieder aufsucht, um zu sterben. Die Geschichte mit Raimund, dann der Ungehorsam seines Enkels, den er im Krieg gefallen wähnt, haben des alten Mannes letzte Kraft gebrochen: er harrt jetzt in düsterer Vereinsamung auf den Tod wie auf einen Erlöser. Selinde tröstet ihn, so gut sie es vermag, sucht auch die Hoffnung auf die mögliche Wiederkehr Raphaels nicht ganz ersterben zu lassen, und erbittet zum Voraus die Verzeihung für den Schuldigen. Wie die Beiden einmal wieder so sich unterhalten, tritt Raphael herein — gesund und schön — kräftig und edel — wie der Frankenfels seinen Neffen kaum zu träumen gewagt. . . . Das Übrige ist leicht zu errathen. Es kommt zur Verzeihung nicht bloß für Raphael, sondern auch für Raimund und dessen Vater, und zu dem, was kommen mußte: der Verlobung Selindens mit dem Helden. Der letzte Gesang führt uns denn auch wieder auf die westphälische Haide und schildert uns noch einmal das Leid des alten von Werth, das inzwischen den höchsten Grad der Verzweiflung angenommen. Dann aber erscheint mit Raimund die Erlösung und Versöhnung. . . . Doch das Alles läßt sich nicht in kurzem Auszug geben, es will im Gedichte selbst gelesen sein.

Jetzt ein Wort über den Titel des Gedichtes, der aus Vorstehendem kaum zu erklären sein dürfte. Der Dichter knüpft an eine in der bei Bent=

heim gelegenen Genhaide erhaltene Sage an, welche Folgendes berichtet. Wo jetzt der See seine Wogen ergießt, stand früher in einem dunklen Walde ein Götzenbild. Doch mit dem eindringenden Christenthum geschah in diesem Walde ein Wunder:

„Hoch ob dem Götzenstein im finstern Haine,
Aus mächt'ger Eiche wuchs im Glorienscheine
Der heil'gen Jungfrau und des Kindes Bild,
Und strahlt hinaus gleich einem Wundersterne
Und lud die Christen her von Nah und Ferne." (9)

Doch wie sich in einer Nacht wieder die Christen um das Bild versammelt hatten, wurden sie von den fanatischen Heiden überfallen, und eine Jungfrau blieb in den Händen der Wüthenden zurück — doch nein, auch sie entschwebte zugleich mit dem Bilde als Schwan „zu heitern Lüften". Der Wald versank, der See quoll empor, und auf seinen Wogen

„schimmernd zog . . .
Der heil'ge Schwan, daß Gottes Lob er sänge."

Ob solchem Wunder erstaunt, bekehren sich die Sachsen, und zum Lohn kehrt auch das Wunderbild der Madonna wieder zurück. Man erbaut ihm ein Kirchlein, Schwanhilge genannt, und rund um dieses Heiligthum siedeln sich dann die bekehrten Heiden an. In der Gemarkung dieses Dorfes, in der Nähe dieses Schwanensees, ließ sich der alte Graf von Werth nieder, und so kam es, daß die Sage vom Singschwan auch dem Knaben Raimund nicht verborgen blieb. In seiner kindlichen Einfalt glaubt er an die buchstäbliche Wahrheit dessen, was ihm der Vater in gemüthlichen Abendstunden von der märchenhaften Erscheinung des Schwanes und seinen Liedern erzählt. Der Dichter benutzt aber die poetische Legende nicht allein, um seinem Lied auch das Element des Wunderbaren einzuweben, sondern symbolisirt auch in dem Schwan den geheimnißvollen Mahner und Wecker, den Genius des Knaben, der ihn zu allem Großen und Edlen anfeuert und als Stimme des Gewissens in Stunden der Gefahr zu warnen hat:

„Doch mußt du rein des Herzens Schrein bewahren,
Nur Reinen will der Geist sich offenbaren."

Aus dieser höchst gedrängten Übersicht des Inhaltes möge der Leser sich annähernd ein Bild von der Handlung des Gedichtes machen. Wir sagen annähernd; denn Brill hat es verstanden, diese großen Etappen der Handlung durch sanfte, oft äußerst poetische Nebenmotive zu verbinden. So treten außer den Hauptfiguren des Vervehmten, seines Weibes und Sohnes, des Grafen von Alt, der beiden Frankenfels und Selindens noch mehrere höchst fein gezeichnete Nebenfiguren auf, unter denen wir nächst der großartigen Erscheinung des Capistran besonders den Pfarrer von Schwanhilge und vor Allem den ungarischen Hirten hervorheben, welch Letzterer ungemein wirksam verwendet wird, um nicht bloß die beiden Hauptschauplätze der Erzählung zu verbinden, sondern auch kleinere Verwicklungen zu schürzen und zu lösen.

Sehen wir uns nun im Ganzen die Handlung an, so ist ihr nicht allein der poetische Charakter durchaus zuzusprechen, sondern sie ist auch überreich an den herrlichsten Situationen, buntfarbigsten Bildern und verschiedensten Seelenstimmungen. Sie bildet so recht eine Erfindung geläuterter Romantik, in der bei Abwicklung einer bewegten, wechselvollen Geschichte doch hauptsächlich die ganze Skala der Gemüthsempfindungen zur Geltung kommt und harmonisch ausklingt. Neben der rührendsten, bald hoffnungsfrohen, bald schmerzensbittern Gatten- und Mutterliebe bringt der Singschwan die treue Freundesliebe in den verschiedensten Abstufungen zum Ausdruck; herrlich sehen wir die begeisterte Gottesliebe des hl. Capistran in jenen kräftigen Kreuzzugspredigten ihre schönsten Blüthen treiben, während sich unser Glaube und unser Herz an dem lieblichen Siege erfreut, den treue Braut- und Kindesliebe über die langjährige tödtliche Feindschaft der Väter davonträgt. Gleich vielfältig ist der Stimmungswechsel in den einzelnen Gesängen und Bildern. Von der schlichtesten gemüthlichen Erzählung erhebt sich das Gedicht bis zur glühendsten Kampfeslust, vom Idyll der westphälischen Haide zum unheimlichen Grausen des geheimen Gerichtes, zu den aufregenden Jagdscenen im Triester Walde, wie zu den blutigen Angriffen vor Belgrad. Auch in den Charakteren, welche uns die Fabel vorführt, haben wir eine ähnliche Reichhaltigkeit der Nuancirung festzustellen, und glauben deßhalb wohl mit Recht die Erfindung der Fabel eine außerordentlich glückliche nennen zu dürfen. In der Verwerthung, resp. der künstlerischen Ausbildung derselben dürfte indeß die strenge Kritik einen Rückhalt am Platze finden. Vorerst ist es den Regeln epischer Composition wohl kaum entsprechend, wenn wir im ersten Gesang den Helden als Knaben finden, ihn dann als Studenten antreffen und schließlich als Sieger und Bräutigam verlassen. Bedenklicher als diese immerhin noch mäßige Beiseitesetzung der zeitlichen Einheit will uns indeß ein gewisser Mangel in der inneren Einheit der Entwicklung vorkommen. Den eigentlichen Kern des Gedichtes drückt uns zwar der dritte Gesang in doppelter Weise aus: zuerst wenn die fromme Mutter, den Gatten tröstend, erzählt, wie ihr nach inständigem Gebet im Traume die Gottesmutter erschienen sei und gesagt habe:

„Den Gatten ... rettet dir der Sohn
Und führt dereinst euch All' aus Noth und Kummer."

Als Variante zu dieser religiösen Prophezeiung finden wir dann nachher die mysteriöse Andeutung des Singschwans an den träumenden Knaben:

„Heil dir ...
Zu hohem Werk der Himmel dein begehrt!
Mit frommem Lied und gottgeweihtem Schwert
Sollst du der Rache finstern Geist beschwören." (34)

Niemand, der noch einen Rest poetischen Verständnisses hat, wird diese Ankündigung und Variation des Themas für nicht überaus künstlerisch erklären; wir halten sie geradezu für einen äußerst glücklichen Wurf. Indessen dürfen wir uns doch nicht verhehlen, nicht bloß, daß diese Ankündigung des

eigentlichen Vorwurfes etwas spät, im dritten Gesange, kommt, wo das Interesse des Lesers bereits Gelegenheit hatte, sich für andere Fragen als Hauptmotive zu erwärmen, sondern auch, daß der Ankündigung an dieser Stelle das eben durch ihre Verspätung doppelt nöthige Relief fehlt, um das bisher vagirende Interesse auf diesen einen Hauptpunkt zu concentriren. Nehmen wir die berühmtesten Epen des Alterthums, so geht dem Satze, welcher das Thema enthält, gewöhnlich eine kurze, kräftig malende Inhaltsangabe des Gedichtes voran oder folgt ihr unmittelbar, was gleich den Leser auf den richtigen Standpunkt stellt, von dem aus die Einblicke in das Kunstwerk die rechte Perspective treffen. So das unvermittelte:

Μῆνιν ἄειδε, θεά, Πηληϊάδεω Ἀχιλῆος

so das: Ἄνδρα μοι ἔννεπε, Μοῦσα, πολύτροπον

oder umgekehrt das abschließende:

Tantae molis erat, Romanam condere gentem.

Hier haben wir, um technisch zu reden, gleich bei der Thesis das Argumentum, unmittelbar neben der Frage wenigstens die summarische Andeutung der Lösung. Letzteres fehlt beim Singschwan, wenn wir von dem freilich Alles sagenden, aber allzu dunklen:

„Mit frommem Lied und gottgeweihtem Schwert“

absehen wollen. Der Dichter nämlich fügt selbst an jener Stelle hinzu:

„O frage nicht! (d. h. wie das geschehen solle) nur heilig
Schweigen frommt,
Kein Menschenwitz kann Gottes Rath ergründen.
Hab' frohen Muth, dir wird der Himmel künden
Des Rufes Deutung, wenn die Stunde kommt.“

In diesen Versen finden wir bezeichnend das enthalten, was wir als eine Schwäche der Composition ansehen möchten. Nicht will uns der Dichter einen dem Helden klar vorgezeichneten Weg führen, dessen einzelne Etappen der Leser schon aus geheimnißvollen Andeutungen kennt und auf deren weitere Entwicklung er gespannt ist; nicht der Held ist entscheidend für die Entscheidung, nicht *sein* Wille verknüpft die Handlungen zur *Handlung*, die einzelnen Thaten zur großen That des Epos — sondern Schritt um Schritt, Stunde um Stunde wird eine äußere höhere Macht die jedesmalige Einzelhandlung herbeiführen, Gelegenheit und Kraft zur Ausführung bieten und so, auch das Einzelne zum Ganzen verbindend, „Gottes Rath“, die Pläne der Vorsehung, zu einer höheren Einheit emporheben. Das ist nicht künstlerisch, weil im Kunstwerk, soll es uns fesseln, der Held sich zu einem *bewußten Ziele*, zu einer *bestimmten* Handlung frei — wenn auch von außen angeregt — entschließen und den Gang der Handlung auf diese Weise selbst bestimmen muß. Aus dem Kampfe dieser Selbstbestimmung mit den entgegenstehenden Schwierigkeiten oder aus dem vom Helden nicht beabsichtigten, aber von einer höheren Macht herbeigeleiteten Erfolg *seiner* Hand-

lungen entwickelt sich dann das dramatische Interesse, dessen auch das Epos nicht entrathen kann. Hier hat sich der fromme Sinn des Dichters ganz gewiß durch eine berechtigte Nebenabsicht allzusehr in ein unkünstlerisches Extrem hinleiten lassen. Es ist nicht zu läugnen, daß aus der jetzigen Composition der Fabel auch dem Blödesten der Gedanke nahetreten muß, den der Verfasser sowohl am Anfang als am Schluß seiner schönen Dichtung wiederholt ausspricht: daß dieß Lied nur der göttlichen Vorsehung Preisgesang sei, daß es „enthülle der Fürsicht dunkle Pfade", welche zu Gunsten des Gerechten Alles zum Besten lenket.

Wir sind gewiß die Letzten, welche diese Nebenabsicht dem Dichter zum Fehler anrechnen; nur meinen wir, dieselbe habe sich nach den berühmten Mustern des Alterthums auch sehr künstlerisch erreichen lassen. Auch Homer und Virgil tragen Sorge, dem Leser den Parallelismus der Handlung des Helden und der Götter gleich von Anfang an klar darzuthun, und das kurze „Διὸς δ᾽ἐτελείετο βουλή" der Ilias wirkt geradezu überwältigend dadurch, daß es die kurz angedeuteten Schicksale des Helden und ganzer Völker plötzlich in die höhere Region der göttlichen Weltregierung emporhebt.

Wir glaubten etwas länger bei dieser Auseinandersetzung verweilen zu müssen, um nicht dem Vorwurf der Voreingenommenheit gegen eine Dichtung ausgesetzt zu sein, die wir im Übrigen für eine höchst erfreuliche Bereicherung unserer Literatur halten.

In der Ausführung der einmal angenommenen Fabel können wir den Dichter nur loben.

Von einigen Ungenauigkeiten, oder sagen wir lieber Übertreibungen, abgesehen, haben wir es mit einer ausnehmend reinen, reichen und melodiösen Dichtersprache zu thun. Was uns gleich auffällt und freudig überrascht, ist die von Brill, wie es scheint, neuerfundene Strophe von äußerst glücklicher Bauart und Klangwirkung. Die Reimstellung dieser Zehnzeilen mit fünffüßigen Jamben (a b b a, c d d c, e e) trägt deutlich das Gepräge der im Mittelalter so beliebten Dreitheilung der Strophe in zwei Aufgesänge und einen Abgesang. So bildet jede Strophe ein abgeschlossenes Gedicht für sich, eignet sich trefflich für eingestreute Reflexionen, Beschreibungen 2c., und gestattet doch auch wieder ein rasches Fortschreiten der Handlung. Sollte auch dem Leser anfangs eine gewisse Furcht kommen, als werde eine künstlerische Durchführung dieser Form für ein längeres Gedicht ihre Bedenklichkeiten haben, so überzeugt ihn doch jede Seite immer mehr davon, daß Brill seiner selbstgeschaffenen Form absoluter Meister ist. Das Metrum ist mit Feinfühligkeit und sicherem Tact gehandhabt; unreine Reime dürften im ganzen Gedichte nur mit Mühe gefunden werden. Außer den bereits angeführten Proben der Sprache lassen wir zum Beweise des eben Gesagten noch eine „Beschreibung" und eine „Apostrophe" folgen, weil uns beide in ihrer Abrundung am besten die Eigenart des Dichters zu zeichnen scheinen.

Da ist zuerst die herrliche Beschreibung des Abends (32):

„Die Erde ruht. Die schlanken Fichten neigen
Das müde Haupt, gewiegt vom sanften West.

Die Turtel suchte längst ihr einsam Nest,
Und auch der Kukuk träumt schon auf den Zweigen.
Die Haide dampft, vom Nachtthau reich getränkt,
Bleich schaut der See aus zartem Nebelschleier,
Die fernen Felsen steh'n in stummer Feier,
Und Alles ist in Schweigen tief versenkt.
Die Sterne treu am Himmelsstrome wachen,
Drin segelt kühn des Mondes gold'ner Nachen."

Schmeichelt hier vorzüglich eine weiche Melodie dem Ohr des Lesers, wie der süße Klang eines Wiegenliedes, so ist es in der folgenden Strophe, die wir für eine der schönsten Perlen des ganzen Gedichtes halten, hauptsächlich die Gedankenfülle und Erhabenheit, welche das gläubige Herz erfassen. Kürzer und schöner dürfte wohl niemals der Tag des Herrn in allen seinen Beziehungen besungen worden sein (80):

„O Sonntag, du, der Gottheit lichter Spiegel,
Du wiederstrahlst des ew'gen Vaters Macht,
Kündest des Sohnes Lieb', die Heil gebracht,
Und zeigst des Geistes Kraft, der Wahrheit Siegel. —
O Sonntag, du, der Menschheit Segenshort,
Der Müde mild zu heil'ger Ruhe bettet,
Zur Freiheit freundlich Sklaven selbst entkettet,
Und Freud' und Frieden spendet fort und fort:
Du trägst den Himmel auf die Erde nieder
Und führst die Erd' hinauf zum Himmel wieder!"

Ohne den Text hier mitzutheilen, heben wir ferner die begeisterten Strophen der Kreuzrede Capistrans hervor, als den besten Beweis, wie nicht bloß der Dichter, sondern auch seine Strophe der männlichen Kraft und des hinreißenden Pathos fähig sind. Wir sagen das Letztere nicht ohne besondere Absicht. Der vorwiegende Charakter der Darstellung im Singschwan ist nämlich eine gemüthliche Ruhe. „Aus dem Ganzen weht uns ein so lieblich jungfräulicher Ton in der Erfindung sowohl als in der Ausführung entgegen, daß es uns durchaus an die glaubensfrohen Werke der mittelalterlichen Dichtkunst gemahnt. Fern von jedem Haschen nach Effecten, sogen. Kraftscenen oder leeren Wortmalereien, schreitet die Erzählung mit einer ruhigen Objectivität, strengen Einfalt und edlen Größe von der ersten Scene bis zur letzten stetig voran und weiß sich nicht bloß die Aufmerksamkeit der Phantasie, sondern, was mehr ist, die wärmste Sympathie des Herzens zu gewinnen. Das ist, fern von jeder Aufdringlichkeit, eine wahre, man möchte sagen, naive, christliche, katholische Atmosphäre, in der auch der Andersdenkende sich wohl fühlen muß." Diese durchaus zutreffende Charakterisirung des Durchschnittstones der Dichtung deutet eine andere allgemeine Eigenheit an. Die schönsten Stellen der Dichtung sind unläugbar die lyrisch-beschreibenden Theile derselben. Man hat schon wiederholt in anderen Blättern auf die eingeflochtenen Haidebilder hingewiesen und sie — wohl mit einiger Übertreibung — das Beste dieser Art in unserer Literatur genannt. Thatsächlich sind sie schön,

lassen indeß einigemal den Mangel an Treue in der Beobachtung des Details etwas fühlen, welche z. B. bei der Droste-Hülshoff so überraschend hervortritt. Bisweilen durchbricht der lyrische Affect auch die allgemeine Form und macht sich in Liedern Luft, von denen einzelne außerordentlich gelungen und von hohem, selbständigem Werthe sind. Wir theilen hier noch das kurze Kampflied der Kreuzritter mit, welches durch seine kräftige, wir möchten sagen, wuchtige Kürze sich vortrefflich zum Massenchor eignet (182):

„Krone, du, der Büßerinnen,
Heil'ge Magdalen!
Höre vor des Kampf's Beginnen
Gnädig unser Fleh'n!

„Starke, die beim Kreuz gestanden
In dem schwersten Streit,
O errett' aus Türkenbanden
Heut' die Christenheit.

„Ersterkor'ne, du, der Frommen,
Christ verklärt zu seh'n,
Laß uns deine Hilfe kommen,
Heil'ge Magdalen!"

Man kann das ganze Gedicht wohl nicht ein archäologisches nennen, in der Weise, daß es uns durch ein künstlich zusammengestelltes Mosaik ein photographisches Zeitbild gebe; dafür athmet es, was mehr ist, den naiven, schönen Geist jener Zeiten und entrückt auch den Leser unvermerkt in jene vom Qualm der Fabriken und dem ganzen Treiben des heutigen Materialismus noch nicht entweihten Sphären idealer Poesie und Gesinnung. Als durchaus moderne Eindringlinge müssen wir indeß die Selbstmordgedanken des Vaters im letzten Gesang und einige sogen. Liebesscenen bezeichnen und hätten sie lieber fortgewünscht.

Der Leser wird unwillkürlich an den Kritiker die Frage richten: In welchem Verhältniß stehen „Singschwan" und „Dreizehnlinden"? Fast in keiner der vielen kleineren Empfehlungen des Singschwans, welche uns zu Gesicht gekommen, fehlte der Hinweis auf die Dichtung Webers; in einer derselben wurde sogar die Anregung zum Singschwan auf das Erscheinen Dreizehnlindens zurückgeführt. Letzteres können wir nun förmlich in Abrede stellen, da wir durch Vermittlung eines gemeinsamen Freundes bereits ein oder gar zwei Jahre vor Dreizehnlinden die erste Kenntniß von einer Bearbeitung des Singschwans erhielten. Mit Ausnahme kleinerer Partien — wir meinen die Lieder im neunten und zwölften Gesang — hat Brill sich fast mit fühlbarer Absichtlichkeit von Weber entfernt; die Rettung Selindens im Wald, sowie das Fehlen eines Eideshelfers vor der Vehme sind wohl nur zufällige Anklänge. Im Übrigen möchten wir jede Vergleichung der beiden Dichtungen als unzutreffend und ungerecht gegen den Singschwan bezeichnen. Weber hatte sich eine erhabenere Aufgabe — ein National-Epos — gestellt und diese Aufgabe meisterhaft gelöst; den Kranz ihm dafür! Aber

auch Herrn Brill seinen Kranz! Er hat eine Episode, die mit werkwürdigen Ereignissen der großen Weltgeschichte verflochten, bis in ihre stillsten, zur Idylle sich abschwächenden Ausläufer verfolgt. Dreizehnlinden ist das Lied des Mannes und des Denkers; der Singschwan hat trotz seiner tragischen Intermezzo's und des wilden Kriegslärms der Türkenschlachten etwas durchaus Jugendliches, jungfräulich Naives. Daß Webers Sprache ein Muster von Kraft und Originalität ist, kann man ja ebenfalls zugeben, ohne dadurch an der melodiösen Schönheit der Brill'schen Strophen das Mindeste zu tadeln. Und so, meinen wir, sollte sich Niemand den Genuß am Singschwan verkümmern, indem er in ihm ein zweites Dreizehnlinden zu suchen sich in den Kopf setzt.

W. Kreiten S. J.

Recensionen.

Manuel Biblique, ou Cours d'Écriture sainte à l'usage des séminaires. Ancien Testament. Par *F. Vigouroux,* Prêtre de Saint-Sulpice. Troisième édition, revue et augmentée. Tome premier. Introduction générale — Pentateuque. Kl. 8⁰. p. XII et 588. Paris 1882.

Der Name des Herrn Verfassers von La Bible et les découvertes modernes, eines ebenso lehrreichen als zeitgemäßen Werkes, ist den Lesern dieser Blätter jedenfalls schon vortheilhaft bekannt (vgl. Bd. XVIII S. 219 u. f., Bd. XXII S. 448). Er bürgt von vornherein für die Brauchbarkeit und Gediegenheit des oben angezeigten Manuel Biblique. Das Manuel soll ein Leitfaden sein zu einem fruchtbringenden Studium der heiligen Schrift mit besonderer Rücksicht auf die in der Gegenwart auftauchenden Fragen und Einwürfe. Durch eine, oft recht reiche Literaturangabe, die neben französischen Werken und Zeitschriften auch ausgiebig die deutschen heranzieht, werden Mittel und Wege geboten für Jenen, der mit den einzelnen Fragen eingehender sich beschäftigen will. Die Vertheilung des Stoffes, die Ab- und Unterabtheilungen, die Druckeinrichtung tragen zur Übersichtlichkeit recht viel bei. Das Manuel beginnt mit praktischen „Rathschlägen zum Studium der heiligen Schrift". Die allgemeine Einleitung behandelt die Inspiration, den Canon (nebst den Apokryphen), Text und Übersetzungen der Bibel, Regeln der Auslegung, Kalender, Maße und Gewichte der Hebräer und schließt mit einem Grundriß der Geschichte der Exegese. Die Darstellung ist, wie für einen solchen Leitfaden erforderlich, klar und durchsichtig, in knapper Form inhaltsreich und über den Stand der einzelnen Fragen gut orientirend. Daß nicht alle Partien gleich eingehend behandelt sind, mag zum Theil an der Masse des unterzubringenden Stoffes liegen. Einzelnes, z. B. die Geschichte der

Vulgata, die Hermeneutik, die syrische Übersetzung, dürfte doch etwas zu mager ausgefallen sein. — Treffend sind die Bemerkungen über beauté littéraire de la Bible (p. 32). In der Abhandlung über die Ausdehnung der Inspiration wird gut darauf hingewiesen, daß die heilige Schrift in wissenschaftlichen Fragen sich der volksthümlichen Redeweisen bedient und für ihren Zweck bedienen mußte. Wollte Gott einmal durch das Medium der Menschen und in menschlicher Sprach- und Denkweise zu den Menschen reden, so kann es unmöglich sonderbar erscheinen, daß auch die inspirirten Schriftsteller über astronomische und geographische Sachen in den eben gebräuchlichen volksthümlichen Redensarten sprechen. Es hieße Sinn und Tragweite solcher Ausdrucksweisen verkennen, wollte man sie unrichtig nennen; bezeichnet man sie als wissenschaftlich ungenau oder unrichtig, so übersieht man, daß man eben an die gewöhnlichen menschlichen Anschauungen, Eindrücke und deren unmittelbare Wiedergabe durch die Sprache einen Maßstab anlegt, der, weil er von einem ganz andern Genus hergenommen ist, hier weder berechtigt noch proportionirt ist. Man darf die Ausdrücke nicht ihrem natürlichen Boden entheben und von einem ganz anderen Gebiete aus beurtheilen wollen; sonst macht man sich einer ignoratio elenchi oder einer transitio in aliud genus schuldig.

Bei der Frage über die Septuaginta hätte ausführlicher und mit Angabe der Belegstellen darauf hingewiesen werden können, daß die Annahme ihrer Inspiration aus der als zweifellos vorausgesetzten wunderbaren Entstehung jener Übersetzung erwuchs, und keineswegs aus apostolischer Lehrüberlieferung. Sobald man diesen Grund eingesehen hat, ist eine Widerlegung jener Ansicht theologisch überflüssig.

Der zweite, specielle Theil dieses Bandes behandelt den Pentateuch. Gut gelungen ist besonders der Nachweis des einheitlichen, festgegliederten Planes der Genesis. Damit ist den Zerstückelungstheorien der Boden schon entzogen. Dann folgen die hauptsächlichsten Beweise für die Echtheit des Pentateuchs und dessen mosaische Abfassung. Die folgenden Kapitel sind einer ziemlich eingehenden und auf den gegenwärtigen Stand der Fragen berechneten Erörterung der mosaischen Kosmogonie und jener Probleme gewidmet, welche den ersten Menschen, dessen Zeit und Abstammung, die Sündfluth und das genealogische Gemälde des zehnten Kapitels der Genesis betreffen. Daran schließen sich noch Untersuchungen über die Patriarchen und deren Gottesverehrung, über Moses und dessen Gesetzgebung. In diesem Abschnitte kommen Fragen zur Behandlung, die wir nach unseren Begriffen einer Einleitung in die heilige Schrift gewiß nicht erwarten, z. B. über die sog. Ewigkeit der Materie, über die generatio spontanea, über den Darwinismus, die Einheit des Menschengeschlechtes, biblische Zeitrechnung u. dgl. Mögen auch diese Fragen und ähnliche der Art nicht in den eigentlichen Rahmen einer biblischen Einleitung gehören, so ist es doch gewiß, daß sie heutzutage von besonderer Bedeutung sind und deßwegen dem Priester und Seelsorger unentbehrlich sich aufdrängen. Deßwegen kann es sicher nur lobenswerth sein, daß sie in diesem Manuel in einer so übersichtlichen und

im Ganzen gediegenen Weise besprochen werden. Auch die Hinweisungen auf die messianischen Weissagungen im Pentateuch sind gediegen und lehrreich. Aus der Inhaltsangabe des Deuteronomiums erhellt, daß F. Vigouroux die bekannte Stelle Deut. 18 vom prophetischen Amte erklärt, wie es auch der Zusammenhang gebieterisch fordert. Das Manuel kann bestens empfohlen werden.

J. Knabenbauer S. J.

Della conoscenza sensitiva trattato del P. *Francesco Salis Seewis,* D. C. D. G. 8⁰. p. VIII et 559. Prato, Tipografia Giachetti, Figlio E. C., 1881. (Über die Sinneserkenntniß. Abhandlung von P. Franz Salis Seewis aus der Gesellschaft Jesu.)

Die Theorie der Sinneserkenntniß hat von jeher in der Wissenschaft eine hervorragende Stelle eingenommen. Und das mit Recht. Denn der Mensch, berufen, die große Welt um sich herum und die kleine in seinem Innern zu entziffern, ist in erster Linie auf die sinnliche Wahrnehmung angewiesen. Diese Thatsache steht so fest, daß der extravaganteste Idealist gerade so gut mit ihr rechnen muß, wie der Pseudo-Philosoph, welcher dem krassesten Materialismus huldigt. Diese Bedeutung wurde auch stets von der scholastischen Philosophie anerkannt und allgemein dahin formulirt, daß die sinnliche Erfahrung der letzte Ausgangs- oder Stützpunkt aller intellectuellen Erkenntniß sei (nil est in intellectu, quod non fuerit in sensu). So konnte es denn nicht ausbleiben, daß auch der Natur der Sinneserkenntniß, was ihr Wesen, wie ihr Verlauf, welches ihre Producte seien, ein reges Interesse entgegengebracht wurde. Zu natürlich ist es aber, wenn sich dasselbe, besonders in letzter Zeit, erheblich steigerte, namentlich aus zwei Gründen. Da es sich bei der sinnlichen Wahrnehmung auch um Vorgänge in Organen handelt, welche bestimmten physikalischen Gesetzen unterliegen, so konnte begreiflicherweise von der modernen Physik viel zur Förderung und Klarlegung der Sinnesthätigkeit erwartet werden. Nicht minder bedeutsam war die zweite Ursache. Schon öfter war in dem mannigfachen Ausbau philosophischer Systeme die intellectuelle Erkenntniß des Menschen nur für eine gesteigerte sensitive ausgegeben worden, noch nie aber wurde dieser Versuch mit so viel wissenschaftlichem Apparat umgeben, als heutzutage. Von der einen Seite versucht man im Sinne der alten Sensualisten und des Materialismus die Verstandesthätigkeit des Menschen entweder auf eine feine Combination sensitiver Wahrnehmungen oder wenigstens auf ein complicirtes Organ zurückzuführen; von der anderen dagegen steht man nicht an, auf Grund „exactester Beobachtungen“ hin den Thieren dieselbe Höhe geistiger Begabung wie dem Menschen zuzuerkennen. Beides dient natürlich demselben Zweck, die von Alters her giltigen Grenzen beider Erkenntnißweisen zu verwischen und auch auf diesem Gebiete die geistige Seele des Menschen zu verdrängen. Alle diese Gründe machen es daher sehr erwünscht, im Lichte der neueren Forschungen den Grundsätzen, welche die altbewährte Schule in Betreff der Sinneserkenntniß aufgestellt hatte, nachzugehen. Daß hierbei

Einiges zu verbessern, Anderes zu ergänzen, ein Drittes auszumerzen sein würde, konnte wohl Niemand verkennen; aber ebenso sicher konnte man von vornherein sagen, die Grundlinien der Auffassung durften nicht nur, ja mußten bleiben, sollte es überhaupt zur Klarlegung der Sinneserkenntniß kommen.

Eine eingehende Bearbeitung der gesammten Sinneserkenntniß in der angegebenen Richtung, d. h. in den Pfaden der Scholastik, aber zugleich im Lichte der neueren Physik, bietet uns das vorliegende Werk des P. Salis Seewis. Dasselbe entstand aus einer Reihe von Abhandlungen, die der Verfasser vom Jahre 1876 an in der Civiltà cattolica veröffentlichte. Die ganze Arbeit zeugt von großer Klarheit und Präcision der Auffassung; zugleich ist die Einfachheit und Übersichtlichkeit in Anordnung und Ausdruck die beste Empfehlung für die Vertrautheit des Verfassers mit seinem Gegenstand. Am Schlusse werden die Früchte der Untersuchungen in 42 Sätzen zur leichteren Übersicht zusammengestellt. Directer Gegenstand der Behandlung ist stets die Sinnesthätigkeit des Menschen; von selbst entfallen da die nöthigen Streiflichter auf die sinnlichen Wahrnehmungen der Thiere.

Das ganze Werk zerfällt in zwei Theile, von denen der erste „über die Sinneserkenntniß im Allgemeinen", der zweite „über die äußeren Sinne im Besonderen" handelt.

Die drei ersten Kapitel des ersten Theiles erörtern einen heute ungemein wichtigen Gegenstand — das Verhältniß der Sinneserkenntniß zur intellectuellen Erkenntniß im Menschen. Nächst der allgemeinen Beziehung, welche die Einheit des Lebens mit sich bringt, wird vorzüglich die Abhängigkeit der intellectuellen Erkenntniß von der sensitiven in Bezug auf Erwerb und Gebrauch der allgemeinen Begriffe erörtert (S. 7 u. ff.) und sodann die Natur der Sinnesthätigkeit, insofern sie Erkenntniß, Wahrnehmung ist, eingehender besprochen (Kap. 2). Das hier gewonnene Resultat wird noch bedeutend klarer gestellt durch einen allseitigen Vergleich beider Erkenntnißarten im Menschen. Vor Allem ist das den beiden Fähigkeiten entsprechende Erkenntnißbild (species impressa) ein durchaus verschiedenes. Da nämlich jedes Erkennen eine Verähnlichung der erkennenden Fähigkeit mit dem erkannten Gegenstand ist, so muß diese Ähnlichkeit anders ausfallen bei einer geistigen und anders bei einer organischen Erkenntnißkraft. Jene sieht ab von den zufälligen Eigenthümlichkeiten, von den Einzelheiten und Differenzen der äußeren Erscheinung, sie bildet allgemeine (abstracte) Begriffe; diese dagegen ist wegen ihrer eigenen körperlichen Construction ganz und gar an die sinnenfälligen Merkmale des äußeren Seins gebunden. Hieran kann eine sogen. Verfeinerung im Bau der Organe oder eine größere Übung im Gebrauche nichts ändern. Und das ist der Hauptsatz, der heutzutage den verschiedensten Forschern gegenüber immer wieder und wieder betont werden muß. Innerhalb des Rahmens der richtigen Anschauung versteht es sich dann von selbst, daß die Ausnützung und Verwerthung des durch Sinneserkenntniß Erworbenen im Menschen, bei dem gleich überall die überlegende Vernunft eingreift, eine durchweg allseitigere und reichere ist, als beim Thier, welches auch hierin

im Wesentlichen nur auf ererbte, allerdings oft sehr detaillirte organische Triebe angewiesen ist.

Im fünften Kapitel geht der Verfasser zur Frage nach dem unmittelbaren Object der sinnlichen Wahrnehmung über. Hier liegt der Schwerpunkt vor Allem in der Bekämpfung idealistischer und skeptischer Grundlagen. Alle Gegner derselben einigen sich ja unbedingt auf diese zwei Sätze: daß wir durch unsere Sinne (es kommen besonders die äußeren in Betracht) wirklich mit der Außenwelt in Verbindung stehen — und daß wir hierdurch positive Gewißheit über die Dinge um uns erlangen. Für Aristoteles und die ältere Scholastik barg die Erklärung dieser Sätze keine weitere Schwierigkeit. Sie dachten sich alle Gegenstände der Körperwelt umkleidet mit eben den Eigenschaften, wie sie dieselben als ruhende Qualitäten an denselben wahrnahmen. Nun kamen aber schon seit Descartes neue Theorien über die Natur des Lichtes in Umlauf, welche dann besonders in neuerer Zeit durch den Ausbau der mechanischen Theorie im Gebiete der Wärme, des Lichtes und Schalles alle hergebrachten Vorstellungen umzuwerfen drohten. In der That fehlte es auch bald nicht an solchen — selbst unter hervorragenden Physikern —, welche die ganze Sinnesthätigkeit z. B. des Sehens nur mehr als einen rein mechanischen Proceß betrachten wollten, indem sie etwas voreilig die Einwirkung des Lichtes auf das Organ schon als Sensation ansahen. Andere waren besonnener, aber auch sie konnten sich nicht verhehlen, daß die berechtigten Vorstellungen, welche sich die Optik z. B. von dem Grün eines Blattes macht, thatsächlich nicht mehr dem zu entsprechen scheinen, was unser Auge wahrnimmt. Die Physik lehrt, daß jeder Körper grünes Licht ausstrahlt, dessen kleinste Theilchen relativ gemessen eine Bewegung von 600 Billionen Schwingungen ausführen, daß also das grüne Licht die Wirkung einer Bewegung sei, keineswegs aber eine ruhende Qualität, die als grüne Farbe schon dem Körper eigne. Der Schluß schien nahe zu liegen: Also sehen wir die Körper nicht so, wie sie außer uns sind. Ebenso leicht entsprang hieraus die weitere Frage: Sehen wir denn überhaupt die Körper selbst und nicht vielmehr bloß deren Einwirkung auf unser Auge? Würde man dieses aber ernstlich in Frage stellen wollen, so wäre gegen Skepsis und Idealismus gar kein Halt mehr. Aber so weit drängen auch die Resultate der Physik den ganzen Fragepunkt gar nicht hinaus. Als Hauptsatz ist demnach an erster Stelle festzuhalten (S. 135): Der sensitive Erkenntnißact repräsentirt die äußere sinnliche Qualität und nicht die im Organe hervorgebrachte Modification. Jetzt kann dann nach den Ergebnissen der Physik bestimmt werden, was die sinnliche Qualität a parte rei sei.

Sehr eingehend behandelt der Verfasser dann noch in den weiteren Kapiteln die unvollkommene Reflexion der Sinnesfähigkeiten, Wahrheit und Täuschung in denselben und endlich die Gewißheit, die wir durch dieselben erlangen — alles Gegenstände, auf die wir hier nur in Kürze hinweisen können.

Gleicherweise können wir den interessanten Stoff des zweiten Theiles nur flüchtig streifen, in welchem die einzelnen äußeren Sinne näher besprochen werden. Als Formal-Object des Tastsinnes wird in Übereinstimmung mit

dem hl. Thomas und der neueren Physik die Impenetrabilität bezeichnet. Der von den Physiologen eingebürgerte Ortssinn, welcher besonders zur Localisirung der Tastempfindungen dient, kann dann nur der innere Sinn sein. Vorzüglich glauben wir auf die Darlegungen in Artikel 9 u. 10 des vierten Kapitels hinweisen zu müssen, in denen der Verfasser vom scholastischen Standpunkt aus eingehend erwägt, worin eigentlich nach der modernen Akustik der Schall bestehe, und ebenso auf die entsprechenden Ausführungen in Artikel 12, 13 u. 14 des fünften Kapitels über das Licht. Aus beiden geht zur Genüge hervor, daß die Grundlinien der modernen Anschauungen auch schon früher bestanden und der Objectivität unserer Wahrnehmungen in keiner Weise widersprechen. Wenn wir von der neueren Physik belehrt werden, Licht und Schall seien nichts als Schwingungen, so dürfen wir, da diese Erfahrung ja auch nur durch die Sinne erworben wurde, den Satz vorläufig dahin modificiren: Die Zuleitung zu unserem Organe erfolgt nach jenen genau gefundenen Schwingungswerthen. Daraus ließe sich dann freilich folgern, daß die sinnlichen Qualitäten z. B. des Lichtes auch in der That nichts Anderes wären, als eine bestimmte Bewegungsgröße, in der die kleinsten Massentheilchen eines ausgedehnten Körpers sich befinden; denn die sinnlichen Qualitäten sind ja im Grunde nichts Anderes, als derjenige stoffliche Zustand, der die Körper außer uns auf unsere Sinnesorgane wirken läßt. Dabei bleiben dieselben in Wirklichkeit etwas Objectives a parte rei, Eigenschaften eines quantum — freilich, wenn man so sagen soll, etwas anders construirt, als es den Sinnen scheint. Darin liegt jedoch gerade so wenig eine positive Täuschung, als so manche Berichtigungen, welche das Mikroskop uns gibt, für die Unzuverlässigkeit unseres Auges Zeugniß ablegen. Ist es zudem nicht Thatsache, daß schon mit Hilfe der gewöhnlicheren Größen beschleunigter Bewegung discontinuirliche Farbenbilder allmählich in continuirlich bewegte Bilder und endlich in solche Bilder übergeführt werden können, denen es absolut nicht anzusehen ist, daß sie die ganze Continuität der Erscheinung einzig der Bewegung verdanken? Demgemäß läßt der Verfasser auch die berührte Frage offen.

Die große Vertrautheit des Verfassers mit den Resultaten oder sogen. Forderungen der Physiologie und seine intime Kenntniß der Scholastik haben ihn in hohem Grade befähigt, einen Beitrag zur Sinneserkenntniß zu liefern, der weit über die Grenzen des Landes hinaus, in dessen Sprache derselbe geschrieben ist, bekannt werden sollte.

Hermann Jürgens S. J.

Beiträge zur Glockenkunde. Festgabe zur Weihe der von Petit und Gebr. Edelbrock in Gescher umgegossenen Marienglocke der Münsterkirche in Aachen. Von **H. Böckeler.** Mit 28 lithographischen Tafeln. 8⁰. 151 S. Aachen, Albert Jacobi & Co., 1882. Preis: *M.* 3.

Schellen waren schon im Orient bei Heiden und Juden im Gebrauch. Die Römer hatten Glocken, mit denen das Zeichen zur Eröffnung der Bäder gegeben wurde. Es war also nach Beendigung der Verfolgungen nur ein

Schritt zu thun, um die Glocken auch für den christlichen Gottesdienst zu verwerthen. Nichtsdestoweniger scheint der Gebrauch größerer Kirchenglocken erst gegen 600 aufgekommen zu sein. Noch Walafrid Strabo († 849) sagt, die (größern) Glocken gehörten nicht zu den alten Gebräuchen. Die Frage nach der Zeit ihrer Einführung in den christlichen Ritus bleibt jedenfalls noch dunkel und einer erneuten kritischen Untersuchung bedürftig, ebenso der Antheil, den der hl. Bischof Paulinus von Nola in Campanien an ihrer Verbreitung nahm, sowie die Ansicht des Mittelalters, das ihn als Erfinder der Glocken ansah, weil die kleinern nolae, die größeren campanae hießen. Der Verfasser der in Rede stehenden Schrift berührt all diese Fragen nur kurz, ohne das reiche Material und die mit jedem Jahre wachsende Literatur anzuzeigen oder zu verwerthen, weil seine Absicht auf die Aachener Glocken und die Marienglocke des dortigen Domes insbesondere gerichtet ist, und die geschichtliche Übersicht seines ersten Kapitels nur als Einleitung zu seinen Specialstudien dienen soll.

Nach Deutschland kamen unter dem hl. Bonifacius Glocken aus England, und Karl der Große ließ die erste (?) größere deutsche Glocke in Aachen gießen durch den Benedictiner Tanco von St. Gallen. An diese Notiz knüpft der Herr Verfasser die Aufzählung und genaue Beschreibung der Glocken, die Aachen und Burtscheid besitzen, von denen die älteste, aus dem Jahre 1261, mit Recht als eine der bemerkenswerthesten deutschen Glocken eingehend gewürdigt wird. Die folgenden Ausführungen zeugen von dem Fleiße und der Liebe, mit welcher der Verfasser seinen Stoff bearbeitet hat, indem es ihm gelungen ist, in Aachen und seiner Umgebung nicht weniger als 98 Glocken aufzufinden, welche die Glockengießerfamilie von Trier 1410 bis 1761 hergestellt hat. Die Geschichte der deutschen Kunstindustrie hat so eine werthvolle Bereicherung erlangt, und es steht zu hoffen, daß mit der Zeit auch die Werke anderer Glockengießer in ähnlicher Weise zusammengestellt werden.

Ein weiteres Kapitel verspricht laut der Überschrift eine „chronologische Tabelle der bis jetzt bekannten Glockengießer vom 6. bis zum 19. Jahrhundert". Man findet indessen fast nur Namen aus der Gegend des Unterrheins, der Niederlande und einige aus Westfalen und Norddeutschland. Zahlreiche Glockengießer, die in deutschen und außerdeutschen Zeitschriften bekannt gemacht sind, fehlen. Die Überschrift des Kapitels muß wohl schon deßhalb als Versehen betrachtet werden, weil der Verfasser früher (S. 9) sagte: „Ich werde eine chronologische Reihenfolge der mir bekannten Glockengießer folgen lassen." Es ist übrigens auch nicht abzusehen, wozu die nur äußerst mühsam und nie vollständig herzustellende Tabelle aller bekannten Glockengießer dienen soll. Eine Beschränkung auf Deutschland, ja auf einen Theil Deutschlands wird weit gerathener und vortheilhafter sein, weil es möglich ist, für einen kleinern und bestimmten Theil des Vaterlandes die Reihenfolge der Glockengießer in relativer Vollständigkeit festzustellen und so einen Einblick in den Betrieb dieser Kunstindustrie zu eröffnen. Sehr dankenswerth ist die reiche Sammlung von Glockeninschriften, unter denen

manche mit classischer Kürze einen so tiefen poetischen Gehalt vereinen, daß sie für neue Glocken als Muster gelten dürfen. Nachdem ferner in anziehender Weise eine große Reihe von Glockensagen erzählt ist, folgt ein Kapitel, in dem der Verfasser, durch eigenes Studium und durch Besprechung mit den competentesten Fachmännern belehrt, eine Reihe praktischer Fragen bespricht. Er handelt in demselben zuerst über das Material der Glocken. Man nimmt dazu heute 78 % Kupfer und 22 % Zinn. Wir können die interessante Nachricht hinzufügen, daß nach Layard schon die alten Schellen aus Ninive, die jetzt im Britischen Museum sind, 84,79 % Kupfer zu 14,10 % Zinn enthalten, während die Bronzetische 89,51 % Kupfer zu 10,63 % Zinn haben, also unserm Kanonenmetall (90—93 % Kupfer zu 10—7 % Zinn) sich nähern, und daß Theophilus, ein deutscher Mönch des elften Jahrhunderts, in seiner Diversarum artium schedula, wo er weitläufig (lib. 3. c. 85—86) vom Glockenguß handelt, anräth, für Glocken vier Theile Kupfer zu einem Theil Zinn zu nehmen, also 80 % Kupfer zu 20 % Zinn, wie es heute geschieht, für Schellen aber 1/5—1/6 Zinn, also 20 % bis 16 %, d. h. so viel, als man vor fast 3000 Jahren in Ninive brauchte.

Sehr lehrreich sind die klaren Auseinandersetzungen über die Tonverhältnisse der Glocken, wobei Böckeler berichtet, daß schon Vincentius von Beauvais im 13. Jahrhundert von einer guten Glocke drei Töne verlangte, einen Hauptton unten am Schlagring und zwei Nebentöne: den ersten in ihrer Mitte, den andern oben am Halse, und daß im 17. Jahrhundert der berühmte niederländische Glockengießer F. Hemony an P. Kircher schrieb: „Eine gute Glocke muß so proportionirt sein, daß aus ihr drei Octaven, zwei Quinten und eine große oder kleine Terz hervorgelockt werden können.“ Für weitere Einzelheiten, sowie für das Urtheil über Gußstahlglocken und die richtige Aufhängung (welche der Kölner Kaiserglocke fehlt) muß auf das Buch selbst verwiesen werden. Dasselbe bringt noch einen lehrreichen Bericht über die Verhandlungen, welche dem Umguß der Aachener Domglocke vorangingen, sowie über ihre glückliche Fertigstellung und schließt mit einer Tabelle der größten bis jetzt bekannten Glocken.

Der Leser wird mit uns dem Verfasser für die klare, lichtvolle Darstellung und die sehr brauchbaren Winke über Anschaffung neuer Glocken, sowie über Erhaltung und Umguß alter Glocken dankbar sein. Wenn man seine Rathschläge befolgen wollte, würde man manche werthvolle alte Glocke retten und den Kirchenvorständen bedeutende Ausgaben ersparen, die so oft für neue Glocken aufzubringen sind, weil man die alten nicht mit der nöthigen Vorsicht vor dem Zerspringen hütete.

St. Beissel S. J.

Leben und Wirken der gottseligen Mutter Maria Anna Josepha a Jesu Lindmayr, unbeschuhte Carmelitin im Dreifaltigkeits-Kloster zu München. Nach authentischen Quellen bearbeitet von P. **Franz Joseph Nock** O. S. B., Capitular des Stiftes St. Bonifaz in

München. Mit Erlaubniß der Ordensobern. Kl. 8°. XIII u. 492 S. Regensburg, Fr. Pustet, 1882. Preis: *M.* 3.20.

Das Buch bildet eine willkommene Festgabe zum dritten Centenarium der hl. Theresia; es will eine heiligmäßige Tochter der seraphischen Jungfrau wieder zu Ehren bringen, welche wegen der Gemeinschaft des Vaterlandes für uns Deutsche und speciell für Bayern desto mehr Interesse erweckt. Die gottselige Maria Anna, geboren 1657, war eine Freundin der kirchlicherseits ehrwürdig gesprochenen Crescentia Höß. Beider Leben ist nicht unähnlich. Bei einem Vergleich der Lebensbeschreibungen Beider hat freilich das der gewandten Feder des P. Jeiler O. S. F. entstammende Lebensbild der ehrwürdigen Crescentia den Vorzug, daß sein Verfasser es verstand, in höchst ungezwungener Weise aus den einzelnen Abschnitten der Schilderung des außergewöhnlichen Lebens das für ein gewöhnliches Christenleben Nachahmbare kurz zu erheben — ein Vorzug, der für eine zur ascetischen Lesung berechnete Beschreibung nicht hoch genug angeschlagen werden kann —: vorliegende Biographie hingegen hat den Vorzug der Originalität, insofern der Bericht über das wunderbare Leben der gottseligen Frau fast ganz ihren eigenen Aufzeichnungen, welche sie aus Gehorsam niederschrieb, entnommen ist. Eines vermissen wir. Der Herr Verfasser setzt sich zwar mit den Decreten Urbans VIII. insofern in Einklang, daß er all den erzählten wunderbaren Thatsachen nur eine menschliche Glaubwürdigkeit beigelegt wissen will; doch hätten wir gewünscht, daß dem Werke selbst die bischöfliche Approbation nicht fehlte. Die leise Furcht des Verfassers aber, als „möge sich der Leser stoßen an der veralteten Schreibweise des Werkes", wird kaum bei irgend einem Leser zur Wirklichkeit werden. Die mäßig angewandte Correctur hat alles Stoßende entfernt, aber so viel von dem alten der gottseligen Carmeliterin selbst eigenen Stil beibehalten, als erforderlich war, um die Aufzeichnungen derselben recht wahrheitsgetreu wiederzugeben: würde das Alles umgewandelt, so fehlte ein bedeutender Factor, um in den Geist des Lesers ein vollständiges Bild der Dienerin Gottes einzuprägen.

Den Inhalt des Buches auch nur in kurzen Zügen darzulegen, ist uns nicht möglich. Wir beschränken uns auf die Angabe einiger doctrineller Punkte, durch welche das Interesse des Lesers an vorliegendem Werke, wie wir glauben, nicht unerheblich geweckt wird.

Nur im Vorübergehen machen wir aufmerksam auf die Erwägung, welche der Verfasser S. 443 an die prophetische Gabe der gottseligen Maria Anna anknüpft. Er mahnt nämlich an die beachtungswerthen Bemerkungen eines hl. Johannes vom Kreuz, der zu den besten kirchlich anerkannten mystischen Schriftstellern gehört, und der in vollem Einklange mit der so kurzen, aber inhaltreichen achten Regel des Ignatianischen Exercitienbüchleins über die Unterscheidung der Geister die Nothwendigkeit betont, das von Gott Mitgetheilte wohl zu unterscheiden von der Interpretation dieser Mittheilung. Wenn auch ersteres göttlich und darum unfehlbar richtig sei, so sei das darum noch nicht der Fall mit letzterer; auch die heiligmäßigsten Personen seien

gegen eine fehlerhafte Auslegung nicht immer sichergestellt, es sei denn, daß Gott auch jene Auslegung vermittle oder etwas dem Sinne nach ganz Bestimmtes Andern mitzutheilen auftrage. Die Beachtung dieser goldenen Regel dürfte zweifelsohne manchmal in dem Haschen und dem Sichanklammern an wahre oder vorgebliche Prophezeiungen eine weise Ernüchterung hervorrufen.

Jene übernatürliche Gabe der frommen Klosterfrau und ihr darauf fußender Eingriff in's öffentliche Leben erwuchs nur auf dem Fundamente eines gottinnigen Gebetslebens, in welchem fast all ihre Tage dahinflossen. Auf den so heiß ersehnten Eintritt in den Orden hat sie lange, lange warten müssen; erst im 56. Lebensjahre ward ihr das Glück beschieden, als Novizin bei den unbeschuhten Carmeliterinnen eintreten zu können; doch ihr hoher Gebetsgeist datirt sich von der frühesten Jugend. Sie wurde mit ganz außergewöhnlichen Gnaden dießbezüglich von Gott überhäuft. Das Gebet war zeitweilig für sie eine unbeschreibliche Wonne, doch anderweitig auch eine heroische Selbstüberwindung und Anlaß zu unsäglichen Opfern.

Die übernatürlichen Vorgänge bei der gottseligen Jungfrau bestanden nicht bloß in süßem Verkehre mit dem Himmel, sondern auch in dem regsten Verkehre mit den leidenden Seelen. Wie vielen derselben sie durch ihre Gebete und Bußwerke geholfen hat, ist Gott allein bekannt. Belehrend sind besonders ein paar Stellen aus den Erzählungen, in welchen sie über ihren Verkehr mit den armen Seelen berichtet. So heißt es unter Anderm S. 125: „Gott hat mir ein großes Licht gegeben über jene Seelen, welche in dem Lutherthum gelebt und auch darin gestorben sind. Gar viele derselben sind nicht ewig verloren, sondern zur Seligkeit gelangt, weil sie nicht genugsam Verständniß gehabt oder gar unschuldig gewesen sind, weßhalb ihnen Gott am Ende des Lebens Gnade gegeben hat zu einem Acte, der zur Seligkeit genügend war, und sie dann so in der Gnade Gottes gestorben sind.“ Wir finden diese Worte dogmatisch sehr correct und der Barmherzigkeit Gottes angemessen: dieselben geben eine gute Illustration zu dem Sinne des so oft in's Gehässige gezogenen katholischen Satzes: „Außer der Kirche kein Heil.“ An diesem Satze hält der Katholik unerbittlich fest, dennoch verdammt er Keinen. Es können eben selbst solche, welche anscheinend außerhalb der Kirche leben und sterben und sicher außerhalb des äußern Verbandes mit der Kirche geblieben sind, durch eine vollkommene Liebesreue, welche sich auf die nothwendigsten Glaubenswahrheiten stützt, innerlich in die Kirche eintreten, falls sie in unverschuldetem Irrthum sich befinden: sterben sie in solchem Zustande, dann sind sie gerettet für das ewige Leben. Die katholische Kirche und jeder katholische Theologe ist weitherzig genug, um selbst solchen, die unverschuldet außerhalb des Christenthums stehen, auf Grund des Glaubensactes an die allernothwendigsten Wahrheiten und einer auf denselben fußenden vollkommenen Liebesreue, wenn solche stattfindet, den Himmel offen zu stellen.

Andererseits setzt Maria Anna doch auch den unschätzbaren Segen, als Kind der katholischen Kirche in ihrem äußern Verbande gestorben zu sein, in helles Licht. „Nachdem ich gebetet habe“, sagt sie weiter, „ist mir geoffenbart

worden, diese Seelen wären ganz ohne Hilfe. Sie sagten zu mir, ich sollte und könnte ihnen helfen; denn weil sie nicht in der wahren Kirche gelebt haben, seien sie auch von allen Hilfsmitteln abgeschnitten und nehmen nun ihre Zuflucht zu mir." Das Abgeschnittensein von allen Hilfsmitteln muß nicht zu sehr betont werden; sonst hätte ja auch die Gottselige selbst durch Gebete, heilige Communion u. s. w. nicht helfen können: aber es ist wohl wahr, diejenigen, welche als Katholiken gestorben sind, haben Verwandte und Freunde, welche für sie die Hilfsmittel der Kirche flüssig machen und persönliche gute Werke aufopfern, die als Akatholiken Gestorbenen schwerlich. Erstere nehmen von selbst an vielen Gnadenschätzen der Kirche Theil, da die Kirche durch ihre Diener beständig flehen läßt für ihre verstorbenen sowohl, als lebenden Kinder, letztere hingegen nicht in der Weise. Dennoch können wir den Gedanken kaum unterdrücken, daß die Sorgfalt der Kirche und die unergründliche Barmherzigkeit Gottes Mittel und Wege gefunden zu haben scheint, um gerade den verlassensten armen Seelen besondere Hilfeleistungen der streitenden Kirche zu Theil werden zu lassen, wir meinen namentlich durch den „heroischen Liebesact", durch welchen Manche alle ihre genugthuenden Werke durch die Hände und nach Wahl der seligsten Jungfrau Maria für die Seelen des Fegefeuers darbringen.

Eine andere nicht unwichtige Bemerkung, welche uns zugleich die Strenge der göttlichen Gerechtigkeit und Gottes unendlichen Haß gegen die Sünde zeigt, haben wir auf Seite 132. Es ist dort die Rede von einem Kinde, das in einem Alter von noch nicht vier Jahren gestorben war. Es wird der Ordensfrau geoffenbart, daß, weil Ignaz (so hieß das Kind) so verständig gewesen, er schon gesündigt und darum in's Fegefeuer gekommen sei. Es heißt dann weiter: „Ich habe viele Kinder von 4—7 Jahren im Fegefeuer gesehen, und habe bemerkt, daß, wenn solche Kinder dem Tode nahekommen, man mit ihnen eine Beichte vornehmen, sie absolviren und mit der letzten Ölung versehen soll." Diese beigefügte Mahnung mag wohl noch in ausgedehnterer Weise für unsere hypercultivirte Zeit gelten, in welcher gewiß weniger, als vor einigen Jahrhunderten, eine frühe oder gar vorreife Verstandesentwicklung zur Seltenheit gehört.

Das Gesagte möge genügen, um das Interesse der Leser an vorliegendem Werke in mehr als einer Hinsicht anzuregen.

A. L.

Rheinische Lieder aus der schweren Zeit. Von Dr. Heinrich Lauer. Kl. 8⁰. 148 S. Mainz, Kirchheim, 1881. Preis: *M.* 2.

Wird einst die „schwere Zeit" des „Culturkampfes" für die künftigen Generationen zur Geschichte geworden sein, so kann es nicht ausbleiben, daß diese Tage der Noth auch auf ihre poetische Ausbeute untersucht werden. Ist nun auch der gewaltige Einfluß nicht zu verkennen, den die jetzige seltsame Culturepoche auf die nie geahnte Entwicklung der katholischen Belletristik geübt hat; sind auch in den meisten schöngeistigen Werken des katholischen Deutschlands unserer Tage die deutlichsten Spuren der gegenwärtigen Kämpfe

für alle Zeiten klar eingetragen: so ist es doch fast zu verwundern, daß Sammlungen wie die vorliegende zu den Seltenheiten gehören. Welche Unmasse von revolutionärer Fachdichtung hat nicht das Jahr 1848 gezeitigt? Wie schossen nicht 1870 die Kriegslieder aus dem Boden? Und doch war es in beiden Fällen nur immer die eine Idee der Freiheit oder des Sieges, welche in all den tausend Variationen ausklang. Auf die Untersuchung der Gründe jener anscheinend befremdenden Seltenheit wollen wir uns indeß hier nicht weiter einlassen, sondern näher auf das Büchlein selbst eingehen. Von besonderem Interesse sind die zwei ersten Abtheilungen: „Zeitgedichte", und „Religiöse und Sittengedichte. Lebensweisheit". Der Leser hat noch keine vier Seiten dieser Lieder überflogen, so ist er sich einer Sache überzeugend inne geworden — aus diesen Liedern redet nicht an erster Stelle ein Dichter zu ihm, sondern ein Mann und Priester. Ein seltsamer Ernst, eine religiöse Weihe wie bei einer Predigt überkommt ihn, und er muß manche halbe Gedanken an Welt und Zeit aufgeben, um diese Worte aus dem Heiligthum in sich aufzunehmen. Herr Lauer sagt dieß zum Überfluß noch selbst in seiner Einleitung „An den Leser":

„Nimmst du mit Liebe dieses Buch zur Hand
Und ohne Scheu vor ernstem Wort und Sinn,
Dann bringt es dir wohl besseren Gewinn,
Als schöner Worte auserwählter Tand.
Es ist ein ernstes Lied in ernster Zeit . . ."

Wir geben zu, daß es vom künstlerischen Standpunkt keine Unmöglichkeit gewesen wäre, „den ernsten Sinn" auch „in schöner Worte auserwählter" Form zu bringen; wir bedauern selbst, daß es dem Dichter nicht gefallen hat, sich diese für ihn sogar leichte Aufgabe zu stellen. Indeß müssen wir auch jetzt diese „Lieder" sehr willkommen heißen und sie eben als das betrachten, als was der Dichter sie uns anbietet: als ernste, der Eindringlichkeit halber in das poetische Gewand gekleidete Mahn-, Trost- und Warnrufe eines um das Wohl der Kirche, des Vaterlandes und der unsterblichen Seelen tiefbekümmerten Priesterherzens. Der Culturkampf tritt uns in manchen dieser Lieder in einer Auffassung entgegen, die sehr beherzigenswerth und deßhalb um so mehr zu betonen ist, als sie im Gedränge des Kampfes nur zu leicht außer Acht gelassen wird. Wie schön spricht sich diese aber in dem „Geheimniß unserer Stärke", trotz des etwas prosaischen Anfanges, aus! Nachdem der Dichter gezeigt, wie dieses Geheimniß der Stärke für uns „im Kreuz und dem, der daran gehangen, in Schmach, Leiden und Entbehrungen" besteht, ruft er zum Schluß mit dem Apostel:

„Woran denn wollen uns die Gegner fassen?
Was sie bedrohen, können wir entbehren,
Vergnügen, Reichthum und die eitlen Ehren;
Die Liebe Gottes müssen sie uns lassen." (8)

Echt poetisch ist die Betheuerung, daß es unmöglich sei, das rheinische Land dem Glauben untreu zu machen:

. . . „Ein Blick hinab zum alten treuen Rhein,
Ein Blick hinauf zum blauen Himmelszelt,
Ein Blick zur Kirche dort im Abendschein,
Ein Blick hinüber in die and're Welt,
Ein Blick zuletzt in's eig'ne Herz hinein,
Wo Christus eine Wohnung sich erbaut —
Wer könnte da noch ein Verräther sein
An Gottes Kirche, Christi reiner Braut?" (4)

Immer und immer wieder kommt der Dichter auf die Nothwendigkeit zurück, bei dem Toben des äußeren Kampfes den ebenso wichtigen Culturkampf im Herzen nicht zu vergessen. Wie ängstlich lautet die Klage: „Wie lange noch?"

„Kommt bald nicht Hilfe, wird die Blutvergiftung,
Die uns ergriffen, immer weiter dringen,
Und Rettung später schwerlich mehr gelingen.

„Bei dieser Krankheit helfen Zimmerlüftung
Und leichte Mittel nicht; schon das Verweilen
Ist voll Gefahr: wer retten will, muß eilen." (19)

Und was soll er thun?

„Uns von der Welt und ihrer Lust zu scheiden,
Erinnert uns der Herr jetzt an die Zeit
Der glaubensstarken ersten Christenheit,
Und läßt es zu, daß wir Bedrängniß leiden . . ."

Selbstverständlich will der Dichter auch ein männliches Eintreten in den äußeren, uns aufgedrungenen Kampf; er verlangt Entschiedenheit:

„Die da gehen wie auf Eiern,
Milde Leute, mag man feiern
In des Friedens schönen Tagen;
Doch wenn's gilt, auf Tod und Leben
Für die Wahrheit Zeugniß geben,
Taugen nicht die Milden, Zagen." (68)

Wir müssen uns mit diesen kurzen Andeutungen und Auszügen bescheiden, indem wir noch einmal betonen, daß eine Betrachtung des vorliegenden Büchleins vom bloß poetischen Standpunkt eine Ungerechtigkeit gegen den Verfasser wäre. Poetischer auch in der Form sind die früher erschienenen Lieder desselben Dichters: „Rheinische Lieder". Viele dieser Gedichte sind die unumstößlichsten Beweise, daß Dr. Lauer ein ganzer Dichter ist, und lassen daher die unkünstlerische Fassung der Culturkampfs-Lieder um so schmerzlicher empfinden.

W. K.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

1. **Der hl. Franziskus von Assisi,** Christi Nachbild und des Christen Vorbild. Eine Festgabe für alle Verehrer des seraphischen Vaters zu seinem siebenhundertsten Geburtsfeste. Von P. P. P. Außerer ꝛc. Mit einem Stahlstich. Mit Approbation des fürsterzbischöfl. Ordinariats Salzburg und Erlaubniß der Obern. 16°. VIII u. 292 S. Innsbruck, Rauch, 1882. Preis: *M.* 1.20.
2. **Blüthen aus Assisi's seraphischem Paradiesesgarten.** Ein Communionbuch für die Mitglieder des dritten Ordens vom hl. Franziskus. (Zum siebenten Centenarium.) Von P. P. Osborne. Mit Erlaubniß der geistlichen Obrigkeit. 16°. 224 S. Dülmen, A. Laumann. Preis: broschirt 75 *Pf.*; geb. in Calico *M.* 1.
3. **Introductio ad vitam seraphicam** pro Novitiis, Clericis et junioribus Patribus Ordinis Fratrum Minorum S[i] F., auctore P. Fr. Gaudentio O. M. S. F. Definitore generali. Cum approbatione R[mi] P. Ministri Generalis totius Ordinis. 12°. p. XXIV et 784. Friburgi, sumptibus Herder, 1882. Preis: *M.* 5.
4. **Beati Fr. Bertholdi a Ratisbona Sermones ad Religiosos XX** ex Erlangensi codice unacum sermone in honorem S. Francisci e duobus codicibus Monacensibus, in centenarium septimum familiae Franciscanae edidit Fr. Petrus de Alc. Hoetzl Ord. FF. Min. Ref. Prov. Bavar. 4°. p. VIII et 111. Monachii, typis et sumptibus instituti literarii Dr. Max Huttler. Preis: *M.* 6.

Vier Festgaben zur Säcularfeier des hl. Franziskus von Assisi.

Die erste derselben hat 82 hervorstechende Züge oder Ereignisse aus dem Leben des seraphischen Patriarchen herausgegriffen, oder vielmehr das Leben des Heiligen um solche Lichtpunkte gruppirt und es in sinniger Weise mit ebenso vielen Zügen aus dem Leben des Erlösers zusammengestellt. Wenn auch nicht alle Parallelen gleich gut und geschmackvoll sich darstellen, so ist doch durchgängig der hl. Franziskus als ein wahres Abbild Christi treffend gezeichnet; die ganz natürlich und ohne Überschwenglichkeit gehaltenen Nutzanwendungen machen das Büchlein zu einer für die Heiligung des gewöhnlichen Christenlebens sehr geeigneten Lectüre und lassen den heiligen Patriarchen auch jetzt noch mit dem hl. Paulus in die Welt rufen: „Seid meine Nachfolger, wie ich Nachfolger Christi bin!“

Die zweite Festgabe, ein Gebetbüchlein, ist wohl deßhalb speciell für die Mitglieder des dritten Ordens überschrieben, weil bei der Auswahl der Gebete die Heiligen des Franziskaner-Ordens besonders berücksichtigt sind: auch die recht anmuthigen Communion-Andachten lehnen sich an diese Heiligen und ihre hervorstechenden Tugenden an. Das verhindert jedoch keineswegs die allgemeine Nützlichkeit des Büchleins. Die im Anhange gebotenen Gebete sind sorgfältig gewählt; die stattliche Reihe von 13 verschiedenen Communion-Übungen gibt den häufig Communicirenden durch ihre Abwechslung Nahrung zum Wachsthum der Andacht, und zwar eine gesunde

Nahrung, welche die heilige Communion zugleich eine Schule solider Tugenden sein läßt. Schade, daß in den Ablaßangaben bei den entsprechenden Gebeten nicht überall die volle Richtigkeit und Genauigkeit sich findet.

Das dritte der angegebenen Werke ist ohne Zweifel ein bedeutenderes Festgeschenk, nicht nur dem Umfange, sondern auch dem Gehalte nach, wiewohl Inhalt und Anlage des lateinisch verfaßten Buches sich direct nur an die Kleriker des ersten Ordens des hl. Franziskus wenden. Was sein Titel verspricht, leistet es in der That: es führt allseitig in ein wahres Ordensleben ein und ist ein richtiger Wegweiser zu vollendeter Tugend und Heiligkeit, deren Idee, Übung, Mittel und Hindernisse es nach bewährten Meistern in schlichter Sprache entwickelt, unter häufigem Hinweis und näherer Ausführung der besonderen Gestalt, welche die christliche Vollkommenheit durch die Form des seraphischen Ordens annimmt. Die zweite, geringere, doch nicht unbedeutende Hälfte gibt eine reiche Auswahl schöner Gebete und Betrachtungen. Das Werk ist ein sehr nützliches Erbauungsbuch für alle Priester, denen das Streben nach Vollkommenheit am Herzen liegt.

Das an vierter Stelle verzeichnete Werk ist eine wahre Prachtausgabe, welche in einem würdigen Sohne des hl. Franziskus den Vater selbst feiert. Vorliegendes Bruchstück aus den Reden des Bruder Berthold ist, wie der hochw. Herausgeber mit Recht bemerkt, „eine reiche Rüstkammer von inhaltsschweren Sätzen und Gedanken"; dieselben sind mehr zu ausführlichen Skizzen, als zu völlig ausgearbeiteten Reden zusammengefügt. Es offenbart sich in ihnen eine große Originalität und Tiefe der Auffassung, so daß das Werk in hohem Grade geeignet ist, für eigenen und fremden geistlichen Nutzen eine fruchtbare Lectüre zu sein.

Vida y escritos del beato Alonso Orozco, del orden de San Agustín, predicador de Felipe II, por el P. Fr. Tomás Cámara de la misma orden. (Leben und Schriften des seligen Alphons Orozco aus dem Orden des hl. Augustin, Hofprediger Philipps II., von P. Fr. Thomas Cámara aus demselben Orden.) Gr. 8°. p. XVI et 636. Valladolid 1882.

Gelegentlich der am 15. Februar d. J. erfolgten Seligsprechung des ehrw. Alonso Orozco veröffentlichte sein Ordensmitbruder T. Cámara in obigem Werke eine überaus würdige Festschrift. Hatte der Verfasser kürzlich erst, durch seine gelungene Widerlegung Drapers[1] ehrenvoll in den Kreis der Schriftsteller sich einführend, sattsam bewiesen, wie sehr Darstellungsgabe und positive Kenntnisse ihn befähigen, die Profanliteratur mit schönen, vollgiltigen Gaben zu bereichern, so hat er in obigem Buche eine glänzende Probe von der Meisterschaft abgelegt, mit der er sich auf religiösem Gebiete zu bewegen versteht. Es ist dasselbe in der That nicht eine Lebensbeschreibung der gewöhnlichen Art mit vorwiegend ascetischer Tendenz. Auf Grund eines gewissenhaften, fleißigen Quellenstudiums, unter Benutzung eines reichen historischen, theologischen und ascetischen Wissens entwirft uns der Autor ein detaillirtes, scharf und bestimmt ausgeprägtes, wahrheitsgetreues Bild des Seligen. Die große Wärme und pietätsvolle Hingabe, die er sichtlich seinem Gegenstande entgegenbringt, die elegante, reine Diction und der mustergiltige Stil, welchem bereits spanische Kritiker ihr Lob gezollt, hauchen dem Bilde begeistertes Leben und gewinnende Anmuth ein. Mit der

[1] Contestacion á la „Historia del conflicto entre la religion y la ciencia de Juan Guillermo Draper". 2ª edicion. Valladolid 1880.

genauen Kenntniß jener alten glorreichen Zeit Spaniens, der Zeit seiner großen Helden und Heiligen, in welche unser Seliger, ganz hervorragend situirt, mit tausend Fäden nach allen Seiten hineingewebt ist, verbindet der Verfasser ein richtiges Verständniß für die Gebrechen und Nöthen der dermaligen Zeitlage und den sehnlichen Wunsch, nach Kräften zu deren Hebung beizutragen, indem er der Mitwelt ein leuchtendes Vorbild der Vergangenheit vorhält und auf dessen Thaten, Lehren, Grundsätze sie eindringlich hinweist. — Das Buch hat drei Theile. Der erste umfaßt in streng chronologischer Ordnung den Zeitraum von 1500—1554 oder von der Geburt des Seligen bis zu seiner Rückkehr nach Spanien von der vereitelten Mission nach Mexiko; der zweite die Jahre von 1554—1591 oder seine reiche Wirksamkeit als Hofprediger, seine apostolischen Thaten, seine Tugenden und übernatürlichen Gaben; der dritte gibt zunächst die genaueste Auskunft über die zahlreichen Schriften des sel. Orozco, mit Angabe der Titel, Druckorte und anderer interessanter Notizen, schildert ihn dann, unter eingehender Berücksichtigung seiner Zeit, als Schriftsteller, Gelehrten und Redner, und macht zum Schluß Mittheilungen über die Wunder nach seinem Tode, über die ihm gewordene Verehrung, über seine Reliquien und Seligsprechung. Die „Apéndices" (S. 579—630) bringen werthvolle Quellenangaben, Erläuterungen und Zusätze. — Seinem Inhalte nach eine Zierde der neueren spanischen Literatur, ist das Buch auch typographisch schön und geschmackvoll ausgeführt, und wir zweifeln nicht, daß es im katholischen Spanien viel Gutes stiften wird. Es verdient aber auch außerhalb desselben bekannt und gelesen zu werden und dürfte den Historikern überhaupt manchen schätzenswerthen Beitrag zur Bereicherung ihrer Kenntnisse liefern.

Das Leben Mariens. Ein Bilderkreis von 28 Contourzeichnungen aus dem Nachlasse von Joseph Ritter von Führich. Für den Lichtdruck mit der Feder übertragen von Eduard Lüttich von Lüttichheim. Einsiedeln, Benziger, 1882. Preis: *M.* 28.

Die Blässe des Stiftes, mit dem die Künstlerhand des alternden Führich zitternd diese Zeichnungen entwarf, nöthigte dazu, Copien in schwärzeren Linien, also in Tinte, herzustellen, die hier wiedergegeben sind. Unter der spröden Feder haben sie etwas von der leichten Weise verloren, die das Original hat, weil es unmittelbar hervorging aus der reichen Phantasie des Meisters, der seine Gedanken rasch in Umrissen niederschrieb. Aber auch so bleiben diese Umrisse ohne Farbe und Schatten angenehme Gäste; denn es sind Bilder voll Gedanken, weil sie die alte Geschichte treu darstellen, welche jedes neue Kirchenjahr dem Christen wieder vorführt, damit er den Fall und die Erlösung seines Geschlechtes tiefer erfasse. Doppelt lieb sind uns diese Bilder, weil Führich sich an die alte Weise der Vorfahren anschließt, weil er den Reichthum der alten Legenden von Joachim und Anna und vom Leben Mariä verwerthet, und weil er neben den Legenden auch noch die tiefe Symbolik, welche sich in den Armenbibeln gesammelt findet, zum Ausdruck bringt. Hätte er sich noch etwas mehr an die traditionelle Darstellungsweise angeschlossen, so wäre sein Werk noch bedeutender geworden. Jetzt sind einzelne Bilder beinahe verfehlt, weil sie eine neue Darstellungsweise versuchen. So wird es sehr schwer, unter den sieben kräftigen Mädchen, welche weben, waschen, zuschneiden und nähen, die allerseligste Jungfrau im Tempel zu erkennen, und wenig erbaulich ist der Aufzug, in welchem dieselbe vom Engel der Verkündigung überrascht wird. Dafür sind aber andere Bilder hochpoetisch. Großartig ist das Bild, auf welchem die heiligen drei Könige den aufgehenden Stern begrüßen. Rührend ist die Darstellung des Todes des hl. Joseph: der abnehmende Mond sieht durch's Fenster hinab auf den Sterbenden und gießt himmlischen Frieden über die

ganze Gruppe; zwei reine Tauben, die zu seinem Haupte sitzen, erinnern an seine jungfräuliche Ehe; der göttliche Sohn neben dem Bette des sterbenden Vaters ist ein Bild hoher Majestät und doch auch der tiefsten Trauer. Solche Bilder könnten genügen, um dem gereiften Meister, der schon durch so viele tüchtige Arbeiten sich einen Namen in der christlichen Kunstgeschichte erwarb, sein Ansehen auf's Neue zu sichern, ja zu erhöhen.

Miscellen.

Randglossen zu einer „Geschichte der deutschen Literatur". Vor einiger Zeit veranlaßte uns das Studium irgend einer literarischen Frage, behufs schnellerer Orientirung die beiden letzten Bände der großen „Geschichte der deutschen Literatur" von H. Kurz rasch zu durchblättern. Bei diesem Gange durch die dichten „kritischen Wälder" des berühmten Literarhistorikers fiel uns gar Manches seltsam, ja bisweilen ganz belustigend auf, und wir möchten wohl Einiges davon noch als nachträgliche Charakteristik des Werkes in derselben bunten Unordnung hier folgen lassen, wie es uns eben aufstieß. Es sei jedoch gleich von vorneherein bemerkt, daß wir in Nachstehendem durchaus keine erschöpfende Kritik des Werkes geben wollen, und daß wir bei allem gegründeten Tadel über ganz wesentliche Punkte dennoch das wirkliche Verdienst dieser Literaturgeschichte keineswegs verkennen. Kurz verfügt über ein Material, daß es wahrhaft zum Erstaunen wäre — wenn man nicht bedächte, daß diese Kenntniß doch im Grunde nur eine eisenfeste Geduld und viel Zeit erfordert, aber noch keineswegs mit intellectueller Beherrschung des Stoffes gleichbedeutend ist. Diese Stoffbeherrschung nach festen, klaren Normen aber scheint uns bei Kurz sehr oft zu fehlen. Sein Werk mag daher für biographische und literarhistorische Daten eine ziemlich brauchbare Fundgrube sein, als Charakteristik der Autoren und Werke aber möchten wir die Ausführungen Kurz' im Durchschnitt keineswegs ohne Controle hinnehmen. Die Auswahl der Proben hat uns ebenfalls in vielen Fällen durchaus nicht befriedigt. Doch wir wollten ja nur Randglossen und keine Kritik bieten, und darum zur Sache!

Das Bild vom „rothen Faden" ist leider zu abgedroschen, sonst würden wir es hier mit Recht anwenden können, um das Überwiegen eines seltsam bestimmten Gedankens in diesen beiden Bänden Literaturgeschichte zu bezeichnen. Wir wollen daher lieber sagen, daß der Autor bei gewissen Ideen aus Rand und Band kommt, etwa wie der spanische Toro beim Anblick des rothen Sacktuchs. Zu diesen „reizenden" Ideen gehören vor Allem „Jesuitismus — Mysticismus — Hierarchie — Heuchelei" u. dgl. Nun sollte man freilich glauben, eine so monumentale Literargeschichte, wie die vorliegende, werde dergleichen starke Ausdrücke nicht in dem Sinne von halbverstandenen, willkürlich geprägten Schlagwörtern gebrauchen, wie es etwa ein „intellec-

tueller" Parlamentarier oder ein Konitz-Zeitungsredacteur sich erlauben dürfen. Bei einem „wissenschaftlichen" Werke scheint doch wohl die Forderung von klaren Begriffen, leidenschaftsloser Prüfung und unparteiischer Darstellung nicht allzusehr das Maß des Erlaubten zu überschreiten. Auch dürfte eine oberflächliche Kenntniß der Gesammtgeschichte nicht gerade zu den entbehrlichsten Eigenschaften eines Literarhistorikers gehören. Nun aber möchten wir, unbeschadet unseres Armuthsgelübdes, kühn einen Preis auf den Quellenbeleg folgender „historischen" Ausführung setzen, mit der Heinrich Kurz seinen dritten Band, d. h. die Besprechung unserer classischen Literaturperiode eröffnet: „Das wichtigste Ereigniß auf dem kirchlichen Gebiete war die Aufhebung des Jesuitenordens (1773), welcher sich durch den beinahe unumschränkten Einfluß, den er sich in der Kirche wie im Staate allmählich erworben hatte, zu solchem Mißbrauch seiner Macht hatte hinreißen lassen, daß selbst die Fürsten vor ihm zu zittern begannen und sie endlich den Papst bewogen, die Auflösung desselben anzuordnen. Aber wenn auch äußerlich aufgelöst, blieb er nichtsdestoweniger im Geheimen bestehen. Um sich eine künftige Wiedereinsetzung durch die Kirche vorzubereiten, ging er auf seine ursprüngliche [?] Thätigkeit zurück und verbreitete sich daher zunächst über die protestantischen Länder, um in denselben für den Katholicismus zu werben, ohne jedoch die katholischen Länder aus den Augen zu lassen. Diese geheime Wirksamkeit, die sich bald bemerklich machte, rief den Gedanken hervor, ihm auf ähnliche Weise entgegenzuarbeiten. So entstand im Jahre 1776 der Illuminatenorden, den der Professor Weishaupt in Ingolstadt stiftete, das heißt gerade in dem Lande, wo der Jesuitismus noch am mächtigsten war, mit der ausgesprochenen Absicht, diesem entgegenzuwirken, sowie überhaupt religiöse und politische Aufklärung zu verbreiten . . . Dieser (Orden) nahm überhaupt rasch zu, aber er konnte den geheimen Umtrieben der Jesuiten nicht widerstehen, die in ihm den gefährlichsten Feind schon darum erkannten, weil er sich, was sein Hauptfehler war, ihrer eigenen Mittel bediente. Er wurde im Jahre 1784 durch den Kurfürsten von Bayern aufgehoben, der auch den edlen Weishaupt absetzte und verbannte. Der Illuminatenorden hatte dadurch namentlich an Ausbreitung gewonnen, daß er die Freimaurerei in sein Interesse zog. Dieß war hinreichend, den Jesuitismus auch auf diese Gesellschaft aufmerksam zu machen. Es gelang ihm um so leichter, sich in denselben einzuschleichen, als gerade damals der ursprüngliche Zweck derselben in Spielereien und Abenteuerlichkeiten aller Art untergegangen war . . . Ebenso drängte er (der Jesuitismus) sich an den protestantischen Pietismus, und so gelang es ihm, manche bedeutende Persönlichkeit für die katholische Kirche zu gewinnen und seinen Geist in solchem Maße auf die von ihm Gewonnenen zu verpflanzen, daß unter Anderen der bekannte Oberhofprediger Stark in Darmstadt viele Jahre bis zu seinem Tode (1816) im Geheimen Katholik war und trotzdem eine der höchsten Stellen in der evangelischen Kirche zu bekleiden fortfuhr. Gewiß [!] war er nicht der Einzige, der sich diese Täuschung erlaubte . . . Bei diesen Umständen war es zu entschuldigen, daß der protestantische Norden wegen der geheimen

Umtriebe des Jesuitismus in Schrecken gerieth und sich eine entschiedene Opposition gegen den andringenden Katholicismus bildete, als deren Führer F. Nicolai und Biester zu nennen sind. Man wirft ihnen vor, daß sie in ihrer Opposition zu schroff gewesen, daß sie dem Katholicismus zu viel Thätigkeit und Einfluß zugeschrieben, und daß sie sich oft durch leere Einbildungen hätten hinreißen lassen; allein wenn Letzteres auch zum Theil wahr sein mag, so finden sie im Zusammentreffen dieser [?] jesuitischen Einflüsse mit dem Hervorbrechen pietistischer und mystischer Schwärmerei im protestantischen Deutschland ihre wohlbegründete Entschuldigung; denn sie mußten glauben, daß diese [?] Erscheinung eine Folge des katholischen Einflusses war, oder daß wenigstens die Ausbreitung des Katholicismus durch dieselbe mächtig gefördert wurde" (III, 4).

Für solche „wissenschaftliche" Beiträge zur Geschichte des Jesuitismus und seiner Affiliation mit Freimaurerei und Pietismus ist gewiß jeder dem gefeierten Literarhistoriker zum Dank verpflichtet. Freilich könnte man sagen, Herr Kurz ließe sich hier „durch leere Einbildungen hinreißen", allein „wenn Letzteres auch wahr sein mag", so ist doch anzuerkennen, daß er sich erst auf der vierten Seite zu diesem Ausfalle gegen den furchtbarsten Feind der deutschen Literatur „hinreißen" ließ, wo er es doch schon früher hätte thun können.

Wenn wir nun Herrn Kurz weiter begleiten, so kommt er uns wahrhaft vor wie der bekannte im Faust verherrlichte Jesuitenriecher:

„Er schnopert, was er schnopern kann,
Er spürt nach Jesuiten."

So hat er es natürlich nicht unterlassen, unter den ganzen fünf Proben der Lyrik Chamisso's das „Nachtwächterlied" gegen die Jesuiten zu geben. Item wäre es eine zu starke Zumuthung gewesen, bei Lavater nicht die Beschreibung des Jesuiten in den „Physiognomischen Fragmenten" mitzutheilen, trotzdem dieselbe ein wahres Muster nichtssagender Schwätzerei ist. Wir wollen sie der Erheiterung wegen etwas tiefer hängen. Lavater also schreibt und Kurz druckt nach:

„Vielleicht ist unter allen religiösen Physiognomien keine leichter erkennbar, als die jesuitische. Jesuitenaugen sind zum Sprichwort geworden. Und in der That, ich getraute mir fast Umrisse [!] jesuitischer Augen angeben zu können, und nicht nur der Augen, sondern auch beinahe [!] der Form des Kopfes. Ein Jesuit möchte beinahe, in welchem Kleide er wollte, erscheinen, er hätte das Ordenszeichen im Blick für den gemeinen, in dem Umrisse seines Kopfes für den geübten Physiognomen. Zu diesem Umrisse gehören dann vornehmlich drei Stücke: die Stirn, die Nase und das Kinn. Beinahe immer stark gewölbte, vielfassende, selten scharfe, feste, gedrängte Stirnen; beinahe immer große, meist gebogene und vorn scharf knorpelige Nasen; beinahe immer große, nicht fette, aber rund vorstehende Kinne; immer fast etwas zusinkende Augen, bestimmt gezeichnete Lippen. [Ist das Alles außerordentlich bestimmt und wirklich zum Malen gezeichnet!] Merkwürdig [ja wahrlich!], daß unter allen so gelehrten Jesuiten so wenig Beispiele sind, vielleicht nicht Ein entscheidendes ist von einem wahrhaft philosophischen Kopfe.

Mathematiker, Physiker, Politiker, Redner, Poeten, wie viele hatten sie! wie wenige philosophische Köpfe! Und das ist auch leicht zu begreifen. [Also gar nicht merkwürdig!] Die Art von Biegsamkeit, die Einschmeichelungskunst, die künstliche Beredsamkeit, die Übungen im Schweigen und Verstellen, die ihnen so geläufig sein mußten, wie konnten die so gar nicht neben freier, kühner, allprüfender Philosophie bestehen! Also, wo das Eine mußte gesetzt werden, ward das Andere eben dadurch schlechterdings aufgehoben. Sehr wenige Jesuiten wird man finden von außerordentlicher Kühnheit. Eben die Bildung zur Feinheit kann nicht mit der Bildung zur persönlichen Kühnheit bestehen; wenigstens wird gewiß nicht die Kühnheit, sondern die Feinheit immer die Oberhand behalten. Der religiöse Enthusiasmus, Enthusiasmus sage ich, nicht die so oft damit verwechselte Affectation des Enthusiasmus, haftet selten, ich dürfte sagen, niemals in stark geknochten Körpern. Die Kühnheit der Jesuiten, ich weiß es, war unbegrenzt; aber ihre Kühnheit war Geheimniß, gründete sich auf Verborgenheit, war lichtscheu. Und lichtscheue Kühnheit ist so wenig wahre Kühnheit, als lichtscheue Tugend Tugend ist" (III, 738).

Wie manche unserer Leser werden bei der breiten Stirn, den knorpeligen Nasen und dem runden Kinn nicht bang den Spiegel befragt haben, ob sie nicht selbst etwa diese so scharf gezeichneten Stigmata des Jesuitismus in ihrem Antlitz trügen! Wir wollen darum sofort zu ihrem Troste ein anderes Jesuiten-Porträt vorführen, wie es uns Herr Kurz im IV. Band an die Hand gibt:

„Es geht ein finst'res Wesen um,
Das nennt sich Jesuit;
Es lächelt nicht, ist still und stumm,
Und schleichend ist sein Schritt.

„Es hat nicht Rast und hat nicht Ruh',
Und hat ein bleich' Gesicht,
Und drückt am Tag' die Augen zu,
Als beiße es das Licht.

„Es trägt ein langes Trau'rgewand
Und kurzgeschor'nes Haar,
Und bringt die Nacht in jedes Land,
Wo schon die Dämm'rung war.

„Es wohnt in einem öden Haus
Und sinnt auf neuen Zwang,
Und blickt es in die Welt hinaus,
So wird der Menschheit bang. . . ."

Nachdem wir hoffentlich durch diesen poetischen Steckbrief alle unsere lieben Leser, des Schreibers Mitbrüder einschließlich, beruhigt haben, daß sie keine Jesuiten sind, erlauben wir uns die bescheidene Ansicht auszusprechen, daß das Tactgefühl des Herrn Kurz sich wohl als „unbegrenzt", aber durchaus als „Geheimniß" darstellte. Sonst sehen wir nicht ein, wie er so absurde Proben blinden Parteihasses in eine Mustersammlung aufnehmen konnte.

W. K.

Zur

Encyklika Papst Leo's XIII.

auf das

siebente Centenarium der Geburt des hl. Franz von Assisi.

Quando lo'mperador che sempre regna
Provvide alla milizia ch' era in forse . . .,
. . . a sua sposa soccorse
Con duo campioni, al cui fare, al cui dire
Lo popol disviato si raccorse.
Dante, Paradiso XII.

Die katholische Welt hat innerhalb zweier Jahre die mehrhundertjährige Jubelfeier drei der erlauchtesten Ordensstifter begangen. Der hl. Benedict von Nursia (geb. 480), die hl. Theresia von Avila (gest. 1582), der hl. Franz von Assisi (geb. 1182) tauchten nach einander aus dem Dunkel irdischer Geschichte und aus der Herrlichkeit ewiger Verklärung vor unserer Generation auf. Wie Gott, so ist es ja seinen Heiligen eigen, ein stets lebendiger Segen der Menschheit zu bleiben, dessen wir uns freilich immer, aber in gewissen, durch göttliches Gesetz oder menschliche Tradition bestimmten Momenten mit größerer Dankbarkeit bewußt und froh sind.

Das siebenhundertjährige Centenarium der Geburt des hl. Franz von Assisi erhielt, mit Bevorzugung vor den beiden anderen Jubelfesten wie auch vor den fünf vorausgegangenen Säcularfeiern desselben Heiligen, durch die Encyklika Leo's XIII. v. 17. Sept. 1882 eine Auszeichnung, welche uns zu ernsterer Erfassung seiner Bedeutsamkeit für unsere Zeit und zu raschem Umsatz der gebotenen Gnade in das Leben derselben mahnt. Was mag den Hirten der Christenheit veranlaßt haben, bei der siebenten Säcularwende der Geburt des „armen und demüthigen Franziskus" das Schweigen zu brechen, das zu heilig ist, um in anderen als den wichtigsten Augenblicken des Lebens der Menschheit gebrochen zu werden? Sprach etwa nur der Sohn Italiens, um einen Italiener

zu feiern, der unter den größten Erscheinungen der Weltgeschichte der großartigsten eine ist? Sprach nur der Sohn des Heiligen, um den Patriarchen zu verherrlichen, „dessen Genossenschaft anzugehören er sich rühmt"? Es sprach der Papst zu den hierarchischen Fürsten des Reiches Gottes. Eine große Reichsangelegenheit mußte es somit sein, welche die Zunge löste, auf die die Welt ihre größten Anliegen und Gott sein rettendes Wort zu legen pflegt.

Leo XIII. erblickt in dem Eintritt der siebenhundertjährigen Jubelfeier des Bettlers und Seraphs von Assisi in die letzten Jahre unseres Säculums eine große Lection und eine große Gnade für dessen Geschlecht, die ihm bedeutsamer zu sein scheinen, als die mit den Centenarien St. Benedicts und St. Theresia's verknüpften.

Der Patriarch des abendländischen Ordenslebens trat in die Trümmer und Erschütterungen der Völkerwanderung, trat in eine Zeit ein, welche zumeist durch ihn und seinen Orden aus heidnischem Dunkel und häretischem Zwielicht zur katholischen Klärung und Civilisation geführt werden sollte. St. Benedicts Centenarium warf somit aus der Ferne von anderthalbtausend Jahren minder congruente Zeitconturen auf den Spiegel der Gegenwart.

St. Theresia's jungfräuliches Centenarium war eine ermuthigende Illustration zu der Wahrheit der Offenbarung und der Geschichte, daß die wehrlose Macht des Gebetes und des Opfers oft genug in die unentwirrbar gewordenen Wege der Geister und Völker von Oben Lichtung bringe, und daß, wenn der zerstörende Dämon einer Zeit nicht mehr auf Abwehr zu stoßen fürchtet, Gott oft durch das Schwächste dem Ansturme des Verderbens Stillstand und für Verlorenes Ersatz bereite. St. Theresia's Heiligkeit bewahrte Spanien vor dem Abfalle von der Kirche und ergoß einen Strom von Gnade über ihre ganze Zeit. Ihr Centenarium war ein überraschendes Schlaglicht auf die „unerforschlichen Wege Gottes" in der Geschichte.

Beide Centenarien haben zweifelsohne der äußeren wie inneren Anregung zum Besseren unermeßlich viel in die Gegenwart getragen, aber bedeutsam für diese wie das Säcularfest des hl. Franz waren sie nicht. Der Papst schwieg.

Der hl. Franz wuchs aus dem Volke und wuchs sich in das Volk, sein Orden war das Volk seiner Zeit. Aber gerade diese Zeit spiegelte ihr Bild bis zur gegenseitigen Deckung, der Schattenlinien wenigstens, in dem Bilde unseres dem Ende zuneigenden Jahrhunderts wieder.

Deßhalb ist dem Papste das Centenarium des hl. Franz eine Quelle des Lichts und Lebens für unsere Zeit, kann auf weite Strecken hin zur Regeneration der christlichen Menschheit werden, soll für die Einzelnen ein Wendepunkt ihrer Wege und Ziele sein.

Dieser Gedanke erfüllt die päpstliche Encyklika, haucht ihr den Ernst, die Wärme und Majestät ihrer Sprache ein. Wir können nichts Besseres thun, als diesen Kerngedanken aus seiner prachtvollen Umwebung herauszuheben und durch Zergliederung und Beleuchtung den Kindern des 19. Jahrhunderts näher zu bringen.

I. Congruenz der Jahrhunderte.

Mit wenigen großen Zügen entwirft die päpstliche Encyklika nach Licht- und Schattenseite das religiös-sittliche und sociale Charakterbild des zur Neige gehenden zwölften Jahrhunderts.

„Genugsam bekannt ist jenes Zeitalter mit seinen Vorzügen und seinen Schwächen. Tief lebte der katholische Glaube in den Geistern. Es war ein schönes Schauspiel, sehr Viele, von Frömmigkeit getrieben, nach Palästina eilen zu sehen, um dort zu siegen oder zu sterben. Aber schon war Zügellosigkeit eingerissen, hatte die Sitten verdorben und eine Erneuerung des christlichen Geistes nöthig gemacht. . . . Nur allzu Viele, von Liebe zu irdischen Genüssen beherrscht, strebten nach Ehren und Reichthum oder brachten in Luxus und Vergnügungen ihr Leben hin. Diesen Gebrechen erlagen sogar solche, welche den Übrigen mit gutem Beispiele hätten vorleuchten sollen. Dem Schwinden der christlichen Liebe aber entwuchsen verschiedene und gemeine Laster: Neid, Eifersucht, Haß. So sehr hatten diese die Geister umstrickt, daß Nachbarstädte aus der geringsten Ursache sich gegenseitig befehdeten und Bürger gegen Bürger auf unmenschliche Weise mit dem Schwerte wütheten. In diese Zeit fiel das Leben des hl. Franziskus."

Bei allen Vorzügen und bei allen Gegensätzen zwischen Gutem und Bösem war nach Leo's XIII. Schilderung jene Zeit doch in sittliche Üppigkeit und gesellschaftliche Zerrissenheit gerathen. Die Wollust und Tyrannei Heinrichs II. von England, die Gewaltthätigkeiten Philipp Augusts von Frankreich gegen seine Gemahlin Ingeburga, die Greuel des Johann ohne Land während der letzten Kämpfe gegen die Kirche, die wilden Grausamkeiten Heinrichs VI. und das Serailleben des apostatischen Friedrich II. in Sicilien bestimmten von den Höhen der Gesellschaft aus den in ihren Abdachungen und Niederungen herrschenden Ton. Während die Magnaten Europa's die christlich-ritterliche Kraft in geweihter Rüstung nach Asien trugen und von dort heimkehrend

vielfach die elende Versunkenheit des byzantinischen Reiches und die sittlichen Schrecknisse der muhammedanischen Harems als Erbstück auf ihre Burgen und in die Ringmauern der mit Königshöfen in Üppigkeit und Streitbarkeit wetteifernden Städte importirten, sammelte sich in den Tiefen des Volkslebens der Abschaum des Treibens in Burgen, an Höfen, wälzten die fortschreitenden Ketzereien der Waldenser und Albigenser die sittlichen Ungeheuerlichkeiten und Grausamkeiten einer socialen Revolution immer weiter und breiter vor und hinter sich her, wurden die Klagen über Erschlaffung der Zucht im Klerus und in den Orden, wie über bedenkliche Verweltlichung der höheren Hierarchie immer lauter und immer erfolgloser. Das Alles bekundete das Vorhandensein eines gefahrvollen Übels im Schooße der bürgerlichen Gesellschaft wie der Kirche selber. Eine Reaction mußte eintreten gegen die Üppigkeit und Zerrissenheit der damaligen Generation.

Durch diese divergente Ausrankung eines ungeschlachten Egoismus ist jene Zeit ein Miniaturbild der unserigen. Wir müssen es in Wahrheit ein Miniaturbild nennen; denn die Dimensionen des zweigestaltigen Übels sind heute in dem Maße zum Riesenhaften ausgewachsen, als die treibende Tiefenkraft der menschlichen Leidenschaftlichkeit des bändigenden und veredelnden Gegendrucks idealer Glaubensinnigkeit wie der äußeren Schranken entbehrt, welche eine im Princip noch christliche Socialordnung und der maßgebende Einfluß des Papstthums auf die äußeren Gebilde und inneren Gesetze jener Periode ziehen und aufrecht erhalten konnten. Von dorther vorwärts schauend durch die Perspective der nun verflossenen sieben Jahrhunderte, sehen wir die damaligen Maße und Conturen des Bösen ausgewachsen in fast unermessene Weiten.

Wir würden fürchten, den Leser auf Gemeinplätze zu führen und trivial gewordene Klagen zu wiederholen, wenn es nicht die traurigste Signatur unseres Geschickes wäre, daß das riesenhafte Mißverhältniß zwischen christlichem Ideal und concreter Zeitgestaltung heute fast alltäglich und trivial geworden zu sein scheint.

Gott, der Heiland aller Zeiten, stellte in jenes Geschlecht den hl. Franz als Leuchtthurm zur Orientirung und Mahnung, als Kern zur Bildung einer neuen Menschheit. Das Feuersignal rettender Providenz, aufflammend von den Höhen Assisi's und Alveria's, und weithin den Horizont der Zeit beleuchtend, wurde von der sinkenden Welt gesehen und verstanden. Die Neubildung vollzog sich mit der souveränen Energie und Raschheit, die welthistorischen Gnadenspenden Gottes innezuwohnen pflegt.

Heute tritt dieser Bettler wieder rettend in eine ähnliche Zeit. Der Horizont seiner Aufgabe aber ist unendlich weiter geworden.

Was vor sieben Jahrhunderten zumeist orientalischer Import war, ist heute zumeist eigenes Product. Die traditionellen Grenzlinien zwischen keuscher Lebensordnung christlicher Nationen und der Ungebundenheit der Chalifen und Harems des Ostens haben sich verwaschen. Die Schlammfluth geht ruhig und tief hin über die Marksteine aller Culturvölker, aller Racen, aller Continente. „Alles Fleisch hat seinen Weg verdorben" (Gen. 6, 12). Wo sie anschlagend sich zu bäumen scheint, da ist es der unentwurzelte kirchliche Fels alter christlicher Weltordnung, welcher protestirt; aber seine Proteste sind wie der Widerstand des Sandkorns der Düne, das wohl den einzelnen Tropfen, nicht aber die Hochfluth aufzuhalten vermag.

Und wie die Fläche, so ist die Tiefe unermessen.

Was ist denn unsere große Idee und Leidenschaft? Habsucht — Genußsucht.

Habsucht macht die große und die kleine Weltgeschichte des Jahrhunderts. Den göttlichen Hort christlicher Rechtsordnung unter den Völkern lieferte Habsucht aus an die Mäklergilde macchiavellischer Realpolitiker, und was diese gewinnen, schirmt Habsucht durch die blutigste Knechtung, welche je die Menschheit erduldet, durch den Militarismus. — Die Großmächte, innerlich so vielseitig bankerott, suchen mit Kanonen und Lügen, Flotten und Armeen mehr Boden, mehr Geld, mehr Absatz. Vergangenes möge ruhen, aber was zeigt die laufende Tagesgeschichte? Rußland verschlingt ein Land nach dem andern und schließt seine Grenzen immer fester gegen fremde Waaren. England, schon im Besitze der besten Theile Asiens, legt sich den Norden Borneo's bei, nimmt Südafrika, sichert sich durch Ägypten „das Protectorat" über die besten Handelsstraßen und die beste strategische Position der alten Welt, um Weiteres seinem Riesenleibe angliedern zu können. Frankreich gewinnt an Afrika's Nordküste Tunis; an der Westküste sichert es sich in den Flußgebieten des Senegal, des Niger und des Congo neues Gebiet und wird dort bald ein ungeheures und unausgebeutetes Colonialland von schwarzem Teint zur „großen Nation" schlagen, während es auch bereits in Cochinchina nach neuem Erwerb sich ausreckt. Habsucht im großen Stile ist das Mobil unserer großen Geschichte.

Und die kleineren Herren? Habsucht expropriirt, was in der socialen Ordnung der Culturwelt ererbtes Eigenthum von fast Jahr-

tausenden ist, die Rechte der Stände, der Gewerbe und Gewerke; saugt wie ein Riesenpolyp Thätigkeit und Bestand des Kleinvolks und des Kleinbesitzes auf; spannt die Hälfte der Menschheit, Jung und Alt, in die Stränge der „Großindustrie“, bis sie verbraucht ist im Sklavendienst und verkommen in Sklavensinn und Sklavengrimm. Habsucht zerreißt Fleisch und Blut der einen menschlichen Familie und spaltet sie in „Kapitalismus“ und „Pauperismus“ — zwei Worte und ein Gedanke, zwei geschändete Menschheiten und eine Schande, ein Delirium: Habsucht. Diese regulirt durch ihre „Börse“ den Krieg und den Frieden, die Geschicke der Czaren und der Fellahs. Sie treibt durch ihren „Wucher“ das Volk in den Selbstmord an sich und an der gesammten gesellschaftlichen Ordnung. Sie zerstört durch den Paroxysmus „loyaler und illoyaler Concurrenz“ den Frieden der Familien, der Firmen, der Staaten, der Welttheile, wie das Leben der Einzelnen. Sie fälscht die Leckerbissen der Schlemmer, das harte Brod des Mannes, die Milch des Kindes und den Glauben der Menschheit an sich selber. Sie thut die idealen Wissenschaften in den Bann lächerlicher Unfruchtbarkeit, die empirischen Wissenschaften aber behufs möglichst schneller und massenhafter Production von Kapital und Stoff in den monopolisirten Sold ihrer Maschinen; die schamrothen Künste jocht sie in den Frohndienst nackter Natur oder kaufmännischen Klatsches.

Was Habsucht gewonnen, setzt Genußsucht in reißenden Ab- und Umsatz. Dieß Geschlecht will genießen, wie und was nie genossen worden. Daher Emancipation aller Geschlechter, Stände, Alter von allen Rücksichten und Gesetzen Gottes und der Geschichte. Obrigkeitlich patentirt, hygienisch garantirt oder in selbstmörderischer Wildheit verübt, wälzt sich durch die Gassen und die Salons, durch die Sphären alles Lebens, aller Künste, durch die Asyle des christlichen Gewissens Wollust und tausendfache Cultur des Fleisches. Ein Jahrhundert mit einer Physiognomie, welche an den Ausspruch des Propheten Isaias erinnert: „Canes impudentissimi nescierunt saturitatem“ (Is. 56, 11). Lebenspraxis und Lebensphilosophie sollen sich decken. Darum dociren die Katheder: Was wollt ihr denn? Geist und Gedanken gibt es ja nicht, Nichts gibt's als Stoff und Fleisch. Stoff ist die Welt, Gährung und Umsatz des Stoffes ihre Geschichte und Moral. Unfähig von Natur zum geistigen Denken, zum freien Wollen, zum Guten daher wie zum Bösen —, ist uns Niedertracht angestammtes Recht, verfluchte Schuldigkeit.

Und, großer Gott, dieß cynische Geschlecht vergreift sich stolz wie kein früheres an dem Heiligsten und Theuersten, was das Herz Gottes und der Menschheit auf Erden besitzt, an der Freiheit der Kirche, an der Majestät ihrer Jungfräulichkeit, Demuth und Milde, an ihrer Wahrheit, ihrer Gnade.

Doch, was wollen wir ihm zürnen? Die Canaille treibt es ja nicht besser mit sich selber. Der Wüstling und der Tyrann wohnen neben einander in derselben Seele und in derselben Zeit. Ein Jahrhundert der sittlichen Versunkenheit ist immer ein Jahrhundert socialer Zerklüftung. Ewiger Genuß erzeugt ewigen Kampf. Das ist Naturnothwendigkeit. Der Egoismus, der den Einzelnen sich selber zum Schwerpunkt seiner Liebe und seiner Werke setzt, ist im Socialleben ein separatistisches, atomisirendes Princip, löst oder lockert ihr Gefüge, indem er den bindenden Geist ertödtet und Einzelinteressen an die Stelle des Gesammtwohles rückt. In consequenter Verfolgung dieser centrifugalen Bahn wird dann unter dem Drängen wachsender Leidenschaft aus der Entfremdung Befeindung wie der Individuen so der Massen unter einander.

Auch unter diesem Gesichtspunkte parallelisirt die päpstliche Encyklika unsere Zeitgestaltung mit derjenigen des hl. Franz; aber welcher Contrast waltet zugleich auch hier ob zwischen damals und jetzt, wie haben sich die Grenzen des Übels ausgeweitet und fast verloren in's Grenzenlose! Freilich war die Zeit des letzten Fünftheils des zwölften Jahrhunderts eine vielbewegte, vielzerrissene. Drohender standen sich Christenthum und Islam im Westen und Osten nie gegenüber, und mächtiger wogte kaum je durch's Abendland die ringende Bewegung, wessen die Herrschaft der Welt sein solle: kaiserlichen Schwertes oder päpstlicher Schlüssel. Zersetzender hatten Irrlehren nie im Socialorganismus Europa's gewühlt, als bis zur Neige des zwölften und zur Dämmerung des dreizehnten Säculums. Vielfach sich durchkreuzend und immer schnell sich entzündend waren besonders die Kämpfe im Süden. „Guelfen und Ghibellinen" war die Parole, welche von der Nordkante der Alpen bis zu den drei Zacken des sicilischen Südens das Land im Gewoge der Fehde erhielt. Dazu durchfurchte und durchwühlte eine beständige Guerilla zwischen Burgen und Burgen, Städten und Städten und Burgen und Städten die Thalsohle des Volkslebens und den Gesammtfrieden Europa's. Aber trotz Allem stand doch noch in der Höhe anerkannt als hehre, von oben herniedersteigende, zuletzt Alles bewältigende und

sänftigende Macht — das Papstthum, der Schiedsrichter der Menschheit, der Anwalt ihres ehrwürdigen Gewissens.

Dehnen wir diese Miniaturzeichnung zu riesigen Conturen, wenn wir darin das Spiegelbild der Gegenwart finden wollen.

Was ist geworden aus der socialen Einheit der Menschheit von ihren weitesten und losesten Gebilden bis hinab zu ihren subtilsten und vitalsten Zellengeweben? Was ist die Spannung zwischen Kreuz und Halbmond, Guelfen und Ghibellinen im Vergleich zu den Rissen und Spalten, welche heute Fläche und Tiefe des Erdkreises zerklüften, zu den Racenkämpfen und dem Racenhasse, zu den großen Kriegen und dem bewaffneten Frieden unserer Nationen? Wo ist der Erdtheil, wo das Land, die in diesem Jahrhunderte nicht das Blut ihrer Söhne und Väter in Strömen getrunken? Kaum sind diese abgeflossen und versickert in Spanien, Portugal, Dänemark, Ungarn, in Italien, Deutschland, Frankreich, in der Krim, im Balkan, in Syrien, in beiden Indien und beiden Amerika's, im Süden, im Norden und in den Flanken Afrika's, im Herzen und am Saume Asiens, auf jeder Quadratmeile, möchte man sagen, Europa's. Und was nicht gekämpft, das hat geknirscht und knirscht noch. Polen knirscht, Irland knirscht, Arabien, Ägypten knirschen. Niemals hat ein Jahrhundert in seinem ersten Drittheil soviel geschlachtet, in seinem zweiten Drittheil soviel gezürnt, gedroht, gerüstet, in seinem letzten Drittheil wiederum soviel geschlachtet, gerüstet und geflucht. Und doch sind wir „das Jahrhundert der Humanität", haben nach 15 Jahrhunderten der Reisen und nach drei Jahrhunderten der Entdeckungen und Erfindungen alle Schlagbäume aufgezogen, alle Gebirge durchstochen, alle Flüsse und Meere überbrückt. Die Continente reden mit einander vom Fauteuil aus, umarmen sich auf Congressen und Weltausstellungen in Frack und weißer Cravatte — und gießen alle Jahre hundert Armstrongs mehr, sinnen tausend Intriguen mehr, drillen Hunderttausende von Soldaten mehr. Niemals weniger Einheit, weil niemals mehr Leidenschaft, gierig nach Besitz und nach Genuß.

Und prüfen wir den Einbau der Staatsgebäude: welche Zerklüftung, welcher Krieg! Ewiger Krieg im buntscheckigen Gewirre der politischen, socialen, religiösen Parteien. Ewiger Krieg des „Constitutionalismus", der „Parlamente", der „Presse", der „Börse", des „Wuchers", der „Concurrenz", der „Programme der Regierungen" und der „Programme des Volkes", der „vier Stände", der tausend „Confessionen"! —

Dazu und dazwischen das ungeheuerliche Unicum der Weltgeschichte — die große „socialistische Revolution“, die „internationale Verschwörung“, welche im Dunkel brütet über allen Ländern, und bis sie die Vernichtung alles Bestehenden ausgebrütet hat, den permanenten Belagerungszustand verhängt über Kaiser, Könige und Kanzler, über die Metropolen der Intelligenz, Macht und Cultur.

Sollen wir noch den organischen Zusammenhang der kleineren Socialgebilde bürgerlicher und privater Natur auf seine Haltbarkeit prüfen? Umschließt noch treu und fest bis zum Tode der goldene, vom Altar genommene Ring Bund und Schicksale der Gatten und der Kinder, wenn Entchristlichung der Ehe und Schule ihn zum verfluchten Bann der Freiheit und Gelüste stempelt? Muß nicht jeder der großen Risse, die das Ganze spalten, sich tausendfach auszittern in der Scholle, die das Einzelleben trägt und nährt?

Aber gibt's denn der „Vereine“ nicht gerade heute so viele, wie noch nie? Welche Frage! Die großen schöpferischen Gedanken Gottes, wie sie dem Aufbau der christlichen Staaten-, Gemeinde-, Innungs- und Familienordnung zum Plane und Kitte dienten, sind verloren gegangen, und an ihre Stelle sollen, gleich Pilzen aus dem chaotischen Boden der Zeit aufschießend und die große Einheit meist als Parteiwerkzeug erst recht gefährdend, tausend Vereine zu tausend Zwecken, ephemere Gebilde ephemerer Einfälle, treten können? So löst sich in das ekle Gewirr von gefräßigen Reptilien und Insecten die organische Einheit der großen Werke göttlicher Hand auf. Das zweite Stadium der Fäulniß!

Diese Zerrissenheit, deren launenhafte Kreise und Secanten sich selber unzählbar oft des Neuen schneiden, berühren und aufheben, so daß sie ein chaotisches Gewebe darzustellen vermöchten, quillt ewig sich erneuernd aus dem Urgrund aller Unordnung. Uns ist ja der tiefste Einigungsgrund, — der Principe erstes und letztes, in das jede Analyse und jede Synthese gipfelnd auslaufen muß, — uns ist der eine ewigfeste Punkt, der alle Bewegung und alle Distanz messen und an sich schließen muß, — uns ist das Centrum, in dem der Zirkelfuß wurzelhaft stehen soll, wenn die Millionen socialer und individueller Peripherien von Freiheit, Interesse, Pflicht und Recht sich nicht verwirren sollen, — der Schutz und Hort aller Ordnung: Gott, Gott ist aus Erkenntniß und Bekenntniß der modernen Menschheit entschwunden. Die religiöse Einheit ist vernichtet. Pantheismus, Materialismus, Deismus, Atheismus, Indifferentismus, Nihilismus und Satanismus haben das sublime

Erbe der Jahrtausende, die Gotteserkenntniß, auf dem Markte der modernen Völker zerzaust und verhaust und in jedem neuen Systeme neuem Spotte und neuem Hasse hingeworfen. Compacte positive Confessionen hat die Schärfe der modernen Luft zersetzt in eine Myriade von nebelhaften, sich gegenseitig verneinenden Denominationen. Der eine massive Kolossalbau der katholischen Kirche, in dem göttliche Logik jede Quader und jedes Atom unter einander und mit dem Ganzen zu solidarischer Existenzweise hat verwachsen lassen, — er allein steht noch heute, wie immer, unverrückt und unverwittert; aber er steht im Banne der Gesetze und Gewalten der neuen Zeit, steht außerhalb der Erde der Lebendigen, sieht als Mumienpyramide den Strom des Lebens an sich vorüberfluthen, statt ihn, wie ehemals, wie immer durch seine Herzkammern ziehen und dort Lebenselemente und Lebensgesetze erhalten zu sehen.

Es fehlt die Einheit in Gott, und darum fehlt uns alle Einheit.

Machen wir Halt. Leo XIII. findet traurige Geistesverwandtschaft zwischen dem Ausgange des zwölften und des neunzehnten Jahrhunderts. Die Schattenrisse decken sich in ihren Formen, überragen sich in ihren Maßen. Wie unreif und unmündig, wie harmlos, möchten wir sagen, nimmt sich die derbe Sinnlichkeit der Alten aus zu der raffinirten Verkommenheit der Epigonen! Wie vortheilhaft stellt sich der ungeschlachte Simson des Ritterthums, berauscht durch die Parfüms der orientalischen Dalila, neben die Canaille, die sich kannibalisch wohl sein läßt im heimischen Pfuhl, so weit und breit wie die Culturwelt! Wie wühlt heute das selbstmörderische Geschlecht in den eigenen Eingeweiden! Wie furchtbar rächt es seine Apostasie von Gott durch eine unselige Apostasie von sich selber!

Wie ist die rettende Arbeit der Gnade schwer geworden! Wie weit ist der Himmel heute von der Erde — der erbarmende Gott von diesem Jahrhundert!

Nicht so weit, als wir glauben.

„Der Erlöser des menschlichen Geschlechtes, Jesus Christus," so spricht Leo's XIII. Encyklika, „ist die unvergängliche Quelle aller Güter, welche uns die grenzenlose Liebe Gottes geschenkt. Er, der einmal die Welt gerettet hat, ist ihr Retter für alle Zeiten; denn es ist kein anderer Name den Menschen gegeben, in welchem sie selig werden können. Wenn daher die Menschheit durch Schwäche der Natur oder eigene Schuld auf Abwege geräth und einer Hilfe bedarf . . ., dann erweckt Jesus Christus zu der von Gott bestimmten Zeit des Trostes einen großen Mann auf Erden . . ., dem er die Wiederherstellung der allgemeinen Wohlfahrt überträgt. Das geschah auch

am Ausgange des zwölften Jahrhunderts. Der Vollbringer dieses großen Werkes war Franziskus."

So belehrt uns die päpstliche Encyklika über Vergangenes, und fährt, zu Gegenwärtigem und Künftigem sich wendend, also fort:

„Unverkennbar ist von diesem einen Manne aus eine wahre Fülle von Segen über die Kirche und die bürgerliche Gesellschaft ausgegangen. Da aber sein Geist wunderbar für alle Orte und Zeiten paßt, so wird sein Wirken in unserem Jahrhundert um so mehr von höchstem Nutzen sein, als es mit demjenigen des hl. Franziskus vielfache Ähnlichkeit besitzt. Wie damals verzehren auch heute gar Viele ihr Leben in Erjagung irdischer Güter und im Haschen nach Vergnügungen. Im Überfluß schwelgend, vergeuden sie das Eigene und strecken nach fremdem Gute die Hände aus. Das Wort ‚Brüderlichkeit' heben sie in den Himmel, aber ihre Thaten sind nicht so brüderlich, wie ihre Worte; denn Egoismus leitet sie und täglich mindert sich die Liebe zu den Schwachen und Hilflosen. Damals hatte die vielverzweigte albigensische Irrlehre, die Kirche verwirrend und den Staat bedrohend, eine Wendung zum Socialismus genommen. Heute sind in ähnlicher Weise die Förderer des Naturalismus an Zahl und Einfluß gewachsen. Hartnäckig läugnen sie die Nothwendigkeit der Unterordnung unter die Kirche, und verschonen ebenso wenig die bürgerlichen Gewalten. Sie bedrohen das Eigenthum, schmeicheln den Leidenschaften des Pöbels und erschüttern die Grundlagen des öffentlichen und des Familienlebens. Ihr werdet nicht verkennen, ehrwürdige Brüder, daß in dieser Lage große Hoffnung auf den segensreichen Einfluß der Schöpfungen des hl. Franziskus zu setzen ist. Wenn sie blühen, dann wird auch Glaube und Frömmigkeit und jegliche christliche Tugend zur Blüthe gelangen; gebrochen wird die rand- und bandlose Gier nach vergänglichen Dingen; die christliche Abtödtung, den Meisten die größte Last, wird freudiger geübt werden. In brüderlicher Eintracht verbunden, werden die Menschen einander lieben und den Armen jene Ehrerbietung erzeigen, welche ihnen als Christi Ebenbildern gebührt. In unserer Generation wird Gewaltthätigkeit, Unbild, Neuerungssucht und Klassenhaß, diese Quellen und Waffen des Socialismus, schwinden. Auch das für die Staatsmänner so schwierige Problem des Verhältnisses der Armen und Reichen wird seiner Lösung entgegengeführt, indem man sehen wird, daß der Armuth nicht Würde fehle, daß der Reiche barmherzig und freigebig, der Arme mit seinem Loose und seiner Arbeit zufrieden sein könne, daß der Eine durch Geduld, der Andere durch Großmuth in den Himmel kommen müsse. . . .

„Dann wird," so gelangt die Encyklika zu einem großartigen Schlusse, „dann wird 700 Jahre nach der Geburt des hl. Franziskus die ganze christliche Welt den Weg von der Verwirrung zur Ruhe, vom Untergange zur Rettung durch den Mann von Assisi finden."

Soweit der Papst. — „Der Mann von Assisi" tritt wieder als Retter in unsere Zeit, wie er als solcher in die seinige trat. In gleich

geschlungenen Kreisen legen sich dunkel um ihn die beiden unglücklichen Jahrhunderte. Als rettender „Seraph“ steigt der „Bettler“ in beide nieder.

II. Franziskus.

Wir haben gesehen, wie die beiden Jahrhunderte sich in gleicher Ausgestaltung ihres Charakters, zwei concentrischen Kreisen ähnlich, der eine den andern nur in der Weite überholend, um ihren gemeinsamen Retter legen. Aus dem dunklen Doppelhorizonte treten wir nun in die lichte Kernmitte, aus welcher die vollzogene Regeneration des zwölften Säculums strömte, die erhoffte in's neunzehnte, wenn auch nur mit ähnlichen Resultaten, strömen soll. Wir treten an den hl. Franz heran.

Das Heilverfahren, welches Gott bei der Erkrankung ganzer Generationen anzuwenden pflegt, indem er aus ihrem eigenen Fleisch und Blut die großen welterneuernden Heiligen entwachsen läßt, ist eine Consequenz und Verjüngung des göttlichen Erlösungsgedankens. Durch den Menschen als Gottes Werkzeug kommt der Menschheit Heil. Es ist „der Eingeborne“ so „voll der Gnade und Wahrheit“, daß für jede Zeit und für jede Krankheit jeder Zeit im rechten Manne die rechte Wahrheit verkörpert, die rechte Gnade niedergelegt und, mit sieghafter Anziehungskraft wirkend, von dem einen Welterlöser Jesus Christus gesandt werden kann. *Seine* göttliche Mission wirkt der Gesandte als *sein* Werkzeug aus.

In prophetischen Gesichten hatten die Päpste Innocenz III. und Honorius III. die einstürzende Mutterkirche der Christenheit, die lateranensische Basilika, jetzt von einem spanischen Priester, jetzt von einem italienischen Bettler gestützt gesehen. Der Spanier war der hl. Dominicus von Guzman (1170—1221). Barfuß war er — dem bei der Taufe ein Stern über der Stirne, das prophetische Zeichen seines Lebens, geleuchtet — von den Kämmen der Pyrenäen in den Süden Frankreichs, den die religiös-socialistische Irrlehre der Waldenser und Albigenser durchtoste, herabgestiegen, hatte, abweichend von dem traditionellen Typus des alten Mönchthums, einen mobilen Orden von „Predigern“, die überall den Unglauben aufsuchen und bekämpfen sollten, geplant und theilweise schon gestiftet, und war eben pilgernd nach Rom gezogen, dort sich und seinem Werke Sanction und Segen holend. In der ersten Nacht erblickt er den Heiland, der sich über der sündigen Zeit zum Strafgerichte erhebt; aber die jungfräuliche Mutter stellt, um Gnade

flehend, ihrem erzürnten Sohne den Dominicus sammt einem Gefährten vor, den dieser nie gesehen hatte. Wer ist dieser Fremde? Als Dominicus früh Morgens in eine Kirche tritt, fällt sein Auge auf einen zerlumpten Bettler. Da ist er — sein Gefährte! „Du bist mein Genosse," ruft Dominicus, den Bettler umarmend, „wir gehen denselben Weg; lasse uns vereinigt bleiben, dann sind wir unbesiegbar!" Von dieser Zeit an hatten Dominicus und Franziskus nur ein Herz und eine Seele vor dem Herrn[1].

Franziskus war der italienische Bettler. In dem jugendlichen Alter von 24 Jahren hatte er, nachdem die Gnade vorbereitend ihre geheimnißvolle Arbeit vollendet, alle irdischen Bande zerrissen, und halbnackt stieg er von dem Berge Asi am Ende des Thales von Spoleto hernieder, um der Welt ein Muster der Thorheit des Kreuzes zu geben, so vollkommen, wie sie es wohl nie zuvor gesehen hatte. Aber statt durch diese Thorheit die Welt zu ärgern, zu empören, gewinnt und unterjocht er sie.

Für beide Männer und ihren doppelten Krieg gegen das einreißende Verderben hatte die Zeit Platz. Die reine Lehre und die reine Wissenschaft sollte der Eine, die reine, die höchste Liebe sollte der Andere zurückführen; beide (Wissenschaft und Liebe) sollten zu jenem Bunde vereinigt werden, der die Lebensbedingung der einen wie der andern ist. Den „Cherub" nennt die dankbare Christenheit Dominicus, ihren — „Seraph" den Franziskus.

> L' un fu tutto serafico in ardore
> L' altro per sapienza in terra fue
> Di cherubica luce uno splendore.
>
> Dante, Parad. c. XI.

Über den gottgelegten Grundlinien der gesammten Welterlösung vollzog Franziskus die Regeneration seiner Zeit. Die Welterlösung ward vollbracht in dem Opfer des Gottmenschen; alles Aneignen des Erlösungssegens muß für den Einzelnen wie für eine Generation in der Auswirkung und Verjüngung des göttlichen Opfergedankens im individuellen Leben des Einzelnen wie der Generation sich vollziehen. Das Ordensleben aber ist principiell die vollste Ausprägung und Darstellung dieses Gedankens. Er muß in allem Reichthum und Wandel der zufälligen Formen der dieselben bildende, beherrschende und belebende Geist

---

[1] Bollandisten, Aug., I. 576.

sein. Die Schäden jener üppigen Zeit ermessend, zeigte Gottes Geist dem hl. Franziskus im Opferleben eine Seite, die, wie früher minder beachtet, so damals die fast ausschließliche Aufmerksamkeit und Hingabe des zur Regeneration berufenen Mannes forderte.

Es war die Armuth.

Vor der Herniederkunft des Gottes, „der, da er reich war, für uns arm ward, damit wir durch seine Armuth reich würden" (2 Cor. 8, 9), abstoßend, gehaßt, ein Schrecknis für die Menschheit — war sie in Christus der Gegenstand göttlicher Bewerbung und Liebe geworden. Es stieg „der Erbe aller Dinge", der ewige Sohn, hernieder, um diese ärmste Sklavin der antiken Welt als Braut und Lebensgefährtin sich zu wählen, sie in diesem Bunde zu vergöttlichen und denen schön und aller Liebe würdig darzustellen, welche, arm von Natur, der armen Sklavin ebenbürtig waren. Getragen im Schooße der Armuth, als Findelkind geboren und auf der versunkenen Herrlichkeit seines verarmten königlichen Ahnenhauses in einem Stalle liegend, von der Armuth getränkt, gekleidet, gebettet und geflüchtet, das harte Brod der Armuth 30 Jahre sich verdienend, drei Jahre sich erbettelnd, begleitet während seines Lebens von den Armen als seines Reiches ersten Fürsten: stirbt der Gott der Welt am Kreuze, besitzend nur noch die Schmach und Schmerzen der Armuth. Und es salbte den göttlichen Leichnam mit dem Almosen der Aloë und Myrrhe die Armuth, und die Armuth barg ihn unter dem Schutze des letzten Almosens — eines fremden Grabes. Unlösbar blieb die Armuth angetraut dem Gotte. Er hinwiederum legte in das Herz und in die Hände seiner Braut seine unsichtbaren Schätze zum eigenen Besitze und zur Spende an Andere. Sie ward die Wonne der Heiligen, der höchste Adel der Kinder Gottes, die erobernde Kraft der Apostel.

Seit Christi Tod irrte die verwittwete Braut umher, fand, gewohnt an die Hingabe und Tröstungen eines Gottes auf Erden, nicht Seelengröße genug, um sich ihr antrauen zu können. Die Paläste der Kaiser, die Meere der Dogen, die innere Herrlichkeit der Heiligen waren ihr zu klein, zu eng, zu wenig hochgeboren. Da, nach elf Jahrhunderten, am Ende des zwölften, wird der Bräutigam gefunden — der hl. Franziskus — „il glorioso poverello di Christo"!

Questa, privata del primo marito
Mille e cent' anni e più dispetta e scura
Fino a costui si stetti senza invito.

Dante, Parad. c. XI.

„Glücklich, tausendmal glücklich der arme Franziskus," ruft vor Frankreichs Königen Bossuet aus, „der glühendste, der begeistertste, ja der verzweifeltste Liebhaber der Armuth, den wohl je die Kirche gesehen!" [1]

Kühnen, hochstrebenden Sinnes, nicht niedrig und bettelhaft, als „Blume der Jugend" gefeiert bei Spiel, Gelage und Kampf, vielfach ritterlich bewährt in den steten Fehden zwischen Assisi und Perugia, war er im Schmucke der Waffen dem heldenhaften Walther von Brienne gen Neapel gefolgt, sich wiegend in Träumen von Ehre und Ruhm. Er ahnte nicht, daß ihn Gott auf die Brautfahrt geführt. In Spoleto schon hält ihn die Gnade auf; ein wunderbares Gesicht war ihm geworden — er kehrt um — ist umgewandelt. Ernst und schweigend sitzt er im Kreise zechender Gäste bei dem Bankette, das seine Heimkehr feiern soll, und als man ihn endlich scherzend fragt, ob er etwa eine Braut gefunden, ruft er, tief erregt: „Ja, ich habe eine Braut, adeliger, reicher, schöner, als ihr je eine gesehen habt!" Diese Braut war die Armuth Christi. Aus der Ferne nur leuchtet sie ihm, er sucht sie zu gewinnen. Er pflegt die Aussätzigen, dient in den Spitälern, pilgert nach Rom, steht zerlumpt an den Thoren der Basiliken, gibt das Erbettelte den Bettlern, kehrt nach Assisi zurück. Von seinem Vater geschlagen, eingekerkert, enterbt, verstoßen, von den Mitbürgern mit Hohn und Koth bedeckt, wählt er sich zum Vater Gott im Himmel und auf Erden einen Straßenbettler, letzterem in Allem zu gehorchen. Dann führt er, in Lumpen gehüllt und entblößt von Allem, in dem zerfallenen Kirchlein „Maria zu den heiligen Engeln" ein Leben der Buße, der Thränen, des Gebetes. Als er dort eines Tages beim heiligen Opfer die Worte hörte: „Ihr sollt weder Gold noch Silber noch anderes Geld in euren Gürteln haben, auch keine Tasche auf dem Wege, noch zwei Säcke, noch Schuh', noch Stab" (Matth. 10, 9—10) — da war der Hochzeitsmorgen aufgegangen, der große Moment der Gnade da. Franz wirft auch noch die erbettelten Pfennige weg, zieht seine Schuhe von den Füßen, ersetzt den Ledergürtel durch einen Strick, das Einsiedlergewand durch den rauhen Kittel der Apenninenhirten, erhebt sich jubelnd und ruft: „Das ist's, was ich suche; das ist's, was mein ganzes Herz ersehnt!"

Hatte sich Franz in die Schmach der Armuth gehüllt, so umleuchtete sie ihn sofort mit den Glorien Christi. Die großen Charismen der

[1] Bossuet, Panégyr. de S. François.

Wissenschaft der Heiligen, der Wunder- und Prophetengabe, die Gabe der Thränen, die höchsten Ekstasen umstrahlen schon von diesem Momente an den „glorioso poverello di Christo“. Italien durchfliegt sein Ruhm, durcheilt sein Fuß; ein nie gesehener Prediger der Buße, erscheint er bei den Turnieren, Festen, Fehden mit dem gewohnten Gruße: „Der Herr gebe euch den Frieden!“ Von da kehrt er immer wieder zurück in die Einsamkeit seiner Ekstasen und Thränen. Die ersten Jünger klopfen an die Thür seiner zerfallenen Hütte längs den Windungen des Rivo-Torto; bald sind ihrer elf. Er gibt ihnen eine Regel, trägt diese selbst nach Rom, wohin ihm prophetische Gesichte des Statthalters Christi vorausgeeilt waren und dem Bettler die apostolischen Thore geöffnet hatten. Was Innocenz III. damals nur mündlich billigte — nach sorglichem Sträuben ob allzu großer Strenge der Armuth — das erhob Honorius IV. 1225 zum Ordensgesetze.

Dessen Grundacte in einem Rahmen der einfachsten, aber mit tiefstem Ernst erfaßten Grundsätze des Evangeliums ist die Armuth, so streng, wie sie noch nie vor ihm ein Ordensstifter als Gesetz zu denken und aufzustellen gewagt hatte. Das war das verjüngende Lebenselement, welches er in die Verschlammung und Zersplitterung der Zeit hineintrug, war der Nerv seiner zwingenden Obmacht über sein Jahrhundert, war der Eckstein, auf dem er seine Institutionen zu welt- und culturhistorischer Größe aufbaute, war die neue Pforte, die er in's Heiligthum des Ordenslebens brach, war die erlauchte Physiognomie seines seraphischen Ordens.

Es möge uns gestattet sein, zur richtigen und vollen Auffassung der Sache hier näher auf die Schilderung des originellen Charakters der Ordensschöpfung des hl. Franz einzugehen.

Der Formenreichthum des Ordenslebens schien beim Ausgang des zwölften Jahrhunderts erschöpft. Unter vielgradiger Beschränkung der menschlichen Bedürfnisse und Ansprüche, unter mannigfacher Übung des Gebetes und körperlicher wie geistiger Beschäftigung war dem Einzelnen nach Beruf und Trieb der schmale Weg vorgezeichnet. Mochte man sich den Cluniacensern anschließen, um die Regel des hl. Benedictus in ursprünglicher Strenge zu üben, oder noch größere Strengheiten bei den Karthäusern suchen; mochte man mit den Cisterciensern den Boden der Erde oder mit den Prämonstratensern die Seelsorge cultiviren; mochte man mit Johann von Matha die Befreiung christlicher Gefangenen aus maurischer Haft, oder mit Guido von Montpellier die Pflege der Kran-

ken als die höchste Aufgabe eines die eigene Heiligung mit werkthätiger Liebe verbindenden Lebens ansehen, oder endlich mit Dominicus sich der Reinerhaltung des Glaubens und dem Aufbau der Wissenschaften widmen: es war für Alle Platz, und wesentlich Neues, so schien es, ließ sich nicht erfinden. Farbe und Schnitt der Kleider, Wechsel zwischen Psalmodie, Arbeit, Schweigen, alle diese Äußerlichkeiten hätten wohl noch immer neue Combinationen und Schattirungen zugelassen; zuletzt jedoch wäre, mehr oder minder kenntlich, aus allen Variationen ein Thema, aus allen Formationen wieder ein Typus hervorgetreten, welcher vom hl. Benedictus und vom hl. Augustinus aufgestellt worden war. Franz aber eröffnet eine neue, weite Perspective, trägt in das Mönchsleben neue Elemente und diese in neue Formen, die in Kürze sich zu bedeutsamster und in mehr als einer Richtung selbständiger Ausgestaltung emporgehoben und als originelle Eigenart durch die Jahrhunderte erhalten haben.

Schon seit den Anfängen des Mönchthums war nämlich das Gelöbniß der Armuth eines aus der Trias der Ordensgelübde; aber dasselbe wurde nur den Einzelnen für ihre Person als freiwillige Verzichtleistung auf Besitz- und Verfügungsrecht, nicht den Klöstern als socialen Einheiten oder der Gesammtheit des ganzen Ordens auferlegt. Der hl. Dominicus selbst nahm um diese Zeit für seine Klosterstiftung in Parouille noch Schenkungen an. Franz dagegen versagte durch seine Gesetzgebung dem ganzen Kloster und dem ganzen Orden jedes Besitzrecht, wies sie Alle, Brüder und Convente, für alle Bedürfnisse auf das freiwillig zu spendende Kleinalmosen der Mitmenschen an. Er wollte nicht bloß Bettler, so abhängig wie andere, er wollte einen Bettelorden. So ward er der Gründer des ersten Mendicantenordens; Andere folgten ihm im Laufe der späteren Jahrhunderte. Das war der geniale Gedanke und der gewaltige Griff des leidenschaftlichen Liebhabers der Armuth, so überraschend, fast möchte man sagen, betäubend für seine Zeit, daß er selbst denjenigen, welche ihn zuerst hätten verstehen und begrüßen sollen, unverstanden blieb. Die prüfenden Auctoritäten der Kirche versagten ihm lange die bedingungslose Billigung, weil er von der menschlichen Natur zu große Selbstentäußerung und zu kühnes Gottvertrauen zu fordern scheine.

Noch frappanter und rührender erscheint, um sachlicher Klarheit wegen der historischen Entwicklung vorzugreifen, dieses Grundgesetz in dem zweiten Orden des hl. Franz, dessen Mutter die hl. Clara war.

Vergebens bitten die Päpste sie, wenigstens Etwas als Ordenseigenthum gelten lassen zu wollen, ihre Abgeschlossenheit in lebenslänglicher Clausur mache es ihnen ja unmöglich, den Brüdern gleich auszuziehen, um die Barmherzigkeit der Mitmenschen — ohnehin ein sehr launenhaftes Kapital — anzusprechen; ob sie denn, hinter ewigen Mauern verborgen, lediglich Alles vom Zufall erwarten wollten? Clara widersteht demüthig aber fest den hohen Mahnungen, und Innocenz IV. gewährt endlich den hochherzigen Seelen „das Vorrecht immerwährender Armuth", das einzige, sagt er, um das ihn nie ein Mensch angegangen habe. „Aber," fügt er bei, „der die Vögel nährt, der die Erde mit Blumen kleidet, er wird auch euch wohl zu nähren und zu kleiden wissen, bis er selbst sich euch zur ewigen Speise geben und mit seiner Glorie wie mit einem Gewande umleuchten wird."

Dieses Grund- und Kerngesetz vollkommenster Armuth wirkt der Heilige mit consequenter Hand im ganzen Aus- und Einbau seines Ordens aus.

Nicht wohlfeile Theorie, ein abstractes Rechtsverhältniß nur durfte dem „verzweifelten" Liebhaber heiliger Armuth diejenige seiner Brüder und Söhne sein. Die Männer im geflickten rauhen Wollgewande, barfuß und barhaupt gehend, in Klöstern, niedrig und eng, wie die Hütten der Bettler, wohnend, — essend aus irdenem oder hölzernem Napf, — betend in Kirchen, deren Tabernakel allein edleren Schmuck tragen darf, — sterbend im Gewande der Buße, — begraben auf einem Brett oder im niederen Sarge der Armen: was glänzt an ihnen noch Anderes, als der Friede, den die Selbstlosigkeit, und die Freude, welche die Zuversicht ewigen Lohnes gibt? Welch andern Namen konnte Franz diesen Söhnen geben, als den der „Minderen Brüder" (Fratres minores), sie dadurch lehrend, daß sie, ihre Größe nur in der Thorheit des Kreuzes Christi mit festem Auge erschauend, auf Erden sich als die Letzten anzusehen hätten, die ärmer als die Ärmsten, weil des Besitzrechtes für sich und ihre ganze Familie unfähig, seien.

Aber diese Demuth soll nicht durch die Wucht der Wahrheiten, vor denen jeder Geist sich unmündig fühlt, erzeugt werden und bestehen: es ist die Demuth, deren Stirne leuchtet, deren Aug' und Wort der heitere Ausklang inneren, in Selbstlosigkeit wurzelnden Friedens, Stirn und Aug' der Kinder göttlicher Vorsehung ist. Was ist denn heiterer und sprudelnder, als der Freund und Liebling des Volkes, der Kapuzinerbruder, der „terminirt" von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus?

Wo ist der Gegensatz zwischen Reich und Arm so verwischt, so aufgehoben, so umgekehrt, wie zwischen der Welt, stolz im Reichthum oder grollend in der Armuth, und diesen Armen, so reich, so fürstlich, so glückselig? In unserer Zeit, wo Alles frühreif sein muß, wo die heitere Einfalt im Privatleben wie im öffentlichen, der welkenden Knospe gleich, erstorben oder eingeschüchtert ist, kann man diese Erscheinungen repristinirter Kindlichkeit, wie sie früheren Generationen eigenartig war, nicht ohne Rührung, fast nicht ohne Neid, gewiß nur ohne Sättigung anschauen. Ihr langes Leben ist nur eine lange himmlische Kindheit, nur eine Verwirklichung des Wortes, das der Herr sprach, als er ein Kind auf seine Kniee nahm, es segnete und canonisirte: „Wahrlich, sage ich euch, wenn ihr nicht werdet wie dieses Kind, so könnt ihr nicht eingehen in das Himmelreich."

Arm, aber nicht niedrig, nicht bettelhaft. Welche Würde, Größe, Majestät eigenen Bewußtseins vererbt nicht vom großen Vater auf die Söhne das eine geniale Wort des erstern: „Des Bettelns dürft ihr euch nicht schämen; das Almosen ist des Armen heiliges Erbe, ihm durch Christus erworben, wobei, wer gibt, nicht wer empfängt, der Beschenkte ist." Dieß Wort verstand die Zeit noch leicht, der oft genug der Heiland in der Gestalt des Bettlers oder des Aussätzigen sich zeigte; die Zeit, in der hinwieder Fürsten, wie Ludwig der Heilige, Fürstinnen, wie Deutschlands „liebe heilige Elisabeth", die Hand des Armen voll Ehrfurcht küßten, in die sie ihr Almosen gelegt hatten, oder wie Elisabeths mütterliche Tante, die hl. Hedwig, Polens Herzogin, den Kranken auf den Knieen dienten.

Zu dieser wunderbaren Mischung von Niedrigkeit und Größe, von Ernst der Buße und Heiterkeit des Kindes, von Tod und Leben gesellt sich endlich ein dritter origineller Zug in der Physiognomie des seraphischen Ordens. Es ist die Liebe — Ausstrahlung und Schutzwehr der Armuth zugleich. Die freiwillige, aus Liebe Christi geübte Armuth hat allein das göttliche Privileg, wie Christi Armuth, Andere reich zu machen. Bettelnd für die Nothdurft des eigenen Lebens, und von der Barmherzigkeit, die am liebsten und reichsten der Selbstlosigkeit gibt, weil sie der guten Verwendung der Gaben gewiß ist, den Überfluß empfangend, spenden die Armen Christi jederzeit an das nothgedrungene Elend mit den weiten Händen der Liebe. Umlagert ist ja von den Armen der Welt am meisten die niedrige Thüre der Armen Christi, und an dem braunen Kreuze von Holz, das als Glockenzug dient, zieht am ver-

trauensvollsten seit siebenhundert Jahren das Elend der Bettler wie die Noth der Gewissen.

Das sind die beiden schützenden Begleiterinnen der königlichen Armuth des hl. Franz: Demuth und Liebe. Philosophen und Nationalökonomen würden vielleicht sagen, es beabsichtige der Gesetzgeber, durch die Demuth den bekannten Bettelstolz, durch die Liebe den Bettelgeiz von seinem Orden fernzuhalten. Mag sein, daß der Geist Gottes dem Heiligen die Weisheit verliehen, zu erkennen, was immerhin die göttliche Physiognomie freiwilliger Armuth entstellen könnte und menschliche Armuth nur zu oft entstellt: Bettlerstolz und Bettlerhärte. Wahr ist jedenfalls, daß die vollkommenste Armuth der Grundzug im Gepräge ist, welches Franziskus seinem Werke gab, und daß Demuth und Liebe die complementären und folgerichtigen Ausführungen dieses Grundzuges sind, sich mit diesem zu einem Ganzen einend, das in der gegenseitigen Durchschlingung und Durchlebung aller Theile die Hand des wirkenden Gottes verräth, der, wie er selbst in jeder seiner unendlichen Vollkommenheiten alle anderen besitzt, so auch in der erschaffenen Heiligkeit seiner Auserwählten jede Tugend für sich den wurzelnden Stamm anderer Tugenden sein läßt. Wahr ist endlich, daß diese dreielementliche Mischung dem Orden seine große Popularität und bei aller Ausbreitung alle innere Tüchtigkeit gewährleistete.

Nehmen wir endlich einen letzten eigenartigen Zug desselben in das Bild auf — seine Aufgabe, im Gegensatze oder Abstande zu den älteren Genossenschaften, Missionsorden zu sein, so ist das Rüstzeug vollendet; Gott kann die „sagitta electa“ aus dem Köcher nehmen, sie auf die Sehne legen: die Eroberung der Welt ist ihr sicher. „Zertreten wird sie der Fuß des Armen, die Sohle des Bettlers“ (Is. 26, 6).

Was so Franziskus den Seinen zum Gesetze machte, illustrirte sein eigenes Leben im Stil und Maß höchster Idealität. In Liebe zur Armuth überflügelte er Alles, was vor ihm in Christi Armuth Wonne und Reichthum gesucht hatte. Sie war die eine Leidenschaft, der göttliche Instinct, die Poesie, „der Irrsinn“ möchten wir mit ihm selber sagen, seines Lebens.

Es kommt uns kleinlich vor, zu erzählen, er habe beständiges Fasten geübt, nur, wenn krank, gekochte Speisen, die er mit Asche mischte, genossen, nur Wasser, und dieß in möglichst geringem Maße, getrunken; nur Lumpen, mit Lumpen geflickt, habe er getragen; nur auf Stein, Holz oder Schnee geschlafen, und habe jeden Bettler, der ärmer aussah

als er, beneidet, ja gefürchtet als einen Ankläger seines ungerechten Reichthums bei Gott. — Wenn Gassenbuben ihn, als Irrsinniger in der heiligen Originalität seines Lebens erscheinend, mit Steinen und Koth bewarfen, lächelte er und grüßte: „Der Herr gebe euch seinen Frieden!" Als aber Otto IV. zur Kaiserkrönung bei seiner armen Hütte am Rivo Torto vorüberzog, würdigte er den Erdenglanz keines Blickes, schickte nur einen Bruder dem Weltbeherrscher entgegen, ihn gemahnend an das Verrauschen all dieser Herrlichkeit. — Als er die Länder zur geistigen Eroberung unter seine Brüder vertheilte, zeichnete er, stolz wie kein Cäsar, die Theilung und die Wege mit seinem armen Stabe in Kreuzesform auf den Sand und schickte sie dann aus mit der Mahnung, wie demüthiger sie kein Heiliger gegeben: „Werfet euer Elend in den Schooß des Herrn; er wird euch ernähren. Fragt man euch, wer ihr seid, so saget: wir sind Büßer, kommen von Assisi; Almosen sind unser Brod, Mißhandlungen unsere Leckerbissen." — Welch eine Größe und welche Sprache, wenn er, 1223 vom Cardinalprotector seines Ordens zum Bankett geladen, im Kreise der kirchlichen und weltlichen Fürsten das erbettelte Brod aus seinem Ärmel zog, vor sich auf die prunkende Tafel legte, nur davon aß und, als der Cardinal erklärte, es sei das eine Beschimpfung seines Hauses, ihm ruhig entgegnete: „Eine Ehre wollte ich deinem Hause erweisen, indem ich darin einem höhern Herrn diente, als du selber bist."

Die Liebe zur Armuth war ihm Liebe Christi, Heiligkeit, war ihm alles Göttliche in seiner Seele und in seinem Orden. Er feiert sie als „Wurzel, Eckstein, Königin aller Tugenden", als „das Band seiner Brüder", „die Quelle, aus der ihre Nahrung fließen werde" [1]. — Er wird zum Sänger und „Troubadour" seiner Königin; seine Strophen lassen an Flug und Farbe Dante und Petrarca in weitem Abstand hinter sich, wenn er die Armuth besingt als seine „Braut und Gebieterin", seines „Lebens Quell und Krone" [2]. Da all seine Begeisterung kunstlos aus dem Herzen quoll, so ließ er seine Verse von Bruder Pacificus, der sich früher als Friedrich' II. Dichter Marsigniano den Lorbeer verdient hatte und dann Franzens Jünger geworden war, berichtigen. Nun gingen Beide die Straßen auf und nieder, sangen dem Volke die neuen Weisen und nannten sich des Allerhöchsten Troubadoure, die keinen andern Lohn begehrten, als daß man seine Sünden bereue.

[1] Wadding, I. 100.

[2] S. Franc. Oper. I. 19.

Wir besitzen noch manche dieser himmlischen Gesänge, in denen der seraphische Bettler in seines Volkes süßer Sprache und mit einer Begeisterung, von der er selber fürchtete, sie werde als Irrsinn angesehen werden, die Wunder seiner Liebe feierte. Am berühmtesten ist der „Sonnengesang", den er nach einem ekstatischen Gesichte von der seiner Armuth harrenden Glorie des Himmels dichtete. Er eilte strahlenden Antlitzes auf den öffentlichen Platz, wo eben die bischöfliche und bürgerliche Partei zu den Waffen gegriffen hatte; aber bei den Klängen des „Sonnengesanges" erstirbt aller Haß, und weinend umarmen sich die Feinde.

Was die Ekstase geschaut und der „Sonnengesang" gefeiert, sollte 1224 auf dem Arverner Berge „durch Christi letztes Siegel", wie Dante singt, besiegelt werden. In Gestalt eines Seraphs in verklärter Kreuzigung erscheinend, drückt Christus dem in Contemplation versunkenen „Liebhaber der Armuth" durch eine Ausstrahlung seiner eigenen Wunden deren glorreiches Bild in Hände, Füße und Seite. Es sollte die vollzogene innere Verähnlichung der Seele mit dem Heilande darstellen und besiegeln. Noch zwei Jahre trug der Heilige die Wundmale auf Erden, dieser nicht mehr angehörend, vom christlichen Volke ihretwegen der „Fahnenträger Christi", und drei Jahrhunderte später von der Kirche „der Engel" genannt, „der vom Aufgange mit dem Zeichen des lebendigen Gottes gekommen sei" [1].

Sein „Sonnengesang" fand ein wunderbares Finale in seinen letzten Augenblicken. Das Kirchlein „Maria de ss. Angelis", die arme Metropole seines Ordens, die ihn der Gnade geboren, sollte ihn am 4. October 1226 im 45. Lebensjahre zum Himmel steigen sehen. Auf dem Steinboden fast ohne Gewand liegend, froh, entblößt von Allem sterben zu können, nur die vor Schmerz zitternde Haut noch um die Gebeine, erblindet von beständigem Weinen, die Wundmale Christi in Händen, Füßen, Seite, stimmt bei der Kunde seines nahen Endes der „glorioso poverello di Cristo" ein letztes Loblied an. Als ihn die Brüder fragen, wo er beerdigt sein wolle, ist das letzte Wort der Christi Armuth gehaltenen Treue: „Auf dem Colle d'inferno." Es war die Richtstätte der Verbrecher über Assisi. Darauf enteilte der Seraph, seinen Platz am Throne Gottes einzunehmen. O wie wenig weit ist es doch von diesem Testamente bis zum „Sonnengesang"!

---

[1] Bull. Leon. X. Ite et vos. — Raumer, III. 386.

Das war Franziskus, der lichte Mittelpunkt einer in Üppigkeit und Zerrissenheit dunklen Zeit.

Wir haben nun zu zeigen, wie aus ihm das Licht in vielfachen und immer weiter um einander geschlungenen Kreisen einströmte in die Zeit und sie in neuem Leben verjüngte.

(Schluß folgt.)

Philipp Löffler S. J.

Erfolge des Darwinismus.

Seit dem 26. April des zur Neige gehenden Jahres ruhen die sterblichen Überreste Darwins in Westminster an der Seite von Newton und Herschel. Eine Parallele, an die bisher wohl Wenige gedacht hatten, ist zur Thatsache geworden. Darwin und Newton! Sind nicht Beide die Heroen ihrer Zeit, ja die Urheber weltumfassender Probleme für Generationen von Forschern? Newtons unsterbliches Verdienst ist es, in der jedem Körper eigenen Schwere die treibende Kraft aller Bewegung der Himmelskörper erkannt zu haben. Sollte es da minder genial sein, die Mannigfaltigkeit der organischen Lebewesen aus deren eigener innerer Triebkraft herzuleiten? An Kühnheit der Auffassung sind beide Gedanken ebenbürtig; aber sind sie auch gleich kräftig an innerem Gehalte? Beim ersten Anblick liegt etwas Bestechendes darin, der lebendigen Entwickelungskraft, welche unter unseren Augen die ganze Formvollendung des Einzelorganismus, sei es Thier oder Pflanze, aus einzelligen Anfängen hervorbringt, auch die Entfaltung der Arten selbst zuschreiben zu können. Allein wir dürfen es nie vergessen, daß im Brillanten und Genialen des Gedankens nicht auch das Unterpfand seiner Wahrheit liegt. Es wäre freilich nach vielen Seiten hin ungerecht, wollten wir für Darwins Hypothese einen Beweis derselben Art verlangen, wie Newton ihn geliefert. Die Welt der organischen Lebewesen hat sich bis heute trotz aller Bemühungen noch nicht den Gesetzen der todten Materie fügen wollen; und wenn auch manche Erscheinung einer mechanischen Auffassung zugänglich ist, so dürfte doch selbst der verwegenste Darwinist davor zurückschrecken, all' seine Entwickelungsideen als rein mechanische Probleme mathematischen Aufgaben gleich zu be-

handeln. Die Aufstellung einer astronomischen Formel für sämmtliche Weltvorgänge scheitert nicht bloß an der Beschränktheit des Genies, sie ist ein wissenschaftliches Unding.

Als Newton seine Hypothese aussprach, hatte er vor sich Galilei's Beobachtungen der Jupitersmonde, und Keplers bekannte Gesetze warteten nur auf den Entdecker der nach ihnen geregelten Kraft. Newtons Satz ist der Versuch, einen soliden Bau durch Einfügen eines entsprechenden Schlußsteines zu vollenden. Ganz anders stehen die Verhältnisse für Darwin. Hier liegt freilich der Plan eines Baues vor, Erdarbeiten für Fundamente sind in Angriff genommen, hier und da ist auch bereits ein Stück Mauerwerk aufgeführt; trotz alledem aber harrt die Fundamentalfrage, ob der Bau überhaupt architektonisch durchführbar sei, noch der Beantwortung. Der Urheber des Planes, Darwin selbst, ist darüber zu Grabe gegangen. Die Wissenschaft steht, wie in den letzten 20 Jahren, so auch heute noch vor dem ungelösten Problem. Programmartig, so wurde richtig bemerkt, stellt Darwin in seinem Hauptwerk „The Origin of Species" nur zusammen, „was noch zu entdecken und zu erklären bleibt" — aber deßhalb ist es auch unrichtig, daß wir Darwin eine „exacte Begründung" des Satzes: Schöpfung ist Entwickelung, eine Durchführung seines Planes, eine Vollendung seines Baues verdanken.

Kaum eine andere Frage ist daher wohl mehr am Platze, als die nach dem gegenwärtigen Stand des von Darwin unternommenen Werkes. Wie weit wurde dasselbe zu seinen Lebzeiten gefördert? welchen Erfolg hat Darwin noch erlebt? Einen in der Geschichte der Wissenschaften geradezu beispiellosen, antwortet uns Professor Haeckel. Denn Darwin sei es vergönnt gewesen, nach einem nahezu 20jährigen Kampfe den vollständigen Sieg seiner Ansichten zu sehen.

Die Natur eines wissenschaftlichen Problems ermöglicht einen zweifachen Erfolg, einen inneren und einen äußeren. Der innere Erfolg besteht darin, daß dasselbe entweder als Ganzes oder in einzelnen Theilen allmählich seiner Lösung entgegengeführt wird. Äußerer Erfolg ist dagegen der Anklang, das wachsende Interesse, welches ein derartiges Problem hervorruft. Beide Arten von Erfolg haben wir zu berücksichtigen. Wir beginnen mit dem äußeren Erfolg der Popularität.

Wenn wir die Anhänger des Darwinismus über die Leistungen ihres Meisters hören, so hat Darwin nicht nur die Kenntniß einer großen Summe einzelner Beobachtungsfälle gefördert, er hat geradezu

der Naturwissenschaft und Philosophie „ganz neue Bahnen gewiesen". Mit Darwin soll erst die einzig wahre und berechtigte Naturforschung inaugurirt worden sein; er soll den Anstoß zu einem völligen Umschwung des gesammten Culturlebens der Menschheit gegeben haben, ja ihm soll es vergönnt gewesen sein, „die Menschheit wie mit einem Schlage zu einer höheren und richtigeren Erkenntniß ihrer selbst wie der ganzen Natur emporzuheben" [1]. In diesen und ähnlichen Worten ist allerdings ein Erfolg verzeichnet, den wir sonst an wissenschaftlichen Problemen nicht gewohnt sind, am allerwenigsten an denen aus der Naturwissenschaft. Es wird sich also der Mühe lohnen, auf die Natur und Ursachen dieses Erfolges näher einzugehen.

Gern gestehen wir den Verehrern Darwins zu, daß es wohl kaum einen Namen gibt, der in den letzten Decennien mit unserem ganzen intellectuellen Leben inniger verflochten gewesen wäre, als jener Darwins. Sämmtliche Naturwissenschaften werden von den Grundsätzen seiner Theorie beeinflußt und in ihrer Methode vielfach nach diesen umgestaltet; ja es gibt kaum eine Wissenschaft, in die man nicht diese Principien hineinzuziehen versucht hätte, um sie dort als einzige Kriterien wahrer Wissenschaftlichkeit wirken zu lassen. Aber so wenig das sogen. Recht der vollendeten Thatsache auf socialem Gebiete als Richtschnur der Moralität gelten kann, ebenso wenig darf im Bereiche der Wissenschaft die Popularität einer Lehre als Kennzeichen ihrer Wahrheit gelten. Beide mögen betäuben, Überzeugungskraft besitzen sie nicht. An Wahrheit ist gerade so viel vorhanden, als die Gründe, innere oder äußere, nachzuweisen im Stande sind.

Allerdings hat man hiergegen wiederholt eingewandt: Ist denn aber eine so große und so nachhaltige Bewegung der Gemüther auch nur denkbar ohne einen Kern von Wahrheit in den Gedanken, die sie hervorriefen? Sehr richtig antwortet Virchow auf diesen Einwurf: Nein, nicht die Wahrheit wird hierdurch documentirt, wohl aber legt jene Bewegung klar, daß „diese Gedanken überall anknüpfen an gewisse Forderungen, welche der menschliche Geist erhebt und welchen sich Niemand ganz entziehen kann — die Frage: Wo kommen wir her? wie sind wir geworden? was war der Mensch ursprünglich? was wird aus

[1] Benjamin Vetter, Charles Darwins Vermächtniß (Wochenblatt der Frankfurter Zeitung, 7. Mai 1882). — Dr. Ernst Krause, Charles Darwin, ein Erinnerungsblatt („Kosmos", 6. Jahrg., 3. Heft). — Ernst Haeckel, Vortrag auf der 55. Naturforscher-Versammlung zu Eisenach.

ihm werden?"[1] In der eigenen Brust trägt der Mensch das unverkennbare und unauslöschliche Siegel seiner Abstammung und seiner Bestimmung; die große und nachhaltige Bewegung entsteht deßhalb in letzter Instanz nur dadurch, daß der vergebliche, aber dennoch stets erneute Versuch gemacht wird, Ursprung und Ziel der Menschen anders aufzufassen. Virchow selbst bietet uns hierfür das merkwürdigste Beispiel. Er sagt: „Daß der Mensch aus einem andern Thiere hervorgegangen sei, ist ein logisches Postulat, wenn man nicht annimmt, daß der Mensch direct aus dem Erdenkloß gemacht wurde." Von letzterer Annahme ist aber Virchow ebenso weit entfernt, als sein Antagonist Haeckel. Das „logische Postulate" indessen veranlaßt den Herrn Professor nicht, der Sache weiter auf die Spur zu gehen. Er fragt nur: „Was mache ich mit dem bloßen Postulat?" Die Logik hat eben keine ernstlichen Postulate zu erheben — stat pro ratione voluntas. Auch die Geschichte des Darwinismus bezeugt, daß seine Verbreitung, dieser Erfolg im modernen Sinne, hauptsächlich deßhalb so groß ist, weil das Darwin'sche System zu der Frage hindrängte: Woher stammt der Mensch? Dem großen Publikum war der Inhalt des Darwin'schen Hauptwerkes „On the Origin of Species" äußerst gleichgiltig. Was konnte es selbst den „Gebildeten" unserer Tage so sehr kümmern, ob Gott alle einzelnen Pflanzen- und Thierarten oder aber nur vier oder fünf Stammformen in jedem Reich erschaffen habe? Solche Meinungsverschiedenheiten konnten ja an sich zunächst nur in Kreisen philosophirender Naturforscher Interesse erregen. Sie boten wohl Veranlassung, etwaige Ursachen aufzusuchen, welche einen solchen Reichthum der Gestalten hervorbringen könnten; allenfalls konnten sie auch zu exegetischen Auseinandersetzungen über die biblische Urkunde des Sechstagewerkes führen; aber das alles sind Fragen, welche engere Kreise, nicht Massen bewegen. Von Bedeutung wurden indessen alle diese gelehrten Discussionen dadurch, daß auch der Mensch mit in den Kreis dieser Entwicklungen hineingezogen, daß auch er als Product der organischen Entwicklung aus einer Urform angesehen wurde. Hierdurch hat der Darwinismus thatsächlich allen wissenschaftlichen Theorien an Popularität die Palme abgerungen. Karl Vogt wurde ein berühmter Mann, als er aus der ganzen Kette von Abstammungen dasjenige Glied, welches den Menschen und den Affen verbindet, loslöste und unter das Volk warf. Denselben Ruhm eines eifrigen Vor-

[1] Rede auf dem 13. Anthropologen-Congreß zu Frankfurt a. M.

kämpfers für die neue Wissenschaft sicherte sich auf ähnliche Weise Huxley in England und bald darauf in noch höherem Grade der „geniale“ Haeckel in Deutschland. Darwin selbst hatte diesen Punkt seines Problems anfangs wenig berührt. Nichtsdestoweniger lag es völlig im Bereich der Grundsätze, wie sie in dem Werk „Die Entstehung der Arten“ vorlagen, daß auch der Mensch, soweit man vorläufig von seiner Seele absehen wollte, ein Product dieser Entwicklung sei [1]. Aber Darwin zog es noch 1867 vor, dieses nur prophetisch anzudeuten: „In einer fernen Zukunft,“ sagte er, „sehe ich Felder für noch wichtigere Untersuchungen sich öffnen ... Neues Licht wird auf den Ursprung der Menschheit und ihre Geschichte fallen.“ [2] Erst als die Sätze der Entwicklungslehre auf dem Gebiete des Pflanzen- und Thierlebens Anklang gefunden hatten, als Darwin sich von einer großen Schaar der „jüngeren und aufstrebenden“ Naturforscher umgeben sah, da wagte er selbst den Hauptschritt und fragte ganz verwundert, wie man jemals habe an seiner Überzeugung betreffs des Menschen zweifeln können. Im Jahre 1871 erschien das Werk: „Die Abstammung des Menschen und die natürliche Zuchtwahl“, allerdings wohl die schwächste aller Darwin'schen Leistungen, aber dennoch diejenige, in welcher thatsächlich wenigstens Zweck und Interesse der ganzen Richtung gipfelten.

Erfolg im modernen Sinne des Wortes hat der Darwinismus allerdings einen beispiellosen. Allein die Natur und die Ursache dieses Erfolges haben uns sattsam überzeugt, daß derselbe keineswegs ein Prüfstein der Wahrheit ist. Sehen wir jetzt zu, ob seit dem ersten Vorlegen des Problems mit Erfolg an der Lösung desselben gearbeitet wurde. Wir fragen demnach: Ist es gelungen, die aufgestellten Grundsätze und etwaigen Voraussetzungen thatsächlich zu beweisen? Hier halten wir also Ausschau auf den wahren Erfolg, wie die Wissenschaft ihn kennt.

Doch vorher eine Bemerkung. Die erste Auffindung des Problems, die naturwissenschaftlichen Arten des Pflanzen- und Thierreiches aus innerer Stammes-Entwicklung zu erklären, ist nicht die That, das Ver-

---

[1] Vergleiche hierüber: Darwin, Abstammung des Menschen, Einleitung: „Es schien mir hinreichend, in der ersten Ausgabe meiner ‚Entstehung der Arten‘ darauf hinzuweisen, daß durch dieses Buch Licht auf den Ursprung des Menschen und seine Geschichte geworfen werden würde, und dieß schließt doch den Gedanken ein, daß der Mensch mit anderen organischen Wesen bei jedem allgemeinen Schluß in Bezug auf die Art seiner Erscheinung auf der Erde inbegriffen sein müsse.“

[2] Entstehung der Arten, 3. Aufl., S. 570.

dienst Darwins. Auch wenn man dem Satze, daß, wie das ganze Weltall, so besonders das organische Leben auf der Erde einem Schöpferacte Gottes das Dasein verdanke, die volle Kraft, welche Vernunft und Glaube ihm geben, zugestand, so konnte man doch angesichts der Mannigfaltigkeit der organischen Wesen leicht zur weiteren Frage vorschreiten: Sind alle einzelnen Arten der organischen Wesen unmittelbar von Gott geschaffen, oder aber dürfen wir den erstaunlichen Formenreichthum auf eine Entwicklung zurückführen, welche wie das Wachsthum den Einzel-Organismus, so ganze Gruppen von Organismen beherrscht? In dieser allgemeinen Fassung war das Problem thatsächlich schon öfter aufgetaucht, und auch der Naturwissenschaft war dasselbe nicht neu. Denn die alte Frage nach der Beständigkeit der Arten besagt im Wesentlichen nichts Anderes. Dennoch soll nicht geläugnet werden, daß Darwin sich in das vor Alters gestellte Problem mehr vertieft hat, als alle seine Vorgänger. Ausgehend von einer Verwandtschaft, welche nicht die Glieder einer Reihe, sondern die verschiedenen Reihen mit einander verbände, sucht er in der beobachteten Individual-Entwicklung Anhaltspunkte zur Darlegung der Stammes-Entwicklung. Wie die Entfaltung des Einzelwesens ein inneres Wachsthumsgesetz zur Ursache hat, so verlegt auch Darwin, glücklicher darin als Lamarck, den Anstoß und die Kraft zur Entwicklung der mannigfaltigsten lebenden Wesen in innere Anlagen der ersten unter ihnen. Die wichtigsten Veranlagungen sind die Veränderlichkeit und die Fähigkeit der Vererbung. Zwischen beiden steht ein nicht weniger bedeutendes Element, der Kampf um's Dasein, mit der Aufgabe, stets aus allen Erzeugnissen der Veränderlichkeit nur diejenigen der Vererbung zu überantworten, welche den Umständen am besten entsprachen. Das ist in Kürze Darwins Gedanke. Mit großem Geschick, das ist unläugbar, hat er denselben in seinem ersten Werk: „Die Entstehung der Arten“, vorgelegt und mit seltener Ausdauer und Schärfe ihn sein ganzes Leben hindurch verfolgt.

Wie steht es um die Begründung der neuen Theorie? Ist es Darwin gelungen, den Beweis für die Wahrheit, für die Thatsächlichkeit derselben zu erbringen? Von einem auf unmittelbare Beobachtung gestützten Nachweis, von einer etwa beobachteten Entstehung neuer Arten auf dem beschriebenen Wege wollen wir von vornherein absehen, da es hier an der nöthigsten Grundlage fehlt — historisch nachweisbar sind keine neuen Arten aufgetreten. Dafür bleibt aber ein anderer, wenn auch nicht unmittelbarer, doch einer reichen Beobachtung zugänglicher Beweis-

gang offen. Darwin hat in seinem Werk „Die Entstehung der Arten" so gut wie möglich die Richtung, auch die Stärke verzeichnet, in der die drei Fundamentalkräfte: Veränderlichkeit, Kampf um's Dasein und Vererbung, thätig sein müssen, soll es zur Entwicklung neuer Arten kommen. Wir können also immerhin eine Probe auf den thatsächlichen Werth der Theorie selbst machen, wenn wir die Leistungsfähigkeit der drei Fundamentalkräfte näher in's Auge fassen. Aber auch hier mahnt uns Darwin nochmals, daß die durchschlagende Bedeutung derselben keineswegs in ihrer momentanen Leistung bestehe, sondern in der „Häufung einer Menge kleiner Abänderungen während einer fast unendlichen Anzahl von Generationen" [1]. Andere Darwinisten gehen sogar noch weiter. Das, was die ganze Theorie schließlich noch in etwa aus dem Gebiet der reinen Theorie herabziehen und mit dem Thatsächlichen in Verbindung bringen könnte, die Variabilität und Vererbung, gehören eingestandenermaßen zu den unnachweisbaren Grundlagen des Darwinismus [2]. Derartige Erklärungen können nur danach angethan sein, uns im höchsten Grade mißtrauisch zu machen; denn ihre ganze Wirkung, beabsichtigt oder nicht, läuft darauf hinaus, uns dem Resultat der Beobachtung gegenüber gleichgiltig zu stimmen, und doch — dieser Nachweis wäre die einzige stichhaltige Legitimation der Darwin'schen Theorie.

Die Veränderlichkeit oder Variabilität stellt im Sinne Darwins den eigentlich schaffenden Factor bei Hervorbringung der Mannigfaltigkeit dar. Das Variiren ist in gewisser Hinsicht eine Eigenthümlichkeit lebender Wesen. Freilich unterscheiden sich auch Körper der anorganischen Natur, wie die Minerale, obwohl in starre Formen gebannt, dennoch unter einander durch die mannigfaltigste Ausbildung der Flächen. Weit auffallender ist aber die verschiedenartige Gestaltung der Organismen. Die Keime, die Eier mögen die größte Ähnlichkeit besitzen: die Endresultate der Entwicklung liegen nicht selten desto weiter auseinander. Und doch auch die Variabilität hat ihre Grenzen, wie das Pendel seine Ausschlagweite. Diese Grenzen sind unserer Beobachtung zugänglich in

---

[1] Entstehung der Arten. 3. Aufl., S. 562.

[2] Preyer, Naturwissenschaftliche Thatsachen und Probleme, S. 327. Variabilität und Vererbung sind seiner Ansicht nach deßhalb unnachweisbar, weil, was vererbt wird, sich verändern muß, und was sich verändert hat, nicht mehr als ererbt angesehen werden kann. „Aber diese speculativen Seiten (!) des Concurrenz-Princips sind an sich nicht etwa Schwächen desselben, sondern die Haupthebel seiner Leistung." (!)

den übereinstimmenden Organ-Ausbildungen der Individuen, die wir daraufhin in Arten, Gattungen, Familien gruppiren; sie zeigen sich constant wieder als Producte der Fortpflanzung, trotz allem Wechsel, dem der Proceß der Individual-Entwicklung sie oft unterwirft; sie treten, obwohl zuweilen recht unbedeutender Natur, dennoch als Erbgut auf von Geschlecht zu Geschlecht. Vorhanden sind sie stets, die Grenzen der Variabilität, mag auch ihre Mannigfaltigkeit, ihre verschiedene Steigerung uns eine scharf mathematische Bezeichnung nicht erlauben. Oder dürften wir etwa aus der unabsehbaren Schwingungsweite eines mächtigen Pendels schließen, dieselbe sei ohne Grenzen? Wie aber, wenn Jemand diesen Schluß dennoch wagte, um auf demselben eine nagelneue Pendeltheorie unter Bekämpfung der Schwerkraft aufzubauen? Dann hätten wir in der That aus dem Reich der leblosen Natur ein Analogon zu dem, was Darwin bei den Lebewesen versucht. Die große Mannigfaltigkeit, welche in der Variabilität einzelner Organe und ganzer Organismen auftritt, veranlaßt ihn, grundsätzlich alle Schranken der Veränderlichkeit einzureißen. Kein Wunder, wenn es dann theoretisch ein Leichtes ist, alle Organismen mit einander in verwandtschaftliche Beziehung zu setzen. Aber die Wirklichkeit! Wie, soll Darwin, „der ernsteste Forscher der Neuzeit", diese außer Acht gelassen haben? Wir gestehen gern zu, daß fast alle seine Schriften, vorzüglich aber das Werk: „Das Variiren der Thiere und Pflanzen im Zustande der Domestication", eine Fülle von Material über unsern Fragepunkt zusammenstellen. Ja, selbst das ist außer Zweifel, daß es Darwin gelungen ist, in scharfsinniger Weise große Reihen von Einzelfällen unter allgemeinen Gesichtspunkten zu erfassen, die man nicht mit Unrecht „Gesetze der Abänderung" nennen mag. Aber schon die Thatsache der regelmäßigen Wiederkehr, der Gesetzmäßigkeit, sollte auch über die Grenzen der Variabilität belehren.

Deutlicher spricht jedoch für diese der Inhalt jener Gesetze. Wenn Darwin uns in Übereinstimmung mit seinen Versuchen versichert, daß die Gattungscharaktere constanter sind, als die Artcharaktere, daß secundäre Eigenschaften leichter ändern, als primäre, daß rudimentäre oder in ungewöhnlicher Weise entwickelte Organe sehr veränderlich sind, was bezeugt das anders, als die vorher betonte, durch verschiedene Schranken geordnete Mannigfaltigkeit bei der Variabilität einzelner Organe? Was Darwin „Correlation und Compensation des Wachsthums" nennt, umfaßt Reihen merkwürdiger Eigenthümlichkeiten bei Ab-

änderungen, deren nächste Ursache noch völlig dunkel, deren bloßes Vorhandensein aber feste Grenzen verräth. Das berüchtigte „Gesetz des Atavismus“ oder des Rückfalles zu längst verlorenen Charakteren ist nichts Anderes als die Thatsache von der „Constanz der Arten“, die doch auch ein Plätzchen im Darwin'schen System finden mußte. Kurz, alle diese sogenannten Gesetze beleuchten in ganz wünschenswerther Weise die wirklich vorhandene Veränderlichkeit; aber als Gesetze sind sie zugleich auch der concrete Ausdruck für deren Grenzen. Nur wenn man von der vorgefaßten Meinung, „Abstammung der Arten von einander“, und deren Grundbedingung, „Variabilität derselben“, ausgeht, dann und nur dann lassen sie sich mit Darwin'schem Gepräge und in Darwin'scher Fassung in die neue Theorie einfügen. In Wirklichkeit hat also Darwin keine Beweise für seinen Satz aus der Natur erhoben, sondern ein Abfinden seiner Forderungen mit den Thatsachen versucht, und auch dieses auf rein hypothetischer Basis. Für die Darwin'sche Theorie sind die genau studirten „Abänderungsgesetze“ mit allen dahin gehörigen Beobachtungen der reinste Prunk und eitel Schein; von einem kernhaften Beweis ist keine Spur zu entdecken. Daß die Organismen ihre typischen Gestalten und Anlagen in mannigfacher Weise zur Entfaltung bringen, war von jeher bekannt; daß aber dieser allgemeinen Veränderlichkeit auch der Typus selbst unterliege oder doch unterliegen könne, dafür hätte Darwin den Beweis erbringen müssen — er hat ihn nicht erbracht. Die beobachteten Erscheinungen der Variabilität lassen erkennen, daß die Veränderlichkeit der Arten zur Bildung neuer mitwirken könnte, wenn dieselbe sich auch auf wesentlichere Organe und Einrichtungen, als es in der That der Fall ist, erstreckte. An diesem Punkte, bei dieser Cardinalfrage hatte vor Allem die Beobachtung einzusetzen. Hier aber verläßt Darwin die Beobachtung — und verhängnißvoller: die Beobachtung verläßt ihn. Über den gähnenden Abgrund will Darwin allerdings eine Brücke schlagen; aber es ist eine Brücke ohne Halt. Sein Trugschluß lautet: Es gibt Variabilität im Nebensächlichen, also auch im Wesentlichen.

Nicht besser steht es um den zweiten Factor, den Darwin zur Erklärung der Artenbildung vorführt. „Kampf um's Dasein“ hatte er ihn genannt. Derselbe hat seitdem einen solchen Anklang gefunden, daß man ihn in die Welten des Himmelsraumes, wie in den Tanz der Molecüle und Atome, ja schier in alle Gebiete des menschlichen Wissens hineingetragen hat. Es soll gewiß nicht geläugnet werden, daß die

lebenden Wesen, Pflanzen und Thiere, derselben oder verschiedener Art, in Folge ihrer Lebensumstände und Lebensbedingungen in den mannigfachsten, ja complicirtesten Beziehungen zu einander stehen. Was Darwin uns hierüber im dritten Kapitel seiner „Entstehung der Arten“ und gelegentlich in vielen seiner anderen Schriften vorführt, hat im Allgemeinen Fundament in der Wirklichkeit. Jedoch auf die Existenz und Ausdehnung eines Kampfes dieser Art kommt es weniger an. Es fragt sich: leistet der Kampf um's Dasein wirklich das, was er im Systeme Darwins leisten sollte? Die Aufgabe, welche er hier zu lösen hat, ist keine geringe. Wie der Rassenzüchter durch Auswahl zum Zwecke der Nachzucht allmählich kleine aber nützliche Abweichungen häuft und so organische Wesen seinen Bedürfnissen anpaßt, so muß das Resultat dieses Kampfes um's Dasein nach Darwins Lehre ein Überdauern dessen sein, der unter seinen Mitconcurrenten Sieger blieb. Diese Auslese nennt Darwin „natürliche Zuchtwahl“; und er sowohl wie seine ganze Schule thun sich nicht wenig auf diesen „glücklichen Griff“ zu gute. Offenbar konnte, so meint Darwin, unter all' den streitenden Individuen nur derjenige Organismus siegen, dessen individuelle Eigenschaften — die wesentlichen waren ja bei allen gleich — den Umständen am besten entsprachen [1]. In diesem „Überleben des Passenden“ soll dann der Schlüssel zur definitiven Lösung des teleologischen „Räthsels“ gefunden sein. Denn eine unbegrenzte Steigerung und Vererbung soll keine Schwierigkeit mehr machen, nachdem einmal das Passende seine Existenz und Herrschaft gesichert hat. Und dennoch übertrifft dieser Schluß an Mißachtung aller Inductionsregeln wo möglich noch den vorigen. Sehen wir das im Einzelnen.

Es liegt noch keine Übertreibung darin, wenn Darwin schreibt: „daß die Structur eines jeden organischen Wesens auf die innigste, aber oft verborgene Weise mit der aller anderen organischen Wesen zusammenhängt, mit welchen es in Concurrenz um Nahrung oder Wohnung steht, vor welchen es zu fliehen hat, und von welchen es lebt“ [2]. Obwohl der erste Anstoß zur Illustration dieses Satzes schon im Jahre 1793

---

[1] „Wenn wir über diesen Kampf um's Dasein nachdenken, so mögen wir uns mit dem vollen Glauben trösten, daß der Krieg der Natur nicht ununterbrochen ist, daß keine Furcht gefühlt wird, daß der Tod im Allgemeinen schnell ist und daß der Kräftigere, der Gesundere und Geschicktere überlebt und sich vermehrt“ (Entstehung der Arten. 3. Aufl., S. 101).

[2] Entstehung der Arten, S. 99.

von Conrad Sprengel gegeben wurde, so läßt sich doch nicht läugnen, daß wir es größtentheils der Anregung Darwins und seiner Schule verdanken, wenn wir heute mit umfassender Einsicht und voller Überzeugung behaupten können, „wir sehen schöne Anpassungen überall und in jedem Theile der organischen Welt“ [1]. Unter den Arbeiten Darwins in dieser Richtung sind vorzugsweise zu nennen „die Einrichtungen zur Befruchtung britischer und ausländischer Orchideen“ [2], ein Werk, welches mit Recht eine Ehrenrettung des „Sprengel'schen Namens genannt werden kann“ und für ganze Reihen der herrlichsten Beobachtungen auf diesem Gebiete Grundlage wurde [3]. Hierher gehören ferner außer zahlreichen Aufsätzen auch die Arbeiten „über insektenfressende Pflanzen“, „über Bewegung und Lebensweise der kletternden Pflanzen“ und „über das Bewegungsvermögen der Pflanzen“.

So herrlich nun aber der eröffnete Ausblick in diese Welt voll „schöner Anpassungen“ ist, so sehr enttäuscht die Zumuthung, die Darwin im Namen der exacten Wissenschaft stellt. Nach Art und Größe stimmt sie völlig überein mit jener, die Entstehung einer Ilias aus dem Zusammenwürfeln von Buchstaben herzuleiten. Solch ein „wissenschaftlicher“ Destillationsprozeß, welcher den Geist aus seinen Erzeugnissen vertreiben und die Entstehung des Zweckmäßigen ohne Absicht, die Schöpfung ohne Gott erschließen soll, bedarf natürlich, je ungeheuerlicher die Aufgabe, desto mehr der Stütze. Was thut Darwin? Er speist uns mit Phrasen ab. „Es ist so leicht,“ meint er, „unsere Unwissenheit unter Ausdrücken wie ‚Schöpfungsplan‘, ‚Einheit des Zweckes‘ u. s. w. zu verbergen und zu glauben, daß wir eine Erklärung geben, wenn wir eine Thatsache wiederholen.“ [4] Während unsere vernünftige Natur uns dazu drängt, die Fülle der schönen Anpassungen, denen wir überall und in jedem Theile der organischen Welt begegnen, als ein Erzeugniß erhabenster Weisheit anzuerkennen, sagt Darwin: Nein, es besteht kein Plan, es besteht kein Zweck; es gibt nur planlos wirkende Ursachen. Selbst ein v. Hartmann hat uns in einem Rechenexempel bewiesen, daß man des Gewinnes noch sicher ist, wenn man 2 gegen 1 auf das Bestehen des Zweckes wettet. „Ganz besonders,“ sagt derselbe, „können solche Wir-

---

[1] Ebendas. S. 83. [2] Deutsch, 2. Aufl. Stuttgart 1877.

[3] Die Untersuchungen von Hildebrand, von Delpino und Hermann Müller. Leider hat Letzterer den Eindruck seiner Leistungen durch maßlose Ausfälle à la Haeckel sehr getrübt.

[4] Entstehung der Arten. 3. Aufl., S. 562.

kungen mit Sicherheit als Zwecke erkannt werden, welche einen größeren Complex von Ursachen zu ihrem Zustandekommen brauchen, deren jede eine gewisse Wahrscheinlichkeit hat, Mittel zu diesem Zweck zu sein."[1] Hat die mechanische Erklärung auch nur einer einzigen passenden Einrichtung durch den absichtslosen Zufall alle Wahrscheinlichkeit gegen sich, um wie viel größer wird die Unwahrscheinlichkeit angesichts einer Welt voll der schönsten Anpassungen! Noch mehr; was Darwin will, ist geradezu unmöglich. Darwin zeigt uns im besten Fall wohl frühere Entwicklungsphasen, die dem jetzigen passenden Zustand vorangehen; alle diese aber sind schon passend, jede ihren Verhältnissen entsprechend. Und würde auch der Übergang von einer Phase in die andere so wenig Schwierigkeiten machen, wie die Metamorphose des Schmetterlings, eine Überleitung des Passenden in neue Verhältnisse ohne Plan und Absicht ist undenkbar und daher auch unausführbar. Und dennoch sollen die zufälligen Launen der Variabilität die letzte Ursache des Passenden sein; etwas Anderes bleibt eben nicht übrig[2]. Ist es nicht ein wahrer Hohn auf die wissenschaftliche Forschung, hier ganze Museen anzufüllen mit Feuersteingeräthen und ähnlichen Dingen, weil diese in ihrer zwar rohen, aber doch planmäßigen Bearbeitung menschliches Schaffen verrathen, dort aber die ganze Schöpfung mit all' ihren Wundern einem glücklichen Wurfe des Zufalls zu überantworten? „Mentita est iniquitas sibi" (Ps. 26, 12).

Ohne allen Zweifel verbleibt dem dritten Factor, der Vererbung, in der Descendenztheorie eine wichtige Rolle: sie soll die allmählich durch Variabilität und Kampf um's Dasein erworbenen Eigenthümlichkeiten auf die Reihe der Nachkommen übertragen. Indessen, so wichtig diese Aufgabe für den Aufbau der Darwin'schen Theorie ist, so leicht könnten wir uns mit derselben abfinden, handelte es sich nur um das Vererben schon erworbener Organe. Die Abänderung und die sog. natürliche Zuchtwahl sind die unmotivirt angenommenen Grundlagen der Theorie. Wird nun aber selbst bei der Vererbung von Gesetzen geredet, so heißt das buchstäblich „eine Erklärung geben, wenn wir eine Thatsache wiederholen"; denn hier ist die Beobachtung nirgends über die

---

[1] Die Philosophie des Unbewußten. 4. Aufl. Berlin 1872. S. 46.

[2] Gewöhnlich enthalten sich die Darwinisten jeder concreten Erklärung über das erste Auftreten neuer Bildungen. Doch findet sich z. B. im „Jubelband der Poggendorff'schen Annalen für Physik" das Geständniß, die Leitung bei den Neubildungen führe der Zufall. Vgl. das. Pflaundler, Kampf um's Dasein unter den Molecülen.

äußeren Erscheinungen hinausgekommen. Aber auch auf diesem so zugänglichen Gebiete hat Darwin mit nicht geringen Schwierigkeiten zu kämpfen. Individuelle Eigenthümlichkeiten — denn nur Abänderungen dieser Art führen in allmählicher Häufung zur Divergenz der Charaktere — werden thatsächlich entweder nicht vererbt oder aber verschwinden bald wieder. Darwin selbst bietet uns hierfür im Kosmos[1] interessante Beispiele. In einem der Fälle ist frühzeitiges Haarerbleichen eine Familieneigenthümlichkeit; in einem anderen Falle dagegen erstreckt sich eine individuelle Fingerkrankheit erblich bis auf einige Enkel, um dann völlig zu verschwinden. Soweit die Thatsachen reden, stellt sich heraus, daß die erbliche Weiterführung von Eigenthümlichkeiten auf allgemeine, übereinstimmende Charaktere gerichtet ist, die sie conservirt, während alle Besonderheiten und Divergenzen gerade auf diesem Wege sich ausschleißen und wieder verlieren. Aber gerade diese sind es, von deren Steigerung der Darwinist endgiltig Alles erwarten muß. Nichts ist leichter, als durch die neuerdings so betonte „wissenschaftliche Phantasie" die Vererbung mit der wichtigen Aufgabe zu betrauen, einmal erworbene Eigenschaften sofort auch auf späte Geschlechter zu übertragen; aber nichts ist auch leichtfertiger, als von derselben Vererbung in einem Athemzuge Erhaltung des status quo und zugleich eine stetige schrittweise Divergenz zu erwarten. Die Wahrheit ist, daß unter den Eigenschaften der mit Fortpflanzungsfähigkeit begabten lebenden Wesen es vorzüglich die Vererbung ist, welche geradezu eine der Darwinistischen entgegengesetzte Auffassung der Organismen und ihrer Entstehung fordert. Die Sphäre ihrer Thätigkeit ist von den bestimmten Grenzen der Gattung oder Art umschrieben. Ihre wesentliche Leistung ist in erster Linie die Bewahrheitung des Satzes: Gleiches wird von Gleichem erzeugt. Ihr ständiges Ziel ist Beibehaltung des Artcharakters und Reinigung desselben von zufälligen Anhängseln, wie sie hie und da auftreten. Denn es ist nicht zu verwundern, wenn dieselbe Kraftfülle, welche im Wachsthum den Individuen derselben Art ein so verschiedenartiges Gepräge aufdrückt, auch in der Vererbung stark genug ist, neben wesentlichen auch gelegentlich auftretende Eigenthümlichkeiten hie und da fortzupflanzen. Aber es ist durchaus verfehlt, nach derartigen Bravourstückchen der Natur, wenn wir so reden dürfen, die eigentliche Aufgabe der Vererbung bestimmen und sie so in ihr gerades Gegentheil verkehren zu wollen: das geschieht

[1] Kosmos, Zeitschrift für Entwicklungslehre. 5. Jahrg., 6. Heft, S. 458.

aber im Darwinismus. Daß er in Folge dessen gezwungen ist, Erscheinungen, welche in der Natur der Vererbung begründet sind — wie z. B. der Rückschlag in eine frühere Eigenthümlichkeit —, welche aber mit der Darwinistischen Auffassung eigentlich im Widerspruch stehen, daß er solche Erscheinungen als Merkwürdigkeiten und Sonderbarkeiten auszugeben gezwungen ist, liefert einen klaren Beweis dafür, welch' gewaltsamer Verrenkungen der Thatsachen er sich schuldig macht.

Man sagt, der große Gedanke: Schöpfung ist Entwicklung, sei nicht neu; schon der helle Geist des hl. Augustinus habe denselben erfaßt. Das ist in gewissem Sinne wahr. Aber eine Entwicklung, welche eine erste Schöpfung zur Voraussetzung hat und fortwährend eine weise Vorsehung walten läßt, stellt sich doch in anderem Lichte dar, als eine Entwicklung im Sinne Darwins. Wir wollen gewiß nicht läugnen, daß Darwin es selbst ausspricht [1] und es sich auch von einem Geistlichen bestätigen läßt [2], es sei eine „erhabene Vorstellung“, eine „großartige Ansicht“, zu glauben, „daß der Schöpfer den Keim alles Lebens, das uns umgibt, nur wenigen oder nur einer einzigen Form eingehaucht hat, und daß . . . aus so einfachem Anfang sich eine endlose Reihe immer schönerer und vollkommenerer Wesen entwickelt hat und noch fortentwickelt“. Indessen zu welch einem Schemen muß thatsächlich der Darwin'sche Schöpfer zusammenschrumpfen, wenn „Schöpfungsplan“, „Einheit des Zweckes“ nur Ausdrücke sind, unsere Unwissenheit zu verbergen [3] — wenn es für einen guten Naturforscher geboten ist, vor der Annahme eines wunderbaren Schöpfungsactes zurückzuschrecken [4] — wenn endlich diejenigen Forscher, „welche an die Schöpfung von nur wenigen Urformen oder von irgend einer Form von Organismen glauben“, noch selbst bezüglich dieses Restes von Schöpfungsglauben ihre Unwissenheit bescheinigt erhalten? [5] Man sei doch aufrichtig und rede nicht mehr von einem Schöpfer, wenn man jeden wirklichen Schöpfungsplan läugnet. Daher ist es ein völliges Mißkennen der Selectionstheorie, von ihr zu hoffen, daß sie die Schöpfungslehre nur von ungesunden, exegetischen Auswüchsen reinige und die Idee der Weisheit des höchsten Wesens zum klareren Ausdruck bringe. Das Wesen des Darwinismus ist Zurückdrängen des Schöpfers in der Schöpfung, die Tendenz geht geradezu auf das Hinausdrängen des Schöpfers aus der Schöpfung. Statt aller

[1] Entstehung der Arten. 3. Aufl., S. 571.
[2] Ebendas. S. 561. [3] Ebendas. S. 562.
[4] Ebendas. S. 563. [5] Ebendas. S. 564.

weiteren Beweise hierfür möge der kürzlich veröffentlichte Brief Darwins in seinem Wortlaute hier folgen: „Down, 5. Juni 1879. Lieber Herr! Ich bin sehr beschäftigt; ein alter Mann und von schlechter Gesundheit, kann ich nicht Zeit gewinnen, Ihre Frage vollständig zu beantworten, vorausgesetzt, daß sie beantwortet werden kann. Die Wissenschaft hat mit Christus nichts zu thun, ausgenommen insofern, als die Gewöhnung an wissenschaftliche Forschung einen Mann vorsichtig macht, Beweise anzuerkennen. Was mich betrifft, so glaube ich nicht, daß jemals irgend eine Offenbarung stattgefunden hat. In Betreff eines zukünftigen Lebens muß Jedermann für sich selbst die Entscheidung treffen zwischen widersprechenden, unbestimmten Wahrscheinlichkeiten. Ihr Wohlergehen wünschend, bleibe ich, lieber Herr, Ihr hochachtungsvoller Charles Darwin." Wenn im Darwin'schen Systeme dem Schöpfer nicht bloß der Name, sondern auch irgend eine nennenswerthe Bedeutung bliebe, nie und nimmer hätte dieser Brief aus Darwins Feder fließen können.

Ja, ein Erfolg des Darwinismus, aber ein grauenerregender, ist es, daß er den Glauben an den Schöpfer und die ewige Vergeltung untergraben, daß er zahllosen Menschen ihren Gott und ihre Religion geraubt hat.

Hermann Jürgens S. J.

Ernst Renan.

Ein neues Buch und eine alte Vorrede.

(Schluß.)

Herr Professor!

Mit Genugthuung entnehme ich Ihrer geschätzten Zuschrift, daß Sie Ihrerseits meinen Plan aufgenommen haben, und daß es Ihnen bereits gelungen ist, sich in den Besitz eines wirklichen Cadavers, von der Species „jam foetet, quatriduanus est enim", zu setzen. Empfehlen möchte ich Ihnen nur, denselben mit der von Dr. Barff in London neuerfundenen, die Zersetzung sistirenden Flüssigkeit wohl zu imprägniren, da sonst wirkliche Gefahr vorhanden ist, daß die kostbare Acquisition buchstäblich in Staub zerfalle, noch bevor sich irgend ein Thaumaturgus willig finden läßt.

Denn hier, wie ich aus Ihrer Zuschrift entnehme, liegt augenblicklich die Schwierigkeit. Sie haben, klagen Sie, einen qualificirten Thaumaturgen noch nicht ausfindig machen können. Aber sollten Sie nicht in etwa selber hieran Schuld sein? Sie sprechen in Ihrem Buche von „einem Wunderthäter, der wirklich begründete Ansprüche auf Beachtung erhebt" — avec des garanties assez sérieuses, pour être discuté. Die Nothwendigkeit einer genauen Präcisirung von Garantiefragen liegt auf der Hand. Und doch finde ich in allen sieben Bänden Ihres Werkes die von Ihnen verlangten Garantien nirgendwo namhaft gemacht; Sie mögen sich also nur selbst die Schuld beimessen, wenn die Herren zu Ihnen kein rechtes Zutrauen fassen können; Niemand stellt sich gerne selber bloß. Und welches sind denn eigentlich diese Garantien, die Sie fordern? Soll der Thaumaturgus jederzeit zugleich Professor und Akademicus sein?

Indessen, aufrichtig gestanden, besorge ich, Sie werden, selbst nach genauer Statuirung der erforderlichen Garantien, den gesuchten Wunderthäter nicht finden: scheint mir doch Ihre Auffassung der christlichen Wundergabe arg verschroben. Sie stellen sich dieselbe anscheinend vor wie eine Pistole, die man in der Tasche herumträgt und beliebig abfeuern kann. Die christlichen Thaumaturgen hingegen betrachteten jederzeit die Kraft, Wunder zu wirken, als ein freies Gottesgeschenk, als eine Wirkung des Gottesgeistes, der da weht, wo und wann er will, als ein Ding, das man nicht in der Tasche hat. Bei gewissen Heiligen war die Gottesmittheilung eine so überschwängliche, daß der Laie sich versucht fühlte, die Wunderwirkungen als Bethätigungen einer innehaftenden Anlage aufzufassen, während sie der Thaumaturg selbst jederzeit als freies, aus freier göttlicher Initiative hervorgehendes Gottesgeschenk betrachtet wissen wollte. Der christliche Thaumaturg kann daher die Zumuthung, er möge heute ein Wunder thun, weil er es ja gestern auch gethan habe, nur belächeln. Wie würde nicht der Justizminister über die Zumuthung schmunzeln, er möge doch heute ein paar Unterthanen aufknüpfen lassen, weil er es ja gestern auch so gemacht habe! Unser Thaumaturg würde nicht einmal das Verlangen verspüren, von Gott in den Stand gesetzt zu werden, eine derartige Zumuthung zu erfüllen, weil sie ihn als dasjenige müßte erscheinen lassen, wofür Sie, Herr Professor, ihn halten, wofür er aber um Alles in der Welt nicht möchte gehalten werden — als einen Charlatan.

Gestatten Sie mir, Sie hier auf einen Zug der Leidensgeschichte

aufmerksam zu machen, welchen Sie auf S. 422 der Vie de Jésus allerdings in's Reich der Legende verweisen, aber doch als den Ausdruck der urchristlichen Auffassung der Wundergabe werden gelten lassen. König Herodes Antipas hielt eben Hof in Jerusalem — es war das auch so eine Art Commission. Der König hatte schon lange den Wunsch genährt, Augenzeuge eines Wunders zu sein — ungefähr wie Sie, Herr Professor. Als darum der große Thaumaturg aus Nazareth ihm vorgeführt wurde, empfing er ihn äußerst herablassend und redete ihm freundlich zu, doch einmal eine Probe seiner Wundermacht zu geben — freundlicher, als wohl die Commission es thun würde. Christus jedoch verharrte in Stillschweigen und ließ eher alle Schmach über sich ergehen, als daß er von der Würde eines Gottesgesandten, die er beanspruchte, zu der zweideutigen Stellung eines Hof-Tausendkünstlers herabgestiegen wäre. Jedweder richtige Thaumaturg wird es ebenso machen.

Fast will es mich bedünken, als müsse sich unser so freudig aufgegriffenes Commissions-Project wegen verschiedener Unzuträglichkeiten als unausführbar herausstellen. Der Cadaver ist da; aber der Thaumaturg will nicht, und die Commission bekommen wir nicht zusammen. Lassen Sie mich daher rundweg die Frage stellen: Brauchen wir überhaupt die Wunderprüfungs-Commission? Ist das Axiom ganz unanfechtbar, daß „kein einziges Wunder sich namhaft machen läßt, das sich vor Zeugen zugetragen hätte, die fähig gewesen wären, es zu constatiren"? Kann hier niemals und unter keinerlei Umständen das Zeugniß des „gemeinen Mannes" oder des „gebildeten Laien" genügen?

Lassen Sie uns nur gleich nach einem concreten Beispiele die Probe machen. Ich wähle eines, auf das ich bereits im Vorhergehenden angespielt habe: die Auferweckung des Lazarus. Es mag absolut möglich sein, Herr Professor, daß die Familienangehörigen sich anfänglich allenfalls über die Thatsache, ob Lazarus todt oder scheintodt sei, täuschen, daß sie in aller Einfalt einen Scheintodten begraben und dann den schweren Stein vor die Gruft wälzen konnten. Aber hier hört dann auch die Möglichkeit der Täuschung auf. Oder vermochte etwa ein Scheintodter jenen charakteristischen Geruch zu entwickeln, von dem es heißt: „Jam foetet, quatriduanus est enim"? Reichten Martha und Maria, die Vettern und Freunde nicht aus, um jenen Geruch zu constatiren und auf seine wahre Ursache zurückzuführen? Was brauchen wir da noch den Chemiker, jenen Geruch auf eine Formel zu reduciren? oder den Physiologen, uns die genetische Abfolge des Zersetzungsprocesses ausein-

anderzusetzen? oder den Geschichtskritiker, um zu bezeugen, daß die Geschichte von dem Geruch und den vier Tagen ihre Richtigkeit habe?

Doch wenden wir uns einem anderen Wunder zu: der Speisung der Fünftausend, welche alle vier Evangelisten berichten. Sehen wir uns den Hergang etwas näher an.

Die Volksmenge — fünftausend Männer an Zahl, Weiber und Kinder ungerechnet — ist Christo zu Fuß (pedestres) in die Wüste gefolgt und hat bis zum Abend seinem Unterrichte gelauscht, seine Heilungen geschaut. Möglich, daß eine Anzahl dieser Leute am Morgen etwas stärker gefrühstückt, als gewöhnlich, daß einige einen Imbiß zu sich gesteckt; wohl niemals wird es der Kritik gelingen, diesen Geheimnissen vorschauender Selbstliebe auf den Grund zu sehen. Soviel steht indessen fest, die gewohnte Zeit der abendlichen Hauptmahlzeit war bereits verstrichen; das Bedürfniß war ein derartiges, daß es sich der Aufmerksamkeit sowohl des Heilandes wie auch der Apostel aufdrängte. Chemiker, Physiologen, Geschichtskritiker waren allem Anscheine nach keine zur Stelle; doch können wir, scheint es, mit Bestimmtheit annehmen, daß sich bei allen Betheiligten ein gesunder Appetit geltend machte.

Nun fand sich zu rechter Zeit ein Knabe ein; merken Sie, Herr Professor, nicht eine ganze Proviantcolonne, sondern ein einziges Knäblein, „puer unus“. Sollte die Annahme allzu gewagt sein, daß die fünftausend Männer, welche keine Akademiker waren, bis Eins zählen konnten?

Doch ich thue Unrecht daran, diesen „puer unus“ ein Knäblein zu nennen. Er mag ein Knabe gewesen sein, ein Jüngling, ein Mann, ein Löwenwürger, wie weiland der Hirtenknabe David. Jedoch die Grenze, bis zu welcher dießmal seine Muskelkraft in Anspruch genommen wurde, ist genau verzeichnet: er trug fünf Roggenbrode und zwei Fische; doch wohl keine Walfische und keine Meilenwecken, sondern Brodscheiben, wie sie im Haushalte allerorten in Gebrauch waren, und Fische, wie man sie zum Verkaufe auszubieten pflegte.

Der Heiland segnet die Speise und läßt sie unter Alle vertheilen, „divisit omnibus“. Die Vertheilung geht vor sich nach Maßgabe, nicht der Menge der zu Speisenden und der Kargheit der Speise, sondern nach einziger Maßgabe der Eßlust: „quantum volebant“. Dem Genusse setzt wiederum einzig die Eßlust ein Ziel: „manducaverunt et saturati sunt“. Und am Schlusse der Mahlzeit füllen noch die Überbleibsel

zwölf Körbe. Man denke sich diese Körbe so klein, als man will, ist es nicht schon ein helles Wunder, daß überhaupt etwas aufzusammeln erübrigte, daß weit über fünftausend Menschen sich an fünf Broden und zwei Fischen satteſſen konnten? Freilich, ein Chemiker war nicht zur Hand, der das Brod untersuchen und allenfalls hätte feststellen können, wie viel Kreide dem Mehl sei beigemischt worden. Es fehlte der Physiologe, der uns den Hunger-Coefficienten der Betheiligten hätte angeben können. Der Geschichtskritiker fehlte und wurde von Niemandem vermißt.

Aber waren die Anwesenden — Männer, Weiber und Kinder — nicht vollkommen im Stande, die Umstände richtig zu erfassen? Können wir ihr Zeugniß abweisen, wenn sie betheuern, daß sie erst hungrig waren und dann satt wurden? Muß man nachgerade ein Akademiker sein, um die Disproportion einzusehen, die zwischen einer Sättigung von fünf Tausenden und zwischen fünf Broden obwaltet? Kann man bloß in Paris die Wahrheit des Satzes erfassen: „Haec quid sunt inter tantos?“ „Was macht das auf so Viele aus?“ Nicht doch, nicht doch, Herr Professor; der gemeine Mann, das Büblein in der Wüste sind hinsichtlich aller dieser Fragen durchaus competent.

Aller guten Dinge sind drei: lassen Sie uns noch ein drittes der evangelischen Wunder vornehmen, dasjenige des wunderbaren Fischfanges. „Kein einziges Wunder,“ meinen Sie, „läßt sich namhaft machen, das sich vor Zeugen zugetragen, die fähig gewesen wären, es zu constatiren.“ Sehen wir einmal genauer zu.

Die Apostel hatten die ganze Nacht hindurch sich vergeblich beim Fischfang abgemüht. Voll Vertrauen auf das Wort des Herrn werfen sie nochmals die Netze aus, und siehe, sie fangen auf einen Zug nicht einen Weißling, nicht zwei, nicht zehn, sondern eine solche Unzahl Fische, daß das Netz zu reißen droht, daß ein zweites Boot zu Hilfe gerufen werden muß, daß die Last beide Boote dem Untersinken nahebringt. Die Leute in den Booten schreien laut auf, es sei ein Wunder geschehen; sie fallen vor dem Wunderthäter nieder; sie geben sich und all das Ihre ihm zu Diensten dahin. Und nun kommen Sie, Herr Professor, Sie winken vom Ufer hinüber, man solle still sein, man solle genauer untersuchen, man solle das Urtheil competenter Richter abwarten; der Chemiker sei von Paris her auf der Reise, und der Geschichtskritiker seien Sie selbst; man möge mit einem der Boote Sie und Ihren kritischen Taucherapparat hinüberholen, auf daß Sie den Seeboden abschnüffeln und ein competentes Gutachten auf Stempelpapier aufsetzen könnten.

Aber, wohlgelehrter Herr, sehen Sie denn nicht, wie im Boote Simon, des Jonas Sohn, Jakobus und Johannes, die Söhne des Zebedäus, lächeln ob der Grille eines Professors, der besser wissen will als sie, wo und wann man die Netze auswerfen soll, und wie weit beim Fischfang die Grenzen des Natürlichen reichen. Haben sie nicht zeitlebens das Fischerhandwerk betrieben auf dem See Genesareth, sie und ihre Altvordern? Wer ist competenter, wer fähiger als sie?

Zu wem Gott redet, dem gibt er auch die Competenz, seine Stimme zu hören. Er weiß sich vernehmbar und verständlich zu machen den Kleinen wie den Großen, den Weniger- wie den Mehrwissenden. Sie sind ein Göthe-Verehrer, Herr Professor (Vie de Jésus, XXV); ist Ihnen des Altmeisters Ausspruch unbekannt: „Es irrt der Mensch, so lang er strebt"? — ein Ausspruch, der sich zumal bewahrheitet an allem irdischen Wissen. All unser Wissen ist behaftet mit Unwissenheit, all unser Fortschritt mit Verirrung. Wir lächeln herab auf die Weisen der Vorzeit, die Weisen der Zukunft hinwiederum werden uns belächeln; bis zum Tage, wo alle Eitelkeit der Eitelkeiten vergeht und wir Alle, hoffentlich auch Sie nicht ausgenommen, die Wahrheit schauen werden, nicht im Gleichniß, nicht im Zerrbild, noch als Stückwerk, sondern von Angesicht zu Angesicht, ganz und rein. Bis dahin aber beanspruche keine Stufe beschränkten und verschrobenen menschlichen Wissens eine ausschließliche Competenz, die Worte und Werke des Allerhöchsten zu beurtheilen.

Lassen Sie mich zum Schlusse eilen. Sie stellen die Apostel dar zwar als einfältige, aber keineswegs als auf Täuschung ausgehende Männer. Sie räumen ein, daß sie Wunder berichten wollten und selbst Wunder zu wirken glaubten. Sie vermögen nicht in Abrede zu stellen, daß die Apostel oder die von ihnen angerufenen Zeugen durchaus competent waren, wenigstens über einzelne Wunder sich vernehmen zu lassen, daß somit wenigstens diese Wunder hinlänglich erhärtet sind. Sie räumen Les Apôtres S. XLIII f. ein, daß, „wäre auch nur ein Wunder erwiesen, so dürften schon nicht mehr die Wunder insgesammt in Bausch und Bogen verworfen werden". Welche Folgerung ergibt sich aus diesen Voraussetzungen für Ihr Buch, welches auf die unterschiedslose Verneinung sämmtlicher Wunder gegründet ist?

S. 200 Ihres Antéchrist erörtern Sie die Zulässigkeit der Annahme, es sei der hl. Paulus nicht zu Rom während der Verfolgung des Jahres 64, sondern in Folge eines Schiffbruches vergessen und ver-

schollen in irgend einer Einöde umgekommen. „Wie sagt uns nicht die Vorstellung zu," rufen Sie aus, „Paulus durch Schiffbruch verschlagen, von den Seinen verlassen und verrathen, nach all den Enttäuschungen des Greisenalters zum Skeptiker geworden; und dann die Schuppen ein zweites Mal von seinen Augen fallend! Der dogmatisirendste aller Menschen, wie er gebrochen, verzweifelnd — nein, sagen wir lieber: ruhig — verscheidet auf irgend einem Flecke Hispaniens, am Gestade oder an der Heerstraße, sein Ergo erravi auf den Lippen! Ja, das wäre so ein kleiner Trost für unseren harmlosen Unglauben."

Herr Professor, wie wäre es, wenn Sie sich irgendwo an der spanischen Küste niederließen, um da in den Gesinnungen, welche Sie dem Völkerapostel zumutheten, Ihr siebenbändiges Werk von A bis Z umzuarbeiten?

Fr. v. Hummelauer S. J.

Die Zeitenmesser der Weltgeschichte.

Die Art und Weise, auf die ein Volk seine Ära[1] berechnet, ist nichts Zufälliges; sie ist ein Bekenntniß seiner Anschauungen, seines

---

[1] Wie Periode der regelmäßig wiederkehrende Kreislauf von Zeiten ist, die auf ihren Anfangspunkt — eine meistens astronomische Grundlage — zurückgeben, so bezeichnet Ära dagegen eine fortlaufende und nach vorn immer zusetzende Jahreszählung, die zu ihrem Ausgangspunkt eine wichtige historische Begebenheit nimmt. Solche Ären sind, chronologisch geordnet:

1. die der Weltschöpfung — nach der alt- und neu-jüdischen (4179 und 3762), sowie nach der kirchlich römischen (5199) und vulgär christlichen (4004) Version;
2. die der olympischen Spiele (Juli 776);
3. die nach Erbauung der Stadt Rom — nach capitolinischer, varronischer und catonischer Schätzung (751[2][3]);
4. die Ära Nabonassars in Babylon (747);
5. die seleucidische Ära, regnum Graecorum (312);
6. die makkabäische (143);
7. die nach Christi Geburt;
8. die Ära Diokletians oder die der Martyrer (August 284; noch jetzt bei den Kopten im Gebrauch);
9. die türkische nach der Flucht Muhammeds — Hedschra — (Juli 622);
10. die persische oder jezdescherdische (um zehn Jahre jünger);
11. die französische Revolutions-Ära der Einen und untheilbaren Republik (22. September 1792 bis 1805).

Glaubens. Denn offenbar legt es ihr nach dem Sinnen und Denken, von dem es im Innersten bewegt wird, dasjenige als Ausgangspunkt zu Grunde, was ihm als das wichtigste Ereigniß, als der Tragpfeiler seines dermaligen Lebens und Wesens, seines glücklichen oder unglücklichen Looses erscheint. Von dieser Veranschlagung des Gegenstandes sehen wir auch die Kirche durchdrungen, wenn sie uns kurz vor der Jahreswende die Setzung des Ecksteins auf Sion, im Geschlechte Davids, die Geburt Christi, nach welchem sie ihre Jahre zählt, im psalmodisch erhobenen Tone des Martyrologiums, an ihrer neuen Zählung die abgelaufenen Zeitalter messend, in erhabenster Weise verkündet. Ja, ein Blick auf die Ära eines Volkes belehrt uns über etwas mehr noch, als über die Zifferhöhe einer beliebigen Anzahl von Jahren und deren Verhältniß zu nebenanliegenden Jahrberechnungen und Ziffersystemen: er läßt uns in den Gedankengang und die Überzeugungen der Völker schauen und den Geistesgrund erkennen, der durch alles, was sich in ihrem geschichtlichen Wirken und Werden daraufhin erbaut, hindurchschießt, und der das Ganze wie das Einzelne nach der treibenden Kraft, mit welcher der anfänglich gesetzte Keim sich entwickelt und geltend macht, gestaltet und durchdringt.

Überblicken wir die Gesammtzahl der angegebenen Ären, so können wir, von der im Bluttaumel der französischen Revolutionszeit auf zwölf Jahre hin versuchten Umwälzung Umgang nehmend, zuerst die drei religiösen Ären der drei monotheistischen Religionsbekenntnisse unterscheiden, von denen jede wieder einen historischen Nebensprossen zur Seite hat — und hierauf dann die drei profanen jener drei Hauptvölker, auf denen die äußere Cultur- und Weltgeschichte der Alten Welt beruht.

Die drei monotheistischen Religionen sind: die jüdische, die christliche, die muhammedanische — Thora, Evangelium, Koran — Synagoge, Kirche, Chalifat. Ihre Ären ordnen sich nach dem überweltlichen Schöpfungsact, nach der innerweltlichen Erlösungsthat und nach Muhammeds weltverheerendem Auftreten mit den Waffen, unmittelbar nach seiner Flucht.

Unter- und beigeordnet diesen Ären sind: im Gefolge der jüdischen Ära die der Makkabäer, vom Jahre 143 an, nachdem die staatliche Unabhängigkeit des Volkes Gottes siegreich erstritten worden und die Fürstenwürde über das Volk des Bundes in Simon mit der hohenpriesterlichen verbunden worden war. Es ist das die vom

Kampf ausruhende Martyrerzeit des Alten Bundes, nach der Läuterung die schönste des reinsten Gesetzeseifers. Ihr Land ist Syrien. — Die christliche Ära hat im Gefolge die diokletianische vom 29. August 284, oder die Martyrerzeit; erst von Dionys dem Kleinen durch die Ära nach Christi Geburt ersetzt. Sie erinnert an die längste, letzte und strömendste Bluttaufe der Christenheit, unmittelbar vor ihrem bleibenden Weltsieg durch den in der Kreuzeserscheinung zum Triumph berufenen großen Konstantin. Sie hat sich längs des koptischen Nillaufs erhalten. — Im Gefolge der türkisch-muhammedanischen Ära: die jezbescherdische in Persien — vom zehnten Jahre der Flucht Muhammeds. Mit diesem Jahre (dem Todesjahre Muhammeds) beginnt die Gründung des schiitischen Muhammedanerreichs in Iran, in seinem Gegensatz zum sunnitischen von Damaskus, dann von Bagdad, hierauf in Ägypten, jetzt zuletzt in der hohen Pforte. Damit beginnt gleichzeitig das Nationalunglück der Parsen, das sie nur noch mit den Juden nach der Zerstörung Jerusalems und des Tempels theilen, und die Verdrängung ihres heiligen Feuers aus dem Stammgebiet des Zend-Avesta in's Sanskritland zwischen Sind und Ganges. Doch auch das Schiitenreich betrachtet sich als ein Martyrergebiet, als das zu fortwährender Blutrache berufene Reich Ali's, des von den Sunniten verfolgten und getödteten schuldlosen Schwiegersohns des großen Propheten.

Gehen wir nun von den drei Religionsären der drei monotheistischen Bekenntnisse zu den drei profanen der drei Hauptvölker der Alten Welt über, so erhalten wir folgende Ordnung: die Römer, die Griechen, der syrische Orient — mit den spätern, an die bestehenden Synagogenverhältnisse sich anschließenden Patriarchatsitzen von Rom, Alexandrien, Antiochien.

Ob der Orientale seinen Sitz am Euphrat nehme, wo Birs Nimrud mit der Sternwarte zu dem südlichen Himmel emporragt, oder am Orontes in der Nähe des Mittelmeers und der hellenischen Welt: es verpflanzt sich mit ihm überall hin die Anbetung (προςκύνησις) der thronenden Majestät, der scheue Aufblick zum Diadem und die zur Natur gewordene sklavische Unterwürfigkeit unter den despotischen Willen eines Herrschers, dessen Person er mit oder ohne Weihrauchkorn die Ehren eines Gottes zollt. Was ist daher natürlicher, als die Berechnung der Zeit an die Thronbesteigung des Herrschers

zu knüpfen, dessen Familie ihm Alles, der Schooß seiner irdischen Gottheit und das Unterpfand des eigenen nationalen Daseins ist?

Zu ganz anderen Ziel- und Mittelpunkten, als das Semitenland, bekennen sich die zwei südlichen Hauptvölker des japhetidischen Welttheils — Hellas und Rom.

Dem Volk mit dem hellen, sonnigen Namen, der klaren Verständigkeit und dem rasch beweglichen Auge schwebt als Ideal seiner Menschheit — denn eine andere gilt ihm nichts — der Gott der Sonne vor, sein Apoll. Er ist ein gottmenschliches Bild vollendeter Mannesschönheit in kräftigem, gesundem Körper, gliedergelenkig, sangeskundig, trefflich als Schütze, gewandt in der Rede, siegreich im Kampf. Dieses Ideal zu erreichen, danach geht das Ringen und Rennen des hellenischen Jünglings. Dieses Ideal vor der Nation als erreicht, das Ziel als ein errungenes zu zeigen, ist das Streben seiner kühnsten Ehrbegier. Auf freiem Feld, von keinen Stadtmauern eingeengt, in einem Umkreis von Hügeln und Bergen, den in einem dem obersten Gott zu unverletzlichem Tempelfrieden geweihten Erbgut der Landesfluß durchströmt, unweit des bläulichen Meeres, aus dessen Fluth der Griechen Heimathstätte, wie vom poseidonischen Dreizack gehoben, emportaucht — versammeln sich seine Jünglinge und Männer, um vor ganz Griechenland Beweise von Muth und Kraft, geistiger Überlegenheit und körperlicher Übung abzulegen. Zwar ist's nur ein Ölzweig, mit dem die jeden barbarischen Prunkreiz verachtende Nation den Sieger belohnt; aber es ist frisches, grünes Reis, vom heimathlichen Baum genommen, und sollte es einmal verwelkt sein, so wird der Athlet bereits im Marmor leben, der unter der Hand eines die Natur belauschenden Künstlers nach dessen Zügen und Gliedern sich geformt hat. Wie der Orientale die Rechnungen seiner Jahre mit dem Diadem seiner ersten Könige beginnt, so der Grieche vom ersten Ölzweig, der im ersten Wettspiel von Olympia einem vielleicht namenlosen Kinde eines seiner Stämme verliehen worden ist. Mit diesem Ölzweig kränzte und vergötterte die hellenische Menschheit sich selbst — im Cult des körperlich-geistig Schönen.

Fest und starr, wie der Wall seines Lagers, wie der Thurm seines Castells, wie der unzerstörbare Kitt und Bau seiner sozusagen gemauerten Heerstraße, friedet der Römer das Gebiet seiner Stadt ein. Das pomoerium derselben erweitert er fortwährend nach allen Seiten zu, bis die Mauer des Rechtsstaates mit weltbeherrschendem Umfang als Reich und imperium die ganze ost- und westeuropäische Civilisation

umschließt. Von der urbs quadrata der Patriciercurien auf dem Palatin bis zum agger und zur Centurienverfassung des tarquinischen Bürgerkönigs — vom Capitol, das allein dem keltischen Zerstörungsbrande widerstand, bis zum Piktenwall in Britannien, den der baulustige Hadrian gegen die Bergvölker des äußersten Nordens von einer Furt zur andern zieht — von der Stadtmauer Aurelians, gegen die gefürchteten Germanen errichtet, bis zur anastasischen, die, von einem Meer zum andern reichend, das östliche neue Rom gegen die Slaven vertheidigen soll: welch ein planmäßiges und geordnetes Fortschreiten im gemessenen Schritt einer taktisch gebauten Legion zur Eroberung und Beherrschung der Welt; welch ein bienenfleißiges und organisches Fortbauen zugleich am ursprünglichen Zellengewebe des königlich-patricischen Stadtwesens bis zur Tyrannis der Weltstadt über den Erdkreis und des sieggekrönten Imperators über die Herrscherin selbst! Indem der Erdkreis zur Stadtwelt wurde, ward Rom zur Weltstadt, und in dem Maße, als sie sich Millionen unterwarf, kam sie immer mehr dahin, einem Einzigen, oft der schlimmsten und verächtlichsten Art, zu gehorchen. Kein Wunder, daß ein solches Volk mit solcher Geschichte und Bestimmung in den Fundamenten seines Triumphtempels ein bluttriefendes Haupt findet und seinen Beruf darin erkennt, auf blutiger Siegesbahn Haupt der Welt zu werden; aber ebenso natürlich, daß es, auf der Höhe seiner Bestimmung angelangt, von der Zinne seiner Macht und Größe auf die städtischen Maueranfänge seiner Gründung herunterblickend, die Annalen der ihm durch Eroberung zugefallenen Menschheit stolzen Bewußtseins nach der Zeit berechnet, in welcher Romulus mit der Pflugschar die Furche zum Umkreis einer Stadt zog, welche in den besten Tagen ihrer Kriegskraft die Feldherren vom Pflug zum Schwert berief.

Von Griechenland wurde der Orient erobert, Griechenland von Rom. Das erste Babel mit seiner Weltpracht und dem tausendjährigen Erbe einer Weltmacht ist über Syrien vom Euphrat an den Orontes und, ähnlich wie sein Gegensatz, die Statthalterschaft Christi aus Jerusalem, vom Orontes an den Strand der Tiber, nach Rom, gewandert, als das Babylon der Apokalypse und des Fürstapostels. Was ist hoheitlicher als ein Großkönig des Morgenlandes? was sinniger, schöner und maßvoller, als hellenische Kunst, Wissenschaft und Darstellungsgabe? was größer, mächtiger und besser gefügt, als Roms Heer, Gesetzgebung, Weltherrschaft? Das Christenthum, die Person Christi und sein Reich.

Von keines Menschen Hand, von keinem Windhauch, nur vom Geist des Allerhöchsten selbst berührt, löst sich von einer Bergspitze, die in den Schleier der Wolken ragt, das Steinchen, das, den Fuß des Kolosses treffend, ihn zertrümmert, seine Stelle einnimmt und zum Berge wird. Das ist die Herrschaft des heiligen Volkes, die Eine, heilige, katholische und apostolische Kirche, die Gemeinschaft der Heiligen. Und dieses Reich, dessen kein Ende sein soll, keine Grenze, weder nationaler noch geographischer Beschränkung, keine Grenze, weder in der Ausdehnung noch in der Dauer — mit dem Throne Davids in der Felsenwürde Petri gegen jeden Umsturz gesichert, nicht nach Apollo's Bild, sondern nach dem des Gottmenschen zu dessen geistigem Leibe gestaltet, von keinem Brudermörder im Blute seines Opfers, sondern von den beiden Apostelfürsten, nach dem Muster ihres Meisters, im eigenen, einträchtig vergossenen Bruderblut zur Stadt Gottes gegründet — dieses Reich rechnet die Jahre seines Bestandes nach der Menschwerdung Christi des Herrn, Jahre des Heils.

Das Reich Christi, der als Gottmensch das Haupt der Kirche, seines geistigen Leibes, ist — erfüllt, wie schon der sterbende Patriarch in den ältesten Tagen der Menschheit geweissagt hat, „die Erwartung der Völker" und befriedigt all' die in der großartigsten Weise vertretenen Richtungen und all' die mit weltgeschichtlichem Ernst gestellten Forderungen, welche durch die drei von uns vorhin angegebenen Culturvölker zum Ausdruck oder zur Andeutung gelangt sind [1]. Suchen wir dieß etwas eingehender auseinanderzusetzen.

In seiner katholischen Anlage und in seiner katholischen Berücksichtigung jedweder Natureigenthümlichkeit und jeglicher Creatürlichkeit (praedicate evangelium omni creaturae) läßt das Christenthum, zuerst in die Hütte Sems und dann erst zur Völkerfamilie Japhets getragen, gewiß auch dem Stammeszug der Semiten — der zähen und unverbrüchlichen Heilighaltung des Geblütes, und der dynastischen Anhänglichkeit an Regentenstamm und Thron, sowie dem Bedürfnisse nach anbetender Huldigung und stummer Ergebenheit an den einen Höchsten und höchsten Einen — volles Recht und volle Befriedigung widerfahren. Vom geheimnißvollen Stern am wolkenreinen sabäischen Himmel zur

---

[1] Dem Messias, lehrt Paulus im Epheserbrief, hat Gott Alles unterthan gemacht; ihn selber jedoch gab er der Kirche zum Haupt. Sie ist sein Leib, und insofern Alles nur durch ihn seine rechte Stellung und seine volle Bedeutung erhält, ist sie die Entwicklung der Fülle, die in ihm enthalten ist.

Prophetenstadt des Priesterkönigs und von dort in das königliche Geburtsstädtchen des lebendigen Brodes geführt, huldigen sie dem Sprößling Davids in der Krippe mit den bedeutungsvollen drei Gaben des Morgenlandes. Durch die Anbetung der Person Christi als des lebendigen Gottessohnes, durch die wirkliche Mittheilung seines Leibes und Blutes im täglichen Geheimniß und durch das immerwährende reine Speiseopfer vom Aufgang der Sonne bis zum Niedergang zeigt sich das Christenthum dem syrisch-chaldäischen Christen von Antiochien und Jerusalem und dem Orientalen, für den die drei hebräistischen Evangelisten zunächst ihre Evangelien geschrieben haben, überhaupt als Übernatur in leibhaftiger, reeller Wesenheit.

Dem Hellenen, den nach mündlicher Rede und Belehrung seines Gottes verlangt, der nichts so sehr als das göttlich Hohe und Schöne in menschlichem Bilde zu sehen begehrt und dieses gottmenschliche Bild selbst dann wieder in Marmor oder in Farbentönen idealistisch auszudrücken und zu vervielfältigen strebt — ihm wird vom Evangelisten, der von seiner Art und Sprache ist, im Auftrag des Hellenenapostels der Heiland vorgeführt. Mit derselben Hand, die den kunstreichen Pinsel zu führen versteht, wird das herzgewinnendste Lebensbild des Erlösers entworfen, von der Gestaltung seiner allerheiligsten Menschheit durch den göttlichen Geist bis zu deren Darbringung an demselben Kreuz, das ihm ein Mann aus Cyrene tragen geholfen — mit den umständlichsten Zügen seines irdischen Wandels unter den Menschen. Sein Apostel, der ihm zu Ephesus und Korinth, auf Cypern und in Athen predigt, hält ihm ein über das andere Mal die höhere Sittenpflicht und Lebensübung des Evangeliums als einen Ringkampf und Wettlauf des Stadiums um unvergänglichen Siegeskranz vor und richtet fast all seine Aufforderungen, das Bild Christi und sein eigenes in sich nachzugestalten, mit der Wärme eines himmlischen Pygmalion, wenn wir so reden dürfen, an die bekehrte Hellenenwelt. — Diese ethische Seite des Christenthums mit seiner sittlichen Reinheit und Schöne, dieses Streben nach vollkommener Darstellung derselben in ausgeschiedenen Lebensständen, die ihrerseits am meisten dazu beitrugen, bei jenem Volk zarte und begeisterte Liebe zur jungfräulichen Gottesmutter zu erzeugen, ihm liebende Verehrung der heiligen Engel einzuflößen und sein Vertrauen in die Fürsprache der Heiligen durch die Verehrung ihrer Bildnisse auszudrücken — ist eines der zwei hervorragenden Merkmale des griechischen Kirchenlebens. Darauf dringt, wie keiner mehr, gerade jener Kirchenlehrer, der als Bischof

seiner kaiserlichen Hauptstadt mit dem Strome goldener Beredsamkeit den Geist und die Liebe des Weltapostels verband. — Das andere Merkmal hellenischen Kirchenthums ist, seitdem ein Paulus dasselbe gepflanzt und ein Apollo es begossen hat, die theologisch-wissenschaftliche Erfassung und Ausgestaltung des von Gott gegebenen Inhaltes der Lehre in platonischer Weise und philosophischem Gewande. Diese Palme schoß, Konstantinopel gegenüber, im hellenisirten Nilland, in Alexandrien, auf. Dort, am Gelehrtensitz grammatikalischer Forschung, mathematischer Genauigkeit, astronomischer Berechnung und dialectischer Weisheit, vertiefte sich die Katechetenschule in die Lehre vom Logos, von dem Ursprung und der Natur der Seele, von der Erschaffung und dem Endziel der Welt. Erscheinungen wie Origenes und Clemens, Arius und Athanasius, Dioskur und Cyrill, strahlen in so hellem Licht, werfen aber auch so dunkle, unheilvolle Schatten, daß sie wohl am besten geeignet sind, die Vorzüge, aber auch die Gefahren dieser Seite des christlichen Hellenismus mit ihrem Beispiel zu belegen.

Rom ist und bleibt die Erbin der Zeiten und der Welt, ad quam fines saeculorum pervenerunt. In seinem Felsen, der Petrus ist, das Grundgemäuer der Kirche tragend, ein Bau-Volk für und für, ruht es unbeweglich in sich selbst, oder richtiger auf den göttlichen Fels Christus gegründet, der in Petrus ist und den schwachen Simon zum felsenstarken Petrus macht. Zum Mittelpunkt, zur Felsgrundlage der Kirche ernannt, ging Petrus nach Rom, um sich dort, angesichts des Capitols und des Palatins, wie der Meister Moria gegenüber, anheften zu lassen. — Von Rom war über Antiochien nach Jerusalem das kaiserliche Machtwort ergangen, durch das der König der Juden und der Herr der Menschheit in der Davidsstadt geboren werden sollte. An den Kaiser von Rom zahlte der Messias für sich und den künftigen Souverän von Rom willigen Tribut, und niemals ließ er sich ein Wort entgehen, um gleich den übrigen Landes- und Zeitgenossen die römische Weltherrschaft zu mißbilligen oder ihre Berechtigung in Zweifel zu ziehen. Hat das erste Babel den ersten Tempel und die Stadt des götzendienerischen Volkes zerstören und das widerspenstige Volk selbst in die Läuterung der siebenzigjährigen Gefangenschaft schleppen müssen: so hat das zweite Babel den zweiten Tempel, wegen der Zerstörung des lebendigen, vom Geist Gottes gebauten, mit der zweiten Stadt auf immer zerstört und das gottesmörderische Volk bis zum Weltende in alle vier Winde zerstreut. Späterhin hat sich griechische Bitterkeit gegen die

Abendländer den beißenden Spott erlaubt, daß es zu den Vorzügen Roms gehöre, Christum durch römische Kriegsknechte mit römischer Ermächtigung haben kreuzigen zu lassen. Dieser Auslassung treten wir mit dem Bemerken entgegen, daß ein römischer Hauptmann in aller Aufrichtigkeit und Demuth vor dem Herrn das Knie beugte und nach dessen eigenem Zeugniß durch seinen Glauben die Hartnäckigkeit Israels beschämte; daß es ein römischer Hauptmann war, der nach den Lästerungen der vornehmen Juden den am Kreuz Verschiedenen als Sohn Gottes bekannte, und daß es wieder ein römischer Hauptmann war, ein Italiker, in dessen Person die noch für unrein gehaltene Heidenwelt vor Petrus stand und vom künftigen Herrn Roms Einlaß in die Kirche und durch die gläubige Annahme seines Wortes die Erstlinge des Geistes erhielt. Der Erstgeborne des Weltapostels ist ein Römer, nach dessen Sohnesnamen sich fortan sein geistlicher Vater nennt, zu römischem Stadtrecht römischen Namen fügend. Wie er sich rühmt, Hebräer zu sein, so macht er geltend, daß er auch ein Römer sei. Römisches Bürgerrecht bewahrte ihn vor unwürdigen Streichen oder verschaffte ihm Genugthuung für zugefügte Schmach; römisches Bürgerrecht machte ihn auf längere Zeit vom Kerker frei, verschaffte ihm Gelegenheit zur Verkündigung und brachte ihn — eine Erfüllung längst gehegten Wunsches — nach Rom. Δεῖ με Ῥώμην ἰδεῖν. Dem alten Rom war's beschieden, wie so schön der große Kirchenlehrer von Neu-Rom es sagt, als Haupt des Erdkreises die zwei Lichtsterne der Apostelfürsten als hellstrahlendes Augenpaar eingesetzt zu erhalten. Ihm war's und bleibt es beschieden — dazu ward vom obersten Lenker aller Dinge der ganze Gang der Weltgeschichte geordnet —, die staatliche Einheit der durch sein Schwert und Gebot verbundenen Völker durch den Hirtenstab seines Apostelfürsten in die friedlich sanfte Einheit der Kirche Gottes umzusetzen und die in der Weltbeherrschung geübte und bewährte Gabe, Widerstrebendes zu vereinen und den Erdkreis bei aller Vielgestaltigkeit inneren Lebens nach einheitlichem Recht und Gesetz zu verwalten, auf die Gesellschaft der Kirche zu übertragen, die das Symbolum der Apostel eine Gemeinschaft, der Prophet Daniel das Volk der Heiligen nennt. Dogmatische Ausprägung des treu und rein überlieferten, aber auch folgerichtig entwickelten und in vielseitig praktischer Anwendung geübten Lehrinhaltes zu festen, körnigen Artikeln und Sätzen — strenge Durchführung kirchlicher Zucht und Ordnung, bei steter Fortbildung ihrer wechselnden Formen durch das Leben — in beiden Beziehungen Aufrechthaltung einer

geschlossenen Einheit des Gottesstaates auf Erden als eines nach fester Norm gebauten hierarchischen Gesellschaftskörpers —: das ist die vornehmste und wesentliche Aufgabe der Kirche von Rom.

Jos. Krieg S. J.

Weihnachten in der Provence.

So weit das Gloria von Bethlehems Flur erschallte nach Nord und Süd, nach Morgen und Abend, wo immer der Friedensgruß der Engel ein friedebedürftiges Herz traf — wird die Weihnacht ein gesegnetes, hochgefeiertes Fest sein. Trotzdem aber wird sich je nach dem Charakter des Volkes und der Zeit ein merklicher Unterschied finden in der Art der Feier und dem Einfluß wie der Stellung, die das Wiegenfest des Erlösers auch in der außerkirchlichen Hantierung des Volkes beansprucht.

Der deutsche Weihnachtsbaum ist bekannt; die altenglische Feier des Weihnachtsfestes ist schon oft beschrieben worden, und so glauben wir denn auch unsere Leser einige Augenblicke über die Eigenthümlichkeiten des provençalischen Noël unterhalten zu dürfen, die in einzelnen Punkten neu, in andern sich an die nordischen Gebräuche anschließen. Vor Allem aber war es uns darum zu thun, einen Einblick in die ganz eigene Weihnachtspoesie des katholischen Südens zu gestatten, von der wir an anderer Stelle einige neuere, gewissermaßen classische Muster gegeben haben [1].

„Ich habe gesehen das Piemont,
Italien kenn' ich und Aragon,
War schon in Persia und Türkei:
Durchwandert' Arabiens Wüstenei —
Hab' China bereiset und auch Japan,
Und legte mein Schiff bei England an,
Besuchte Polen und Dänemark:
Und zu Lande
Wie zu Meer —
Ohne Lügen —
Beschaut' ich der Länder und Städte noch mehr:
Und doch sah ich bei alledem
Schöneres nimmer, als Bethlehem!"

Natürlich heißt es in diesem Liede wohl „Bethlehem", der alte Saboly aber wußte, daß jedes echte Kind der Provence darunter nur sein eigenes Dorf

[1] Vgl. Bethlehem. Aus den neuprovençalischen Weihnachtsliedern des Pfarrers Lambert. Ausgewählt und frei übertragen von W. Kreiten S. J. Freiburg, Herder, 1882.

oder Avignon, Aix, Arles und Beaucaire verstehen würde, wenn diese alle sich zur Stunde der Weihnacht in ein wirkliches Bethlehem mit Stall und Krippe verwandeln. Wie auf seine Ölbäume, seine Weinberge und Melonen, seine Crau und Camargue, sein Land und seine Sonne, so ist der Provençale auch stolz auf sein Weihnachtsfest; dieses wie alles Andere gehört zu seiner Heimath, zu seiner einzigen Provence.

Es dürfte denn auch wohl schwerlich irgend ein Land geben, wo die Feier des Weihnachtsfestes sich so mit dem Volkscharakter verschmolzen hätte und so specifisch national aufträte, als gerade an den Ufern der Durance und der unteren Rhône, wie denn sicherlich keine Sprache so reich an originellen Weihnachtsliedern ist, als die Langue d'oc.

Freilich macht sich heute auch bis in die entlegensten Thäler der Provence der geläufige Klageruf der Alten vernehmbar:

„Lou bèu tèm di reire passa"
(Der Ahnen schöne Zeit verging);

allein es erhielt sich bis in die neueste Zeit aus jenem „beu tèm" jedenfalls noch genug, was uns hier mehr als anderswo an die kindlich gläubigen Tage des Mittelalters erinnert und wie Heimathklänge aus Bethlehem durch den Sturm der Zeiten herüberschwebt.

Weihnacht ist das Fest der Kinder und der Armen im Geiste. Das gläubige Gemüth fühlt sich nothgedrungen klein und demüthig in Gegenwart des Gottes, der ein Kind ward. Mit einem gewissen Standesgefühl drängt der Kleine und Arme sich vor bei der Krippe; denn Seinesgleichen liegt darin zur Anbetung, Seinesgleichen waren die Erstberufenen und Hofleute des Königs in der Krippe. Je mehr sich daher bei einem Volke der einfache Charakter, die kindliche Gläubigkeit und ehrbare Armuth bewahrt hat, um so lieber, eigener und wichtiger wird ihm dieses Fest mit der Zeit geworden sein, ja sich förmlich mit seinen Lebensgewohnheiten verwoben haben. Der Provençale, d. h. der wahre Sohn des Landes zwischen Durance, Rhône, Meer und Alpen, ist gleichsam ein Nachkomme jener Hirten von Bethlehem, wie denn auch seine Heimath an manchen Stellen in ganz überraschender Weise den Orient und zumal das heilige Land in's Gedächtniß ruft. Nimmt man noch hinzu, wie diese Leute durch ununterbrochene Tradition die frohe Botschaft des Heiles von der Geburt und dem Leben des Erlösers aus dem Munde seiner Jünger und Freunde: Lazarus, Martha und Magdalena, empfangen haben wollen und mit einer heiligen Eifersucht dieses unmittelbare Anknüpfen der Provence an das heilige Land in Anspruch nehmen und vertheidigen: so kann es nicht länger Wunder nehmen, wie das Christfest zu einer wahren Nationalfeier gerade in der Provence geworden ist.

Treffend schildert uns der berühmte Dichter F. Mistral in seinem Meisterwerke „Mireio" die hervorragende Wichtigkeit des Weihnachtsfestes für die provençalische Familie. Der alte Ramon, ein reicher Bauer, hat zu seinem größten Schrecken die Liebe seiner einzigen Tochter zu einem armen, landstreichenden Korbflechterssohn entdeckt und, was noch schlimmer ist, bei

der Tochter kein Gehör für seine väterlichen Rathschläge und Abmahnungen von so unziemender Liebe gefunden. Da wird es ihm denn doch schließlich zu arg, und das Verderb der jetzigen Zeiten gegen früher und seine väterliche Autorität gleichmäßig hervorhebend, sagt er:

„Ein Vater ist ein Vater doch; sein Wille
Wird doch und muß gescheh'n, denn weh' der Heerde,
Die ihren Hirten führt, um bald mit ihm
Zugleich in Wolfes Rachen sich zu stürzen.
Ha, daß zu uns'rer Zeit ein Sohn dem Vater
So widerspenstig sich gezeigt — bei Gott!
Ich glaub', der Alte hätte ihn getödtet. —
Dafür denn sah'n wir auch Familien blüh'n,
Stark, einig und gesund; sie widerstanden
Wie ein Platanenstamm fest jedem Sturm.
Ich weiß, auch sie wohl hatten ihre Zwiste,
Doch zog die Christnacht in ihr Sternenzelt
Und sammelte den Ahn und sein Geschlecht
Zahlreich um den geweihten Weihnachtstisch,
Dann war verraucht der alte Groll und Kummer,
Sobald des Greisen abgezehrte Rechte
Den Enkeln seinen heil'gen Segen gab." [1]

Diesen Charakter des großen Familien- und Versöhnungsfestes hat denn die Weihnacht auch bis in die Gegenwart treu bewahrt. Am heiligen Abend nicht am väterlichen Herde erscheinen, wäre gleichbedeutend mit heimathlos, aus der Familie ausgestoßen, enterbt und verwandtschaftlich todt sein. Es ist darum auch ein altes Herren- und Landesrecht, daß jeder entbehrliche Dienstbote für die Festtage Urlaub erhält, um das „calendau", den Weihnachtskuchen, mit den Verwandten zu essen. So heißt es in einem Saboly'schen Weihnachtsliede:

„Behüt' dich Gott, mein Meister,
Gib meinen Urlaub mir;
Dein Hirt mag ich nicht bleiben,
Such' einen andern dir.

Will meine Reis' nun machen
In's Land von Bethlehem,
Als Zehrgeld sollst du geben
Den Lohn mir, wenn's genehm.

Schon kommen die Kam'raden,
Sind alle wegbereit,
Der Mond schon steht am Himmel,
Das ist die Wanderzeit." [2]

Es bietet einen wirklich ganz festlichen Anblick, diese verschiedenen Gruppen in ihrer malerischen Tracht den steilen Bergpfad oder den einsamen

---

[1] Mireio. Canto VII.
[2] Lou libre calendau, Nouvè 16.

Thalweg zwischen den hellgrünen Ölbäumen und den schlanken schwarzen Cypressen dahinziehen zu sehen. In der Hand ein Bündel mit dem Festtagsanzug, auf dem Hut einen blühenden Rosmarin, Freude im Herzen und ein Lied auf den Lippen — so geht's weiter in's liebe Heimaththal zur alten Mutter, zum weißen Ahnvater. Und ein sonniger Winterhimmel blaut über den kahlen Höhen und fruchtbaren Thälern der Provence; man weiß nicht, soll man es einen letzten Sommerblick oder einen verfrühten Lenztag nennen, und die blühende Rosenhecke drüben am Nachbarsgarten weiß darüber auch keine Auskunft zu geben. Wahrlich, bringt da nicht ein Mägdlein blühende Kirsch- und rosige Apfelzweige für die Krippe? Wirklich gehört das Alles zu einer vernünftigen classischen Weihnachtsfeier, wie bei uns der knirschende Schnee und der funkelnde Sternenschein. Daheim im Hause des reichen Heerdenbesitzers wie in der Traßhütte des kleinsten Kötters herrscht ein reges Leben; keine Hand ist unthätig, kein Antlitz traurig. Alles wird von seiner Stelle gerückt, an der es das ganze Jahr so ruhig gestanden — Alles wird gewaschen, gescheuert, und in die Südländer selbst scheint ein Geist niederländischer Reinlichkeit gefahren zu sein, der um so mehr auffällt, als er selten ist. Während das Kind beim Vater steht und voll Ungeduld fragt, ob das Calendau (Weihnachtsbrod) und die Kuchen bald gargebacken seien, ob der Nougat (weißer Mandelkuchen aus Eiern, Honig, Mandeln und Pistazien) gelungen 2c., kann es die Mutter nicht unterlassen, zwischen ihrer harten Arbeit bisweilen einen Blick auf die Straße oder den einsamen Bergpfad zu werfen, denn sie weiß, wen sie erwartet. — Der Großvater — man kann sich eine provençalische Familie ohne Großvater (reire) kaum denken — hat auch sein Geschäft, um das er in jüngeren Jahren *seinen* Ahn wohl still beneidet und Gott im Grunde seines Herzens als Lohn seiner harten Tage gebeten hat. Er sitzt in einem sonnigen Eckchen des Hofes oder der Veranda und weidet den feisten Truthahn aus, der auf den heutigen Tag schon seit Wochen gemästet wurde, und als dindon de Noël dieselbe Rolle spielt, wie sie in manchen Gegenden Deutschlands der Martinsgans bestimmt ist. Es ist eigenthümlich, wie in der traditionellen Weihnachtsfeier hier der Küchenzettel eine so feste und hohe Stellung einnimmt und zudem die Eigenschaft hat, seit Jahrhunderten für Reich und Arm so ziemlich der Hauptsache nach dasselbe vorzuschreiben. Weil angeblich die Hirten dem Jesuskinde einen „Cochinchinesen" (!) zum Geschenke darbrachten, gehört der Truthahn nothwendig auf den Weihnachtstisch. Selbst die Städter entziehen sich diesem Gebrauche nicht, und ist es ein überaus lustiger Gang, in einer größeren Stadt an den Tagen vor Weihnachten den Markt zu besuchen und die schwarzen Opfergäste zu Hunderten mit gebundenen Füßen daliegen zu sehen und schreien zu hören.

Allgemach wird es Abend. Das flackernde Herdfeuer, welches die feingewaschene Stube erhellt und trocknet, wird bald der Mittelpunkt der Familie, die sich, Eines um's Andere, dabei einstellt, je nachdem die Arbeit sie freigibt. Zu spät kommt heute Keiner. Man plaudert, singt ein altes Noël und wartet; endlich kommen die Ersehnten, ein Sohn, eine Tochter — wohl-

behalten, heiter, sonnengebräunt und duftend von dem Kräuterhauch der durchwanderten Berghaiden. Der Empfang ist freudig und laut, wie ihn die schlichten Kinder der Berge lieben. Nun ist die Zahl voll und die Ceremonien können anheben. Über das, was nun folgt, muß mich der geneigte Leser nicht um Ursache, Bedeutung und Entstehen fragen; er mag selbst seinen Scharfsinn anwenden, um den tieferen Kern aus der einfachen Schale zu lösen. Für mich ist Manches ein Räthsel geblieben.

Der Tisch aus Pappelholz ist hell gescheuert, er erhält nun sein blüthe-weißes Tuch, vielleicht das einzige Mal im Jahr. Die Hausfrau und die Mägdlein sind geschäftig zwischen Küche und Wohnzimmer; die gelben, schwarzgetüpfelten Teller werden hereingebracht. In drei weißen Schalen sprießt und grünt das Korn der hl. Barbara, so genannt, weil an dem Festtag der heiligen Martyrin die Fruchtkörner zum Keimen in's Wasser geworfen werden und nun als Erstlinge der Feldfrucht auf dem Tische und später b[illegible] der Krippe stehen. Auf drei Leuchtern mit feingezackten Papierdillen brenne[illegible] in der Mitte des Tisches (nach anderer Observanz sind es vier an den vi[illegible] Ecken) drei gesegnete Kerzen, deren „Feuerrosen", d. h. der brennende The[illegible] des Dochtes, eine prophetische Eigenschaft besitzen und für das nächste Jahr der Familie Glück oder Unglück verheißen. So heißt es, daß derjenige, gegen welchen sich diese Rose wendet, das nächste Jahr beim Nougat fehlen werde[1]. Das Tischtuch soll weiß und unversehrt bleiben, selbst wenn eine glühende Kohle darauf fiele — sicherlich eine Anspielung auf die vor, in und nach der Geburt unverletzte Jungfräulichkeit Maria's. Seltsam ist auch die Meinung, daß die Katzen — Sinnbild des Teufels — diese Nacht stumm sind.

Aus dem Ofen wird das Calendau auf den Tisch gebracht; ein Zweiglein der immergrünen Stechpalme prangt mit ihren korallrothen Beeren inmitten des Kuchens, rundum schlingen sich Kränze allen möglichen Grüns, das die Jahreszeit noch bietet[2].

Unterdessen hat der älteste Sohn des Hauses das Zimmer verlassen.

---

[1] Vergleiche hierzu das auch im heidnischen Norden übliche Beobachten des Licht- oder Herdbrandes. So in Nr. 17 des indiculus Conc. Liftin.: „de observatione paganorum in foco."

[2] Es ist zweifelsohne in dem Gebrauch des Grüns als Zierde der Speisen ein tieferer Sinn zu suchen. In England wurde von Alters her das Haus mit Grün geschmückt und vorzüglich die in der nordischen und celtischen Mythologie so bedeutsame Mistel hierbei verwendet. Auch das perennirende Gebüsch der Stechpalme oder die immerfrische Epheuranke waren sehr beliebt. An den deutschen Weihnachtsbaum braucht bloß erinnert zu werden. Bei dieser allgemein giltigen Sitte des Gebrauches von grünen Zweigen bei der Weihnachtsfeier dürfen wir wohl mit Recht die Meinung Jener als begründet ansehen, welche darin zwar Anklänge an die heidnische Vorzeit erkennen, diese heidnische Vorzeit aber als mit Ahnungen in die Zukunft blickend auffassen. Was auf diese Weise die Mythologie mit dem Licht in der Julnacht, dem Grün in der todten Winterszeit ausdrückt, war die Ahnung von einem neuen, ewigen Frühling, dem siegenden Lichte, das in die Finsterniß scheinen würde. Und wie könnte die Frucht der Menschwerdung knapper und einfacher symbolisirt werden?

Ein alter Ölbaum oder ein wilder Birnbaum waren schon seit Monaten zum Fällen ersehen, und nun liegt ein gewaltiger, roh behauener Wurzelstock davon vor der Thüre. Diesen gilt's nun in die Stube zu wälzen und vor die Füße des Großvaters zu schieben. Alle erheben sich und bilden um den Alten einen Halbkreis. Der Greis hält darauf, die Gebräuche der Väter nicht in Vergessenheit kommen zu lassen, und er hat für diesen Abend seine reichsten Festkleider angelegt. Die breite Vorderkrämpe des Hutes ist aufgeklappt; das lange Camisol von weißem Kadis (einer Art Wollenzeug) umschlingt der buntgestickte Gurt; die kurzen Hochzeitshosen und die gelben Ledergamaschen sind mit Silberschnallen befestigt. Auch die übrigen Glieder der Familie haben sich in Feierstaat geworfen zu der „heiligen" Handlung des Boutofio. Sie stehen erwartungsvoll und harren des ersten Glockentones von der Dorfkirche, welche Weihnachten einläutet. Kaum schwebt der erste Schlag über das Thal, so gibt der Großvater ein Zeichen, Alt und Jung erheben ihre Stimmen und nach einer freudig feierlichen Melodie singen sie den alten Spruch:

„Quand nouvè ven
Tout bèn ven."
(Mit Weihnacht kommt
Alles, was frommt.)

Dann fragt der Großvater:

„Kinder, sollen wir legen das Weihnachtsscheit?"

Alle antworten:

„Ja, wir wollen es legen zur heil'gen Zeit!"

Darauf der Alte:

„Freude, Freude, Freude!
Füll' uns das Kind mit Freude —
Und sind wir dereinst nicht mehr an Zahl,
So laß uns, Herr, auch nicht wen'ger sein.
Komm', Feuerhalt; komm', Feuerdeck!
Komm', Freude, Freude, Freude!"

Die Umstehenden wissen wohl, was der Alte nach diesem Spruch aus der tiefen Camisoltasche zieht, ein Glas wird vom Tische genommen und der Großvater füllt es aus seiner Flasche mit weißem, klarem Wein[1] bis zum Rande — dann gießt er dreimal aus dem Glase über den Holzpflock, den nun der Jüngste der Familie an dem einen, der Alte am andern Ende anfaßt, während die Übrigen suchen, ihn zwischen Beiden zu berühren, bezw. zu

[1] Es ist dieß sogenannter „vin cuit", ein eigens zubereiteter Gewürzwein vom Most des letzten Herbstes. Wenn man Alles in Allem nimmt, so bleibt kein Zweifel, daß die Bestandtheile des Weihnachtsmahles an erster Stelle auf ein Opfer aller Früchte des Landes an das Jesukind deuten. Daher das Streben, möglichst alle Erzeugnisse in den Bereich des Speisezettels zu ziehen, das Übrige wenigstens zum Schmuck des Tisches oder der Krippe zu verwenden.

tragen. Dreimal ziehen sie nun Alle mit dem Scheit um den Festtisch, darauf durch die einzelnen Räume des Hauses und Hofes. An den Herd zurückgekehrt, erhebt der Alte, freudig gerührt, das Glas und spricht den alten Segen:

„Feuer, Feuer, heil'ges Feuer!
Gib uns Glück und schönes Wetter;
Gib den Schafen glücklich Lammen, u. s. w.
Deckefeuer,
Zünd' nun Feuer!“ [1]

---

[1] Für die Philologen und Culturhistoriker von Fach lassen wir hier die seltsame alte Besprechungsformel im Urtext folgen:

„O fio, fio sacra! fai qu'aguen de bèu tèm!
E que ma fedo bèn agnelle
E que ma trueio bèn poucelle
E que ma vaco bèn vedelle,
Que mi chato e mi noro enfanton touti bèn!
Cachafio, bouto fio!“
(cfr. Mistral, Mireio, notes du Ch. VII.)

Daß diese Formel, sowie die ganze Ceremonie, durchaus an heidnische Gebräuche erinnert und auch wahrscheinlich auf solche zurückzuführen ist, darf Niemand Wunder nehmen. Daß die Sommersonnenwende bei den Meisten durch große Freudenfeuer gefeiert wurde, ist durch unser Johannisfeuer allbekannt. Das Wintersolstitium, welches um die Weihnachtszeit fällt, wurde ebenso vom Volke hochgehalten und gab zu Feierlichkeiten Anlaß. Wie im Sommer um gute Saatzeit gefleht wurde, so im Winter um eine gute Ernte. Männer wie Dupuis oder Volney glaubten in ihrer Gelehrsamkeit „den christlichen Aberglauben bereits untergraben“ zu haben, weil sie dargethan, wie zur Winterwende ein Sonnenfest bei den meisten alten Völkern gefeiert worden sei und somit die Kirche nothgedrungen auch ein Fest hätte erfinden müssen, das sie auf jene Tage verlege, um sich so beim Volke Eingang zu verschaffen. Freilich, um solche Weisheit zu Tage zu fördern, muß man „Philosoph“ sein, und wir wollen daher auch lieber hier anführen, was der hl. Augustinus schon im Voraus auf einen solchen Einwand geantwortet hat: „Freuen wir uns, meine Brüder,“ ruft er am Weihnachtstage seinen Christen zu, „freuen wir uns, denn dieser Tag ist heilig nicht wegen der sichtbaren Sonne, sondern wegen der Geburt des unsichtbaren Schöpfers der Sonne. Der Sohn Gottes hat diesen Tag zu seiner Geburt auserkoren, wie er sich eine Mutter erwählt hat, da er sowohl seiner Mutter wie seines Geburtstages Schöpfer ist. Dieser Tag, an dem das natürliche Licht sein Wachsthum beginnt, bezeichnet in der That die Aufgabe und Sendung des Heilandes, der durch seine Gnade unablässig den inneren Menschen erleuchtet und erneuert“ (Sermo III. in Nat. Dom.). Ein anderes Mal nimmt derselbe Heilige Bezug auf die Beziehung der beiden natürlichen Jahressolstitien und der an ihnen gefeierten kirchlichen Feste, und sagt: „Johannes kam zur Welt um die Zeit, da die Tage kürzer werden; der Herr ward geboren, da die Tage sich verlängern, so daß auch hier das Wort des Vorläufers gilt: „Jener muß wachsen, ich aber abnehmen“ (Joh. 3, 30). Wer wollte irgend eine Schwierigkeit darin finden, daß der Schöpfer der Natur, welcher auch zugleich der Urheber der übernatürlichen Heilsordnung ist, diese beiden Schöpfungen in eine wunderbare Harmonie und mystische Verwandtschaft gebracht

Nun wird der Holzklotz langsam in's Feuer geschoben. Es ist Sache des Hausherrn, ihn so geschickt zu legen und zu dämpfen, daß er die Festtage hindurch das Feuer unterhalte. Wehe der Familie, die ihr cachofio nicht „gesegnet", nicht angezündet oder schlecht bewacht hätte! Hundert Unfälle ständen ihr bevor, auch abgesehen davon, daß das cachofio der Mittelpunkt des Familienkreises und die Freude der Weihnachtsvigil ist, mithin schon eine tiefe Störung des Familienlebens oder ein bedenkliches Ablassen von den althergebrachten Gebräuchen der Grund solcher Unterlassung wäre [1].

---

hätte? Wer wollte ferner die Kirche tadeln, wenn sie Gebräuche, die nun einmal beim Volke nicht auszurotten waren, und die in sich nichts Böses hatten, ihrer heidnischen Beziehungen zu entkleiden suchte, sie bloß auf das bürgerliche Leben beschränkend oder womöglich auf irgend eine christliche Wahrheit hinlenkend? Weil trotz aller Vorkehrungen und Vorsicht die Gefahr des Aberglaubens doch immer, besonders für die ersten Generationen, nahelag, hat freilich die Kirche sich auch eher für völlige Unterdrückung solcher Gebräuche entschieden bemüht; allein Manches ließ sich beim besten Willen nun einmal nicht gleich beseitigen und verlor mit der Zeit auch den gefährlichen Charakter für die späteren, im Christenthum schon geborenen und erzogenen Geschlechter, die in diesen Übungen nur noch einen christlich-frommen Gebrauch der Altvordern sahen. So ist uns denn auch nirgends eine Äußerung der Kirche gegen den Gebrauch des Cachofio begegnet, eben weil keine Gefahr des Aberglaubens mehr vorlag.

[1] Auch in England finden wir dieses Cachofio unter dem Namen des Weihnachts- oder Julblockes (Christmas-block, Yule-log), der als festliches Kaminfeuer während der Weihnachtstage unterhalten wird. Ein Stückchen desselben muß womöglich übrig bleiben, um den nächstjährigen anzuzünden. Zu Shakespeare's Zeiten lag der große Block gewöhnlich in der Mitte der Halle, die Glieder des Hauses setzten sich der Reihe nach auf ihn, sangen ein „Jullied" und tranken auf fröhliche Weihnachten und ein glückliches neues Jahr (Weinhold, Altnordisches Leben, S. 12). — Das Herumtragen des „geweihten" Blockes hat einige Ähnlichkeit mit dem Umzug des „Schimmelreiters", wie er noch heute in einigen nord- und süddeutschen Gegenden zur Weihnachtszeit üblich sein soll und als eine Darstellung des umreitenden Gottes Odin auf seinem weißen Rosse Sleipnir erklärt wird. Dieser Ritt des Gottes sollte nach der Mythologie zur Zeit des bestellten Winterfeldes stattfinden, um Opfer zu nehmen und Segen zu spenden. Wir deuten diese und ähnliche Beziehungen und Anklänge nordischer und romanischer Gebräuche zu- und aneinander nur oberflächlich an; vielleicht sind sie geeignet, den Ultragermanisten etwas Nachdenken zu verursachen, welche alle Gebräuche der Weihnachtszeit auf nordisch-germanische Mythologie zurückführen möchten. Weil es z. B. in einem alten Volksliede heißt:

„Maria, die konnt' spinnen . . .",

so muß „Göttin (Berchta) und Königin (Bertha) sich mit der Jungfrau Maria in den hausmütterlichen Ruhm theilen", ja „in sehr naiver Weise wird in manchen Gegenden aus dieser leuchtenden heidnischen (Spinn-) Göttin die Jungfrau Maria" (vgl. Dr. A. Freybe, Weihnachten in deutscher Dichtung, S. 25). Soll doch sogar nach diesen Gelehrten in dem französischen Wort Noël das altdeutsche „Jul" fortleben. Wie sie es wohl mit der Zurückführung des altprovençalischen gleichbedeutenden nouvè fertig bringen, dürfte interessant genug sein, da dieser Form so unverkennbar als nur wünschenswerth das lateinische novellus resp. novus zu Grunde liegt.

Nun hat die Festzeit begonnen. Vom Herd geht es an den Tisch. Alle Anwesenden ordnen sich dem Alter nach um den Großvater, der wie immer in diesen echt conservativen Familien den Ehrenplatz einnimmt. Freudenthränen füllen oft bei dieser Gelegenheit sein Auge, wenn er die Kinder und Enkel so zahlreich, so froh und friedfertig um sich versammelt sieht. Zitternd erhebt er die abgemagerte Rechte über den Tisch und segnet im Namen des himmlischen Vaters die Festspeisen. Es ist kein gewöhnliches Abendbrod, welches bevorsteht; auch haben von Mittag an Alle bis zum jüngsten Kinde strenges Fasten gehalten bis zum „Nougat“ oder „Calènos“ [1], wie die Mahlzeit des Weihnachtsabends genannt wird.

Nach dem Gebet und Tischsegen beginnt das Mahl, und Keiner läßt es an Fröhlichkeit und gesundem Appetit fehlen. Man ißt übrigens langsam, denn bis 2 Uhr Nachts hat man ja Zeit, und geschlafen wird diese Nacht nicht.

---

[1] Nougat ist eigentlich der Name eines Kuchens aus gestoßenen Mandeln, die in Honig gekocht und mit Backwerk (gaufres) bedeckt sind. So die gewöhnliche Zubereitung des nougat rouge; der nougat blanc besteht aus geschlagenen Eiern, Zucker und Mandeln. Häufig fügt man auch noch gestoßene Pistazien und andere Nüsse dazu, daher der Name „nougat de nose“. Die bekannten Nougats von Montélimart sind ja auch im Norden als Delicatesse berühmt, und bilden das erste „Geschenk“, welches dem Reisenden auf der Fahrt von Lyon in die Provence um theures Geld feilgeboten wird.

Calènos bezeichnet ursprünglich ein Geschenk, ein Festmahl, wird aber fast nur für das Weihnachtsgeschenk oder das Christnacht-Festmahl gebraucht; so heißt z. B. fan calènos = Weihnacht beim Mahle feiern. Daher auch die Bedeutung Weihnacht überhaupt. Häufiger ist die Benennung calendau mit derselben Bedeutung. Gewöhnlich werden beide Wörter von calen (Hängelampe oder auch Küchenpfanne) abgeleitet; wahrscheinlicher scheint uns die Ableitung von Calendae zu sein. Dieser altrömische Ausdruck scheint uns durchaus geeignet, als Fingerzeig für die Entstehung vieler Eigenthümlichkeiten der provençalischen Weihnachtsfeier zu dienen. Auf den 5. December fielen in Rom die faunalia — wohl nachklingend in der Sitte des Barbara-Kornes. Am 19. folgten die Opalia zu Ehren der Ops, dann zumal am 20. die Sigillaria während zweier Tage, mit ihren Kuchen in Form von Götterbildern, die man sich gegenseitig zuschickte, wie heute die provençalischen Calènos oder Calendau. Im Französischen heißt ja auch oft das Weihnachtsfest Fête des Calendes, das Calendenfest, wobei freilich zu bemerken, daß Weihnachten nicht auf den Tag der Calendae, sondern auf den achten Tag vor den Calenden des Januar fällt. Interessant ist auch hier wiederum der Anklang an nordische Gebräuche. So finden wir unter Nr. 26 des bekannten Indiculus Concilii Liftinensis den Titel: „De simulacro de conspersa farina“, den sehr viele Gelehrte auf die Heidenwecke deuten, von denen die Nikolaus-, Christ- oder Neujahrskuchen herrühren sollen. Bei Burchard von Worms finden wir ebenfalls in einem Beichtspiegel: „Fecisti aliquid tale, quod pagani faciunt in Calendis Januarii in cervolo? Si fecisti: 30 dies in pane et aqua poeniteas.“ Die Panes sigillares haben sich zweifelsohne in den provençalischen fougasso erhalten, einem dünnen Weizenkuchen, dessen obere Seite mit allerlei Linien gezeichnet ist.

„Ha, wie heult der Nordwind draußen
Gar so grimmig und so heiser!
Wirf in's Feuer diese Reiser,
Daß sie geben Licht und Gluth.
Drinnen bei des Holzes Knistern,
Bei dem hellen Schein der Flammen
Wollen feiern wir zusammen
Weihnacht, unsres Herrn Geburt.
Du besorg' das Mahl, Elise —
Wird denn heute Nacht gewacht? —
Eine heil'ge Nacht ist diese,
Nicht zum Schlaf ist diese Nacht!“ [1]

So denkt mit dem Spanier der Provençale. Daß es bei diesen langen Mahlzeiten namentlich in Städten auch oft zu Ausschreitungen kommt, besonders heute, wo die Sitte des häuslichen Calènos vom männlichen Theile der Bevölkerung gegen nächtliche Wirthshaussitzungen eingetauscht wird, wollen wir gerne zugestehen, und klagen deßhalb mit dem Dichter:

„Ach, daß sie's nicht wissen,
Wer heute geboren,
Ob Bacchus, ob Christus!“

In den alten patriarchalischen Familien geht es aber auch heute noch erbaulich und gemüthlich zu. Sind alle Neuigkeiten des ersten Wiedersehens aus- und durchgesprochen und die Köpfe und Zungen durch den süßen Wein etwas geweckt, so stimmen die jungen Leute eines der schönen alten Weihnachtslieder an, wie es ihnen eben einfällt; denn Auswahl ist vorhanden wie nirgendwo. Ohne Übertreibung kann wohl das anscheinende Paradox aufgestellt werden, daß der provençalische Liederschatz ebenso viel volksthümliche Weihnachts- als Liebeslieder aufweist. Wie sich im Volkslied überhaupt der Charakter eines Geschlechtes ausdrückt, so auch in diesen Noëls. Es sind Dichtungen, sangbar und malerisch, einfach und doch bewegt und reich, bald ernst betrachtend, bald scherzhaft spielend; bald zart, bald derb; erzählend, dialogisirend, apostrophirend, bittend — vor einer Trivialität ebenso wenig bangend, wie vor dem erhabensten Gedankenflug — das Alles aber in einer Sprache, die wie kaum eine andere so reich ist an Vocalen — wir hätten fast Noten gesagt. Hirten und Schäferinnen gehen nach Bethlehem, Reiseunfälle stoßen ihnen zu, Engel ermuntern sie u. s. w., und durch alles das hindurch klingt das ewige Lied der Liebe von dem kleinen Kindlein im marrit jas, dem Gottessohn, geboren von einer maire piéucello.

„Ai! quouro tournara lou tèm,
Bregado?
Ai! quouro tournara lou tèm?

---

[1] Stimmen der Weihnacht, von Dr. Johann Fastenrath, S. 11.

Qu'erian ensèn aquelo vesprenado,
Sus lei coutau de Betelèn?
Que veguerian tan de flamado
Que l'ange dou cèu vengue d'uno voulado!"

„Ach, wann kehrt wieder uns die Zeit,
O Hirtin?
Ach, wann kehrt wieder uns die Zeit?

Wie dazumal, als wir zusammen waren
Zur Abendstund' auf Bethlems Höh'n?
Als wir die vielen Lichter schauten
Und Engel vom Himmel im Fluge sich nahten?

Ach, wann kehrt wieder uns die Zeit 2c.

Da wir dem schönen Abendständchen lauschten
Von Stimm' und Instrumentenklang:
Ha, welche Triller, welche Lieder!
Nein, Schöneres nimmer ein Ohr noch hörte.

Ach, wann kehrt wieder uns die Zeit 2c.

Wie lachten wir an jenem klaren Morgen,
Als wir die Mutter gingen seh'n!
Wir kletterten hinan die Berge
Und tanzten und sprangen in's Thal hinunter.

Ach, wann kehrt wieder uns die Zeit 2c.

Kein Rößlein je lief besser um sein Futter,
Dem Winde gleich wir flogen hin,
Und schwangen kräftig unsre Füße,
Daß so aus den Steinen die Funken nur stoben.

Ach, wann kehrt wieder uns die Zeit 2c.

Als wir die Hochgebenedeite fanden
Mit ihrem Kindlein auf dem Heu,
Das eine Wärmflasch' wohl verdiente,
Denn ganz erbärmlich hatt' es gefroren.

Ach, wann kehrt wieder uns die Zeit,
O Hirtin?
Ach, wann kehrt wieder uns die Zeit?" (IV)

Wir geben mit Absicht dieses Lied als erste Probe der provençalischen Noëls, weil es uns Gelegenheit zu einer allgemeinen Bemerkung bietet. Bedenkt man, daß ein gläubiges Volk auch außerhalb der Kirche der religiösen Feststimmung Ausdruck geben will und seiner Andacht in weniger strengen Formen Luft machen möchte; nimmt man die Familiarität hinzu, in welche ein einfaches Geschlecht durch die Überlieferung der Jahrhunderte mit den erhabenen Glaubensgeheimnissen sich hineingelebt hat — so dürfen wir einer Verschmelzung des Heiligen und Profanen, ja in gewissem Grade einem

Herabziehen des Religiösen in das Alltägliche eine Berechtigung nicht absprechen, so lange die allgemein giltigen Linien nicht überschritten werden. Zudem bietet ja, wie bereits angedeutet wurde, das Volksleben in der Provence der außerkirchlichen Gelegenheiten genug, für welche auch solche religiöse Zwitterlieder recht gut passen. Gerade weil das Volk sich dieses Genus geschaffen, muß dieses Genus ihm ein Bedürfniß gewesen sein. Daß in dem einen oder anderen Falle das richtige Maß überschritten wurde, die Realistik zur Trivialität, die Naivetät zur Lächerlichkeit entartet, wird ja bereitwillig zugestanden. Andererseits bietet dieser Literaturzweig auch wiederum das Zarteste und Schönste vereint mit einer großen Einfalt. Man denke sich nur die folgende Probe in der schönen, weichen Ursprache:

„Hirten, kommt und schaut im Stalle,
Welch ein liebes Kindelein
Uns die Jungfrau hat geboren:
Wundervoll'res kann nicht sein.

Ach! es einet zwei Naturen —
Gottessohn ist Menschensohn;
Und wenn's alt wird, wär's ein Wunder:
Kind noch — muß es leiden schon.

Freilich nicht mit Wahrheit könnt' ich
Sagen, daß ich's weinen sah,
Auch nicht seufzen oder klagen:
Immer liegt es lächelnd da.

Joseph nimmt es oft und herzt es,
Schließt es selig an die Brust;
In so stets erneuter Wonne
Bricht sein Herz ihm noch vor Lust.

Seine Mutter, die Madonna,
Kost und herzt es tausendmal,
Nennt's ihr Herzlein, ihre Liebe,
Ihrer Seele Sonnenstrahl!

Und in wachsendem Entzücken
Redet sie ihm lauter zu:
‚Lieber als mein eig'nes Leben,
Als mein Herzblut bist mir du!'" (LII)

(Schluß folgt.)

W. Kreiten S. J.

Altirische Sagen und Geschichten.

(Schluß.)

2. Sagenkreis der Feni's.

Der zweite Sagenkreis der altirischen Heldenbücher ist die Sage von Finn und den Feni's; man könnte ihn auch den Sagenkreis der Fenier nennen. Denn von jener alten Heldenzunft hat der berüchtigte neuere Geheimbund sich seinen Namen hergeholt.

Dieser Name bezeichnet nicht, wie jener der Dedannan's, einen gesonderten Volksstamm, sondern den Kriegerstand Irlands während seiner letzten vorgeschichtlichen Periode. Während nämlich jede der irischen Provinzen ihr eigenes kleines Heer unter gesonderter Anführung besaß, waren diese vereinzelten Wehrkräfte zugleich zu einem größeren gemeinschaftlichen Heere unter einem Oberfeldherrn vereinigt. Das geschah allerdings hauptsächlich zu größeren kriegerischen Unternehmungen gegen gemeinsame äußere Feinde, führte aber auch zur Zeit des Friedens eine gewisse Gemeinsamkeit herbei. Die Feni's waren die reguläre Kriegsmacht der Iren in jener mythischen Zeit. Galt es Krieg, so rief sie der König durch ihren Oberfeldherrn unter die Waffen. War Frieden, so erzählt die Sage, „theilten sie das Jahr in zwei Theile. Während der ersten Hälfte, nämlich vom Beltane (1. November) bis zum Samin (1. Mai), jagten sie jeden Tag mit ihren Hunden, und während der zweiten Hälfte, vom Samin zum Beltane, lebten sie in den Häusern und Betas (Herbergen) von Erin, so daß in dem ganzen Land kein Häuptling, oder großer Herr, oder Besitzer einer Herberge war, der nicht während der Winterhälfte des Jahres neun der Feni's im Quartier hatte". Geschlossene Einheit hielt sie nur bei Kriegen nach Außen zusammen, sonst stand öfters Clan gegen Clan und befehdete sich im eigenen Lande. So trennte z. B. eine alte, erbitterte Feindschaft den Clan Baskin von Leinster von dem Clan Morna in Connaught, und wenn Letzterer auch einem Anführer aus dem Clan Baskin zeitweilig sich fügte, war es nur gezwungener, widerwilliger Weise.

Ihre Blüthezeit erlebten die Feni's unter dem König Cormac Mac Art, der nach alten Chroniken von 226—266 über Irland geherrscht haben soll und als eine Art von irischem Alfred geschildert wird, d. h. als ein zugleich sehr tapferer und gelehrter, weiser König. Er schrieb selbst eine „Unterweisung für Könige" (Teguse Righ), wovon noch Abschriften in den Büchern von Leinster und Ballymote vorhanden sein sollen, ließ die Annalen des Reiches sammeln und aufschreiben, und errichtete in der Königsstadt Tara drei Schulen: eine für Kriegskunst, eine für Gesetzeskunde und eine für Geschichte. Unter ihm lebte der größte und berühmteste Feldherr der Feni's, Finn, der Sohn Cumals, der seinerseits wieder der volksthümlichste Held der

vorigen Sagenperiode war. Finns Palast stand auf dem Hügel von Allen, eine Stunde rechts von der Bahn, wenn man von Newbridge nach Kildare fährt. Neuere Patrioten haben den Hügel mit einer Säule geziert, zu dankbarer Erinnerung an den sagenhaften Helden.

Um Finn, den Helden und Feldherrn, gruppiren sich die übrigen Helden der Feni-Sagen: Oisin (Ossian), sein Sohn, zugleich Held und Barde; Oscar, sein Enkel, der Jugendschöne; Dermat O'Dyna mit dem glänzenden Angesicht; Kylta Mac Ronan, der Schnellfüßige; Dering, der Mann des Wissens; Ligan Lumina, der Schnellläufer; Fergus Finvel, der Dichter; Gaul Mac Morna, der kühne Häuptling des Clan Morna; Conan Mail oder Conan der Kahle, die lustige Person der kriegerischen Tafelrunde.

Einige dieser Namen sind durch Macphersons Ossian allgemein bekannt, so Ossian selbst, der König Cormac, Finn oder Fingal und der einst von den Damen vielbetrauerte junge Oscar. Wie aber die Gleichheit der Namen dafür spricht, daß Macpherson Stoffe und Namen seiner Dichtungen wirklich zum Theil aus alten celtischen Sagen geschöpft hat, die durch mündliche Überlieferung im schottischen Hochlande fortlebten, so weist auch die Verschiedenheit zwischen seinem Ossian und den altirischen Sagen darauf hin, daß er die schlichten, alten Heldenlieder ganz nach seiner subjectiven Richtung umgemodelt und daß höchst wahrscheinlich alle Sentimentalität, Thränenseligkeit, Nebelhaftigkeit und Verschwommenheit seines Ossian von ihm selbst herrührt. Ja, Cormac, Finn, Ossian, Oscar sind in den altirischen Heldenbüchern ganz andere Gestalten, als bei Macpherson: bei dem Ossian des 18. Jahrhunderts vage, unbestimmte, in Nebel gehüllte Traumgestalten, zwischen ihren Kämpfen beständig seufzend und klagend, von Minona, Selma und einer ganzen Schaar sentimentaler Bardenfräulein begleitet; in den Volksbüchern der Vorzeit dagegen klar, bestimmt gezeichnete, faßbare Menschenkinder, mit Fleisch und Blut, mit Haut und Haar, mit ausgeprägter Eigenthümlichkeit, nicht klagend, sondern handelnd, und soweit von aller Sentimentalität entfernt, daß Kraft, Jugendmuth und wilde Thatenlust entschieden die Signatur der Sage bildet, froher Humor und Komik nicht selten in echt volksthümlicher Weise die Tragik der Aventüren begleitet und unterbricht.

Der tiefere Grund, weßhalb Macpherson so ganz im innersten Wesen von dem Charakter der alten Sage abgewichen, mag wohl darin zu suchen sein, daß er als erleuchtetes Kind des 18. Jahrhunderts wohl eine sentimentale Verehrung für einen halb-rousseau'schen Naturzustand, für eine allgemein menschliche Liebe, Tugend und Heldentapferkeit besitzen mochte, aber den naiven Wunderglauben nicht verstand, aus welchem die Volksdichtung hervorgegangen, von dem sie wesentlich bedingt wird, ohne den sie ebenso wenig bestehen kann, als die homerische Dichtung ohne die Götter des Olymps und ihr Eingreifen in's Menschenleben. Allerdings entbehren die Heldenbücher der Iren einer in bestimmten Persönlichkeiten ausgestalteten Mythologie; aber um so mehr ist dem schlichten Naturvolke Wald und Feld, Land und See, die ganze Natur voll wunderbarer Mächte und geheimnißvoller Gewalten, von deren Wirkung das Menschenleben bedingt ist. Nicht List und Gewalt, nicht kluge Berech-

nung und persönliche Tapferkeit allein entscheiden das Glück der Jagd oder das Loos der Schlacht, sondern eine geheimnißvolle Fügung, die nicht in des Menschen Macht steht, verborgene Zauberkräfte, die ihm angeboren oder wunderbar mitgetheilt sind, prophetisches Wissen, das zum Voraus sein Handeln leitet, unerklärliche Hilfe, die ihn plötzlich dem Untergang entreißt. Vermöge solcher außerordentlicher Gaben können die Helden Vieles vorauswissen, sich unsichtbar machen, sich verwandeln, Andere bezaubern und entzaubern, die See zu Pferde durchreiten, vom Wasser unverletzt unterseeische Länder besuchen, sich gegen Wunden stichfest machen und Andern diesen Vortheil entziehen; aber all das hat wiederum seine Grenze, und gerade diese Begrenzung führt im bunten Zusammentreffen mit den natürlichen Kräften, mit List und Berechnung, Leidenschaft und Tapferkeit ein stets lebendiges, mannigfaltiges, phantasiereiches Bild, Verwicklung und Spannung herbei. Indem Macpherson diese Wunder- und Märchenwelt vernachlässigte und aufgab, nahm er der celtischen Sage gerade ihr Hauptlebenselement. Statt des bunten, farbenreichen Teppichs blieb ihm nur ein Nebelflor in den Händen, um „edle Wilde" damit zu umhüllen. Statt der lebhaften Verwicklung, die sich aus dem Zusammenstoß freien Willens und unausweichlicher Nothwendigkeit, bewußten Handelns und verborgener Zauberkraft ergab, blieb nur das dunkle Gefühl einer entschwundenen Heldenwelt und die Todtenklage um ihre Schönheit und Größe. Um Letzterer nachzuhelfen, gab Macpherson den Helden einen hohen Kothurn, malte sie mit künstlichen, beschreibenden Beiworten und Vergleichen und legte ihnen überschwängliche, pathetische Reden in den Mund, welche zu der Einfachheit der ursprünglichen Sage im schroffsten Gegensatze stehen. So ist Fingal vor Allem ein langweiliger Kothurnheld geworden:

„Es ist Fingal, Fürst der Wüsten, der kommt und Hilfe
Dem grünen, beströmten Erin verleiht." — „Ich sah,"
Sprach Moran, „den Feldherrn, gleich dem schimmernden Fels,
Sein Lanzenschaft ist die wettergetroff'ne Fichte,
Sein Schild ist der Mond im Aufgang; er saß am Gestade,
Wie Nebelgewölk in schweigender Höh' — —
Es scholl sein Wort, wie die Fluth an den Felsen braust.
Wer ist in diesem Lande mir gleich? Es besteh'n
Die Helden mich nicht! Sie fallen, von meinem Arm
Gestürzet! Wer mag in dem Kampf begegnen Swaran,
Als Fingal, der Fürst der umstürmten Selma? Einst,
Da auf Malmors Höh' wir kämpften, stürzten wir hin
Mit den Fersen den Hain! Es sanken umgekehrt
Die Felsen, Bäch' entfloh'n, mit verändertem Lauf
Errauschend, fort von uns; wir erneuten den Kampf
Drei Tag'; es standen entfernt die Helden und bebten." [1]

Die alte Sage hat nichts von diesem beschreibenden Apparat, keinen schimmernden Fels, keinen Mondschild, keine wettergetroffene Fichte, kein

[1] Die Gedichte von Ossian, nach Macpherson übersetzt von Friedrich Leopold, Graf zu Stolberg. Hamburg, Perthes, 1806. S. 4 u. 5.

Nebelgewölk — sein Wort tönt nicht wie Brandung am Felsen, noch wirft er Wälder und Felsen um. Das Charakteristische an Finn ist nicht persönliche Tapferkeit — darin thut es ihm Sohn und Enkel und mancher seiner Mannen gleich —, sondern der Feldherrnberuf und das Feldherrntalent. Er ist der Erste im Rath und der Erste im Feld, er steht an der Spitze aller gemeinsamen Unternehmungen, er hat die Klugheit und Weisheit, die Berechnung und das Ansehen, dessen es zur obersten Kriegsleitung bedarf. Er ist dazu aber auch schon von früher Jugend an durch außerordentliche Gaben ausgerüstet. Als Knabe lebte er bei dem alten Dichter Linn-Fec und war dessen Diener, unter dem falschen Namen Demna; denn Linn-Fec gehörte dem Stamme Morna an, mit welchem Finn's Geschlecht in alter Zwietracht lebte. Als Diener Linn-Fec's aber angelte er den „Salm der Erkenntniß“, der in dem Teiche Linn-Fec's schwamm, und berührte den Fisch beim Braten mit dem Daumen. Hierdurch erlangte er, einer alten Weissagung gemäß, die Gabe der Ahnung und Voraussicht und ward ein „Mann der Erkenntniß“. Wie er unwillkürlich beim Braten des Fisches den angebrannten Daumen in den Mund steckte, um ihn zu kühlen, so brauchte er fürder nur den Daumen an den Zahn der Erkenntniß zu legen, um die Zukunft vorauszuschauen. Dieser naiv-märchenhafte Zug zerstört schon ganz die pathetische Gestalt Fingal's, wie sie Macpherson gezeichnet. An die Stelle eines künstlichen Epenhelden tritt ein echter Volksheld, den die Seinen mit Ehrfurcht als eine Art von Propheten betrachten. Eine zahlreiche Heldenfamilie stützt mit ihren Waffenthaten sein Ansehen und erweitert seinen Ruhm. Von etwas Anmaßung und Eifersucht ist er nicht frei; der Held ist ein Mensch, und zwar ein kräftiger Naturmensch; aber eben dieß entrückt ihn den Macpherson'schen Wolken und bringt ihn seinem Volke näher. Seine Gabe der Voraussicht schneidet nicht alle Fährlichkeiten ab, noch überwindet sie alle Schwierigkeiten; er bleibt an die eigene Tapferkeit und an den Beistand Anderer gewiesen. Hieraus ergibt sich dann die phantasiereiche, tragische Verwicklung der Sage.

Merkwürdig ist gerade in dieser Hinsicht die „Sage von dem Königspalast bei den Eibischbäumen“. Sie hebt mit einer großen nordischen Invasion an, mit welcher Colga, der König von Lochlann, ganz Irland überzieht. In gewaltiger Feldschlacht stehen sich beide Völker gegenüber. Den Entscheid derselben führt weder der König Cormac Mac Art, noch der Oberfeldherr Finn herbei, sondern Finn's Enkel, der tapfere Oscar. Dieser stürzt sich im Kampfgewühl auf den feindlichen König und erschlägt ihn, worauf die Männer von Lochlann entfliehen. Aber sie werden alle erschlagen, bis auf Colga's Sohn, Midac, dessen Finn seiner Jugend wegen schont. Ja, er läßt ihn sorgfältig erziehen, nimmt ihn in das Heer der Feni's auf und gibt ihm einen ansehnlichen Posten, wie es einem Fürsten gebührt, so daß Midac die ganze Kampfweise der Feni's, all ihre Schlupfwinkel und Kriegsgeheimnisse kennen lernt.

Finn ist zu edel und hochgesinnt, um von seiner großherzigen Handlungsweise irgend etwas Schlimmes zu befürchten. Erst nachdem Midac sich

bei den Feni's schon völlig eingebürgert, macht der dicke, kahle, realistische Conan Mail bei einem Kriegsrath der Anführer darauf aufmerksam:

„Es scheint mir, o König, du und die Feni überhaupt befinden sich gegenwärtig in großer Gefahr. Denn ihr habt in eurem Hause und unter eurem Volke einen Jüngling, der guten Grund zur Feindschaft gegen euch hat, d. i. Midac, den Sohn des Königs von Lochlann. Wurden nicht durch euch sein Vater und seine Brüder und viele seiner Freunde erschlagen? Nun bemerke ich, daß dieser junge Prinz schweigsam ist und sich zurückzieht und wenig mit denen spricht, die um ihn sind. Und überdieß sehe ich, daß er Tag für Tag sich Mühe gibt, Alles über die Feni zu erfahren; und da er Freunde in Lochlann hat, mächtige Männer mit Heeren und Schiffen, so fürchte ich, der Tag könnte kommen, wo der Prinz sein Wissen zu unserem Untergang benützt."

Auf Conan's Vorschlag wird beschlossen, dem Prinzen ein eigenes kleines Territorium zu übertragen und ihn so von der Gemeinschaft der Feni in anständiger, ehrenvoller Weise zu trennen. Er bekommt die freie Wahl, sich in ganz Irland zwei Cantreds (Bezirke von 100 Dörfern) auszusuchen, wo er will. Er wählt den District Kenri am Flusse Shannon und den daranstoßenden District der Inseln, beide sehr reich und wohlhabend und trefflich geeignet, eine Flotte aus Lochlann landen zu lassen und einen Einfall in Irland zu ermöglichen. Da baut er sich zwei Paläste, den Palast an den Eibischbäumen und den Palast auf den Inseln, lebt ganz abgeschlossen für sich und nimmt an den Feni's gar keinen Antheil mehr.

Erst nach 14 Jahren findet er sich wieder einmal bei Finn und seinen Helden ein, die auf der Ebene von Hy Conall Gavra jagen — in herrlichem Rittergewand, mit prächtiger Rüstung angethan. Finn erkennt ihn nicht, löst aber die Räthselgedichte sofort, welche der unbekannte kriegerische Sängerheld ihm vorträgt. Conan Mail jedoch hat den Prinzen sofort erkannt.

„Du bist, o König, der weiseste und weitsichtigste der Feni, und du hast die schweren Dichterräthsel dieses Kriegers gelöst und erklärt. Doch in diesem Falle unterscheidest du nicht einen Freund von einem Feind; denn dieser Mann ist Midac, den du mit viel Ehren in deinem eigenen Haus aufgezogen und dann reich gemacht hast und der jetzt dein bitterer Feind ist und der Feind aller Feni. Hier hat er 14 Jahre gelebt ohne Gemeinschaft oder Verbindung mit seinen früheren Gefährten. Und obwohl er in die Schaar der Feni aufgenommen, hat er während dieser ganzen Zeit dich nie zu einem Festmahl eingeladen, nie einen seiner alten Freunde besucht, noch irgend einem der Feni, Meister oder Mann, Nahrung oder Lebensunterhalt gegeben."

Finn ist abermals zu großherzig, um ernstlicher auf Conan's Warnung zu achten. Er läßt nicht nur Midac's Entschuldigungen gelten, sondern nimmt sofort seine Einladung zu einem Festmahle an, das er ihm im Palast der Eibischbäume geben will. Die Helden berathschlagen nur, wer mit Finn in den Palast gehen und wer an ihrem augenblicklichen Standort, dem Hügel von Knocksierna, bleiben soll, um sowohl die von der Jagd noch nicht zurück-

gekehrten Feni, als auch Finn und seine Begleiter zu erwarten. So sind die Feni in drei Schaaren getheilt, und das gereicht ihnen erst zu harter Bedrängniß, dann aber auch zur Rettung.

Unter den Helden, welche Finn zu dem Palast begleiten, sind sein junger Sohn Aed, der dicke, gemüthliche Conan Mail und Gaul, der tapfere Führer des Clan Morna. Der Palast ragt auf einem Felsen empor, an dessen Fuß ein breiter Strom dahinfließt. Ein steiler Pfad führt hinab zu einer Furt an dem felsigen Ufer. Um den herrlichen Palast breiten sich liebliche Wiesen aus und prangen Eibischbäume mit ihren scharlachrothen Beeren. Der Palast selbst ist ganz leer. Kein Diener, keine lebendige Seele, die Gäste zu empfangen. Sie fürchten einen Hinterhalt; doch die Pracht der stolzen Bankett-halle lockt sie durch die weite offene Thür. In der Mitte lodert ein helles, behagliches Feuer, ohne allen Rauch, und füllt das Gemach mit süßem Wohlduft. Rundum liegen weiche Pfühle mit reichen Decken und sanften, wolligen Fellen; die kreisförmige Wand des Gemachs ist mit Schnitzwerk geziert, gut gefügt und glatt wie Elfenbein; jedes Brett hat eine andere Farbe von oben und unten, von der Flur bis zur Decke, und so strahlt das ganze Gemach in wunderbarem Farbenwechsel. Das Alles ladet sie ein, trotz ihrer Besorgniß, Platz zu nehmen.

Doch jetzt tritt Midac schweigend ein, entfernt sich wieder — und der ganze Saal ist plötzlich umgewandelt. Finn klagt, daß Midac nicht zurückkehrt. Gaul Mac Morna bemerkt, daß das Feuer raucht und abscheulich dampft. Die stattlichen, geschnitzten Wände verwandeln sich in schlechtgefügte, rohe Bretter — statt der sieben großen Thore hat der Saal nur noch ein kleines, enges Pförtchen nach Norden — statt auf weichen Pfühlen sitzen die Gäste auf der feuchten, kalten Erde — und wie sie aufspringen wollen, um dem Zauberpalast zu entrinnen, da fühlen sich Alle fest an ihren Platz gebannt. Finn berührt nun mit dem Daumen den Zahn der Erkenntniß und verkündet seinen Gefährten das schreckliche Loos, das ihnen droht.

Vierzehn Jahre lang hat Midac nur den Untergang der Feni geplant, und er ist jetzt nahe am Ziel. In seiner andern Wohnung, dem Inselpalast, beherbergt er ein Heer von Fremdlingen, um die Feni auszurotten. An ihrer Spitze steht Sinsar, der Schlachtenkönig aus Griechenland, der Herrscher der Welt; an seiner Seite sitzt sein Sohn Borba, der Stolze, und sechzehn ihm unterthane Fürsten. Mit ihnen verbunden sind die drei Könige von der Insel des Stromes, gewaltig und blutdürstig wie Drachen und zugleich die gefährlichsten Zauberer. Sie haben durch ihre Hexerei die Helden der Feni jeden an seinen Platz gebannt, und der Zauber kann nur dadurch gelöst werden, daß der Platz mit dem Blute dieser drei Herrscher bespritzt wird. Bald werden Sinsar's Leute kommen und die Hilflosen dahinmorden.

Während einige der Feni über das schreckliche, ihnen drohende Loos in Klagen und Thränen ausbrechen, rafft Finn sich zusammen:

„Es ziemt uns nicht, meine Freunde, da wir Helden sind, gleich Weibern zu jammern und zu weinen, auch wo uns der Tod bedroht; denn Klagen und Thränen werden uns nichts nützen. Laßt uns lieber den Dord-Fian singen,

süß und trauervoll, nach unserer Gewohnheit, daß er uns ein Trost sei, eh' wir sterben."

Da hörten die Andern zu weinen auf und Alle sangen insgemein den Dord-Fian in sanfter, trauernder Melodie.

Das ist vorläufig ihre Rettung. Denn, beunruhigt von dem langen Ausbleiben Finn's und seiner Gefährten, sind Ficna, der Sohn Finn's, und Innsa, ein Pflegesohn Finn's, auf Oisin's Aufforderung ausgegangen, ihren Vater und Führer zu suchen. Schon bricht die Nacht herein, als der Klang des Dord-Fian sie auf die rechte Fährte lenkt. Mit Schrecken sehen sie Finn und seine Genossen an die Erde festgebannt; mit noch größerem Erstaunen hören sie von der drohenden Gefahr. Finn fordert sie zur schleunigen Flucht auf. Aber die beiden treuen Söhne wollen ihren Vater nicht verlassen. Eines kann vielleicht noch retten — die enge Furt, durch welche der Feind allein den verzauberten Palast erreichen kann, diese läßt sich allenfalls von Wenigen gegen Viele vertheidigen. Hier stellte sich also Innsa auf, während Ficna über die Furt dringt, um des Feindes Macht und Stellung auszukundschaften.

Zuerst erscheint ein Irla (Häuptling) des Herrschers der Welt an der engen Furt. Er hofft durch einen kühnen Handstreich der Hauptarmee zuvorzukommen und unsterblichen Ruhm zu verdienen. Innsa hält ihn glücklich auf, erschlägt alle Gefährten, die der Irla vorausschickt, unterliegt aber, von Wunden und Müdigkeit erschöpft, dem Irla, der zuletzt auf ihn eindringt. Der Irla schlägt ihm das Haupt ab, wagt aber nicht, allein weiter vorzudringen, sondern bringt Innsa's Haupt nach dem Inselpalast. Unterwegs fällt er aber Ficna in die Hände, der ihn nach kurzem Kampfe überwältigt und sein Haupt mit dem Haupte Innsa's zugleich zu Finn in den Palast bringt. Trauernd über den Tod seines geliebten Sohnes, schöpft Finn doch einige Hoffnung auf Entsatz.

Ficna geht an die Furt zurück und besiegt den zweiten Irla, der sich ihrer bemächtigen will. Aber nun erhebt sich Midac selbst mit einer auserlesenen Schaar, um die Furt zu erzwingen. Ficna hält sich tapfer, er haut ein wie ein Habicht unter die Schaar kleiner Vögel, wie ein Wolf unter die Schafheerde. Aber dem Ermattenden treten stets neue Schaaren gegenüber, zuletzt Midac, der, noch ganz frisch und unversehrt, mit tödtlicher Hast und Grimm auf ihn einstürmt. Sie kämpfen Mann gegen Mann an der mit den Leichen der Erschlagenen überhäuften Furt. Ficna, schwer verwundet, droht zu unterliegen, als im fahlen Mondschein Dermat O'Dyna und Fatha Conan herbeieilen zum Entsatz.

Dermat's Speer trifft Midac tödtlich; aber fast im selben Augenblick von Midac's Schwert getroffen, sinkt der tapfere Ficna zur Erde. Dermat bringt die Häupter Beider zu Finn in den Palast. Der betrübte Vater trauert tief um den wackern, treuen Sohn; doch erwacht neue Hoffnung in ihm, wenn es nur Dermat O'Dyna gelingt, die Furt bis zum Morgen zu vertheidigen.

Eine halb komische Episode mischt sich jetzt in die einfachen, großartigen

Kampfscenen. Der dicke Conan Mail, sonst ein gewaltiger Esser, fühlt nämlich einen schrecklichen Appetit:

„Unglücklich war die Stunde, in der ich in diesen Palast kam, und kalt und unbehaglich ist der Lehm, auf dem ich sitze, der Lehm der Insel des Stromes. Aber das Schlimmste von Allem ist, so lange ohne Speise und Trank zu sein. Und während ich hier sitze, von Hunger und Durst gequält, ist Fülle von Bier und Wein und schmackhafter Speise drüben im Inselpalast. Ich halt' es nimmer länger aus, und ich beschwöre dich, Dermat, bring' mir aus dem Palast so viel zu essen, als ich kann, und ein Trinkhorn voll Wein."

„Verflucht sei die Zunge, welche diese selbstischen Worte sprach," antwortet Dermat. „Ein Heer von Fremden sucht euren Tod zu vollführen, und Niemand ist zu eurer Vertheidigung da, als Fatha und ich. Das ist doch wahrhaft Arbeit genug für zwei wackere Männer! Und nun soll ich meinen Posten verlassen und ein Werk voll Gefahr auf mich nehmen, um Speise zu bringen dem gefräßigen Conan Mail!"

„Ach, Dermat Na-Man," antwortete Conan, „wär' es eine liebliche Maid mit strahlenden Augen und goldenem Haar, die diese kleine Bitte stellte, schnell und diensteifrig würdest du hinfliegen, um ihr zu gefallen, und du würdest dir wenig machen aus Gefahr und Müh'. Aber mir versagst du's, und der Grund ist leicht zu sehen. Denn früher hast du viermal meine Freierspläne durchkreuzt, und jetzt freut es dich, mich in diesem Kerker Hungers sterben zu sehen."

Dieser bittere Spott trifft. Während Fatha die Furt bewacht, schleicht Dermat zu dem Inselpalast, wo die Herrscher und Krieger noch immer wohlgemuth und siegesgewiß tafeln. Er erschlägt einen Diener, der eben ein neues Gericht auftragen will, vor der Thüre des Saales, erschlägt einen zweiten, der mit einem vollen Trinkhorn Wein herbeikommt, eilt mit der Beute zurück und bringt Conan zu essen und zu trinken. Dann wacht er an der Furt, wo Fatha eingeschlafen.

Inzwischen wird der Tod Midac's im Inselpalaste ruchbar. Die drei Könige der Insel des Stroms ziehen aus, um ihn zu rächen und Finn zu tödten; doch Fatha und Dermat halten ihre Schaaren auf an der verhängnißvollen Furt, Dermat erlegt die drei Könige, bringt ihre Köpfe in den verzauberten Palast, ihr Blut löst den Zauber, Finn und seine Begleiter sind befreit, nur ihre Kraft ist noch gebunden bis zum Morgengrauen. Bis dahin vertheidigen Fatha und Dermat die Furt gegen den Prinzen Borba den Stolzen, der mittlerweile mit gewaltiger Heeresmacht ausgezogen, um die drei Könige zu rächen. Es sind zu Viele gegen nur zwei. Fatha und Dermat kommen hart in's Gedränge; doch beim ersten Morgengrauen kehrt den verzauberten Helden ihre volle Kraft wieder und Gaul Mac Morna erlegt Borba den Stolzen im erbitterten Zweikampf.

Nun kommt es zur großen, entscheidenden Feldschlacht. Oisin mit den übrigen Feni treffen ein. Finn als Oberfeldherr ordnet die Truppen. Von der andern Seite zieht der Herrscher der Welt herbei, ergrimmt und rache-

schnaubend über den Tod seines Sohnes. Lange wogt die Schlacht hin und her. „Der große König Finn selbst eilte hoch und herrlich von Schaar zu Schaar, jetzt kämpfend in den vordersten Reihen, jetzt seine Freunde und Gefährten ermuthigend, und seine mächtige Stimme drang klar empor über das Dröhnen der Waffen und über den Kriegsruf der Kämpfenden. Und wo immer er hindrang, da wuchs der Muth der Feni hoch empor, und ihre Tapferkeit und ihre Kühnheit schwoll an, so daß die Reihen ihrer Feinde gelichtet und zerstreut vor ihnen zurücksanken."

Mitten im Waffengetümmel der Schlacht aber erspäht der jugendliche Oscar den Herrscher der Welt, dringt bis zu ihm vor und ficht mit ihm einen lange schwankenden Zweikampf.

„Es schien, als müßten Beide fallen; denn Jeder brachte dem Andern viele Wunden bei. Des Königs Wuth kannte keine Grenzen wegen des langen Widerstandes; denn beim ersten Blick verachtete er Oscar wegen seiner Jugend und seiner Schönheit; und er machte einen Anfall auf ihn, daß Oscar's Freunde, die es schauten, für ihn zitterten; denn während dieses Anfalls vertheidigte der junge Held sich gar nicht mehr. Aber jetzt, nachdem er eine Weile gewichen war, gedachte er der Thaten und des Ruhmes seiner Vorväter und griff selbst den König an, und mit einem Schlag, dem kein Schild widerstehen konnte, schlug er das Haupt von des Königs Rumpf."

Damit ist die Schlacht entschieden. Nur wenige der Feinde entkommen an's Gestade, lösen ihre Schiffe und segeln hinweg, um in der Heimath den Tod ihres Königs und den Untergang ihres Heeres zu verkünden.

Während das komische Element in der erzählten Sage mehr episodisch und begleitend auftritt, gelangt es dagegen in der Erzählung vom Gilla Dacker zu entschiedener Herrschaft, indeß das Wunderbare und Heldenhafte mit naiver Ernsthaftigkeit die Handlung begleitet. Don Quijote hat in dieser Erzählung eine hübsche Anzahl Vorreiter gefunden, und der romantische Klepper Rosinante ein höchst würdiges Stammthier.

Die Geschichte beginnt ganz kühl und trocken mit einer allgemeinen Angabe über das Leben der Feni's, daß sie nämlich die Hälfte des Jahres der Jagd widmeten, die andere Hälfte zu Hause zubrächten. Auf einer Rathsversammlung wird beschlossen, zunächst in Munster zu jagen. Ganz Munster, von Ardpatrick bis Cratloe am Shannon, wird abgejagt: ein langer Katalog von Eigennamen gibt die Versicherung, daß bei der Jagd keine bedeutendere Jagdstrecke außer Acht geblieben. Bei einer der Jagdpartien, an welchen Finn mit all den früher erwähnten Haupthelden theilnimmt, fällt es dem Kriegerfürsten plötzlich ein, daß man vor den Dedannan's und ihrer Arglist nicht sicher sei. Er stellt einen seiner Leute auf dem höchsten Hügel als Wächter aus — — und richtig, kaum ist für Recognoscirung gesorgt, da fehlt es auch nicht an dem erwarteten Abenteuer. Während der König und die Seinen sich am Schachspiel ergötzen wollen, erscheint plötzlich der nordische Don Quijote.

Es war der abscheulichste Riese, den man je gesehen. Er hatte einen mächtigen, dicken Leib, aufgebläht und aufgedunsen zu gewaltiger Größe. Seine

Beine waren plump und krumm, seine Füße breit, platt, nach innen gebogen. Seine Hände, Arme und Schultern waren knochig und dick und sahen kräftig aus; sein Hals war lang und dünn. Er hatte dicke Lippen, lange, gebogene Zähne, und sein Gesicht war über und über mit buschigem Haar bewachsen. Er war vollständig gewaffnet, aber alle seine Waffen waren rostig, schmutzig und erbärmlich. Ein breiter Schild von schmutziger, rußiger Farbe, rauh und zerschlagen, hing über seinem Rücken; er hatte ein langes, schweres, gerades Schwert an seiner linken Hüfte, und er hielt in seiner linken Hand zwei dickstielige und breitspitzige Speere, alt und rostig, sie sahen drein, als ob sie seit Jahren nie mehr gebraucht worden wären. In seiner rechten Hand hielt er eine Eisenkeule, die er auf dem Boden nach sich herschleppte, und während sie dahinging, zog sie eine so tiefe Spur wie die Furche eines mit Ochsen bespannten Pfluges. Das Pferd, das er führte, war verhältnißmäßig noch größer als der Riese selbst und ebenso häßlich. Sein großer Leib war über und über mit spärlichem, wirrem Haar bewachsen, rußig schwarz; man konnte durch seine Haut hindurch alle seine Rippen zählen und alle Ecken seiner massigen Knochen; seine Beine waren krumm und knotig; sein Hals war schief, und was sein Maul betrifft, so war es so lang und schwer, daß der Kopf zweimal zu groß für den Leib aussah.

Der Riese hielt das Thier an einem dicken Zügel und schien es mit Gewalt voranzureißen; denn es war so faul und kaum voranzubringen. Von Zeit zu Zeit suchte es still zu stehen. Dann gab ihm der Riese mit seiner ehernen Keule einen Schlag auf die Rippen, daß es schallte wie der dumpfe Donner einer großen Woge gegen die rauhen Klippen am Meeresstrand. Wenn er es am Zügel vorwärts zog, so war es zu verwundern, daß er dem Pferd nicht den Kopf vom Leibe riß, und anderseits gab das Pferd dem Zügel bisweilen einen so schrecklichen Stoß nach hinten, daß es gleichfalls ein Wunder war, daß dem Riesen der Arm nicht vom Leibe gerissen wurde.

Bei der Ankunft des Riesen schlägt der Wächter sofort Alarm. Die Helden versammeln sich und Finn fragt den Riesen, wer er sei und was er wolle. Dieser beugt vor dem König Haupt und Kniee und antwortet sodann:

„König der Feni's! Ich will dir auf Alles antworten, soweit ich kann. Ob ich von edlem oder unedlem Stamme bin, das kann ich wahrhaftig nicht sagen; denn ich weiß nicht, wer mein Vater und meine Mutter waren. Was meine Heimath betrifft, so bin ich ein Fomor (Riese) von Lochlann in dem Norden; aber ich habe keinen besondern Wohnplatz, denn ich reise beständig von einem Land zum andern, diene den großen Herren und Edeln der Welt und erhalte Lohn für meine Dienste.

„Im Verlaufe meiner Wanderungen habe ich oft von dir gehört, o König, und von deiner Größe, deinem Glanze und deiner königlichen Güte, und ich bin gekommen, dich zu besuchen und dich zu bitten, daß du mich für ein Jahr in deine Dienste nimmst, und nach Verlauf dieser Zeit will ich meinen Lohn fordern nach meinem Gebrauch.

„Du fragst mich auch, weßhalb ich keinen Diener für dieses mein großes Pferd halte. Der Grund ist dieser: Bei jeder Mahlzeit die ich nehme, muß mir mein Herr so viel Speise und Trank geben, als für hundert Menschen ausreichten, und was immer für ein Herr oder Häuptling mich in seine Dienste nimmt, ist es genug für ihn, daß er für mich zu sorgen hat, ohne daß er mir auch noch einen Diener ernähren muß.

„Ferner bin ich so schwer und faul, daß ich nie im Stande wäre, auf dem Marsch irgend einem Begleiter Schritt zu halten, und das ist der Grund, weßhalb ich überhaupt ein Pferd halte.

„Mein Name ist Gilla Dacker (fauler Kerl), und nicht ohne Grund werde ich so genannt. Denn niemals war ein trägerer oder schlechterer Diener, als ich bin, oder einer, der bei der täglichen Arbeit für seinen Meister so viel brummt wie ich. Und mit Niemanden in der ganzen Welt ist es so schwierig fertig zu werden, als mit mir. Denn so gut und edel ich mir auch meinen Herrn denken mag, oder wie freundlich er mich auch behandeln mag, ich werde ihm wahrscheinlich am Ende nur mit harten Worten und elenden Vorwürfen vergelten.

„Das, o Finn, ist, was ich dir über mich zu sagen habe, und das ist meine Antwort auf deine Fragen."

Dieser wunderlichen Selbstanklage ungeachtet, nimmt Finn den Gilla Dacker in seinen Dienst auf. Der kolossale Gaul wird ausgeschirrt und zu den Pferden der Feni's auf die gemeinsame Weide gebracht. Doch anstatt zu fressen, rennt er wie behext auf der ganzen Weide herum, schlägt nach vorn und hinten aus, beißt, stößt und treibt es so arg, daß zuletzt keines der andern Pferde mehr heil bleibt. Eben will das Unthier auch auf die Pferde des dicken Conan Mail losgehen, als dieser den Riesen zur Hilfe ruft. Dieser bringt es zum Stehen; aber nun steht es auch bocksteif wie Holz. Conan Mail steigt hinauf und sucht es aus dem Bereiche seiner eigenen Pferde wegzubringen. Doch das Thier rührt sich nicht. Auf einen spöttischen Zuruf Fergus Finnvels, des Poeten, beginnt Conan dasselbe mit Füßen und Fäusten zu bearbeiten. Alles umsonst. Conan ruft die Helden der Feni's zu Hilfe. Ihrer vierzehn steigen auf den Gaul und schlagen ihn mit Händen und Füßen. Auch das ist vergeblich. Da klagt der Gilla Dacker über Mißhandlung seines Thieres, nimmt seinen Abschied und geht, erst langsam, dann schneller, endlich eilig wie der Sturm. Hinter ihm drein setzt sich alsbald auch das Riesenpferd in Bewegung, erst im Schritt, dann Trab, Galopp, endlich in sausendem Hurrah, wie eine Windsbraut, durch Fermorc nach der Höhe Slieve Lougher, nach Corca Divna bis Cloghan Kincat an der tiefen, grünen See. Der Schnellläufer Ligan Lumina, der ihm nachrennt und es glücklich noch an der Küste beim Schweif erfaßt, wird mitgerafft in die Wogen hinein. Conan schreit vergeblich um Hilfe; die fünfzehn Feni's sind wie festgenagelt auf dem Rücken des schnaubenden Pferdes und ebenso Ligan an dessen Schweif. Alle verschwinden im Meer; doch dasselbe weicht vor dem Pferde zurück und keiner der Reiter wird von dem Schaume seiner Wogen benetzt.

Wie soll nun König Finn der entführten Leute wieder habhaft werden? Zur rechten Stunde kommen zwei junge Königssöhne herbei, Feradach und Foltlebar, der eine Schiffsbaumeister, der andere Pilot, aber beide für ihr Geschäft mit wunderbaren Kräften ausgerüstet. — Mit einer Axt und einer Art Schleuder (Crann-tavall) hext Feradach gleich ein Schiff herbei, König Finn steigt mit fünfzehn erlesenen Helden ein, und Foltlebar findet durch seine Zauberkraft alsbald die Fährte des Wunderpferdes. Die Fährte lenkt bis zu einer riesigen Felsklippe, die glatt wie Glas aus dem Meere aufragt. Da wird guter Rath wieder theuer.

In den Vordergrund der Erzählung tritt nun der jugendliche Held Dermat O'Dyna mit dem strahlenden Angesicht, der Liebling der Frauen. Er leistet das unbegreifliche Kunststück, den glatten Felsen in voller Rüstung emporzuklimmen, gewinnt oben die Aussicht in ein neues, wunderbares Land, gelangt zu einem einsamen Brunnen im Walde, besteht einen dreimaligen Ringkampf mit dem Zauberer, der den Brunnen hütet und sich nach jedem Kampf in den Brunnen stürzt und verschwindet. Das vierte Mal aber umschlingt Dermat O'Dyna den Zauberer so fest, daß er mit ihm in den Brunnen stürzt. Da thut sich vor ihm ein neues, herrliches Land auf — das Land Tir-fa-tonn — das Land unter den Wogen. Nach vielen glorreichen Kämpfen und Abenteuern, welche Dermat O'Dyna in dem unterseeischen Reiche, Finn mit den Seinen am Meeresstrande bestehen, treffen die Helden endlich zusammen und finden, unter Führung Foltlebars, endlich auch die entführten Freunde wieder im Lande der „Verheißung", im Palaste des Zauberers Avarta. Es wird Friede geschlossen. Finn fordert von dem Zauberer nicht einmal eine Enschädigung. Der dicke Conan Mail jedoch erhebt Einsprache dagegen:

„Wenig hast du erduldet, o Finn! bei dieser ganzen Geschichte, und du magst wohl deine Entschädigung aufgeben. Doch hättest du, wie wir, gelitten von den scharfen Knochen und von dem rauhen Rücken des entsetzlichen Riesengauls, auf einer langen Reise von Erin in das Land der Verheißung, durch weite Meere, struppige Wälder und über rauhe Felsspitzen, so würdest du wohl eine Entschädigung fordern."

Avarta bietet, sehr erheitert, eine Entschädigung an. Conan fordert, daß der Zauberer mit fünfzehn seiner besten und edelsten Leute denselben Ritt auf dem Pferd des Gilla Dacker nach Erin machen solle. Avarta geht hierauf ein, und nachdem die Feni's auf ihren Schiffen in ihr geliebtes Erin zurückgekehrt, sehen sie eines Tages den Gilla Dacker durch das Meer herankommen — hinter ihm her das gewaltige Pferd und auf demselben die erlesene Ritterschaft des Zauberers Avarta.

Eine nicht viel günstigere Rolle ist dem beleibten Helden Conan Mail in einer andern Erzählung zugetheilt, deren Verwickelung wesentlich auf dem Gesetz der Blutrache beruht. Es ist die „Jagd von Slieve Fuad". Ailna, die Wittwe Mergah's von den scharfen Speeren, sinnt unaufhörlich auf Rache an den Feni's, welche ihren Gatten getödtet haben, verwandelt sich in eine Hirschkuh und lockt unter dieser Gestalt den König Finn und

seine Gefährten in die Gewalt ihres Bruders Dryantore, eines Riesen und Zauberers, der sie in Fesseln schlägt, um sie in einem Kerker dem Hungertode zu überantworten. Um die süße Musik Dara's zu hören, hebt er zwar für einige Frist den Zauber auf, welcher die Feni's kraftlos und elend in seine Gewalt gibt. Die Feni's kommen auf den Klang der ihnen bekannten, lieblichen Melodie herbei; aber auf ihren Schlachtruf verzaubert der Riese seine Gefangenen wieder und beginnt sie hinzumorden, jeden Tag ein paar. Bei Conan Mail verfehlt er den sichern Schlag und schindet ihn bloß über den ganzen Rücken hin. Doch diese Frist rettet Conan und mit ihm die übrigen Gefangenen. Durch eine List gelingt es ihm, dem Riesen sein Trinkhorn zu entführen und damit erst Finn und Oscar von dem Zauber zu lösen. Ailna sinkt todt dahin. Der Riese Dryantore versucht einen letzten Kampf mit dem jungen Oscar, der ihn aber mit seinem langen, glatten Speer an der Pforte des Palastes durchbohrt. Finn verhält sich bei der ganzen Geschichte völlig passiv. Conan Mail wird zum Schluß noch einmal als Feigling gekennzeichnet, indem er dem Riesen durchschlüpft und nur durch Oscar's Dazwischenkunft Rettung findet.

Auch in der „Jagd von Slieve Cullinn“ wird König Finn völlig machtlos der Gewalt eines feindlichen Zaubers überlassen. Die zwei schönen Töchter des Dedannan-Schmiedes Culand, Milucra und Aina, wünschen beide Finn zum Gemahl. Bei einem Spaziergange verräth Aina ihrer Schwester, daß sie nie einen Mann mit grauen Haaren heirathen würde. Nun ist Milucra's Plan gefaßt: sie behext einen See bei Slieve Cullinn, so daß jeder, der darin badet, grau wird. Bei einer Jagd wird Finn in diesen See gelockt, indem die schönste Maid unter vielen Thränen ihn bittet, ihr in den Fluthen des See's einen verlorenen Goldring herauszufischen. Finn wird durch dieses Bad zum welken, schwachen, schneelockigen Greis. So finden nach langer Suche die Feni's ihren König an dem Ufer liegen. Der Zauber wird zwar theilweise gelöst; er erhält seine Kraft wieder; aber sein Haar bleibt zeitlebens silbergrau. Die theilweise Entzauberung vermittelt Oscar, dessen Anmuth Milucra bewegt, König Finn das rettende goldene Trinkhorn zum Trunke zu reichen.

Zu einem vollständigen kleinen Roman dehnt sich die Dichtung von der „Flucht und Verfolgung Dermat's und Grania's“ aus, in welcher die zwei Hauptthelden der Feni-Sage, Finn und Dermat O'Dyna, sich als Rivalen gegenüberstehen. Finn, der schon alternde, aber kluge, mächtige, allen Zauber durchschauende, gewaltige König — und Dermat, der noch blühende, die Frauen bezaubernde, von magischen Kräften beschirmte jugendliche Held.

Finn hat sich nach dem Tode seiner ersten Gattin Manissa, auf den Rath Derings, eine neue Braut ausersehen, Grania, die Tochter des Königs Cormac, eine Großenkelin Conns, des Hundertbezwingers. Cormac verspricht seinem Gesandten ihre Hand; doch als Finn selbst in Tara, der Königsstadt, erscheint, um unter glänzenden Festlichkeiten die Braut heimzuführen, reicht diese ihm und seinen ergebensten Freunden beim Mahle einen Schlaftrunk

und erklärt dem jugendlichen Dermat O'Dyna ihre Liebe. Dermat schwankt lange zwischen der Treue gegen seinen Herrn und zwischen der Liebe zu Grania, willigt aber endlich doch ein, sie zu entführen. Noch einmal warnt er sie:

„Übel wird diesem bräutlichen Bunde entsprießen, beiden, dir und mir. Viel besser würde es dir sein, Finn zu wählen und auf mich zu verzichten; denn von Stunde an werden wir wandern, heimathlos und ruhelos, stets fliehend vor seinem Zorn. Kehre darum zurück, kehre zurück; denn die Schläfer sind noch nicht aufgewacht, und Finn wird nie erfahren, was geschehen ist."

Doch die Liebe ist blind gegen alle Gefahren; Grania besteht auf ihrem Entschluß und nun gibt Dermat nach, wird ihr Gemahl und Beschützer. Was er aber vorausgesehen, das trifft in reichem Maße ein. Es gibt für die Flüchtigen nicht mehr Ruhe, nicht mehr Rast. Jeden Augenblick ist Finn mit den Seinen ihnen auf der Ferse; wenn wunderbare Zauberkräfte sie ihm verhüllen oder entziehen, spürt er sie von Neuem auf — und die Liebe Dermats zu seiner Braut läßt die Gluth seiner Eifersucht von Neuem auflodern. Der ganze weitere Roman webt sich aus den Leiden und Abenteuern des fliehenden Paares; trotz der vielen wunderbaren Interventionen bringen die einfachen Motive der Handlung eine natürliche Spannung hervor. Nach all den vielen Leiden der Verfolgung ist den beiden Liebenden nur eine kurze Zeit der Ruhe und des Friedens gewährt. Dann tritt das Schicksal dazwischen, das dem edelsten, schönsten und liebenswürdigsten Helden einen frühen Tod zudenkt. Mit der Haupthandlung ist die Katastrophe durch Finn's unauslöschliche Eifersucht und Rachsucht verbunden. Er könnte Dermat retten; aber er will nicht. Er brauchte dem von seinen Wunden todesmatten Helden nur einen Trunk Wasser aus dem naheliegenden Quelle zu reichen und Dermat würde gesunden. Aber er verweigert es.

Vergebens entschuldigt der Sterbende, so gut er kann, die Entführung Grania's; vergebens zählt er dem König alle ihm geleisteten Dienste auf. Selbst als Oscar für ihn Fürbitte einlegt, leugnet Finn, daß ein Quell in der Nähe sei. Erst da Dermat ihn der Lüge überführt, tritt er an die Quelle, schöpft, gießt aber das geschöpfte Wasser alsbald wieder aus. Er schöpft ein zweites Mal; aber beim Gedanken an Grania gießt er es wieder aus. Da kann Oscar sein Herzeleid und seine Wuth nicht mehr bezähmen. „Ich schwöre dir, o König!" ruft er aus, „wenn du das Wasser nicht bringst, so kommt nur einer von uns zweien — du oder ich — lebendig von diesem Hügel." Auf diese Worte, und eingeschüchtert durch die zürnenden Blicke der Andern, taucht Finn seine hohle Hand zum dritten Mal in den Quell; aber bevor er Dermat erreicht, läßt dieser sein Haupt rückwärts sinken und stirbt. Dreimal erheben die anwesenden Feni's ihren schmerzlichen Klageruf und Oscar spricht, mit zornfunkelndem Blicke gegen Finn:

„Daß du doch selbst hier lägest an Stelle Dermat's! Denn das edelste Herz der Feni's hat aufgehört zu schlagen und unser Hort in Kampf und Gefahr ist dahin."

Und Oscar weinte, und Oisin und Dering und Mac Luga weinten auch; denn Dermat wurde von Allen sehr geliebt. Finn verstummt bei der allgemeinen Trauer und flieht wie ein Feigling von der Todesstätte, um nicht von Dermat's Beschützer, dem greisen Angus von Braga, überrascht zu werden. Die weitere Klage Grania's und Angus' um den todten Helden ist mit derselben rührenden Einfachheit erzählt.

Es braucht wohl kaum darauf hingewiesen zu werden, wie sehr diese anschauliche Einfachheit der Erzählung von dem Macpherson'schen Ossian abweicht. Finn und Dermat O'Dyna, Grania und Angus sind in verhältnißmäßig wenigen Zügen so deutlich charakterisirt, wie man es nur von einem Volksepos wünschen kann. Aus ihrem Charakter heraus entwickelt sich die Handlung mit natürlicher Wahrheit und Lebendigkeit — in ebenso ungesuchter Weise schreitet sie ihrem tragischen Abschluß entgegen, ohne daß das Wunderbare einer unsichtbaren Zauberwelt das Interesse an der Schilderung rein menschlicher Verhältnisse, Leidenschaften und Verwickelungen zerstört.

Auch da, wo die Sage sich der christlichen Ära nähert und die frühere Heldenwelt allmählich entschwindet, nimmt sie nicht in übertriebenen bombastischen Klageaccorden von Land und Volk Abschied, sondern kleidet sich abermals in's Gewand der schlichtesten Erzählung. Finn's Sohn, Oisin, überlebt den Untergang der Feni's in der Schlacht von Gavra noch um volle zwei Jahrhunderte und trifft so noch mit dem hl. Patrick zusammen, der ihn nach der Ursache seines so hohen Alters fragt.

Die Erzählung, welche sich an diese Frage knüpft, gleicht in ihrem Grundmotiv und manchen Zügen derjenigen von Connla dem Goldhaarigen und der Elfenmaid. Während Oisin mit Finn und den übrigen Helden an einem duftigen Frühlingsmorgen an dem See von Killarney jagt und die Bäume blühen und die Vögel singen, erscheint plötzlich vor ihnen die schönste aller Jungfrauen, Niam mit dem goldenen Haar, die Tochter des Königs von Tirnanoge am Westmeer. Auf einer schneeweißen Stute reitet sie daher, in dunklem Gewande mit goldenem Geschmeide, von dem reichen Schmuck ihres wallenden Haares umflattert. Auf Finn's Frage, was sie wolle, ob ihr Gemahl sie verlassen, oder welches Übel sie betroffen habe, erwiedert sie:

„Mein Gemahl hat mich nicht verlassen; denn ich war nie einem Manne getraut, noch verlobt. Aber ich liebe deinen edeln Sohn Oisin, und das ist's, was mich nach Erin geführt. Nicht ohne Grund habe ich ihm meine Liebe geschenkt und diese lange Reise unternommen; denn ich habe oft von seiner Tapferkeit, seiner Anmuth und seinem Edelsinn gehört. Viele Fürsten und Häuptlinge haben um mich gefreit; doch ich war gleichgiltig gegen alle Männer und wollte nie heirathen, bis mein Herz von Liebe bewegt ward zu Oisin, deinem lieben Sohn."

Ihre Verheißungen an Oisin lauten ebenso glänzend, als jene der Elfenmaid. Er soll König werden in Tirnanoge, dem Lande der Jugend. Da ist Fest und Jubel alle Tage des Jahres. Hundert Krieger sollen sein Geleit sein und Harfner ihn beständig mit den süßesten Liedern erfreuen. Sein Diadem wird ihn vor jeglicher Gefahr beschirmen, kein Tod und kein

Alter ihm nahen, sondern unverwelkliche Schönheit und Kraft sein Antheil sein.

Wie Connla fühlt auch Oisin sein Herz alsobald gefangen, nimmt trotz aller Abmahnung Abschied von Vater und Freunden und reitet mit Niam, auf demselben Pferd, über Land und Meer dahin in's Land der ewigen Jugend. Während die andere Sage indeß hier abbricht und nur die Aussicht in ein unbekanntes Feenland eröffnet, läßt diese uns Oisin's Schicksale weiter verfolgen. Glänzend besteht Oisin unterwegs ein ritterliches Abenteuer, indem er eine unglückliche Königstochter aus der Gewalt eines Riesen befreit. Glücklich langt er dann im Lande Tirnanoge an, feiert ein herrliches Hochzeitsfest mit Niam und lebt und herrscht an ihrer Seite dreihundert Jahre lang. Da befällt ihn Heimweh nach seinem Vater, nach seinen Freunden, nach dem grünen Erin. Niam und ihr Vater geben, obwohl nur mit Widerstreben, ihre Einwilligung zu einem Besuche daselbst; Niam aber warnt ihn, nie von der weißen Stute herabzusteigen; sonst könne er niemals mehr zu ihr zurückkehren.

Wohlbehalten erreicht Oisin die Gestade von Erin und reist im ganzen Land herum. Aber Niemand kennt ihn mehr. Finn und die übrigen Feni's ruhen längst im Grabe. Nur dunkel hat sich die Erinnerung an sie erhalten. Das neue Geschlecht, das Irland bewohnt, ist klein und schwach. Oisin wird wie ein Riese angestaunt. An einem Stein, den Oscar mit der rechten Hand gefaßt und fortgeschleudert haben würde, arbeitet eine ganze Volksschaar und kann ihn nicht vom Fleck bewegen. Oisin will ihnen helfen; aber während er mit einer Hand den Stein wegschleudert, bricht des Pferdes Sattelgurt, der Sattel fällt herab, Oisin steht auf dem ebenen Boden und im selben Augenblick entflieht das wunderbare Pferd, die Kraft weicht aus Oisin's Sehnen, die Schönheit aus seinem Angesicht, das Licht aus seinen Augen — als armer, welker Greis, tiefgefurcht, schwach und blind, liegt er am Boden.

„Die weiße Stute," so erzählt er St. Patrick, „ward nicht mehr gesehen. Das Licht der Augen, meine Jugend und meine Kraft erhielt ich nicht mehr zurück, und so habe ich fürder gelebt, ohne Unterlaß trauernd um die traute, goldhaarige Niam, mein Weib, und immer sinnend an Finn, meinen Vater, und an die verlorenen Gefährten meiner Jugend."

Das ist das letzte Lebewohl der altirischen Sage an die Helden- und Zauberwelt der Feni's. Ihre Gestalten verschwinden vor dem Lichtstrahl des Christenthums. Die irische Harfe geht an neue Barden über.

A. Baumgartner S. J.

Recensionen.

Die innere Entwicklung des Pelagianismus. Beitrag zur Dogmengeschichte. Dargestellt von Dr. theol. **Franz Klasen.** Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. 8°. IV u. 303 S. Freiburg, Herder, 1882. Preis: *M.* 4.50.

Mit großer Erudition und emsigem Fleiße hat der Verfasser es versucht, die innere Entwicklung der so verderblichen Pelagianischen Irrlehren zu zeichnen. Er unterscheidet das Formale und das Materiale dieser Häresie. Das Formale liegt ihm in den Beweisgründen und Beweisquellen der aufgestellten Irrlehren: es ist rationalistische Erklärungsweise der Offenbarungsquellen und Überordnung der Vernunft über den Glauben, die bei Pelagius und Cölestius noch nicht so klar zum Bewußtsein kommen, bei Julian von Eclanum aber um so deutlicher ausgesprochen werden (S. 90. 98). Freilich ist hiermit das Formale jeder Häresie bezeichnet, wie es auch nicht anders sein kann: darin besteht ja gerade die schwere Sünde, welche durch Häresie gegen den Glauben verübt wird, daß die individuelle Vernunft sich zum Meister und zum positiven Richter der göttlich bezeugten Offenbarung aufwerfen will, da sie doch vor Allem nur demüthige Schülerin sein muß. Darin läßt sich auch wohl ein Grund finden, weßhalb bei der dogmengeschichtlichen Behandlung des Pelagianismus diese formale Seite bisher vernachläßigt ist. Allein der Verfasser unserer Schrift hat gerade darum mit dem gründlichen Nachweise dieser rationalistischen Tendenz und Vernunftüberschätzung nichts Überflüssiges gethan, weil durch ein eclatantes Beispiel das geschichtlich erhärtet wird, was aus dem Begriff der Häresie schon von selbst hergeleitet werden muß.

Der größte Theil des Werkes fällt natürlich auf die Auseinandersetzung der Pelagianischen Lehren, resp. deren Entwicklung. Verfasser hat sich in der That mit großer Schärfe daran gemacht, die Doctrinen der Pelagianer zu systematisiren. Das ist natürlich bei einem sich erst allmählich entwickelnden Complex von Häresien nur möglich, wenn man bei Verfolgung der einzelnen Irrlehren nachzuspüren sich bemüht, welches der Grundgedanke war, aus welchem die verschiedenen Irrthümer folgerichtig sich entwickeln mußten. Dieser Grundgedanke liegt eben im Beginne einer Häresie sehr oft nicht deutlich vor; noch weniger wird er von den Häresiarchen in den Vordergrund geschoben. Die Wurzel mehrerer anderer Irrlehren kann eben in einer noch nicht zum klaren Bewußtsein gekommenen irrigen Auffassung liegen, und doch ist es von großem Nutzen, diese Wurzel aufzudecken.

Zum verständnißreicheren Erfassen der Pelagianischen Irrthümer dient nicht wenig die Gruppirung um die drei Angelpunkte: Erbsünde, Anthropologie, Gnade, wie sie der Verfasser der Reihe nach in verschiedenen Abschnitten zur Sprache bringt. Alle von den Pelagianern beigebrachten Scheinbeweise sind sehr gut zusammengestellt. Was wir dabei jedoch noch zu wünschen hätten, wäre, daß mit einigen Worten die Beweiskraft der Augustinischen Erwiederung regelmäßig hervorgehoben wäre: wie es jetzt geschehen ist, hat der nicht völlig bewanderte Leser den Spitzfindigkeiten des Julian von Elcanum gegenüber vielfach nicht die gehörige Lösung zur Hand — dieß vielleicht nicht immer ohne Gefahr, da ja gegen diesen geistreichen und zweifelsohne ungewöhnlich begabten Häretiker die ganze Schärfe des Genies eines hl. Augustin herausgefordert wurde, um dessen Angriffe gegen den heiligen Glauben unschädlich zu machen.

Sachlich hätten wir eine klarere Darstellung des Pelagianischen Freiheitsbegriffes gewünscht. Es hätte mehr hervorgehoben werden sollen, wie nothwendig es sei, zu unterscheiden zwischen der Befähigung, irgendwie zwischen Gut und Bös zu wählen, und der Ausdehnung dieser Befähigung auf alles die Erreichung des Endzieles bewirkende Gute, zwischen der physischen Fähigkeit zum Guten und der psychologischen Leichtigkeit, sich zum Guten wie zum Bösen zu entscheiden. Dann würde kaum das Urtheil Petau's, der den Freiheitsbegriff des Pelagius als „nicht irrig" bezeichnete, „sonderbar" genannt sein (S. 227). Ebenso möchte es nicht so schwer halten, nach der vom Verfasser freilich beanstandeten Ansicht von Schätzler (S. 85) gerade aus der Nichtanerkennung der Übernatur als aus der tiefsten Wurzel alle übrigen Häresien des Pelagianismus zu erklären. Übrigens wird von dieser Verschiedenheit des Ausdruckes oder der Auffassung die sonstige Exposition des Verfassers nicht besonders berührt.

A. Lehmkuhl S. J.

Del comunismo, esame critico filosofico e politico del P. *Valentino Steccanella* D. C. D. G. Roma, tipografia poliglotta della S. C. di Propaganda Fede, 1882. (Der Communismus, eine philosophisch-politisch-kritische Untersuchung, von P. Valentin Steccanella, Priester der Gesellschaft Jesu.) Gr. 8⁰. VIII u. 608 S.

Die wissenschaftliche Widerlegung ist gewiß weder die einzige noch die wichtigste Waffe zur Bekämpfung des Socialismus und Communismus. Nicht unter den Jüngern der Minerva finden sich ja die Hauptmassen der Anhänger der Emancipationsbewegung, sondern im vierten Stand, unter den Blousenmännern, deren letzte Leidenschaft das Lesen und Schreiben ist. Trotzdem muß heute auch eine gründliche wissenschaftliche Widerlegung der communistischen Theorien als eine unumgängliche Nothwendigkeit bezeichnet werden.

So lange die Socialisten sich in träumerischen Phantasiegebilden ergingen und an der „Stadt der Sonne" Campanella's, am „Ikarien" Cabet's und

an den „Phalanstèren“ Fourier's ihr kindliches Wohlgefallen fanden, mochte man über das communistische Treiben als harmlose Spielerei lachen. Auch die wilden Rufe eines Brissot de Warville und Proudhon: „Eigenthum ist Diebstahl“, welche in dem Lassalle'schen: „Eigenthum ist Fremdthum“ einen Nachklang in Deutschland fanden, verhallten zu ihrer Zeit als ungefährlich.

Ganz anders steht aber heute der Socialismus und Communismus da. Er hat greifbare Gestalt angenommen; er hat ein bestimmtes, klar formulirtes Programm aufgestellt, für welches eine weitverzweigte, wohlorganisirte Gesellschaft Propaganda macht; er verfügt schon über eine nicht unbeträchtliche Literatur, über zahlreiche Tagesblätter und Zeitschriften in verschiedenen Ländern. Noch mehr. Er sitzt schon im Rathe vieler Großstädte, er hat Sitz und Stimme in manchen Parlamenten, ja er docirt im schwarzen Frack auf dem Katheder und bildet unsere Jugend, er hat sogar Zutritt in die Cabinette der leitenden Staatsmänner gefunden.

Angesichts dieser unläugbaren Thatsache ist es wohl klar, daß sich der Socialismus nicht mehr vornehm ignoriren oder mit ein paar Kraftsprüchen bei Seite schieben läßt. Er steht kampfgerüstet und herausfordernd da; man muß sich offen mit ihm messen — nicht mit Bayonnetten, denn mit materiellen Waffen lassen sich Ideen nicht bekämpfen, sondern mit den Waffen des Geistes.

Mit Recht hat deßhalb Papst Leo XIII. in seinem Rundschreiben vom 28. December 1878 als oberster Lehrer der Christenheit den Socialismus feierlich verurtheilt und die katholischen Bischöfe zur allseitigen Bekämpfung desselben aufgefordert. Dank dieser Anregung ist seither katholischerseits in verschiedenen Werken und Zeitschriften recht viel Beachtenswerthes über den Socialismus erschienen. Wir erinnern beispielsweise an Hitze's „Kapital und Arbeit“, an Ratzingers „Volkswirthschaft“ und Anderes mehr. An einer einheitlichen und allseitigen Behandlung des Socialismus fehlte es uns aber bis heute; eine solche existirte unseres Wissens noch gar nicht. Denn die älteren Werke genügen den gegenwärtigen Anforderungen nicht mehr oder sind bloße Parteischriften. Wir freuen nns deßhalb, endlich eine derartige Besprechung des Socialismus in dem vorliegenden Werke des P. Steccanella zu besitzen.

Der Verfasser, seit vielen Jahren Mitarbeiter an der Civiltà cattolica, macht gleich von vornherein darauf aufmerksam, daß Communismus und Socialismus, trotz einiger, scheinbarer Unterschiede, im Grunde dasselbe besagen. Beide wollen das Privateigenthum, wenigstens an Productionsmitteln, abschaffen und auf Grund der Gütergemeinschaft die Gesellschaft umgestalten, damit Gleichheit und Gerechtigkeit auf Erden walte. Man braucht nur diese unzweifelhafte Wahrheit im Auge zu behalten, um zu sehen, daß im Communismus fast alle brennenden Tagesfragen, welche wir unter dem gemeinsamen Namen der „socialen Frage“ zusammenzufassen pflegen, wie in einem Brennpunkte zusammenlaufen und daß eine gründliche Behandlung des Communismus eine eingehende Besprechung der gesammten socialen Frage enthalten muß. In der That erörtert denn auch P. Steccanella unter dem

bescheidenen Titel „Vom Communismus“ fast alle Fragen, die heute sonst wohl unter dem Namen „Kapital und Arbeit“ besprochen zu werden pflegen.

Das Werk zerfällt in vier Theile. Der erste (S. 1—114) zeigt uns in zwölf Kapiteln den Communismus in seiner geschichtlichen Entwicklung von den Tagen der communistischen Staatsformen auf Kreta und in Sparta, durch die religiös-communistischen Systeme der christlichen Zeit hindurch bis herab auf die Theorien der neueren Socialisten, eines Proudhon, Lassalle und Marx. Die Darstellung lehnt sich enge an die Quellen an und bekundet die große Belesenheit des Verfassers, wenn derselbe auch mit einer gewissen Absichtlichkeit die Anhäufung von Citaten vermeidet. Den verschiedenen socialistischen Systemen ist, wo nöthig, eine kurze Kritik oder ein Hinweis auf ihren Grundirrthum beigefügt. Dürfen wir uns hier die Äußerung eines Wunsches erlauben, so hätten wir gerne die Kundgebungen des deutschen Socialismus seit 1873 eingehender entwickelt gesehen. In dieser Beziehung hätte dem Verfasser das Programm dienen können, welches kein Geringerer als der berühmte Nationalökonom und österreichische Staatsminister a. D. A. Schäffle in seiner „Quintessenz des Socialismus“ entworfen hat und welches die Socialisten mit lautem Jubel begrüßten und emsig verbreiteten. Wie aus der „Quintessenz“ erhellt, wollen die Socialisten bloß die Productionsmittel vergesellschaften. Mit den Genußmitteln soll im socialistischen Staate Jeder frei schalten und walten dürfen. Die Socialisten bauen darauf die weitgehendsten Folgerungen. Schäffle behauptet sogar, im Socialistenstaate könne „die individuelle Freiheit des Haushaltes, der Familienerziehung, der Unterhaltsmittel-Vererbung“ bestehen, ebenso die Wohlthätigkeit, die Gastfreundschaft, die freie Verfolgung humanitärer und wissenschaftlicher Zwecke in Vereinen u. dgl. Hier ist nun freilich nicht wenig Schönfärberei mit im Spiele; aber das müßte im Einzelnen gezeigt werden, um den Socialisten die Ausrede zu nehmen, man widerlege nicht ihre Theorien. Auf Grund der genannten Unterscheidung thun sich ferner die Socialisten nicht wenig zu gute darauf, daß sie nicht die absolute Gleichheit herstellen wollen, sondern bloß die Gleichheit in Bezug auf den Besitz und die Benutzung der Arbeitsmittel. Im Übrigen soll der Arbeiter nach seiner Arbeitsleistung belohnt und dem Fleißigen der Vorzug vor dem Trägen zugestanden werden. Das eigentliche Grundprincip des neuen deutschen Socialismus, der seit einigen Jahren auch in Frankreich immer mehr Eingang findet, ist die Marx'sche Werththeorie; diese hätten wir daher gerne eingehender berücksichtigt gesehen. Für Italien, und der Verfasser schrieb ja zunächst für sein eigenes Land, war dieß allerdings nicht so nothwendig.

Der Hauptsturm der Socialisten gilt dem Privateigenthum. Dieses ist der Thurm Malakoff, mit dem die heutige Gesellschaftsordnung steht oder fällt. Daher muß die Widerlegung des Communismus mit der Sicherstellung des Privateigenthums beginnen. Dieser Aufgabe wendet sich der Verfasser im zweiten Theile (S. 116—398) zu. Beginnend mit der Begriffsbestimmung des Eigenthumsrechts, als einer Befugniß eines Individuums, frei, mit Ausschluß aller Andern, über äußere ihm zugehörige Dinge und

deren Nutzbarkeit zu verfügen, zeigt er, daß dasselbe gewissermaßen als eine Erweiterung und Entfaltung der menschlichen Persönlichkeit gedacht werden müsse, insofern der Mensch das Eigenthum zur Bethätigung und Entfaltung seiner Kräfte bedarf. Das Eigenthumsrecht ist somit ein Ausfluß aus dem Naturrecht. Aber hiermit ist die Thatsache des Eigenthums noch nicht genügend erklärt. Überall und zu allen Zeiten sehen wir das Eigenthum bestehen. Wie ist es entstanden? Darüber bestehen verschiedene Ansichten. Von den älteren Theologen scheinen einige das Eigenthum aus dem Völkerrecht herzuleiten, wobei wir freilich das Völkerrecht nicht im heutigen Sinne, sondern als eine Art Mittelglied zwischen dem Naturrecht und dem positiven, rein menschlichen Recht zu denken haben. Grotius, Pufendorf und ihre Anhänger geben dem bestehenden Eigenthum einen stillschweigenden oder ausdrücklichen Vertrag zur Grundlage. Nach neueren Rechtslehrern seit Montesquieu und Kant verdankt das Eigenthum den Staatsgesetzen seinen Ursprung. Noch Andere endlich lassen mit J. Stuart Mill das Eigenthum aus dem Nutzen entstehen, den es der Gesellschaft bringt. Alle diese Ansichten sehen das Eigenthum nur als eine Institution des positiven menschlichen Rechtes an. Dasselbe gilt zum Theil von der Meinung, welche den ursprünglichen und einzigen Erwerbstitel in der Arbeit findet.

So kommt der Verfasser zum Schluß, daß nur die Occupation auf Grund des allen Menschen verliehenen Rechtes, Eigenthum erwerben zu können, der ursprüngliche Erwerbstitel ist. Freilich genügt nicht jede Occupation. Es muß vielmehr durch äußere Merkmale die Absicht kundgegeben und gewissermaßen den Dingen aufgedrückt werden, sie als Eigenthum in Beschlag nehmen zu wollen. Die gegen die angedeutete Begründung des Eigenthums von Proudhon, Mirabeau, Brissot de Warville, L. Blanc u. A. vorgebrachten Einwände zu widerlegen, ist dem Verfasser eine leichte Aufgabe. Auch die Einwürfe der neueren Socialisten finden Berücksichtigung. Steccanella theilt die heutigen Socialisten mit Recht in zwei Hauptgruppen: die Anhänger der Marx'schen Schule, welche er politische Communisten, und die Schüler Bakunins, welche er Anarchisten oder Collectivisten nennt. Als Vertreter der Erstern läßt er Liebknecht ausführlich zu Worte kommen, um an ihm ein Beispiel zu statuiren. Noch leichter wird ihm die Widerlegung der Anarchisten, welche nicht den Staat, sondern die föderirten Arbeitergruppen zu Eigenthümern der Productionsmittel erheben wollen. Mit den Socialisten werden auch ihre Freunde auf den Kathedern, wie Laveleye, Held u. A., berücksichtigt. Endlich finden noch die socialistischen Schlagwörter, welche die Kapitalisten als Diebe und Schmarotzer bezeichnen, eine treffliche Würdigung. Ganz naturgemäß reiht sich hieran eine ausführliche Besprechung des Verhältnisses zwischen Arbeitsherren und Arbeitern, und besonders eine eingehende Prüfung der Lohnfrage. Die Erlaubtheit der Coalitionen der Arbeiter gegen die Arbeitgeber und dieser gegen die Arbeiter, sowie der Arbeitseinstellungen, werden gründlich und allseitig erörtert. Nur ein erfahrener und tüchtiger Moralist konnte alle diese schwierigen und verwickelten Fragen so klar und gediegen behandeln. Am Schlusse des zweiten

Theiles wird noch das Erbrecht bewiesen und gegen die socialistischen Einwände in Schutz genommen.

Bisher hielt sich der Verfasser auf der Defensive. Er begründete das Eigenthumsrecht und wies die socialistischen Angriffe gegen dasselbe zurück. Im dritten Theile (S. 399—466) geht er nun zur Offensive über und zeigt die Unhaltbarkeit der socialistischen Systeme und die traurige Verwirrung, in welche sie die Gesellschaft stürzen müßten. Einer eingehenden Kritik unterzieht er auch die socialistischen Grundprincipien, besonders die von ihnen verlangte Gleichheit.

Die Betrachtung der Ursachen des Socialismus und der gegen ihn anzuwendenden Heilmittel bildet den Gegenstand des vierten und letzten Theiles des Steccanella'schen Werkes (S. 467—604). Die tiefste Quelle aller communistischen Bestrebungen ist der Rationalismus oder die völlige Emancipation der Vernunft von Gott. Aus dem Rationalismus ergibt sich der politische Liberalismus, und dieser muß in seiner schließlichen Entwicklung zum Socialismus führen. Steccanella begnügt sich nicht damit, dieß theoretisch zu beweisen, sondern begründet es auch an der Hand der neueren Geschichte. Ist somit der Rationalismus die eigentliche Quelle (causa generatrice) des Communismus, so ist der politische Liberalismus oder der Constitutionalismus die vorbereitende Ursache (causa disponente). Die Rolle der ausführenden und verwirklichenden Ursache (causa attuante) des Communismus übernimmt die Internationale [1]. Ihr gegenüber ist die liberale Gesellschaft völlig wehrlos, da sich die Socialisten der liberalen Principien bemächtigen, sich an dem Beispiele des Liberalismus aufrichten und vielfach sogar seiner directen Unterstützung erfreuen. Dieses Letztere hauptsächlich durch die Freimaurerei, diese echte und höchste Blüthe des humanitären Liberalismus. Der Verfasser weist an der Hand der officiellen Kundgebungen der Logen nach, daß die Freimaurerei nicht nur vielfach socialistischen Principien huldigt, sondern auch wirksame Propaganda für den Communismus macht.

Aus der Schilderung der Ursachen des Communismus ergeben sich nun auch die gegen denselben anzuwendenden Heilmittel von selbst. Vor Allem muß der in sich unhaltbare und in seinen Folgen verhängnißvolle Rationalismus beseitigt werden (S. 549—579). Wir müssen wieder zur Religion, zum Christenthum zurückkehren und zwar zum ganzen und vollen Christenthum, wie es der Sohn Gottes in der einen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche niedergelegt hat. Diese allein vermag die Gesellschaft vor einem gewaltsamen Zusammensturz zu bewahren und die sociale Harmonie unter den verschiedenen Gesellschaftsschichten dauernd zu begründen (S. 579 bis 599). Aber wie? Hat der Staat den Kampf gegen den Socialismus allein der Kirche zu überlassen? Nein, das wäre gefehlt. Auch er soll in negativer und positiver Weise den Socialismus bekämpfen und die nöthigen Re-

---

[1] Nebenbei sei bemerkt, daß wir uns die Internationale seit 1876 nicht mehr als eine einheitlich organisirte, sich über verschiedene Nationen erstreckende Gesellschaft denken dürfen.

formen herbeiführen; besonders aber der Kirche, diesem festesten Bollwerk gegen den Communismus, die freie Entfaltung gewähren und den nöthigen Schutz angedeihen lassen (S. 599—604).

Wer den vorstehenden, flüchtigen Überblick über das Werk Steccanella's gelesen, wird anerkennen, daß dasselbe eine reichhaltige, allseitige und methodische Beurtheilung des Communismus und Socialismus enthält. Uns ist kein anderes Werk bekannt, welches alle auf den Communismus bezüglichen Fragen von einem einheitlichen Standpunkt in so eingehender und erschöpfender Weise behandelte, wie das vorliegende. Doch dieses Lob wäre nicht allzu hoch anzuschlagen, wenn die Ausführungen bloß in die Breite und nicht zugleich in die Tiefe gingen. Aber die Gründlichkeit und Gediegenheit der Arbeit Steccanella's zeichnet sie vor allen ähnlichen aus. Der Verfasser tritt ausgerüstet mit der ganzen Fülle theologischen und philosophischen Wissens an seinen Gegenstand und verbindet mit scholastischer Schulung und durchdringendem Verstande eine umfassende Literaturkenntniß in Bezug auf alle sein Thema berührenden Fragen. So wird es ihm möglich, die Socialisten bis in ihre letzten Schlupfwinkel zu verfolgen und mit unerbittlicher Logik niederzuwerfen. Dabei ist die Behandlung keineswegs abstract und trocken, sondern durchsichtig, klar und lebendig. So können wir denn nur wünschen, das treffliche Werk des P. Steccanella möge sich bald in deutscher Tracht dem deutschen Publikum vorstellen.

Nur eine Bemerkung möchten wir uns noch zum Schlusse erlauben. P. Steccanella polemisirt (S. 159) gegen gewisse Scholastiker, welche das Eigenthumsrecht dadurch begründen, daß sie die Theilung der Güter (divisio dominiorum) für sehr nützlich oder nothwendig erklären, weil sie mit sehr großen Vortheilen, die Gütergemeinschaft dagegen mit den größten Nachtheilen verbunden sei. Sofern diese Polemik bloß jenen gilt, welche das Privateigenthum etwa für mehr oder weniger nützlich, nicht aber für wenigstens moralisch nothwendig erklären — und vielleicht ist der Verfasser so zu verstehen —, haben wir durchaus nichts dagegen einzuwenden; sollten damit aber auch jene getroffen werden, welche das Eigenthumsrecht aus der Nothwendigkeit der Theilung der Güter beweisen, so könnten wir ihr nicht beitreten. Auch der hl. Thomas bedient sich dieses Argumentes (Summa 2. 2. q. 66. a. 2) nach dem Vorgange des Aristoteles (Politic. II. c. 5). Ja ohne schließlich auf diese anerkannte Nothwendigkeit der Theilung der Güter zurückzukommen, scheint uns sogar der Beweis, mit dem Steccanella das Eigenthumsrecht begründen will (S. 117), nicht völlig stichhaltig, wenigstens in Bezug auf Grund und Boden.

Victor Cathrein S. J.

Bethlehem. Aus den neuprovenzalischen Weihnachtsliedern des Pfarrers Lambert ausgewählt und frei übertragen durch **W. Kreiten** S. J. Class.-Oct. 128 S. Freiburg, Herder, 1882. Preis: *M.* 1.50; geb. in Original-Leinwandband mit reicher Deckenpressung *M.* 2.40.

Von nichtkatholischer Seite ist schon mehrfach der Versuch gemacht worden, die so reichen und lieblichen Weihnachtsblüthen des katholischen Südens auch

in unseren kälteren Norden zu verpflanzen und uns durch kunstgerechte Übertragungen in's Deutsche einen Begriff zu geben von der Innigkeit, dem lebendigen Glauben und der kindlichen Vertraulichkeit, womit der Südländer dieses hohe Geheimniß und lieblichste Fest des Christenthums umfaßt, eine alte Liebe, die ja der noch gläubige Protestant des Nordens mit dem Katholiken des Südens gemein hat. Bei solchen von Andersgläubigen herausgegebenen Lieder-Sammlungen überwog freilich das Kunstinteresse das religiöse und gab bei der Auswahl den Ausschlag; um so mehr freut es uns, zu sehen, daß bei der vorliegenden Sammlung die christliche Erbauung der Leser als leitender Gesichtspunkt berücksichtigt und außerdem durch die Reihenfolge der aufgenommenen Lieder das Ganze zu einer Art Epopoe der Kindheit Jesu verschmolzen wurde.

Den Lesern dieser Zeitschrift (vgl. Jahrg. 1875, Bd. IX., S. 392 ff. u. 502 ff.) ist das große Werk des neuprovenzalischen Dichters, Abbé Lambert, durch die literarhistorischen Studien des P. Kreiten bereits im Allgemeinen bekannt. Auch wurden bei jener Gelegenheit schon einige Proben der Übertragung in's Deutsche mitgetheilt, und es erinnert sich vielleicht der Eine oder Andere noch jener bald naiv kindlichen, bald sinnig tiefen, bald erhaben gewaltigen Dichtungen, mit welchen sich der leider allzu früh verstorbene südfranzösische Priester auf immer einen Platz unter den hervorragenderen Sängern christlicher Geheimnisse errungen hat. Jedoch den ganzen Reichthum dieser Dichterseele haben wir erst aus der vorliegenden Sammlung kennen gelernt. Denn wer zum Beispiel den ganzen Abstand zwischen dem schlichten „Herrgottsblümlein" und der hymnenartigen Vision des „Kreuzweges" mißt, muß staunen, daß ein Dichter in einem, wie uns versichert wird, noch ungeformten Idiom die vielfachen Abstufungen und Töne zwischen zwei solchen Extremen in gleicher Vollkommenheit zum Ausdruck bringen konnte. Was uns P. Kreiten in der biographischen Einleitung über Lambert erzählt, ist geeignet, auch die Persönlichkeit des früh heimgegangenen Krippenliedersängers dem Herzen des Lesers nahe zu bringen und so bereits eine gewisse Liebe für die Dichtung anzubahnen.

Mit der Auswahl der Stücke und den Principien der Übersetzungsweise, wie P. Kreiten sie (6—7) entwickelt, können wir uns nur einverstanden erklären. Was aber beabsichtigt wurde, ist sicher in den meisten Fällen auch gut gelungen, und die Übersetzung dürfte wohl kaum durchfühlen lassen, daß der Leser etwas Fremdländisches, künstlich ihm Nahegebrachtes vor sich habe.

Durchgehen wir die einzelnen Nummern, so fesselt uns gleich die herrliche Fassung der Legende von der Vermählung der Jungfrau mit St. Joseph. So zart und sinnig, dabei so ernst und streng konnte nur ein Priester schreiben. „Die Trauer des hl. Joseph" ist aus diesen Blättern hinlänglich bekannt. Erzählungen wie „Rama" mit seinem prophetischen Schluß, das Zwiegespräch des hl. Joseph und der lieben Mutter Gottes u. s. w. muß man selbst lesen, um ihren ganzen frommen Zauber zu empfinden. Bei dem erhabenen „Mitternacht" bewundern wir die Kühnheit, mit welcher sich der Dichter an eine Aufgabe gewagt, deren Lösung fast unmöglich hätte scheinen

können, und wir begreifen es recht gut, daß der Übersetzer hier auf den Reim verzichtete, um auch seinerseits seiner Aufgabe gerecht zu werden. Mit den folgenden Nummern beginnt wohl die Glanzpartie der Sammlung. Es ist wirklich schwer, aus diesen kühnentworfenen, gedankentiefen und figurenreichen Bildern das eine oder andere als besonders gelungen hervorzuheben. Freilich erinnern einige derselben an bekannte Muster; aber diese Muster heißen: Dante, Milton, Homer, und es besteht die Ähnlichkeit mehr in der Gleichartigkeit der Auffassung, als in einer auch nur leisen Nachahmung. In diesen wahrhaft classischen Dichtungen wetteifert der Gedankenreichthum mit der größten Gedankenklarheit. Wie herrlich ist in dieser Beziehung das tiefe Lied von „Adam und Eva in Bethlehem", in welchem das Verhältniß von Natur und Gnade, Schöpfung und Erlösung unter dem Bilde der Königsmäntel zum Ausdruck gebracht wird. Ebenso großartig gedacht und ausgeführt, wie reich an christologischen Anspielungen, ist das meisterhafte „Die Schatten der Vorbilder". Und wer könnte „Der Tod" und „Die Sibylle in Bethlehem" lesen, ohne von dem Grauen des Geheimnißvollen ergriffen zu werden? Äußerst angenehm wechseln mit diesen großen epischen Bruchstücken die zarten und sinnigen Klänge der Wiegenlieder, die wehmüthig lyrischen Bilder der „Mutter" — „Dora" — „Der Alte mit dem Kreuz" u. s. w. ab. Ein Prachtstück in seiner Art und überaus zeitgemäß ist das große, derb-realistisch gehaltene Gedicht „Die Arbeiter", welches die Lösung der socialen Frage vom christlichen Standpunkt aus versucht und die Ascese der Arbeit in anziehendster Weise zum Ausdruck bringt. Wir übergehen so manches andere Gedicht, um nur auf die hauptsächlichen Gedichte über den Aufenthalt in Ägypten aufmerksam zu machen. Schon das erste: „Rast unter den Palmen", athmet einen himmlischen Frieden und die reinste Poesie. Dann folgt jene allerliebste Idylle, welche uns die allerseligste Jungfrau inmitten der kleinen Ägyptier vorführt, wie sie ihnen die Kenntniß des wahren Gottes und des Heiles vermittelt. Übertroffen wird diese Pièce in Bezug auf rührende Frömmigkeit nur durch „Ein Abend in der heiligen Familie", ein Gedicht, das jeder Literatur zur Ehre gereichen würde. Als Perle der ganzen Sammlung möchten wir indeß persönlich das großartige Schlußbild „Der Kreuzweg" bezeichnen, dem wir nur das erhabene Gedicht Heine's: „Frieden", an die Seite zu stellen wüßten, wie es diesem vom Übersetzer auch in der äußeren Form, dem freien Rhythmus, gleichgebildet ist. Überhaupt scheint ein Hauptaugenmerk des P. Kreiten dahin gegangen zu sein, die äußere Gestaltung der Verse und Strophen nicht so sehr vom Original, als von dem inneren Charakter des jeweiligen Stoffes abhängig zu machen. Wie sehr hierbei eine Verschmelzung von Inhalt und Form vor sich gegangen, beweist ein oberflächliches Durchblättern der Sammlung, in welcher die verschiedensten Formen, vom Blankvers bis zur verwickeltsten Reimverschlingung, in Anwendung kommen.

Überrascht hat es uns in etwa, daß bei der Auswahl der Stoffe die Hirten sowohl als die hl. drei Könige so karg oder so gar nicht berücksichtigt wurden. Sollte sich wirklich bei Abbé Lambert so geringe Ausbeute ergeben

haben? Die eine mitgetheilte Probe: „Der Zug der Hirten", ist freilich nicht danach angethan, der Spielerei viele Freunde zu erwerben.

Einige Verstöße gegen den Rhythmus sind offenbar auf einen Druckfehler zurückzuführen.

Die Ausstattung des Buches ist in jeder Beziehung eine sehr vornehme, der Originaleinband äußerst einfach und elegant. Wegen seines der Festzeit angepaßten herrlichen Inhaltes und dieser äußern Ausstattung wüßten wir kaum ein schöneres Geschenk für alle Stände auf den Weihnachtstisch zu legen.

Adolph v. Berlichingen S. J.

Die älteste Tafelmalerei Westfalens. Beitrag zur Geschichte der altwestfälischen Kunst von **Cl. Freiherr Heereman von Zuydwyk.** Mit vier Tafeln. Münster, Schöningh, 1882. Preis: *M.* 15.

Das vorliegende Buch bietet drei Tafelmalereien, die aus Soest stammen und sich durch ihr Alter auszeichnen. Die erste wurde 1165 für das Soester Walburgiskloster angefertigt; die beiden andern gehörten der dortigen Kirche Maria zur Wiese und sind um 1215 und um 1260 gemalt. Da die beiden älteren Bilder in allen Büchern besprochen werden, die sich mit der Malerei und Ikonographie des Mittelalters eingehend befassen, und ebendaselbst oft, aber immer mangelhaft, abgebildet worden sind, so kam es dem Verfasser vor Allem darauf an, gute Abbildungen und zwar mit treuer Wiedergabe nicht nur der Zeichnung, sondern auch der Farbe herstellen zu lassen. So bieten denn die beiden ersten Tafeln wirklich ausgezeichnete, bunte Nachbildungen des Bildes der Walburgiskirche, welche alles das, aber auch nur das bringen, was der Zahn der Zeit von der ursprünglichen Arbeit des alten Meisters übrig ließ. Alle Kunstfreunde werden dem Vorstand des Museums von Münster Dank wissen, daß er dieß werthvolle Bild, das älteste bedeutende Tafelgemälde, welches die christliche Kunst des Abendlandes aufzuweisen hat, bis heute vor einer Restauration bewahrte und so für die Kunstgeschichte rettete. In gleicher Weise werden sie dem Verfasser dafür danken, daß er ein unverfälschtes Denkmal der vaterländischen Kunst treu wiedergibt und so einen festen Anhaltspunkt zur Datirung und Beurtheilung anderer Bilder aus dem Mittelalter bietet. Die dritte Tafel zeigt das ältere Bild der Wiesenkirche in bunter Ausführung auf reichem Goldgrund, und vermittelt endlich eine genügende Idee von dem großen Werthe dieser Perle altwestfälischer Kunst. Die vierte Tafel bringt in einfacher, charaktervoller Federzeichnung das andere, jüngere Bild der Wiesenkirche, das sich mit dem älteren lange unbeachtet im Berliner Museum befand und jetzt dort öffentlich aufgestellt wurde. Ist dem Verfasser der erste Theil seines Planes in dankenswerther Weise gelungen, indem er in der That drei durch Alter und inneren Werth hochbedeutende Werke heimischer Künstler in guten Nachbildungen herzustellen vermochte, so ist dasselbe Lob dem zweiten Theile seiner Aufgabe zu spenden. Er wollte nämlich im Texte das Verständniß dieser Bilder auch weiteren Kreisen vermitteln. — Da das älteste Bild von 1165 als Antependium eines Altares diente, die beiden andern aber als Altar-

aufsätze, so benutzte er diesen Umstand, die Geschichte des christlichen Altars zu erzählen. Die auf den Bildern dargestellten Personen und Scenen boten dann Anlaß, die wichtigsten Gegenstände der christlichen Ikonographie zu behandeln, die Darstellung der heiligsten Dreifaltigkeit, des thronenden Weltheilandes, des Gekreuzigten, seiner Mutter, seiner Evangelisten, seines Vorläufers, seiner Engel u. s. w. Eine ausgebreitete Kenntniß der einschlägigen deutschen und französischen Literatur setzte den Verfasser in den Stand, alle diese Gegenstände so zu besprechen, daß er den Leser, der mit solchen Fragen sich zu beschäftigen erst anfängt, in leichter und gefälliger Weise in ihr Verständniß einführt, dem Kundigen aber nicht wenige neue Notizen und Bemerkungen zur Bereicherung seiner Kenntnisse bietet.

Einige kleine Versehen sind durch die Schwierigkeit und Weitschichtigkeit der behandelten Stoffe zu entschuldigen. So wird S. 16, Anm. 1 und S. 19 gesagt, das geschlossene Buch oder die Buchrolle deute den Alten Bund an; es fänden sich jedoch auch Ausnahmen von dieser Regel. Indeß wird es sich kaum erweisen lassen, daß eine solche Regel im 12. und 13. Jahrhundert, über die der Verfasser doch nicht herausgeht, bestanden habe. Noch Durandus lehrt ausdrücklich (l. I. c. 3. n. 11), diejenigen Apostel, welche nichts Geschriebenes hinterlassen hätten, würden mit Rollen abgebildet. Derselbe Durandus führt in der vom Verfasser S. 16 Anm. 1 angeführten Stelle aus, Christus werde mit einem offenen Buche dargestellt, damit man aus der Schrift des Buches lesen könne, was der Herr sei, nämlich das Licht, der Weg u. s. w. S. 23 wird erwähnt, daß auf dem ältesten Soester Bilde der Evangelist Matthäus ein geschlossenes Buch trägt; S. 87, daß Johannes eine Rolle in der Hand hält; S. 34, daß der hl. Augustin, und S. 27, daß die hl. Walburgis ein geschlossenes Buch hat: lauter Beweise gegen die vorgebliche Regel, die freilich in vielen Büchern aufgestellt wird. Gegen dieselbe kann man noch anführen, daß alle Spruchbänder nichts anderes als geöffnete Rollen sind, also etwas Analoges zu dem geöffneten Buche. — S. 18 Anm. 8 wird die Palla d'oro von Aachen angeführt, weil auf ihr die gewöhnliche Reihenfolge der Evangelisten anders sei, als auf dem Soester Bild; aber diese andere Reihenfolge ist nur das Ergebniß einer ungeschickten Restauration, wie die Stellung der Köpfe der evangelischen Thiere klar beweist. Der kleine Kreuzesstab des hl. Johannes (S. 31) wird in ähnlicher Weise auf alten Denkmälern vom hl. Laurentius getragen, hat also zu dem Amte des Vorläufers, wenigstens im 12. Jahrhundert, keine Beziehung. Die Stelle der Apokalypse Kap. 5, Vers 12, die S. 25 Anm. 2 beigezogen wird, bezieht sich nicht auf die „sieben Gaben oder (?) Tugenden". In der Inschrift (S. 42) hat der Drucker in der ersten Zeile decem ausgelassen, wodurch die Bemerkungen, in denen sie erläutert wird, unverständlich werden. — Eine eingehendere Hinweisung auf die Malereien im Patrokli-Dome und in der Nikolai-Kapelle von Soest und eine Besprechung der dortigen Malerschule ist wohl nur deßhalb unterblieben, weil Aldenkirchen und Nordhoff dieselben in letzter Zeit ausführlich behandelten, oder weil der Verfasser sie für spätere Zeit aufsparen wollte.

Wir hoffen, daß das Buch in weiten Kreisen eine freundliche Aufnahme finden wird, die es durch seinen innern Werth durchaus verdient; wir hoffen das um so mehr, weil der Herr Verfasser verspricht, daß er daraus gerne die Anregung schöpfen würde, auch andere heimathliche Kunstwerke in ähnlicher Weise einer näheren Besprechung zu unterziehen. Westfalen, dem dieß Versprechen vorzüglich gilt, wird zeigen, daß die Liebe zur Kunst seiner Vorfahren in ihm wirksam auflebt und daß es sich freut, für sie einen begeisterten und würdigen Herold gefunden zu haben.

St. Beissel S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Das Evangelium des hl. Matthäus nach seinem inneren Zusammenhang, auch für gebildete Laien zur andächtigen Betrachtung des Lebens unseres Heilandes, in Kürze erklärt von Joseph Kleutgen, Priester der Gesellschaft Jesu. Nebst einer Abhandlung über das Wunderbare. Mit Gutheißung der Obern. 12°. 286 S. Freiburg, Herder, 1882. Preis: *M.* 2.80.

Vorliegendes Schriftchen ist eine Jugendarbeit des hochverdienten Verfassers aus den dreißiger Jahren. Obwohl es in erster Linie der Erbauung dienen will, so enthält es doch auch des Lehrreichen sehr viel. Die den Text begleitenden Anmerkungen sind mit Recht nur sparsam angebracht und meistens knapp gefaßt. Der Übersetzung einiger Kapitel, die mit einander als einzelne Abschnitte vorgeführt werden, folgen jedesmal Erklärungen, welche theils homiletischer, theils exegetischer Natur sind. Dieselben regen sowohl zu frommen Betrachtungen über das Leben Jesu an, als sie auch über den Plan und die Anlage des Evangeliums manches neue Licht verbreiten. Der Gedanke, welcher nach den Darlegungen des P. Kleutgen dem ganzen Evangelium zu Grunde liegt, ist dieser: „Das Reich Jesu Christi ist nicht von dieser Welt; wir werden in ihm nicht vom Ungemach dieses Lebens befreit, sondern vielmehr durch dieses zu den geistigen Gütern und dem ewigen Reiche in den Himmeln geführt: nichtsdestoweniger ist Jesus Christus jener Messias, der den Vätern verheißen und von den Propheten vorherverkündigt wurde." — Die Abhandlung über das Wunderbare, welche in zweiter, erweiterter Auflage als Anhang beigegeben wird, tritt der Wunderscheu unserer Zeit und der Leichtgläubigkeit in gleicher Weise entgegen. Die Erörterungen fußen überall auf klaren und festen Principien der Vernunft und des Glaubens; zudem sind sie so überzeugend geschrieben, daß ihre Lectüre gewiß manches Vorurtheil zerstreuen wird.

Lehrbuch des katholischen, orientalischen und protestantischen Kirchenrechts, mit besonderer Rücksicht auf Deutschland, Österreich und die Schweiz. Von Dr. Friedrich H. Vering, ord. Professor der Rechte an der k. k. Karl-Ferdinands-Universität zu Prag. Zweite, umgearbei-

tete und vermehrte Auflage. 8°. 1002 S. Freiburg, Herder, 1882. Preis: *M.* 14.

Die erste Auflage dieses trefflichen Werkes wurde bereits früher in dieser Zeitschrift (1877, Bd. XII, S. 217) so eingehend besprochen, daß wir von einer eigentlichen Recension des Werkes Abstand nehmen können. Dieß um so mehr, als wir unsere günstige Beurtheilung der ersten Auflage auch auf diese zweite ausdehnen müssen. Wenn wir dennoch auf diese zweite Auflage zurückkommen, so geschieht es wesentlich deßhalb, weil sich dieselbe nicht bloß als eine umgearbeitete ankündigt, sondern sich auch in Wirklichkeit als eine solche erweist. Als einen besonders glücklichen Griff müssen wir es bezeichnen, daß der Verfasser eine ausführlichere Darstellung des Kirchenrechts der orientalischen Riten in der neuen Auflage bietet. Dem Verfasser standen zu seiner Aufgabe die ausgezeichneten Vorarbeiten des Cardinals Jos. Hergenröther über die orientalischen Riten im Archiv zu Gebote, während die Collectio Lacensis ein reiches Quellenmaterial lieferte. Doch begnügte sich der Verfasser mit diesen Hilfsmitteln nicht, sondern noch weitere, bisher ungedruckte oder nur schwer zugängliche Quellen wurden von ihm für die Bearbeitung des orientalischen Kirchenrechts benützt, mit dem sichtlichen Bestreben, so weit als möglich die vigens disciplina unter den Orientalen darzustellen. Dieses Streben war um so mehr gerechtfertigt, da ein hervorragender Kenner der orientalischen Rechtsverhältnisse uns versichert, nicht Weniges stehe in den „Quellensammlungen“, was im praktischen Rechtsleben der Orientalen schwer zu entdecken sei, und da Quellen vielfach nur kanonistische Archäologie enthalten. — Auf viele Einzelheiten einzugehen, müssen wir bei dem kurz zugemessenen Raum uns leider versagen. Nur einige Punkte möchten wir noch kurz hervorheben. Überall ist der Verfasser bemüht, das Werk auf dem neuesten Stand der Wissenschaft zu erhalten und den gemachten Ausstellungen billige Rechnung zu tragen. Zu unserer Freude sind auch manche — freilich nicht alle — der in dieser Zeitschrift notirten Versehen beseitigt. Sehr gefreut hat es uns, daß der Verfasser die in der ersten Auflage viel zu niedrig angeschlagene dogmatische Bedeutung des Syllabus und sogar der Encyklika Quanta cura stillschweigend aufgab; denn es kann doch keinem Zweifel unterliegen, daß die Encyklika Quanta cura eine eigentliche dogmatische Entscheidung ex cathedra war, und auch vom Syllabus kann man unbedenklich dasselbe schon von seiner ersten Publikation behaupten, wenngleich bei ihm die Cathedralentscheidung weniger deutlich hervortrat. In keinem Falle aber durfte man die Bedeutung des Syllabus so herabdrücken, wie dieß von Newman und Martens geschehen ist. Ebenso zeigte § 8, III. die verbessernde Hand. Doch bleibt es uns immer noch zweifelhaft, ob der Verfasser in hinlänglicher Weise den berechtigten Ausstellungen der Innsbrucker Zeitschrift für katholische Theologie (1877. S. 279 ff.) Folge gegeben habe. Ein eingehendes Studium der ältern theologischen Literatur dürfte den Verfasser überzeugen, daß er für die der Kirche principiell beizulegende Straf- und Zwangsgewalt noch nicht den präcisen theologischen Ausdruck gefunden. Nach den Definitionen und der frühern Praxis der Kirche verlangt diese eine umfangreichere Gewalt, als der Verfasser ihr zugestehen möchte, wenn auch die Kirche gegenwärtig bei Anwendung derselben sich mit einer geringeren Ausdehnung begnügt. Wir vermögen deßhalb auch nicht dem Herrn Verfasser beizustimmen, wenn er die Zusammenstellung von Bouix (de judiciis eccles. part. I. sect. 2. cap. 4) als „sehr verwirrt“ bezeichnet. Ungenau scheint es ferner zu sein, wenn der Verfasser Bouix (l. c.) die Excommunication zu den Körperstrafen rechnen läßt. Nach Bouix (l. c. p. 50) ist die Excommunication

zunächst und in sich eine geistliche Strafe; nur fügt er (p. 51) ganz richtig bei: „**Excommunicatio autem erat simul et indivisim poena temporalis**“, da mit der Excommunication nicht bloß als einfache, zufällige Folge, sondern nach der Absicht und dem Willen der Kirche zeitliche Nachtheile als Strafe verknüpft waren. Wenn wir noch einen Wunsch äußern dürften, so wäre es der, daß der Verfasser die Principien über die Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche im Erwerbe von zeitlichen Gütern etwas schärfer und eingehender in einer hoffentlich bald erscheinenden dritten Auflage entwickeln möchte. Wir glauben ihn zu diesem Behufe auf die ausgezeichneten Artikel, welche Herr Professor Hirschel über das Kirchenvermögen im Archiv veröffentlicht hat, aufmerksam machen zu sollen. Doch unsere Bemerkungen und Wünsche sind länger geworden, als wir eigentlich beabsichtigten. Wir schließen mit dem aufrichtigen Wunsche, die zweite Auflage möge dieselbe, ja eine noch bessere Aufnahme und Verbreitung finden, als die erste; denn das Werk des Herrn Verfassers verdient es voll und ganz.

Das erste Friedenswerk im badischen Culturkampfe. Die Beilegung des Examenstreites auf Grund des Quellenmaterials in ihrem geschichtlichen Verlaufe erzählt von Th. Wacker. 8°. VIII u. 118 S. Freiburg, Herder, 1882. Preis: *M.* 1.60.

Wie Siegfried und Schulte den ganzen bisherigen „Culturkampf“ actenmäßig beleuchtet haben, so unternimmt es Wacker in dieser höchst verdienstvollen Schrift, auf die gleiche Weise eine Episode aus dem badischen Culturkampf zu schildern. Quellenmäßig sind nun hauptsächlich folgende Thatsachen dargelegt. Durch das badische Gesetz vom 19. Februar 1874 ward nach Vorgang der vom Minister Jolly am 6. September 1867 erlassenen Verordnung den katholischen Theologen vorgeschrieben, vor ihrem Eintritt in's Priesterseminar eine staatliche Prüfung über allgemein wissenschaftliche Gegenstände zu machen. Dagegen hatte das erzbischöfliche Generalvikariat sofort nach Erlaß der Jolly'schen Verordnung am 14. September 1867 den Theologen verboten, dieses Examen zu machen oder Dispens von demselben nachzusuchen, und dieses Verbot auch nach Einholung einer römischen Instruction vom Jahre 1872 mehrmals erneuert. So wurde der Streit acut, da in Baden kein neugeweihter Geistlicher mehr angestellt werden konnte und der Priestermangel immer mehr um sich griff. Seine Königl. Hoheit der Großherzog selbst gab den ersten und energischen Anstoß, daß seine Regierung durch Änderung des für die Kirche völlig unausführbaren Gesetzes die Lösung des Streites in Angriff nehme. Mochte nun auch die kirchliche Behörde jeden ihr möglichen Schritt zum Entgegenkommen machen, so schien doch die in der Kammer dominirende liberale Partei Anfangs keineswegs geneigt, zur Beilegung des unseligen Streites mitzuwirken. Hierzu kam noch ihre Opposition gegen den Ministerpräsidenten Stösser. So fiel der erste von diesem eingebrachte Gesetzentwurf, obwohl die kirchliche Behörde sich bereit erklärt hatte, einen staatlichen Commissar zur theologischen Fachprüfung zuzulassen. Aber die liberale Partei mußte einsehen, daß sie dem lebhaften Verlangen des Landesherrn und des badischen Volkes nach Beilegung des Streites auf die Dauer nicht widerstehen könne. Unter dem Einfluß Lamey's, ihres Berichterstatters, erklärte sie sich deßhalb bereit, das vom Gesetz vorgeschriebene Examen fallen zu lassen und auch von der Gegenwart eines staatlichen Commissars bei der Fachprüfung abstehen zu wollen, wenn nur der Erzbischöfliche Capitelsvikar die Verbote der Dispensgesuche zurücknähme. Von Rom aus ward das Letztere (den 2. Februar 1880) zugestanden; doch müsse die Abänderung des Gesetzes vom Jahre 1874 untrüglich gewiß sein, und man dürfe der Zurücknahme der Dispensverbote nicht die Bedeutung einer Anerkennung

jenes Gesetzes beilegen. So konnte die kirchliche Behörde, da die Abänderung des Gesetzes sicher war und die Zurücknahme der Verbote eben wegen dieser sichern Derogation keine Anerkennung des Gesetzes in sich schloß, in einem Schreiben vom 12. Februar die Dispensverbote zurücknehmen, und demgemäß ward der bezügliche Gesetzentwurf in der zweiten Kammer einstimmig, in der ersten Kammer mit allen gegen eine Stimme angenommen und bereits den 5. März 1880 als Gesetz publicirt. — Eine objective, actenmäßige Geschichtschreibung ist die beste Vertheidigung der katholischen Kirche.

Leben des ehrwürdigen Pater Hermann im Kloster Augustin-Maria vom heiligen Sacramente, unbeschuhter Carmelite. Autorisirte Übersetzung nach der französischen Ausgabe des Abbé Karl Sylvain, Ehren-Canonicus, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften. 8°. X u. 264 S. Aachen, A. Jacobi & Co., 1882. Preis: *M.* 3.

Wiewohl diese Lebensbeschreibung keine Originalschrift ist, so wird doch der Leser, von ein paar sinnstörenden Druckfehlern abgesehen, recht selten den unliebsamen Eindruck einer Übersetzung empfinden. Inhaltlich ist das treffliche Buch eine wahre Verherrlichung der göttlichen Gnade und der heiligen Eucharistie, welche in diesem Leben aus der Neuzeit ihre Triumphe feiern. Sie haben aus einem verzärtelten Weltkind einen heiligmäßigen Ordensmann gemacht: aus dem gefeierten Pianisten Hermann Cohen wurde der ehrwürdige Pater Hermann. Wahrhaft erhebend ist es, den so sehr in Eitelkeit und Sinnlichkeit der Welt verstrickten Mann auf einmal von der Gnade getroffen, ja tief in's Herz hinein getroffen zu sehen: es war die Liebesflamme des eucharistischen Heilandes, welche dem Herzen des an nichts weniger als an Bekehrung denkenden Juden sich mittheilte, Verstand und Willen in gläubigem Gehorsam gefangen nahm und alsbald zur Wiedergeburt in der heiligen Taufe führte. Die Liebe zum eucharistischen Heilande blieb wie ein unvertilgbarer Charakterzug des Neubekehrten. Vom Tage der ersten heiligen Communion an kannte sie keinen Rückhalt mehr; der Neophyte wurde ein Opfer und ein Apostel der Eucharistie. Noch in der Welt, wo ihn äußere zwingende Gründe noch eine Zeit lang in seiner Stellung zurückhielten, begann er all' seinen Einfluß aufzubieten, und zwar mit unglaublicher Entsagung und Verdemüthigung, um das Werk der nächtlichen Anbetung des hochheiligen Sacramentes einzuführen. Durch Erwählung des Ordenslebens besiegelte er seine Selbsthingabe an den Heiland, indem er in den Orden des Karmel eintrat. Er war von Gott auch zu apostolischen Arbeiten berufen, denen er sich mit dem glühendsten Seeleneifer unterzog. Nach vielen Mühen, die er in Ausübung seiner Missionsthätigkeit und in den Sorgen für die Ausbreitung seines Ordens zu ertragen hatte, endete er sein Leben als Martyrer der Liebe. In dem deutsch-französischen Kriege war er in Berlin als Militärgeistlicher zur Besorgung der französischen Kriegsgefangenen zugelassen worden; nach kurzem, segensreichem Wirken daselbst wurde er in Folge einer tödtlichen Ansteckung dahingerafft.

Johannes Busch, Augustinerpropst zu Hildesheim. Ein katholischer Reformator des 15. Jahrhunderts. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte der Windesheimer und Bursfelder Congregationen. Von Karl Grube. (Sammlung historischer Bildnisse.) VI u. 302 S. Freiburg, Herder, 1881. Preis: *M.* 1.80.

Die Herder'sche Sammlung historischer Bildnisse scheint seit einiger Zeit in's Stocken gerathen zu sein. Indem wir auf die letzte Nummer der Sammlung zurück-

greifen, können wir nur versichern, daß wir es sehr bedauern würden, wenn das so zeitgemäße und bisher so glücklich geförderte Unternehmen nicht weitergeführt werden sollte. — Die vorliegende Arbeit ist jedenfalls diejenige der ganzen Sammlung, welche am meisten auf Quellenforschung und Selbststudium beruht; dabei besitzt die Schrift die richtige populäre Darstellung, sie liest sich leicht und angenehm. Das Leben des großen Klosterreformators Norddeutschlands aus der Windesheimer Congregation, J. Busch (geb. 1400, gest. nach 1479), bietet einen tiefen Einblick in die religiösen, namentlich klösterlichen Verhältnisse um die Mitte des 15. Jahrhunderts. In wie vielen von den 86 Manns- und 16 Frauenklöstern der Augustinerregel, welche sich allmählich der Windesheimer Congregation anschlossen, Busch gewirkt, wissen wir nicht; jedenfalls war die Zahl eine beträchtliche, was schon daraus hervorgeht, daß der Verfasser ein Verzeichniß von 43 Augustiner-, Benedictiner-, Cistercienser- und Prämonstratenser-Klöstern außerhalb jener Congregation mittheilen kann, an deren Reform Busch mitgewirkt hat. Schon das erste Kapitel ist sehr lesenswerth und lehrreich; es zeichnet in aller Kürze, aber kräftig und wahr die Ursachen mannigfachen Verfalls in der Kirche. Aus dem Ganzen gewinnt man den Eindruck, daß die Klöster zwar reformbedürftig, doch nicht so gänzlich verfallen waren, als sie gewöhnlich geschildert werden; auch stimmt es nicht mit der ziemlich allgemein angenommenen Unwissenheit, wenn man ganze Nonnenklöster findet, in denen alle Nonnen Latein verstanden und sprachen. Wir können indeß dem Verfasser nicht beipflichten in dem, was er S. 158 ff. äußert. Allerdings ist die dort erzählte Scene eine widerwärtige; aber einen widerrechtlichen Eingriff vermögen wir nicht darin zu sehen, daß der Herzog Wilhelm von Calenberg, vom päpstlichen Delegaten aufgefordert, denselben sogar mit Waffenmacht und gegen den Willen des Bischofs in der Vornahme der Visitation widerspenstiger Klöster unterstützte. Noch weniger können wir das allgemeine Princip (S. 160) unterschreiben: „Im Interesse der Sache Gottes ist es jedenfalls, den weltlichen Arm . . . für rein geistliche Sachen niemals (!) anzurufen.“ Damit würde man zu sonderbaren Auffassungen der Kirchengeschichte, namentlich der mittelalterlichen, gelangen.

Dr. Heinrich Hahn. Lebensbild eines seeleneifrigen Arztes. Von Joseph Spillmann S. J. Mit einem Titelbild. (Separatabdruck aus den „Katholischen Missionen“). Der Reinertrag für Missionszwecke. 12°. 51 S. Freiburg i. B., Herder'sche Verlagshandlung, 1882. Preis: 50 *Pf.*

Es gibt so viele Perlen, die verborgen bleiben unten im tiefen Meeresgrund. Die Kunst ist, sie zu finden und sie zu fassen. So gibt es auch noch in unseren Tagen tüchtige, große Männer, deren Leben verfließt, ohne daß man sie erkennt. Dem hochw. Verfasser ist es gelungen, das Leben eines solchen Mannes in würdiger Weise zu schildern, die Perle in ihrer rechten Fassung Allen darzubieten. Möchten auch Jene, welche das Lebensbild noch nicht aus den „Missionen“ kennen, es lesen, um daraus die Überzeugung zu gewinnen, daß auch unsere Zeit noch Charaktere besitzt; möchten sie aus ihm Muth und Kraft schöpfen, auch in ihrem Kreise das Gute zu wirken, das einem Jeden sich darbietet, der es opferwillig fördern will. Wir glauben, daß kein Mitglied des Xaverius-Vereins das Schriftchen ohne Freude und Nutzen lesen wird, und daß es sich in Vincenz-Vereinen zum Vorlesen wie kaum eine andere Schrift eignet, weil es das Leben eines Mannes erzählt, der in unserer Zeit lebte und segensreich wirkte, in einer Frömmigkeit, die seinem Berufe nicht nur keinen Schaden brachte, sondern ihn adelte.

Erinnerungen eines alten Lutheraners. Von L. von Hammerstein Priester der Gesellschaft Jesu. 8⁰. VIII u. 176 S. Freiburg, Herder, 1882. Preis: *M.* 2.

In recht anziehender Weise versteht es der Verfasser, die eigenen Erlebnisse des äußeren und inneren Lebens zu erzählen und die Wege der göttlichen Gnade zu beschreiben, welche ihn dem Protestantismus entrissen und zur Wahrheit der katholischen Kirche geführt hat. Ohne oder vielmehr gegen seine Absicht hat der Verfasser sich selber als eine Seele gezeichnet, die aufrichtig der Wahrheit nachgeht und bei erkannter Wahrheit sich nicht scheut, die unerbittlichen praktischen Folgerungen zu ziehen und dabei vor keinem noch so schweren Opfer zurückzubeben. Zugleich aber muß der aufmerksame Leser auch in anscheinend geringfügigen Umständen die wunderbaren und lieblichen Führungen der göttlichen Vorsehung verehren und anbeten, welche den redlich Suchenden in kritischen Momenten aufzurichten und zu ermuntern weiß: einen besonders wohlthuenden Eindruck machen in dieser Hinsicht Partien aus Abschnitt 10 u. 12. Die Beziehungen, in welche der Verfasser zu mehreren der hervorragendsten, vielfach noch lebenden Persönlichkeiten trat, erhöhen das Interesse des Werkes: alles irgendwie Verletzende ist jedoch mit der zartesten Gewissenhaftigkeit vermieden. Der volle Werth vorliegender Schrift aber würde ganz verkannt werden, wollte man sie nur als Selbstbiographie auffassen. Sie ist weit mehr; denn sie gestaltet sich zu einer eigenartigen Apologie der katholischen Kirche. Der Verfasser hat gewußt, die Schwierigkeiten eines unter protestantischen Vorurtheilen gebildeten Geistes und eines in protestantischen Vorurtheilen gefangenen Herzens trefflich an's Licht zu ziehen und dieselben ebenso psychologisch fein wie dogmatisch richtig zu entwirren. Für Freund und Feind bietet die Schrift eine höchst anregende und belehrende Lectüre. — Zu S. 132 wäre die Bemerkung nicht überflüssig gewesen, daß ein anderer Brief des Cardinals Bellarmin, welcher an den Provinzial der oberdeutschen Ordensprovinz gerichtet war und dem hier publicirten sehr ähnlich ist, bereits auszüglich im Leben des gottseligen Nikolaus von der Flüe von Ming mitgetheilt wurde.

Geschichte der gelehrten Schulen im Hochstift Bamberg von 1007—1803. Von Heinrich Weber, Professor am königl. Lyceum. Zweite Abtheilung und Beilagen. 8⁰. 315—782 S. Bamberg, Reindl, 1882. Preis: *M.* 4.

Zur Würdigung der ersten Abtheilung dieser Schrift ist in den „Stimmen“ (1880, Bd. XIX. S. 550) schon das Nöthigste gesagt worden. Den Kern des ganzen Werkes bildet die Geschichte der Hochschule. Nachdem nun im ersten Theile noch über die allgemeine Organisation und den Lehrkörper gehandelt war, wird hier die Charakterisirung und historische Entwicklung der Akademie und Universität nach denselben Quellen und in demselben Geiste fortgeführt. Die eingehende Besprechung der Lehrmittel, der rechtlichen und sittlichen Zustände, sowie der materiellen Verhältnisse der Hochschule bietet in einem anschaulichen Einzelbilde sehr Vieles, was auch denen willkommen sein muß, welche zu Stadt und Bisthum Bamberg in keiner näheren Beziehung stehen. Wohl fühlt man, daß es bei den immerhin dürftigen Notizen der Quellen über Verhältnisse und Zustände von theilweise sehr eigenartigem Charakter große Vorsicht braucht, um nicht ein unzutreffendes, ja ungerechtes Urtheil über alte Zeiten zu fällen. Dennoch bekunden die Nachrichten über die Bibliothek, die Cabinette für Physik und Naturgeschichte und die dramatischen Festspiele ein stetiges und ziemlich allseitiges wissenschaftliches Streben. Auch über den sittlichen und religiösen Cha-

rakter des akademischen Lebens wird soviel Detail beigebracht, daß man in Stand gesetzt wird, sich eine befriedigende Gesammtanschauung darüber zu bilden. Jedoch überläßt der Verfasser die Verallgemeinerung des Vereinzelten, bezw. die Ausfüllung der von den Quellen gelassenen Lücken der Umsicht des Lesers. — Nächst der Universität werden noch die verschiedenen anderen Unterrichts- und Erziehungs-Anstalten besprochen, in denen sich gleichfalls ein reger wissenschaftlicher Eifer offenbarte. Eine Reihe interessanter Urkunden und artistischer Beilagen bilden den Abschluß des Buches, das des Erfreulichen und Belehrenden für jeden Leser so viel bietet, als man von einer Specialforschung nur immer erwarten kann.

Das Jahr 1683 und der folgende große Türkenkrieg bis zum Frieden von Carlowitz 1699. Von Onno Klopp. Kl. Fol. 380 S. Graz, Styria, 1882. Preis: *M.* 12.

Dieses ausgezeichnet geschriebene und in jeder Hinsicht herrlich ausgestattete Geschichtswerk empfehle. wir allen unseren Lesern auf's Wärmste, indem wir uns eine eingehende Besprechung desselben für die nächste Zeit vorbehalten. Schon jetzt können wir versichern, daß Eltern kaum ein werthvolleres und passenderes Weihnachtsgeschenk für ihre reiferen Söhne und Töchter finden können, als diesen Prachtband aus der Feder des verdienstvollen und berühmten Verfassers.

Miscellen.

Pusey und Puseyismus. Am 16. September starb in England Dr. Pusey im 83. Jahre seines Lebens. Wir dürfen uns getrost der Mühe überheben, seinen Lebenslauf im Einzelnen darzustellen; hat es ja doch in der ganzen civilisirten Welt kaum ein einziges bedeutenderes Blatt gegeben, welches es unterließ, einen längeren oder kürzeren Nekrolog des Verstorbenen mitzutheilen. Schon aus dieser Thatsache erhellt zur Genüge, daß der alte Doctor ganz allgemein für einen bedeutsamen und merkwürdigen Mann galt. Es war nicht seine officielle Stellung, welche ihm in so hohem Grade die öffentliche Beachtung zuwendete; in der anglikanischen Staatskirche besaß er nur die verhältnißmäßig bescheidene Würde eines Kanonikus, die ihm keinen Anspruch auf Theilnahme an der Kirchenverwaltung gab, und an der Universität Oxford hatte er zeitlebens bloß die Professur der hebräischen Sprache inne. Seinen berühmten Namen und seinen großen Einfluß hat Pusey sich erworben durch sein persönliches und unofficielles Wirken und zwar auf dem Gebiete der anglikanisch-protestantischen Staatskirche. (Vgl. über die verschiedenen Denominationen des englischen Protestantismus diese Zeitschrift, Bd. VIII, S. 467—477.) Die Tendenz zugleich mit dem Erfolge seiner Wirksamkeit ist bezeichnet, wenn wir constatiren, daß die öffentliche Meinung Englands ihm persönlich und der Bewegung, die für alle Zukunft seinen

Namen tragen wird, „die Wiedergeburt des hochkirchlichen Glaubens und Lebens“ zuschreibt, welche in den dreißiger Jahren begann. Fragen wir nun, worin im Einzelnen die auf Pusey's Rechnung geschriebene „Wiedergeburt“ bestanden habe und bestehe, so heben wir am besten mit dem „Standard“ drei Hauptresultate der Puseyitischen Bewegung hervor.

Das erste Hauptresultat ist die Verbreitung und allgemeine Annahme der Theorie, daß die anglikanische Kirche einer der drei gleichberechtigten Zweige der allgemeinen Kirche Christi sei. Die jetzigen Hochkirchler behaupten, diese Lehre sei bereits von den englischen Theologen des 17. Jahrhunderts aufgestellt worden und sei überhaupt die ursprüngliche Theorie der Kirche Englands gewesen; deßhalb sehen sie die Befürwortung und erfolgreiche Verbreitung derselben durch die Oxford-Bewegung eben als eine Wiederherstellung des echten anglikanischen Kirchengedankens an. Mag dem nun sein wie ihm wolle, am Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts war diese Idee aus dem Bewußtsein der Anglikaner jedenfalls entwichen, und mit dieser Grundlehre schien, wie der Cardinal Newman sich in seiner Apologie ausdrückt, „die alte Religion fast gänzlich aus dem Lande verschwunden zu sein“. Nach den religiösen Parteikämpfen des 17. Jahrhunderts nämlich war eine lange Zeit völliger Erschlaffung und Gleichgiltigkeit in Religionssachen für das protestantische Britannien eingetreten, während welcher der Gegensatz der Parteien so ziemlich erlosch. Man hat diese Periode den langen Frost des 18. Jahrhunderts genannt. Gegen Ende des Jahrhunderts aber rief die Stiftung des Methodismus auch eine Bewegung in einem Theile der englischen Staatskirche hervor und bewirkte eine Art von Wiederweckung der fast ausgestorbenen calvinischen Doctrinen. Hieraus resultirte die sogen. „Evangelische Schule“, welche deßhalb so heißt, weil man in England die Anhänger der calvinistischen „Niederkirche“ als „Evangelicals“ zu bezeichnen pflegte. Die Hochkirche aber verharrte wie zuvor in ihrer lethargischen Erstarrung und wurde in ihrem Fortbestande um so ernstlicher bedroht, als die Gefahren von mehreren Seiten heranzogen. Denn nicht allein war jetzt der calvinische Geist der feindlichen Low Church wieder erwacht, sondern ferner griff das Sectenwesen immer weiter um sich, und begannen religiöser Liberalismus und antichristlicher Rationalismus, namentlich durch den verderblichen Einfluß des deutschen protestantischen Unglaubens, Aufnahme und Anklang zu finden in den Reihen der englischen Geistlichkeit, welche sich mit theologischen Studien kaum beschäftigte. Von dem Ernste der Lage bewogen, faßten eine Anzahl edlerer junger Leute an der Universität Oxford den Entschluß, der bedrohten Religion zu Hilfe zu eilen und eine Restauration des christlich-religiösen Sinnes zu versuchen durch Wiederbelebung dessen, was sie für den alten englischen Kirchenglauben ansahen. Auf diese Weise entstand Anfangs der dreißiger Jahre die sogen. „Oxford-Bewegung“ (Oxford Movement), die auch bekannt ist als „Tractarian Movement“, weil die Betheiligten als Hauptförderungsmittel für ihre Absichten die Herausgabe von Abhandlungen (Tracts) unternahmen. Unter den leitenden Ideen dieses Unternehmens war nun wohl der Centralgedanke der, daß die in

England bestehende Kirche ein vollberechtigter Hauptzweig der wahren und katholischen Kirche sei, die Christus gestiftet habe. Derjenige, welcher damals diese Theorie zuerst wieder lebendig erfaßte und zuerst wieder energisch in die englische theologische Welt einführte, war aber nicht Dr. Pusey, sondern der jetzige Cardinal Newman, welcher sich zu jener Zeit als protestantischer Theologe an der Universität Oxford aufhielt. Es ist heutzutage allgemein anerkannt, daß er der eigentliche Vater und Urheber der Oxford-Bewegung gewesen ist und seinen Geist und seine Ideen derselben einhauchte. Über seine damaligen Vorstellungen in Bezug auf diesen Punkt läßt er sich in seinem berühmten Buche „Apologia pro vita sua" weitläufig aus. Er glaubte nämlich, die katholische Kirche sei ursprünglich für mehrere Jahrhunderte in allen Ländern Eine gewesen; darauf hätten einzelne Theile ihre eigenen Wege eingeschlagen. Dieser Theile oder Zweige habe es hauptsächlich drei gegeben: den griechischen, den lateinischen und den anglikanischen. Jeder Zweig habe die ursprüngliche ungetheilte Kirche in solido als sein eigenes Besitzthum ererbt und sei somit identisch mit der ursprünglichen Kirche. Kraft derselben Consequenz seien aber auch die drei Zweigkirchen unter einander identisch, wenigstens in Bezug auf alles Wesentliche und abgesehen von späteren accidentellen Irrthümern. Der anglikanische Zweig habe die ursprüngliche Lehre in unverfälschterer Reinheit bewahrt als der römische; denn letzterer weise in seinen geltenden Dogmen und kirchlichen Übungen menschliche Zusätze und skandalöse Irrthümer auf, wie die Idololatrie im Cultus der Heiligen und namentlich der Jungfrau Maria. Außerdem sei Rom zu verdammen wegen seiner ketzerischen Beanspruchung des autoritativen Primates über die ganze katholische Kirche Christi. Wir sehen, daß dieses anglikanische System Front macht nicht nur gegen den religiösen Liberalismus durch Betonung eines festen von Christus herrührenden Dogmenschatzes, sondern zweitens auch gegen die Low Church durch Aufrechthaltung des kirchlichen Charakters der christlichen Religion, und endlich drittens nicht minder gegen die römisch-katholische Kirche, welche zu einem bloßen Zweige der allgemeinen Kirche Christi herabgedrückt und noch dazu als häretisch an den Pranger gestellt wird. — Dem genialen Newman und den übrigen Vorkämpfern dieser Theorie schloß sich erst später Pusey an. Nachdem er aber einmal dem Unternehmen beigetreten war, identificirte er sich so gänzlich mit der angeführten Grundidee und hielt dieselbe mit so unveränderlicher Zähigkeit sein ganzes langes Leben hindurch fest, daß er der Hauptrepräsentant dieser sogen. anglo-katholischen Richtung geworden und auch als solcher allgemein anerkannt ist. Darum wurde auch nach ihm, dem damals bereits auf das Beste bekannten und höchst einflußreichen Doctor an der Universität, die ganze Bewegung benannt. Es offenbart sich eine bewundernswerthe Vorsehung Gottes in dem Umstande, daß jener Mann, der bekanntlich der wahre Vater des Unternehmens war, doch demselben seinen Namen nicht gegeben hat; der liebreiche Lenker der Geschicke ließ aber nicht zu, daß eine zwar aus gutem Willen hervorgegangene, aber in sich selbst durchaus trügerisch falsche und dem Katholicismus feindliche Theorie in der

Geschichte den Namen jenes edlen Convertiten führe, den dereinst nicht bloß die Würde eines katholischen Priesters heiligen, sondern auch der Purpur eines erhabenen Kirchenfürsten schmücken sollte. — Pusey und seine Partei haben in der Verbreitung ihrer trügerischen Theorie Erfolg gehabt. Der „Standard" schreibt es ihrer Thätigkeit zu, daß „gegenwärtig nur wenige Kirchenmänner [soll wohl heißen Hochkirchler] zu bestreiten geneigt sind, was vor 50 Jahren nur sehr wenige anzuerkennen bereit waren, nämlich, daß die anglo-katholische Kirche einer von den drei großen Zweigen der allgemeinen Kirche ist". Gemäß dieser Behauptung wäre also gegenwärtig die dargelegte Zweigtheorie in der Hochkirche zu fast allgemeiner Geltung gelangt, und dieß wäre das erste Hauptresultat der langen Wirksamkeit des Verstorbenen.

Als zweite Hauptfrucht des Einflusses Pusey's wird bezeichnet die entschiedene Verbesserung, welche Platz gegriffen hat im Leben der Geistlichen, in der Abhaltung des Gottesdienstes und im Zustande der anglikanischen Pfarrkirchen. — Bevor der Reformator sein Werk begann, war es unter den englischen Geistlichen Sitte, sich fast um keine anderen kirchlichen Obliegenheiten zu kümmern, als um die gottesdienstlichen Verrichtungen der Sonntage. An diesen Tagen legten sie als Kirchendiener das Chorhemd an und lasen die Gebete und die obligate Predigt ab; die anderen Tage der Woche aber betrachteten sie als ihr persönliches Eigenthum, als eine Zeit, welche sie genau auf dieselbe Weise verwenden konnten wie alle anderen Gentlemen: sie jagten, schossen, fischten, ritten, spielten, tanzten, und trieben Ökonomie, Viehzucht und die Gemeindegeschäfte. Dieß ist gegenwärtig mit einem großen Theile der hochkirchlichen Geistlichkeit ganz anders geworden: der Schule wird viele Zeit und Aufmerksamkeit geschenkt; der Werktag-Gottesdienst wird abgehalten; die Kranken und Gebrechlichen werden in ihren Häusern besucht und besorgt; die Armenpflege und die übrigen Werke der Liebe und Barmherzigkeit werden pflichtgemäß überwacht, geleitet und befördert. Diese und manche ähnliche Beschäftigungen betrachten jetzt die hochkirchlichen Reverends als Pflichten ihres geistlichen Amtes und bestreben sich, dieselben zu erfüllen. Die Aenderung zum Bessern ist in der That bedeutend, und die öffentliche Meinung schreibt sie auf Rechnung der anregenden Thätigkeit Pusey's und seiner Partei. Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit der Abhaltung des Gottesdienstes und mit dem Aussehen und Zustande der gottesdienstlichen Gebäude. Bei den letzteren ist die Verbesserung wirklich sehr auffallend und allgemein. Seit der Puseyitischen Bewegung hat man durch das ganze Land hindurch die alten, vielfach noch aus katholischen Zeiten stammenden Pfarrkirchen, die bisher vernachläßigt und verunstaltet waren, mit staunenswerthem Eifer gereinigt, restaurirt, vergrößert, verschönert und geschmückt. Daneben sind viele neue Kirchenbauten aufgeführt worden, durchgängig nach gutem Geschmacke. Zahlreiche anglikanische Kirchen in Stadt und Land glänzen jetzt weithin mit den eleganten Formen ihrer äußeren Architektur, und strahlen im Innern mit dem farbenreichen Schmucke der geschmackvoll decorirten Wände und der herrlichen gemalten Glasfenster. Kanzel, Taufstein, Communionbank, Chorstühle, Lese-

pult und Kirchenbänke sind mit Sculpturen und Schnitzwerk bedeckt, und das übrige Kirchengeräth funkelt in tadelloser Reinlichkeit. Wenn nur die Hauptsache nicht fehlte! Immerhin ist es erfreulich, daß die der Verehrung Gottes gewidmeten Tempel auch von der Häresie jetzt wieder mehr geehrt und sorgfältiger gepflegt werden, und da die öffentliche Stimme auch diesen Fortschritt für ein Verdienst der von Pusey und seiner Partei hervorgerufenen Bewegung erklärt, so stimmen wir in Bezug auf diesen Punkt gerne in das Lob des Verstorbenen ein.

Das dritte Hauptresultat der Puseyitischen Erneuerung ist der bekannte „Ritualismus". Da unsere Leser wissen werden, worin diese Entwickelung des anglikanischen Geistes besteht, ist es überflüssig, hier auf eine nähere Beschreibung desselben einzugehen. Pusey selbst war zwar niemals Ritualist; er hat dieses mehrfach öffentlich erklärt, wie namentlich in dem bekannten Briefe vom Jahre 1874, worin er versicherte, im Vorgehen der Ritualisten stets Vieles gefunden zu haben, was er zu verurtheilen sich verpflichtet fühlte. Trotzdem muß der Ritualismus als eine natürliche Frucht des Puseyismus bezeichnet werden; denn er ist eine logische Consequenz des Grundprincipes desselben. Der Oxforder Reformator hatte ja die Wiederbelebung der anglikanischen Kirche abhängig gemacht vom Zurückgehen auf die ganz oder theilweise vergessene alte Kirche mit ihrem Glauben, ihren Lehren, ihren Übungen; sein Unternehmen trug die Devise: Antiquam exquirite matrem! Und in der consequenten Anwendung dieses Principes auf Einzelnes war der Doctor selbst eine gute Strecke weit vorgegangen. Wie Manches, was in der damaligen Staatskirche unbekannt und unerhört war, hatte er selbst durch Zurückgreifen auf die alte Mutter zum Staunen Aller, zum Entsetzen Vieler wieder eingeführt. Dem Glauben an eine Art wirklicher Gegenwart Christi in der heiligen Eucharistie redete er im Jahre 1843 öffentlich vor der ganzen Universität das Wort und wurde zur Strafe für sein Unterfangen durch Urtheilsspruch für drei Jahre des Rechtes beraubt, vor der Universität zu predigen. Dadurch nicht im Mindesten beirrt, war er es wiederum, der zuerst die Übung der Privatbeichte erneuerte, verbunden mit individueller Seelenleitung durch den Beichtvater. Er wiederum war es, der aus der alten Kirche das Klosterleben in die anglikanische hinübernahm und im Verein mit Miß Sellon die erste religiöse Schwesterngenossenschaft stiftete, deren geistlicher Leiter er auch bis zum Tode blieb. Er war es auch, der die altkirchlichen Übungen der Frömmigkeit und der körperlichen Abtödtungen der langen Vergessenheit entriß, in einer Reihe ascetischer Schriften und Andachtsbücher erklärte und empfahl. Soweit ging Pusey selbst; aber hierbei blieb er auch hartnäckig stehen. Die Ritualisten nun wollten es sich bei dieser theilweisen Wiederbelebung der alten Kirchenformen nicht genügen lassen: sie behaupteten, nicht einzusehen, welcher vernünftige Grund ihnen ein weiteres Zurückgreifen verbieten könnte; sie hielten es im Gegentheile für eine logische Consequenz, ja für eine nothwendige Principientreue, nun auch das ganze gottesdienstliche Rituale der „alten Mutter" wiederum zu Ehren zu bringen. Konnte der alte Doctor seinen jungen Schülern

in einer so weitgehenden Anwendung seines eigenen Grundprincipes einen wirklichen Fehler nachweisen? Nein. Das Einzige, was der arme Mann, der sich hier von den Consequenzen seiner eigenen Lehre überholt sah, der jüngeren Generation vorzuhalten vermochte, war die Warnung: „Ihr macht euch durch diese Änderungen das Volk abwendig!“ Doch die Ritualisten ließen sich dadurch nicht beirren; sie griffen thatsächlich weiter zurück, als der willkürliche Pusey, und führten, wie bekannt, in ihren Gottesdienst den ganzen rituellen Apparat der alten Kirche wieder ein. In diesem wie in anderen Punkten ist die Inconsequenz Pusey's eine handgreifliche. Dennoch ist es eine ganz andere Frage, ob Pusey sich seiner Inconsequenz selbst so bewußt geworden, daß er persönlich schlechten Glaubens gewesen sei. Wir wagen nicht, diese Frage zu entscheiden. Soviel wir sehen konnten, hat bisher Niemand den guten persönlichen Glauben und die Aufrichtigkeit Pusey's in Zweifel gezogen. Auch die Nekrologe, welche aus katholischen Federn geflossen und von wohlunterrichteten, gewissenhaften Priestern geschrieben sind, stimmen trotz ihres oft scharfen Tadels des Verstorbenen darin überein, daß sie zugeben, er habe an der objectiven Richtigkeit seiner Stellung und seiner religiösen Anschauungen nicht gezweifelt. Möge es so gewesen sein!

A. M. B.

Luise Michel und Dr. Beyschlag von Halle. — Das Europa des 19. Jahrhunderts braucht den classischen Zeiten eines Perikles und Augustus nicht gram zu sein. Athen rühmt sich zwar mit Recht seines Demosthenes, und Rom ist noch stolz auf seinen Cicero. Was ist aber der „Stotterer“ Demosthenes gegen eine Luise Michel, was der „Schwätzer“ Cicero gegen seinen Collegen Herrn Professor Dr. Beyschlag in Halle? Sollten dereinst wieder die Finsternisse der Barbarei hereinbrechen über Europa, so werden doch diese zwei Namen hinüberleuchten als Muster jetziger Redekunst, als höchste Blüthen unserer Cultur.

Der Ruhm und das Rednertalent der großen Bürgerin, der mannhaften Wanderpredigerin des Petroleums und der Füsilladen, die wie eine rasende Megäre sich erhebt und um sich tobt gegen jedes Eigenthum und jede Autorität, Luisens Name wird Jahrhunderte überdauern.

Auch Deutschland hat auf einem andern Gebiet endlich sein phänomenales Rednergenie in dem Säcularmenschen Dr. Beyschlag erhalten und entdeckt. Dank der Magdeburger Zeitung, welche diesen „berühmten Redner“ schaubarlich dem überraschten deutschen Publikum vorgestellt hat, eilt gegenwärtig sein Ruhm auf Windesflügeln bis an die äußersten Grenzen des Vaterlandes, und tönt betäubend, zerschmetternd wie ein Nebelhorn sogar in den Ohren der katholischen Obscuranten.

Der ruhmgekrönte Mann soll sich zwar hoch und theuer verschworen haben, Wochen lang kein ultramontanes Blatt lesen zu wollen. Einige meinen, es geschehe dieses aus übergroßer Bescheidenheit und in Vorahnung, die katholische Presse dürfte seinen Namen über Verdienst verherrlichen; andere bösartiger angelegte Naturen aber wollen auch darin eine Ähnlich-

keit mit der Luise entdecken, die sich bekanntlich hier und da vor den zu handgreiflichen Demonstrationen bei Nacht und Nebel versteckt: so meinen sie, Dr. Beyschlag solle sich den Antworten, die er aus katholischem Lager erhalten könnte, wenig gewachsen fühlen. Zum Glück erscheinen diese „Blätter" erst nach so vielen Wochen, daß wir hoffen, bis dahin sei die tiefe Bescheidenheit oder die nicht unbegründete Furcht des wackern Professors bereits in etwas verdampft und verraucht, und er habe bis dahin die katholische Presse aus seinem Index librorum prohibitorum gestrichen.

Übrigens bemüht sich der „berühmte Redner" sehr, die Redekunst Fräulein Luisens nachzuahmen, in einer gewissen Vernachlässigung der Logik, in einer vornehmen Ignorirung unliebsamer Thatsachen, in einer durchaus primitiven Geschichtskenntniß, vor Allem aber in blindem Eifer, in der furia feminina. Der Gegner jedoch, auf den Beide anstürmen, ist verschieden. Luise will die gesammte sociale Ordnung stürzen, sie will den Weltplan Gottes verbessern; darum soll es keine Obrigkeit und keine Regenten, keine Unterthanen und Gehorchenden geben, keine Reichen, keine Armen, keine Gebote und kein Gesetz. Herr Professor Beyschlag dagegen schließt sich mehr dem Scherbendoctor Schlottmann an und dem confusen Dr. Jacobi. Diese drei edeln Telle der Universität Halle haben sich zusammengethan in dem schwellenden Hochgefühl und in dem gebieterischen Bewußtsein ihres Berufes, mit ihren Herkules-Schultern die wankenden Mauern Wittenbergs gegen den antichristlichen Romanismus und gegen die grundbösen Katholiken zu stützen; sie wollen den Katholicismus mit Stumpf und Stiel ausrotten, vertilgen. Namentlich fühlt Dr. Beyschlag in seinen stärkeren Lungen die Eigenschaften einer Trompete Jericho's, vor deren Getön die festen Zinnen Roms zusammenstürzen werden.

Dr. Beyschlag also hat am 23. Oktober auf dem vierten Vereinstag der „landeskirchlichen evangelischen Vereinigung" oder in der „evangelischen Mittelpartei" seine Rede geredet über das Thema: „Was ist Rom gegenüber der evangelische Christ seiner Kirche und seinem Vaterlande schuldig?" Lange vorher hatte er das große rednerische Ereigniß in den Zeitungen dieser Partei ausposaunen lassen. Das Ereigniß ist in der That so groß, daß gewaltige Vorzeichen und Naturerscheinungen dasselbe vorherverkündeten, begleiteten und ihm nachfolgten: der hohe Norden hüllte sich in ein Nordlicht, ein großer Komet mit mächtigem Schweif erschien am nächtlichen Himmel, verheerende Überschwemmungen folgten in halb Europa, der Föhn wüthete auf Grindelwald, Orkane zerstörten die Städte auf den Philippinen. So kann denn Dr. Beyschlag mit mehr Wahrheit als Soliman der Prächtige ausrufen: „Als ich auftrat, hat die Welt gezittert."

Keinem der versammelten ehrwürdigen Gottesmänner fiel es ein, zu fragen, ob es nicht besser und nothwendiger wäre, das Thema zu besprechen: „Wie ist Einheit in die arg zerklüftete evangelische Union und in ihre vielen Parteien zu bringen?" Dr. Beyschlag kannte seine Pappenheimer, er wußte, daß ein Tamtam gegen die katholische Kirche nie seine Wirkung verfehle, daß der „gesunde Haß gegen Rom" der beste Bindekitt sei zur Vereinigung

der widerhaarigsten Elemente. So wurde denn der Inhalt seiner Rede von der Predigerschaft der Mittelpartei als Programm ihres Handelns und Strebens, ihrer Hoffnungen und Wünsche hingenommen. Es lohnt sich darum der Mühe, zu vernehmen, wie der Herr Professor in seiner furia neben der Wahrheit, dem gesunden Menschenverstand, dem Recht und der Billigkeit vorbeigeschlagen hat.

Ein schwarzes Gespenst geht um in der Wohnung des Herrn Professors, welches ihn aufschreckt in schlaflosen Nächten; es ist die Möglichkeit eines modus vivendi zwischen Rom und Wittenberg, ein Zusammengehen evangelischer Christen mit den erzfeindlichen Katholiken im Kampfe gegen den Unglauben, den Materialismus, den Naturalismus und Socialismus. Ein solcher Bund ist ihm ein Greuel vor dem Herrn. Er entrüstet sich daher, wenn ein Jünger des Catechismus romanus von den Evangelischen als von einer „Schwesterkirche" redet. Auch uns gefällt der Ausdruck nicht; Dr. Beyschlag indessen bestreitet nicht mit uns die Schwesterschaft der beiden Kirchen überhaupt, sondern er behandelt die römische als eine unwürdige, verkommene, bluttriefende Schwester. „Wäre die Schwesterhand, in die wir einschlagen sollen, nur nicht so blutgefärbt, daß wir mit Lady Macbeth ausrufen müssen: ‚Alle Wohlgerüche Arabiens versüßen diese kleine Hand nicht mehr.'" Freilich, wenn es gilt, aus dieser blutgefärbten Hand schwere Steuern zu empfangen, wenn sie den Blutzins an Rekruten entrichten soll, dann erscheint sie gerade rein genug, und Arabiens Wohlgerüche sind nicht nöthig zur Desinficirung: aber einschlagen in diese Hand zum Bürgerfrieden, zum Wohl des gesammten Vaterlandes — nimmermehr, dagegen schleudert die fromme Mittel-Predigerschaft Interdict und Bann.

Der Herr Professor wird nun sehr tragisch, wenn er die blutgefärbte Hand beschreibt; ein „zahlloses Geisterheer" läßt er aufmarschiren, daß es kalt und gruselnd alle Anwesenden überläuft. Seine magische Laterne zeigt „300 000, die allein in Spanien im Rauche der Scheiterhaufen und in den Kerkern der Inquisition erstickt sind, Myriaden von Glaubensgenossen in Italien, die sie erwürgt hat, die Opfer der Bluthochzeit und der Dragonaden". Es ist merkwürdig, daß diese Professoren von Halle, einer nach dem andern, so wie sie auftreten, Dr. Schlottmann, Dr. Jacobi und jetzt wieder der „berühmte Redner", von Geschichtskenntniß so blutwenig besitzen. Schon früher haben wir (s. diese Zeitschrift, 1882, Bd. XXIII. S. 208) die geschichtlichen Stümpereien Schlottmanns gewürdigt; wir haben den Verfasser des Erasmus redivivus aufgefordert, zu beweisen, daß der sel. Peter Arbues, den er einen Blutmenschen schalt, einen einzigen Menschen zum Tode verurtheilt habe; wir haben diese Aufforderung ihm persönlich zugeschickt mit Namensunterschrift. Herr Schlottmann hat es vorgezogen, zu schweigen, natürlich in dem beschämenden Gefühl, daß er hier wieder Scherben aufgerafft; daß der Herr Professor seinen Irrthum schweigend bekennt, ist zwar schön; aber schöner und ehrenhafter wäre es, öffentliche Falschheiten auch öffentlich zu widerrufen.

Nach alledem hat Professor Beyschlag noch den Muth, die ebenerwähnten

Schaudermärchen dem Erasmus redivivus nachzuerzählen und einer hohen Prediger-Versammlung vorzutragen. „Doch wer lernt aus der Geschichte?“ fragen nun auch wir mit Herrn Beyschlag; jedenfalls, wie der Augenschein lehrt, keiner dieser genannten Professoren von Halle. Aber auch nach den in Berlin versammelten Gottesmännern schauten wir vergeblich forschend aus, ob keiner zweifelnd frage: „Sind denn diese haarsträubenden Geschichten wahr und wissenschaftlich begründet?“

Woher zunächst hat Dr. Beyschlag seine Ziffern genommen, die 300 000 in Spanien, die Myriaden von Glaubensgenossen in Italien? Hätte er doch gleich 30 Millionen gesetzt und, statt Spanien und Italien zu nennen, gleich mit Zedlitz citirt:

„Und die im tiefsten Norden
Erstarrt in Schnee und Eis,
Und die in Welschland liegen,
Wo ihnen die Erde zu heiß,
Und die der Nilschlamm decket
Und der arabische Sand. . . .“

Das Papier hätte das Alles ebenso geduldig angenommen und die sehr gelehrte, sehr urtheilsfähige Versammlung wahrscheinlich ebenso blindgläubig verschluckt. — Wir selbst wollen indessen so galant sein und diese Zahlen ohne Nergelei so zulassen, wie Herr Beyschlag sie bietet. Aber sogar einem Professor von Halle sollte es nicht unbekannt sein, daß der Gerichtsbarkeit der Inquisition anheimfielen: die Gotteslästerer, Zauberer, Sodomiten, verkappte Juden, die unter christlicher Larve gottesräuberische Handlungen begingen, Kirchendiebe, Sacramentsschänder, Meineidige, kurz die traurigsten und schmählichsten Verbrecher. Wenn nun der Herr Professor Beyschlag alle diese Menschen als liebe Glaubensgenossen beansprucht und beweint, so wollen wir ihm natürlich diese Ehre nicht streitig machen; ehrliche Protestanten werden sich aber doch dafür bedanken, daß das „Evangelium“ solche Früchte zu Hunderttausenden und Myriaden gezeitigt.

Die Bluthochzeit und die Dragonaden haben mit der römischen Kirche gar nichts zu thun; das waren politische und tyrannische Acte absoluter Könige. Es wundert uns gerade nicht, daß diese Sachlage der Dinge über den Horizont der Geschichtskenntniß Dr. Beyschlags hinausliegt. Derselbe hat aber gnädigst und großmüthigst zu erklären geruht, er würde die Todten ruhen lassen, diese alten Thatsachen nicht aufwärmen, wenn die römische Kirche auch nur durch ein einziges Wort der Reue und Buße diese Frevel gesühnt hätte. Wir aber fragen den „berühmten Redner“: Weßhalb soll die Kirche die Frevel der Könige und Regenten bereuen und sie durch Buße sühnen? Herr Beyschlag hat wahrscheinlich noch nie ein katholisches Geschichtswerk gesehen, sonst hätte er gefunden, daß Bluthochzeit und Dragonaden kräftig verurtheilt und mißbilligt werden. Da also würde er das von ihm geforderte Wort der Sühne von Seiten der Römischen finden. Warum aber spricht der Herr Professor nicht auch von den Tausenden Katholiken, die in

England, Irland, Schweden, Holland, Ungarn u. s. f. grausam gefoltert, gehängt, geviertheilt, ausgehungert oder sonst barbarisch getödtet wurden? War hier sein Latein zu Ende?

In der Geschichte also könnte Dr. Beyschlag wie sein Freund Schlottmann von den Seminaristen noch Vieles lernen. In der Gegenwart ist er aber nicht besser zu Hause. Darum hat er in Berlin die Herren Prediger mit folgender Ungeheuerlichkeit angepredigt: „In unseren Tagen hat das Vaticanum es fertig gebracht, den Papst aussprechen zu lassen: ‚Die Tradition bin Ich, die Kirche bin Ich, die Wahrheit bin Ich.‘ ‚Wenn Du denkst, so denkt Gott in Dir, Du bist neben dem Gottmenschen und dem Altarssacrament die dritte Incarnation der Gottheit.‘ Das sind authentische Aussprüche an den Papst.“ Wo und in welcher Hallucination der Mann diese Blasphemien nur gelesen oder erdacht haben mag? Im Vaticanum steht natürlich kein Wort davon. Dennoch entstand in der gottesfürchtigen Versammlung kein „allgemeines Schütteln des Kopfes“, wie einst beim Examen des „Candidaten Jobses“. Keinem der Prediger fiel es ein, die mit Aplomb servirten Citate zu bezweifeln, oder auch nur den lateinischen Text der haarsträubenden Stellen zu verlangen. Herr Beyschlag hatte unmittelbar vorher darüber sich geärgert, daß die Synode von Trient den Jesuitenorden mit seinem Cadavergehorsam geboren und großgezogen habe. Welche Cadavergläubigkeit setzt nun derselbe Herr Doctor bei seinen hochgelahrten Zuhörern voraus? Gleichwohl hat er sich nicht verrechnet; denn diese lauschten zu mit einer Naivität, wie ein Kind bei den Märchen seiner Amme. Mit solcher Waare also bedient man nicht nur das einfache Volk, sondern eine ganze Schaar theologisch gebildeter Männer, wie doch diese Prediger sein wollen und sein sollten. Und so wird verfahren, nachdem Freund Schlottmann so salbungsvolle Predigten in seinem Erasmus redivivus über den Inhalt und die Pflichten des achten Gebotes losgelassen.

Weiterhin macht Dr. Beyschlag der römischen Kirche zum Vorwurf, sie habe alle besseren evangelischen (d. h. protestantischen) Regungen in ihrer Mitte erstickt. Das gerade ist ja der Controverspunkt zwischen Katholiken und Protestanten, ob diese Regungen gut und heilsam, oder verwerflich und unchristlich seien. Das Ersticken dieser Regungen also zum Ausgangspunkt des Tadels gegen die römische Kirche machen, als Princip hinstellen, was erst bewiesen werden muß, das heißt man in gesunder Logik circulus vitiosus. Für einen geschulten Universitätsprofessor aber ist es keineswegs ehrenvoll, in solchen circulis sich ertappen zu lassen.

Auch den innern Hader unter den Protestanten bespricht der „berühmte Redner“ ganz oberflächlich; das aber ist eine Sache, die uns kalt läßt, weil sie uns nichts angeht. Ob sie die Irrgänge der Freiheit geduldig tragen, wie Dr. Beyschlag anräth, oder nicht; ob eine Summe von Kirchenlehren oder nur „die vertrauende Hingabe an den einen Herrn des Heils“ (der Name Christus wird sorgsam vermieden) im Sinne Dr. Beyschlags zum Wesen ihres Glaubens gehöre, das ist ihre Sache; sie haben ja die Freiheit, ihren Glauben zuzustutzen, wie es ihnen beliebt; denn jeder Einzelne hat das Recht

der freien Forschung. Wir jedenfalls fühlen die Lust nicht, ihre Angelegenheiten zu regeln, wie sie stets ein Bedürfniß haben, die katholische Kirche zu schulmeistern und über diese Synoden abzuhalten. Wollen sich Christusgläubige und Christusläugner als Brüder Eines Glaubens umarmen, so ist das wieder ihre Sache; Herr Beyschlag würde dann freilich den von ihm so sehr ersehnten Trost haben, Tausende, die jetzt als Ungläubige gelten, als Brüder im Glauben zu erkennen. Vielleicht finden dann auch noch Mormonen und Türken in absehbarer Zeit freundliche Aufnahme in dem großen Schafstall, wenn diese selbst sich nicht zu widerborstig dagegen zeigen.

Der eigentliche Zweck und der Schwerpunkt der Beyschlag'schen Rede betrifft aber das politische Gebiet. Dr. Beyschlag will, daß selbst in politicis keine Einigung sei zwischen conservativen Protestanten und Katholiken. „Vaterlandsfreunde sollten mit ausgesprochenen Vertretern römischer Grundsätze in vaterländischen Dingen niemals einen Bund flechten." Also in der Frage des Tabakmonopols, der Steuern und des Militärs, der Arbeiterversicherungen, der Zölle, der zwei- oder dreijährigen Kammerberufung u. dgl. ist der evangelische Christ es dem Vaterlande schuldig, nie mit den Katholiken zusammen zu gehen. Das also ist der Witz, der einem Professor von Halle in den Kopf gefahren ist: ewiger Hader, ewige Zwietracht bis in die kleinsten Dinge hinein soll im Deutschen Reiche systematisch zum Princip erhoben werden. Und der Mann, der vor einer gebildeten Versammlung solches Zeug schwätzt, nennt sich einen Vaterlandsfreund und möchte sich zum Rathgeber der Regierung aufdrängen, die ohne ihn und seinen Rath in Gefahr ist, falsche Wege in gewissen Stunden der Schwäche einzuschlagen.

Ein echter Mittelpartei-Redner muß den Grad seiner Befähigung besonders durch Klagelieder bewähren. „Durch die preußische Verwaltung," so wird lamentirt, „geht ein breiter Strom von Unwissenheit und Charakterschwäche dem Romanismus gegenüber." Der preußische Staat hat bisweilen schwache Stunden im Verhältniß zur römischen Kirche, und doch weiß der große Staatsmann Beyschlag, „daß ein wirklicher Friede mit Rom unmöglich ist". Es ist tief zu beklagen, daß die 15 Millionen römischer Katholiken mehr Rücksicht vom Staate genießen, als die wenigen Hunderte lieber und getreuer Altkatholiken. Darum auf, ihr Vaterlandsfreunde alle: „Es gilt heute, des Staates müde Hände und wankende Kniee zu stärken und ihm zuzurufen: Opfere nicht die große ernste Zukunft, nicht die Sache für den Schein." Ein solcher Beyschlag'scher Ruf, mit polyphemischen Lungen ausgeschrieen, wird sicher den preußischen Staat retten und „die wankenden Staatskniee" stärken. „Wir sind dem Staate und unserer Kirche Protest schuldig gegen das Paritätsprincip." „Die evangelische Kirche hat das Recht, zu fordern, anders vom Staate behandelt zu werden, als die katholische." Und warum denn nicht? Sind denn die Katholiken nicht als Heloten, als Parias, als Sklaven der Evangelischen in den preußischen Staat eingetreten? Ist das nicht eine Anmaßung von ihnen, Parität mit den Protestanten, gleiches Recht und gleiche Behandlung mit ihnen zu beanspruchen? Freilich hat man mit ihnen Verträge geschlossen, man hat ihnen Freiheit der Religion, Gleichstellung mit

den Protestanten versprochen und beschworen; was verschlägt aber das? „Der evangelische Christ (der Mittelpartei) ist seiner Kirche und seinem Vaterlande schuldig", alles das für nichts zu achten; denn sein omnipotenter Staat darf und soll über Recht und Versprechen den obscuranten, staatsfeindlichen Katholiken gegenüber wegschreiten.

Solche Staatsweisheit also wird unter dieser Zunft von Professoren gezüchtet und großgezogen. Ob wohl der Fanatismus der französischen Bacchantin Luise Michel weiter reicht, als der des Herrn Predigers und Professors Beyschlag? Der Bericht aber fügt hinzu: „Allgemeinster Beifall folgte dem ergreifenden Vortrage, für den die Versammlung ihren Dank durch Aufstehen bekundete." Und warum auch nicht? Zahlen denn die Katholiken ihre schweren Steuern für etwas Anderes, als um sich von den durch ihr Geld genährten Professoren abkapiteln zu lassen? Schade ist es, daß der „berühmte Redner" Homers, der

„frechmaulige Thersites, der ewige Schwätzer,
der sich verstand auf viel und ungebührliche Worte",

zu früh gestorben ist; er würde sicher in den gegenwärtigen romfeindlichen Versammlungen mitschreien. Ob er indessen gegen deren Redner die Concurrenz aushalten könnte?

R. B.

